Katholischer
Anekdoten-Schatz

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Zweiter Band:

Tugend-Garben.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1855.



Tugend-Garben.

Ein
katholisches Anekdoten-Büchlein
zur
Unterhaltung und Belehrung
für
alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben
von
A. Hungari.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1855.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Das allerheiligste Sakrament des Altars.

Das heilige Kreuz des Erlösers.

Ave Maria!

Echte Frömmigkeit.

Werke der Frömmigkeit.

Der heiligste Name Jesus.

Buße und Gnade.

Die Erziehung.

Aus der Familie.

Tiara und Mitra.

Aus der Seelsorge.

Fürsten-Kronen.

Frauen-Zierde.

Religiöses Still-Leben.

Martyrer-Fahnen.

Blumen aus der Wüste.

Aus dem Kloster.

Sinniges und Gemüthliches.

Merkwürdige Geschichts-Stationen.

Dichter und Künstler.

Werke der Barmherzigkeit.

Bunte Welt.

Aus der Revolution Frankreichs.

Krieg und Sieg.

Wundersames.

Aus den Missionen.

Krankentröster und Kreuzträger.

Die Stunde des Todes.

Verbesserungen.

Seite 91. Zeile 15 von Oben lese man gefälligst: — ruft wie durch ein Sprachrohr statt ruft durch sein Sprachrohr.
„ 150. „ 17 von Unten — Valencia statt Palencia.
„ 324. „ 6 von Oben — Livres statt Livers.
„ 342. „ 4 von Oben — werde statt werden.
„ 343. „ 3 von Oben — läutet statt läntet
„ 408. „ 11 von Oben — Nur einer Dame statt Nur eine Dame.
„ 444. „ 15 von Oben — anflehen statt anflehte.
„ 470. „ 9 von Unten — Auf dem Bilde war Petrus statt Auf dem Bilde Petrus.

Tugend-Garben

in

katholischen Anekdoten.

1. Die Brust eines Martyrers als — Altar.

Der heilige Lucian, zu Samosata in Syrien von reichen und christlichen Eltern geboren, vertheilte nach dem Tode derselben seine ganze Erbschaft unter die Armen, begab sich dann zu dem heiligen Abte Makarius nach Edessa, um unter dessen Geleit mehr und mehr in der Erkenntniß und Liebe Gottes zu wachsen und Christo Jesu gleichförmig zu werden.

Wirklich brachte er es durch den sorgsamsten Unterricht seines Abtes und durch das beständige Lesen und Betrachten der heiligen Schrift und der Kirchenväter so weit, daß ihn der Bischof von Antiochia, wohin er später gekommen, zum Priester weihte, und ihm die Erklärung der heiligen Schriften übertrug. Ruhelos war sein Eifer im christlichen Unterricht an die Gläubigen und Irrgläubigen.

Durch den ausgebreiteten Ruf seiner Gelehrsamkeit und seines rastlosen Strebens in der Ausbreitung des Christenthums wurde er dem Kaiser Maximus als staatsgefährlich angezeigt, der dann auch den Befehl gab zu Lucian's Gefangennehmung.

Zu Nikomedia suchte der Kaiser selbst den apostolischen Mann zuerst durch allerlei Lobsprüche und Gunst-Verheißungen, dann aber durch grausame Peinigungen zum Abfalle von seinem Heiland zu bewegen. Lucian verharrte jedoch in seinem Bekenntnisse: „Ich bin ein Christ!"

Da schloß man ihn in ein schauerliches Gefängniß ein, zerfleischte mit den grausamsten Geißelschlägen seinen ganzen Körper, warf ihn dann zu Boden auf spitzige Scherben, die sein Lager bildeten, und verurtheilte ihn zum Hungertode. Aber er rief inmitten all dieser Qualen: „Ich bin ein Christ!" —

Mehrere Tage hatte der Bekenner bereits, ohne im Mindesten zu wanken, im Gefängnisse geschmachtet. Es ließ nun der Kaiser einen mit dem Fleische der Opferthiere beladenen Tisch vor ihn hinsetzen, um den Hungernden zum Genusse zu reizen. Lucian wollte aber lieber sterben, als durch den Genuß desselben an seiner Seele ewigen Schaden zu leiden. Mit Abscheu wandte er sein bleiches Antlitz von dieser Versuchung ab, und stammelte leise: „Ich bin ein Christ!"

Seine Schwäche nahm nun mit Riesenschritten zu und ward so groß, daß seine Mitgenossen, die ihn im Kerker besuchten, fürchteten, er werde das nahe Fest der Erscheinung des Herrn nicht mehr erleben. Es geschah aber doch, wie er sie versicherte. Er brachte an diesem Tage (denn man gab ihm für sein letztes Stündlein, als Gnade, ein Stück Brod und einen Becher voll Wein), auf das Verlangen seiner Mitbekenner noch das heilige Opfer dar und reichte ihnen die heilige Kommunion. Bei dieser hochheiligen Feier des Geheimnisses des Todes Jesu Christi hatte er jedoch keinen Altar; und er, der auf dem Boden lag und sich nicht mehr vor Schwäche erheben konnte, entblößte mit Einemmal andachtsvoll seine wundenbedeckte Brust, legte auf sie Brod und Wein, opferte und consekrirte dann, und sprach zu den umher knienden Brüdern: „Meine Brust soll der Altar, und Ihr sollet der Tempel sein!“ — Es war ein hehrer Augenblick, als der erschöpfte Dulder so das Sakrament bereitete und spendete. Alle zerflossen in Thränen und gelobten die festeste Treue gegen Jesus Christus.

Am folgenden Tage war Lucian so entkräftet, daß sein Athem kaum noch bemerkbar gewesen. Der Kaiser schickte noch einmal seine Diener in's Gefängniß, um ihn wiederholt zum Abfalle vom Glauben an den Erlöser zu bewegen. Er indessen, die Hände über die Brust gekreuzt, ein heiteres Lächeln im Antlitz und fromme Sterbeseufzer auf den Lippen, sprach ganz leise: „Ich bin ein Christ!“ und gab nach diesen Worten seinen Geist auf — im Jahre 312.

Sein Leichnam wurde, um ihn der Verehrung der Gläubigen zu entziehen, in's Meer geworfen; die Fluthen spülten ihn aber an's jenseitige Ufer, worauf er zu Helenopolis von den Christen mit aller Ehrerbietigkeit begraben wurde. —

---

2. Sorge für den Empfang der heiligen Kommunion.

Anna Eleonore von Mantua, römische Kaiserin und Gemahlin Ferdinand's II., pflegte noch bei Lebzeiten ihres durchlauchtigsten Gemahls jeden Sonntag, und während ihres Wittwenstandes Dreimal die Woche — das göttliche Altarssakrament mit inbrünstiger Andacht zu empfangen; und wiewohl sie keine aus den Damen ihres Hofes verpflichtete, ihr weder hierin noch in ihren strengen Bußwerken nachzufolgen, so ahmten doch viele ihr Beispiel nach. So ernstlich aber wachte sie, daß ihre Umgebung wenigstens

Einmal im Jahre nach dem Gebote der Kirche die Sakramente des Heils empfing, daß sie den gemessensten Befehl gab, Keinem der Ihrigen das Oster-Quartal der Besoldung auszubezahlen, wofern er nicht, mit der Quittung dem Zahlmeister zugleich auch den Beicht-Schein übergebe. Und von dieser Verordnung waren nicht einmal ihre Almosenpfleger und die Priester ihrer Kapelle ausgenommen, indem sie sprach: „Niemand kann es übel nehmen, wenn bei einem allgemeinen Gesetze keine Ausnahme stattfindet." —

3. Oefterer Empfang der heiligen Kommunion.

Der Herzog von Burgund, Mitregent des Königs von Frankreich, Ludwig's XIV., ging wenigstens alle vierzehn Tage zur heiligen Kommunion, und zwar mit einer Geistessammlung und Demuth, die alle Anwesende in Erstaunen und Andacht versetzte. Dabei trug er allzeit das Band und die Kleidung des heiligen Geist-Ordens, als wollte er dadurch seiner Anbetung und Huldigung gegen Gott im allerheiligsten Sakrament des Altars eine noch größere Feierlichkeit ertheilen. —

4. Die blühenden Wangen.

Die heilige Maria von Mallye, die Tochter eines Edelmannes in Frankreich, besuchte regelmäßig eine Klosterkirche und wohnte allen Gebeten bei, welche hier bei Tag und Nacht zu den vorgeschriebenen Stunden gehalten wurden. Vor größeren Festtagen aber verrichtete sie die ganze Nacht hindurch in der Kirche vor dem allerheiligsten Sakrament ihre Andacht; wenn ihr Leib dabei von Müdigkeit überwältigt wurde, so schlief sie ein wenig auf der steinernen Stufe des Altares. Sie war gewohnt, so lange und viel auf den Knieen zu beten, daß ihre Kniee eine ganze dicke, harte Haut bekamen, dergleichen man gewöhnlich an den Fußsohlen hat. Wenn sie nun zum heiligen Abendmahle ging, war sie in Folge ihrer strengen Lebensweise bleich und wie todt anzusehen, vermuthlich auch wegen tiefster Ehrfurcht; sobald sie aber die heilige Kommunion empfangen hatte, röthete sich ihr Antlitz wie eine Rose im Mai. Von göttlicher Liebe entzündet, quellten dann Thränen aus ihren Augen, und süße Lieder und Lobgesänge stiegen aus ihrer Seele auf, die man in ihren Schriften später aufgefunden hat. —

5. Visionen nach dem Empfange der heiligen Kommunion.

Die heilige Franziska Romana, Stifterin der „Oblaten von Tor di Specchi," empfing stets mit der würdigsten Vorbereitung und innigsten Andacht die heilige Kommunion, und wurde dafür gar oft mit den herrlichsten Gesichten von Gott, gleichsam wie zur Belohnung, begnadet.

1. Nachdem Franziska eines Tages in Santa Maria zu Trastevern kommunicirt hatte, sah sie im Himmel einen hocherhabenen Thron, auf welchen die heiligste Menschheit unseres Herrn sich niedergelassen; der Herr hielt die Arme gekreuzt und ein unermeßlicher Glanz strahlte aus jeder seiner Wunden. — Während von dieser Vision die Heilige ihrem Beichtvater Don Giovanni Mattiotti Rechenschaft gab, bemerkte er über ihrem Haupt eine glänzende Flamme, aus der eine Menge von Lichtstrahlen hervorschossen. —

2. Ein anderes Mal nach der heiligen Kommunion wird Franziska verzückt und in eine weite blüthenreiche Ebene geführt. Inmitten derselben befindet sich unser Herr in der Gestalt eines weißen Lammes. An seiner Seite steht ein junger, schöner Mann, begleitet mit einer Dalmatica, ähnlich denen, welche die Diakonen in der Kirche tragen, und sein Haupt schmückt ein wohlduftender Kranz. Eine Masse Individuen, alle schön, alle mit Blumen gekrönt, umgeben das Lamm, und jedes ist von einem Engel begleitet, ähnlich dem in der Dalmatica. Der junge Mann giebt das Zeichen zu einem ernsten und bescheidenen Reigen, dem sich die ganze Versammlung anschließt; sie gehen und kommen vor den Herrn, und jedesmal verneigen sie sich tief und sagen Dank für die Erlösung.

Unterdessen sieht Franziska aus dem Berge, auf welchem das Lamm thront, fünf Ströme in verschiedenen Farben hervorfluthen. - Die Anwesenden gehen, ihren Durst zu stillen und fordern Franziska auf, ein Gleiches zu thun; sie gehorcht und fühlt sich von Freude und ganz unaussprechlicher Zufriedenheit durchdrungen.

Darauf naht sich ihr der Jüngling in der Dalmatica und sagt zu ihr:

„Diese fünf Ströme stellen die fünf Wunden des Erlösers des Menschengeschlechtes vor, und ihre fünf Farben haben eine mystische Bedeutung.

Der erste Strom ist roth, um uns an die brennende Liebe Jesu zu erinnern, der sein Blut vergossen, um zu retten, was verloren war.

Der zweite Strom ist weiß, und zeigt das Bild der Unschuld und Reinheit an, die den Menschen durch das Verdienst des Leidens unseres Herrn wiedergegeben worden.

Der dritte Strom ist grün, weil wir durch das Verdienst des Blutes von dem mensch=gewordenen Worte die Hoffnung für das ewige Leben haben.

Der vierte Strom ist blau, als das Sinnbild des vollkommenen Gehorsams des Sohnes Gottes, der sich dem Tod am Kreuze hingegeben, um den Willen seines Vaters zu thun. Diese Tugend ist der wahre Schild der Getreuen Jesu Christi; durch ihn bemächtigen sie sich aller Früchte seines Leidens.

Der fünfte Strom hat die Farbe des Diamanten, um uns zu erinnern, daß der starke, reine Glaube die Seele erhebt, sie in Gott allein ruhen läßt und ihr niemals erlaubt, sich von dem höchsten Gute zu trennen." —

3. Eines Tages sah die heilige Franziska, nach dem Empfange der heiligen Kommunion, mitten in einem glänzenden Lichte den König der Glorie auf einem herrlichen Throne sitzen. Ueber ihm ist eine ungeheuere Flamme, das Sinnbild der göttlichen Liebe. Eine Stimme tönt aus dem Feuer und befiehlt ihr, sich mit dieser Liebe vollkommen zu vereinigen.

Einige Zeit nachher führt sie der heilige Johannes der Täufer zu den Füßen desselben Thrones. Die heilige Jungfrau Maria sitzt bei ihrem Sohne. Die Patriarchen und Propheten, die Apostel und Martyrer, die Jungfrauen und Bekenner bilden das Gefolge des Erlösers und danken ihm, daß er sie wiedererkauft hat. Die himmlischen Geister bereiten einen kostbaren Altar. Jesus Christus steigt unter Engelsgestalt auf denselben. Aus allen Wunden, welche ihm die Liebe und der Gehorsam geschlagen, strömt eine kostbare Flüssigkeit hervor. Der heilige Petrus, mit dem priesterlichen Gewand angethan, theilt sie unter die Anwesenden aus; der Vorläufer des Herrn führt Franziska zu dem Altar und der Apostelfürst giebt ihr auch diese himmlische Nahrung. Und der Herr selbst spricht zu ihr und ermahnt sie zu beständiger, inniger Liebe, indem er ihr seine Liebe, seine Leiden und seine Erniedrigung in's Gedächtniß ruft. „Ich bin," sagt er zu ihr, „das Feuer, das entzündet, aber ohne die Herzen, welche mich lieben, zu verbrennen. Ich steige von meinem Thron, um mich mit der Seele, die mich liebt, zu vereinen; aber sie muß rein sein, denn meine Gottheit kann in einem unreinen Orte nicht wohnen. Die Seele, die mich liebt, will mit mir immer vereint bleiben, und sie wird demüthig, indem sie ihr eigenes Nichts betrachtet.

Ich suche, ich erhebe, ich nähre und stärke die Seelen in der heiligen Eucharistie; die Bedingungen wahrer und reiner Liebe sind: die Demuth, die Hoffnung und der Gehorsam." — —

Während dieser Vision kniete Franziska am Altar und ein herrlicher Wohlgeruch, ähnlich dem Dufte von Lilien und Rosen verbreitete sich über die ganze Kirche. —

6. Die Anbetung des Allerheiligsten.

Amalia, römische Kaiserin und Gemahlin Joseph's I., hielt unabläßig ihre Gedanken auf Jesus, den Gekreuzigten, gerichtet, dessen Lehre ihre geistige Nahrung war; und beständig trachtete sie, alle ihre Handlungen nach diesem göttlichen Vorbilde zu ordnen. — Tief hatte die unendliche Liebe ihr Gemüth erfüllt, in welcher unser göttlicher Heiland das allerheiligste Sakrament seines Leibes und Blutes einsetzte, und mehrere rührende Betrachtungen hatte sie über dasselbe verfaßt, um sich stets zur Dankbarkeit für eine so große Wohlthat aufzumuntern. Auch nahte sie sich diesem göttlichen Geheimnisse stets mit einer Vorbereitung und Andacht, als wäre es das letzte Mal in ihrem Leben. — Nie ließ sie eine Gelegenheit vorübergehen, Jesu in seinem göttlichen Sakrament ihre innigste Liebe zu bezeigen. Da am grünen Donnerstage das heiligste Sakrament ausgesetzt ward und bis Sonnabend nach Mittag ausgesetzt blieb, brachte sie diese zwei Nächte in beständigen Gebeten und Betrachtungen vor demselben zu, und vergönnte sich keine andere Erholung, als daß sie höchstens zwei Stunden in ihrer Kleidung sich auf ein Ruhebett niederlegte; und was auch ihre Aerzte gegen eine solche Strenge einwendeten, die ihrer schwächlichen Gesundheit leicht hätte schaden können, so vermochten sie hierin dennoch Nichts über sie. „Laßt mich bei meinem Heiland und Seligmacher!" rief sie und Alle mußten verstummen. —

7. Die treue Wächterin vor dem Tabernakel.

Die gottselige Margaretha Maria von Allacoque, Nonne der Heimsuchung Mariä, war von dem Feuer der innigsten Liebe zu dem Bräutigam ihrer Seele, Jesus Christus, durchgluthet. Nichts fand sie deßhalb vergleichbar mit der Glückseligkeit, dort bei den Füßen des Erlösers sich aufzuhalten, der aus Liebe zu uns Menschen wesentlich auf den Altären der Kirche in seinem göttlichen

Sakramente wohnt. Dieß Wunder der unendlichen Liebe zu den Menschen erweckte in ihrem Herzen Empfindungen der zartesten Gegenliebe und Dankbarkeit. Ihr ganzer Trost bestand darin, in der Kirche vor diesem hochheiligen Sakramente zu verweilen. Alle freie Augenblicke brachte sie daselbst zu, und unser Herr zog sie so mächtig an diese gnadenreiche Stätte, daß sie einen unaussprechlichen Schmerz empfand, wenn sie diesem innerlichen Zuge, wie wenig immer, je widerstrebte. Nicht minder auch litt sie, wenn sie sich entfernen mußte, um anderen Geschäften ihres Berufs abzuwarten. Es wollte sie bedünken, als theilte oder zerrisse man ihr Herz, wenn sie von diesem Heiligthum ihrer Liebe scheiden mußte. Inbrünstig wendete sie sich dann an ihren göttlichen Bräutigam, und flehte ihn mit süßen Worten an, mit ihr zu kommen, wohin der Gehorsam sie beriefe, und sie nicht zu verlassen, indem sie selbst **Ihn** nur verließe, um ihm zu gehorchen und wohlzugefallen.

Da sie an den Festtagen nicht mit den allgemeinen Arbeiten des Hauses beschäftigt war, brachte sie beinahe den ganzen Tag in der Kirche zu, hingestreckt vor dem Allerheiligsten, ohne je zu ermüden; ja sogar ohne im Geringsten von der tiefen, innerlichen als äußerlichen Sammlung, oder vielmehr ihrer Selbst-Vernichtung, abzulassen, worin sie gleichsam aufgelöst schien. Immer lag sie auf den Knieen, mit gefalteten Händen, unbeweglichem Körper und ohne Stütze, trotz ihrer großen Kränklichkeit und der Schwäche, welche dieselbe verursachte. In dieser heiligen Beschäftigung waren ein Blick, nur die Zerstreuung einer Sekunde, eine bequemere oder zwanglosere Haltung — ungeheuere Verbrechen in ihren Augen, deren sie sich dann mit demüthigster Zerknirschung, Schmerz und Beschämung anklagte; und sie sühnte diese Vernachlässigungen ihres guten Hirten auch mit schweren Bußübungen, die, ihr aufzulegen, sie jedesmal die Huld der Oberin anflehte. — —

Als im Jahr 1715 auf den Befehl des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Autün eine gerichtliche Untersuchung über die Tugenden dieser ehrwürdigen Dienerin Gottes angestellt wurde, erklärten bei ihrer Aussage zwei ihrer damals noch lebenden Mitschwestern:

Margaretha Maria von Allacoque habe einmal, wenige Tage nach ihrer Wiederherstellung von einer schweren Krankheit, durch anhaltendes Bitten, und auf die Versicherung hin: „es würde ihr nichts schaden" — von der Oberin die Erlaubniß erhalten, die ganze Nacht des grünen Donnerstages, diesem gnadenreichen Tage der Einsetzung des heiligen Abendmahles, vor dem hochwürdigsten Sakramente zuzubringen, was man aber wegen ihrer außerordentlichen Schwäche und Mattigkeit für unmöglich hielt. Dort

nun lag sie beständig auf den Knieen mit gefalteten Händen, ohne Stütze, und unbeweglich, — bis am Morgen die anderen Schwestern sich versammelten, wo sie mit ihnen in den Chor trat, ohne irgend erschöpft oder ermüdet zu scheinen; wiewohl sie der Oberin, die deßhalb sie befragte, in Einfalt bekannte: „sie habe in dieser Nacht Vieles gelitten, weil der Herr sie habe Antheil nehmen lassen an seinem schmerzlichen Todeskampf im Oelgarten; und sie bei der Betrachtung dieses seines Zustandes hätte sterben müssen, wenn nicht Gott und seine Liebe sie am Leben erhalten hätte.“ — Die Klosterjungfrauen fügten ihrer Auskunft noch bei: Maria Margaretha habe dieß gewöhnlich jedes Jahr in dieser heiligen Nacht gethan, obgleich sie immer schwach und kränklich gewesen. Einige aus ihnen hätten sie heimlich und zwar zu verschiedenen Zeiten beobachtet, ob sie je zuweilen ihre Stellung ändere oder sich irgend eine Erleichterung gestatte; sie wäre aber immer in der nämlichen Andacht und unbeweglichen Haltung geblieben. — Als einmal eine Schwester sie fragte: wie sie so lange Zeit in einer so sehr ermüdenden Stellung ausharren könne? antwortete die Dienerin Gottes zutraulich: „Ich weiß nicht, ob ich in solcher Zeit einen Körper habe; denn die Liebe Jesu in diesem Sakrament und seine Gnade beschäftigen mich so sehr, daß ich an nichts Anderes denken kann!“ — —

Daß durch diesen hingebenden Dienst der Anbetung Jesu im hochheiligen Sakramente des Altars auch die Sehnsucht, die heißeste, nach dem Empfange der heiligen Kommunion in ihr geweckt und lebendig erhalten würde, bedarf keiner Bestätigung. In einer Schrift, in der Maria Margaretha dieses Verlangens und dieser feurigen Sehnsucht gedenkt, der heiligen Kommunion theilhaftig zu werden, oder, um in ihrem Lieblings-Ausdruck es zu sagen, — „den Gott ihres Herzens und das Herz ihres Gottes zu empfangen“ — spricht sie selbst darüber sich also aus: „Ich habe ein so lebendiges Verlangen nach der Kommunion, daß es mich bedünkt, es würde, wenn ich auf einem Wege voll Feuer und Flammen mit bloßen Füßen dazu gehen müßte, diese Mühe mich nicht abschrecken, wenn ich sie mit dem Schmerze vergleiche, den die Beraubung dieses einzigen Gutes meiner Seele in mir erweckt. Nichts ist vermögend, mir eine so innige Freude, die wie eine Engels-Freude beseligt, zu gewähren, als dieses Brod der Liebe. Hab' ich dasselbe empfangen, dann bleib' ich wie vernichtet vor meinem Gott; doch mit einer so himmlischen Freude, daß zuweilen — während einer halben Viertelstunde mein ganzes Inneres in die tiefste Stille versenkt bleibt, um die Stimme

Desjenigen zu hören, der allein die lieblichste Sättigung meiner Seele ist.“ — —

Diesem Maaß ihrer feurigen Sehnsucht, mit diesem Brode Gottes sich zu nähren, entsprach auch ihre Sorgfalt, zur heiligen Kommunion sich vorzubereiten. Bereits am Vorabend des Tages, an dem die Gnade dieses Gottgenusses ihr zu Theil werden sollte, war ihre Seele von dem Entzücktsein in der Erwartung schon — wie verklärt; und beinah' die ganze Nacht brachte sie in süßester Ansprache mit ihrem angebeteten Heiland, ihrem einzigen Troste, zu. Auch war es in der heiligen Kommunion, wo der Herr auf die innigste Weise sich ihr mittheilte, und die ausgezeichnetsten Liebesgaben und wundervollsten Gnadengaben ihr zum Geschenke gab, so daß sie oft sich nicht erwehren konnte vor Begeisterung auszurufen: „O Liebe! O Liebe! O Uebermaaß der Liebe eines Gottes gegen ein so elendes Geschöpf!“ — —

---

8. Die echte Quelle eines guten Rathes.

Die selige Bertha von Oberried im Elsaß hatte im Kloster Adelhausen das Ordenskleid des heiligen Dominikus genommen, und wurde wegen ihres erleuchteten Verstandes und gottseligen Wesens zu vielen Aemtern erhoben, welche sie als eine sorgfältige Martha zu großem Nutzen des Hauses verwaltete, ohne deßwegen aufzuhören, gleich Marien zu den Füßen Jesu zu sitzen und sich in jeder Weise des beschaulichen Lebens zu üben. — Einst von Einer ihrer Mitschwestern befragt: wie es nur möglich sei, bei so vielen Geschäften der Haushaltung doch immer unverdrossen in der Andacht und im Lobe Gottes zu beharren? erwiederte Bertha: „Wenn mir ein Amt auferlegt wird, so begebe ich mich zu meinem Jesus in dem hochwürdigsten Sakramente des Altares, als zu meinem einzigen Rath und Trost, meinem Herrn und Meister; und was der mir eingiebt, wie der mich lehrt und unterweist, das vollführe ich mit allem Fleiß; Er regiert mich, und durch Ihn regiere ich dann auch Diejenigen, welche mir von Ihm übergeben sind!“ —

Fürwahr, an einem guten und deßhalb gottgesegneten Regiment kann es nicht fehlen, wo Jesus der Hausvater ist! Da ist's wirklich gut sein! —

---

9. Das Gebet vor dem Allerheiligsten für einen unbußfertigen Verbrecher.

Zu Bologna, einer Stadt in Italien, steht bei dem dortigen Clarissenkloster eine Kirche; daselbst befindet sich ein Altar, auf welchem hinter einer gläsernen Umrahmung eine Gestalt sitzt, in ein graues kostbares Gewand gekleidet; Gesicht, Hände und Füße sind unbedeckt, und scheinen, wenn gleich etwas blaß, so unversehrt wie an einem lebendigen Menschen. Es ist diese Gestalt der wirkliche Leib der heiligen Katharina von Bologna, welcher bis auf den heutigen Tag unverwest geblieben, obschon seit ihrem Sterbetage beinahe vierhundert Jahre verflossen sind.

In diesem Leibe wohnte ehedessen eine von der innigsten Liebe gegen Gott und gegen ihre Nebenmenschen tief durchdrungene Seele. Besonders nährte Katharina eine stete Sorge und unbeschreibliches Mitleid mit den Sündern. Sie flehte recht viel um die Bekehrung derselben zu Gottes Barmherzigkeit, und wünschte und betete mit großer Inbrunst: daß alle Strafen der Verdammten in der Hölle auf sie allein und zwar im tiefsten Abgrunde der Hölle übertragen würden, damit durch ihre Höllenqual die anderen Verdammten befreit und gerettet würden.

Und daß dieß ihr Wünschen und Flehen recht ernstlich gemeint sei, zeigte sie auch wirklich in der That. Doch stehe aus vielen Beispielen nur eins hier:

Einst sollte ein Verbrecher hingerichtet werden; derselbe wollte aber durchaus nicht beichten; er rief vielmehr den Teufel an. Als Katharina diesen Greuel erfuhr, ward ihr für das Heil der unsterblichen Seelen so sorgsames Herz mit dem peinlichsten Kummer erfüllt. Sie ging deßhalb Abends in die Klosterkirche und brachte dort die ganze Nacht bis gegen Morgen zu, indem sie vor dem allerheiligsten Sakramente des Altars auf den Knieen lag, bitterlich weinte und inständig betete. Die Arme ausgespannt haltend, seufzte sie: „Mein Gott und Herr, ich stehe von diesem Boden hier nicht eher auf, als bis du mir jene Seele schenkst, die du mit dem Preise deines heiligsten Blutes erkauft hast! O Herr, versage sie nicht meinen vielen, obschon unwürdigen Bitten; höre auf die Stimme meines Gebetes, da ich zu dir rufe!" Und sie erhielt im Geiste den Trost, daß ihr Gebet von dem guten Hirten erhört sei. — In der Frühe kam die Nachricht, daß sich der bisher so verstockte Verbrecher in dieser Nacht zur Buße gewendet habe und den Beichtvater des Klosters begehre, dem er dann unter den Zeichen der aufrichtigsten Zerknirschung

und Reue sein Sünden=Bekenntniß ablegte. — Er war zum Feuertode verurtheilt; und man hörte ihn aus den Flammen heraus noch mehrmal den Namen „Jesus!“ ausrufen, wie ihm in einem Briefe die heilige Katharina liebevoll angerathen hatte. —

---

10. Zuerst dem heiligsten Sakramente den Besuch!

Im October des Jahres 1843 kam der Herzog von Aumale, Sohn des Ludwig Philipp, damaligen Königs von Frankreich, nach Rom. Er begab sich gleich am Tage nach seiner Ankunft zur Cathedrale Sanct Peter; er begann aber nicht alsbald, wie so manche Franzosen, Engländer und Deutsche zu thun pflegen, mit der Besichtigung des erhabenen Bauwerkes, sondern — er kniete zuerst vor dem Altare, wo das allerheiligste Sakrament aufbewahrt wird, nieder und betete den gegenwärtigen Heiland an, und wohnte darauf einer eben beginnenden heiligen Messe von Anfang bis an das Ende mit solcher Andacht bei, daß Alle, welche ihn trotz seines strengen Incognito erkannten, dadurch sehr erbaut wurden; und jetzt erst durchwanderte er zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten den Tempel. —

---

11. Das Schaffot — oder die unwürdige Kommunion.

So oft der Pater Brydaine über den unwürdigen Genuß des allerheiligsten Sakramentes des Altares predigte, gerieth er in einen heiligen Eifer, der auf seine Zuhörer den tiefsten Eindruck machte.

Nachdem er mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit, seines Talents und seines Organs wider die Schänder des Heiligthums geeifert, hielt er plötzlich inne, trat einige Schritte zurück, als wolle er sich von der um ihn versammelten Gemeinde absondern, und blickte eine Weile stumm und mit gefalteten Händen den Altar an. Plötzlich fuhr er aus der fast träumerischen Stellung auf und brach das Schweigen, indem er langsam und feierlich, mit geschlossenen Augen und gedämpfter Stimme, wie er zu thun pflegte, wenn er mit rechtem Nachdruck zu reden beabsichtigte, also begann:

„O die Blinden! die Undankbaren! was kann ich ihnen noch sagen, wenn sie nicht aus sich selbst meines Glaubens Begeisterung theilen?“

„Gott!“ fuhr er fort, indem er auf die Fußbank niederkniete, „Gott erinnert mich in dieser ihm geweihten Stunde, die für euch nicht weniger lehrreich ist, als für mich! . . . Weit von hier, ihr lieben Freunde! in einer Stadt, die ich nicht nennen darf, um nicht vor der Zeit mein Geheimniß zu offenbaren, lebte ein junger Mann von fürstlicher Geburt und von musterhaftem Wandel, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und überall im Lande sich des besten Rufs erfreute. — Da geschah es, daß mehrere junge Leute seines Alters, mit denen er durchaus in keiner Verbindung stand, sich auf eine höchst strafbare Weise gegen seine eigene Familie vergingen, wofür diese strengste Genugthuung auf gerichtlichem Wege verlangte. Es wurde also den jungen Leuten der Prozeß gemacht, in Folge dessen sie alle nach kurzer Untersuchung zum Tode verurtheilt wurden. Die Betrübniß der Stadt, in der auf öffentlichem Platze das Urtheil an ihnen vollzogen werden sollte, war tief und allgemein. Das Schicksal seiner Altersgenossen rührte aber unseren Jüngling, und da er auf keinem anderen Weg ihnen Gnade auswirken konnte, so beschloß er, hingerissen von der Güte seines Herzens, ihr Schicksal zu theilen, indem er *sich selbst* als die Quelle und den Hauptanstifter des Verbrechens angab. Er wußte es in dem Verhöre, das man mit ihm angestellt, dahin zu bringen, daß alle Schuld auf ihn fiel und alle Anderen ohne Ausnahme von der Anklage und daher auch von der Todesstrafe freigesprochen wurden. — Man bewunderte und beklagte ihn! — Allein der Buchstabe des Gesetzes und die Strenge der Formen zwangen das Gericht, wie gern es auch den Jüngling begnadigt gesehen hätte, das Todesurtheil gegen ihn zu fällen. Kein Auge blieb trocken; Alles gerieth in die tiefste Bestürzung. Die Hinrichtung soll den folgenden Tag geschehen. Da fügte die Vorsehung es so, daß, als der Henker auf dem Platz eintrifft, um das Schaffot herzurichten, er plötzlich todt vor dem versammelten Volke niederstürzt. Sogleich riefen Alle wie aus Einem Munde, dieß sei ein offenbarer Wink des Himmels, der die Begnadigung des hochherzigen Jünglings verlange. Aber umsonst! Das Gericht will nichts wissen von Gnade und heißt einen anderen Henker holen, um das Gerüst zu errichten. Allein — Niemand läßt sich dazu bereit finden. — Da plötzlich stürzt *Einer* von **den** *Jünglingen* herbei, um derentwillen der Fürstensohn das Opfer seines eigenen Lebens bringt. „„*Ihr könnet Niemand finden, um das Gerüst aufzuschlagen?*““ ruft er. „„*Wohlan, so übernehme* **ich** *es und zugleich auch die Vollziehung des Urtheils!* **Ich will sein Henker sein!**““

Denkt euch das Entsetzen und den Abscheu der Menge, als sie einen so schmachvollen Antrag hört, den gleichwohl die Richter nicht von der Hand weisen durften! . . Und kurz darauf fiel das Haupt des edelmüthigen Jünglings unter der Hand Dessen, den er mit seinem eigenen Blut erkauft hatte. — —

Was saget ihr dazu, liebe Brüder!?... Euch Alle entflammt der Zorn! Nicht wahr? . . . Aber wollet ihr jetzt wissen, wer der opferwillige Königssohn war und wie er heißt? . . . Ich glaube, ihr habet mich längst verstanden, und wisset seinen Namen bereits!... Dieser Königs-Sohn ist der **Eingeborene Sohn Gottes** und heißt Jesus Christus! . . . Ja, geliebte Christen, Jesus Christus ist es in seiner Eigenschaft als stets lebendiges Opfer im allerheiligsten Sakramente des Altars!... Und dieser Henker, der sich aus freien Stücken bereit finden läßt, die Hand an den Eingeborenen Sohn Gottes zu legen, bist **du**, o Sünder, der du das allerheiligste Sakrament des Altars **unwürdig** empfängst! Jesus Christus, dein und mein Erlöser, hatte vermöge des Testaments und des Wunders seiner Liebe ein zweites Leben für dich hingegeben. Er schien, gegen jeden neuen Tod gesichert, ruhig im Tabernakel zu wohnen! Aber nein! du, o unglückseliger Judas! hast nach seiner Auferstehung seine Todesqualen erneuert, hast durch deine Kommunion im Zustand einer Todsünde zu ihm gesprochen, wenn auch nicht mit Worten, doch durch die That, was ja noch schlimmer ist: „‚Ziehet Jesum Christum aus dem Dunkel des Heiligthums, wo er verborgen ruht unter dem Schleier der Abendmahlsgestalten, hervor an's Licht des Tages! Gebet ihn mir auf den heiligen Tisch! Ich, **ich** will sein Judas sein! **Ich** will ihn auf's Neue an's Kreuz schlagen! **Ich** will ihm mit diesen meinen Händen auf's Neue das Kreuz auf Golgatha aufpflanzen! Ich, ja **ich** will sein Henker sein!'" . . . —

Es ist das Entsetzlichste unter der Sonne — eine unwürdige Kommunion! —

Darum schauere das Wort des Apostels Paulus noch einmal in eine jede Seele, ehe sie zum Tische des Herrn geht: „So oft ihr dieses Brod esset und diesen Kelch trinket, sollet ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis er kommt! — Wer nun unwürdig dieses Brod ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, der ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn! — Der Mensch aber prüfe sich selbst, und so esse er von diesem Brode und trinke aus diesem

Kelche! — Denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet!" (1. Kor. 11, 26 bis 29.) —

---

12. Die Erscheinung des Messias.

Mit dringendster Eile wurde der heilige Erzbischof von Valencia, Thomas von Villanova, einst zu einem Kranken gerufen, der, wie er sich darüber erklärte, nicht sterben wollte, bevor er ihm nicht ein Ereigniß seiner Jugend mitgetheilt hätte. —

„Ich bin," so erzählte er ihm, „von jüdischen Eltern geboren, und ward nach ihrer Weise fleißig unterrichtet. Es trug sich aber zu, daß ich eines Tages mit einem andern Knaben meines Volks eine Strecke weit, nach einem etwas entlegenen Orte, gehen mußte. Auf dem Wege unterhielten wir uns mit herzlichem Eifer von der Zukunft des Messias oder Christus, den die Juden noch erwarteten, und von welchem wir so oft reden gehört; und je länger wir so mitsammen sprachen, desto heißer wurden unsere Wünsche, daß er zu unserer Lebenszeit noch kommen möchte, und daß wir mit eigenen Augen ihn sehen könnten. Wie wir nun unsere kindischen Wünsche so einander mittheilten, erblickten wir plötzlich am Horizont einen ganz ungemeinen, blendenden Glanz; und da ich von meinem Vater oft die seltsame Mahnung gehört hatte, daß ich, wenn ich den Himmel eröffnet sähe, sogleich von Gott eine Gnade verlangen sollte, so fielen wir Beide nieder und baten Gott, er möchte den ersehnten Messias uns zeigen. Und siehe! da erschien mitten im lichten Raum ein strahlender Kelch und eine Hostie über demselben, wie Beides im christlichen Gebrauch emporgehoben zu werden pflegt; mit großen Augen staunten wir dieß Zeichen an, fanden uns aber auch wunderbar getröstet und befriedigt, und wußten nunmehr, wer der Messias wäre, nach dem wir verlangen sollten. — Zwar verschwiegen wir unseren Eltern, aus kindischer Furcht, was uns begegnet war, doch habe ich in der Folge das Glück erreicht, ein Christ zu werden; was aus meinem Gefährten geworden, ist mir unbekannt geblieben." —

Der Sterbende schloß diese Erzählung mit der Bitte, sie nach seinem Tode bekannt zu machen; weislich aber setzte der heilige Thomas hinzu, daß solche Zeichen und Zeugnisse mehr dem Ungläubigen, als dem Gläubigen nützen. — In der That bedürfen wir keiner Erscheinung des Kelches und der Hostie in einem strahlenden Luftbilde, da Beide wirklich und wahrhaft täglich

vor uns erhoben werden; und im Kelche wie in der Hostie gewahren wir, mit dem Auge des Glaubens, das Blut und den Leib des Herrn, also den Herrn und Erlöser selbst. Aber um so nothwendiger auch soll diese geistige Anschauung nicht obenhin bloß, und gleich einem schwankenden Wolkenbilde beschaffen, sondern auf den festen Worten der katholischen Lehre gegründet sein, um gegen alle verfänglichen Zweifel und Einwürfe uns zu befestigen.

Wenn demnach gefragt wird: „Was siehst du, katholischer Christ! im Sakramente des Altares?“ so ist darauf zu erwiedern:

Ich sehe mit dem leiblichen Auge das Brod, denn ich sehe die Gestalten des Brodes; ich sehe mit dem Auge des Glaubens nicht das Brod, nicht die Substanz des Brodes mehr, sondern den Leib Christi. Denn als dieses Sakrament consekrirt oder gewandelt ward, entstand es aus der Substanz des Brodes durch die Worte Christi; nun, da es consekrirt und vollendet ist, besteht es aus den Gestalten des Brodes und dem Leibe Christi; denn die Substanz des Brodes ist in die Substanz dieses Leibes gewandelt, das Höchste hat die Stelle des Niedersten eingenommen, das himmlische Brod ist in die Stelle des irdischen getreten, und bleibt daselbst so lange, so lange die Gestalten dauern. So sehen wir also in diesem Sakramente die Gegenwart Jesu, in seiner göttlich-menschlichen Natur; denn ist seine Gottheit zwar allgegenwärtig, so ist doch seine Menschheit auf Erden nirgends gegenwärtig, es sei dann im Sakramente des Altares: „Denn der Herr unser Gott ist ein verborgener Gott!“ (Is. 45.) —

---

13. Die tägliche Feier der heiligen Messe.

Ein junger Priester, der bereits Seelsorger war, pflegte nur an Sonn- und Festtagen die heilige Messe zu lesen. Der Fürstbischof von Genf, der heilige Franziskus von Sales, der diesen Geistlichen liebte, suchte ihn auf folgende Weise — zur täglichen Feier der heiligen Messe zu vermögen:

Er schenkte ihm eine von rothem Sammt überzogene, mit Gold und Silber gestickte Büchse und sprach, bevor er solche ihm überreichte: „Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht versagen sollen; da es der Ehre Gottes gilt, die, wie ich weiß, auch Ihnen überaus theuer ist.“

„„Sie haben zu befehlen!““ erwiederte der Priester.

„Hier ist nicht vom Befehlen die Rede,“ versetzte der Heilige,

„ich habe nur zu bitten, aber ich bitte im Namen und um der Liebe Gottes willen!“

Das Schweigen des jungen Seelsorgers war beredter, als seine Worte, um die Stimmung seiner Seele zu zeigen.

Da öffnete der Heilige die Büchse, die Hostien enthielt, die zur Consekration bestimmt waren, übergab sie ihm und sprach: „Sie sind Priester, Gott hat Sie dazu erkoren und überdieß sind Sie Pfarrer. Was würden Sie von einem Künstler, von einem Beamten, von einem Arzte sagen, der seinem Berufe wöchentlich nur einen oder zwei Tage leben wollte? Sie empfingen durch die heiligen Weihen die Macht, die heilige Messe täglich zu lesen. Warum machen Sie keinen Gebrauch von dieser Macht? Es hindert Sie, Gott sei Dank! Nichts daran. Ich kenne Ihre Seele, insofern man eine Seele kennen kann, und ich sehe, daß Alles Sie dazu einladet. Ich übergebe also Ihnen dieß Geschenk, und bitte Sie, daß Sie am heiligen Altare Deßjenigen nicht vergessen, der im Namen Gottes diese Bitte an Sie stellt!“

Der junge Geistliche ward tief betroffen, und ohne so liebreichen Worten zu widerstehen, unterwarf er dem Urtheile des heiligen Bischofs seine innere Unwürdigkeit, seine Jugend, seine unabgetödteten Leidenschaften, und die Furcht, ein so hochheiliges Geheimniß zu mißbrauchen; da sein Leben einem so oftmaligen Empfange des göttlichen Sakramentes nicht entspräche.

„Wenn ich alle diese Entschuldigungen genau prüfen wollte,“ entgegnete der Heilige, „so würden sie sämmtlich zur Anklage gegen Sie werden. Doch ich will nicht in's Einzelne derselben eingehen; es genügt, daß Sie sich auf mein Urtheil berufen. — So sage ich Ihnen denn, und hierin glaube ich den Geist Gottes zu haben (2. Kor. 7, 40.), daß die Gründe, die Sie anführen, die heilige Messe nicht täglich zu lesen, **Sie** vielmehr gerade dazu verpflichten; die heilige und oftmalige Feier dieses göttlichen Geheimnisses wird Ihre Jugend zur Reife bringen, Ihre unabgetödteten Neigungen zügeln, Ihre Versuchungen schwächen, Ihre Schwächen kräftigen und Ihre Wege erleuchten; und durch beständige Uebung werden Sie es immer vollkommener ausüben lernen.

Uebrigens, wenn auch Ihre Unwürde Sie, wie dieß einst dem heiligen Bonaventura widerfuhr, aus Demuth vor dem göttlichen Geheimnisse entfernte, und dasselbe wegen Ihrer geringeren Andacht Ihnen mindern Nutzen brächte: so bedenken Sie doch Ihre öffentliche Stellung, und vergessen Sie nicht, daß Ihre Schafe und Ihre Kirche der heiligen Messe bedürfen; daß die Verstorbenen nach

derselben verlangen, und, was mehr denn dieses Alles ist, daß Sie an den Tagen, wo Sie dieß heilige Opfer unterlassen, die Ehre Gottes ihrer Vergrößerung, die Engel und Heiligen einer großen Freude und die armen Seelen eines wunderbaren Trostes berauben!" — —

Der junge Priester unterwarf sich dem Urtheile des Heiligen und sprach: „„Es geschehe! Es geschehe!"" — und seit dreißig Jahren (von diesem Augenblick an, bis an das Ende seines Lebens) unterließ er die Darbringung des heiligen Meßopfers keinen Tag ohne rechtmäßige Ursache. —

---

14. Die heilige Messe befreit von der Versuchung zum Selbstmorde.

Der gelehrte Papst Pius II. erzählt in seinen Schriften von einem Edelmann aus Istrien, der lange Zeit hindurch auf furchtbare Weise vom bösen Feinde zur Verzweiflung versucht ward und sich unabläßig angetrieben fühlte, sich selbst zu erhängen. Mehr als einmal auch war er im Begriff, dieser schweren Versuchung zu unterliegen; und er wußte sich weder Hilfe, noch Rath.

Da fügte es sich einstmals, daß er mit einem frommen Ordensmanne zur Rede kam, der ihn über den Grund seiner Unruhe befragte. Und es entdeckte ihm der Edelmann den Stand seines Gemüthes und zeigte sich geneigt, seinem Rathe zu folgen.

Nun tröstete der Diener Gottes ihn nach seinem besten Vermögen, und rieth ihm, einen Priester in seinem Schlosse zu halten, der ihm täglich die heilige Messe lese.

Der Edelmann nahm den Rath dankbar an, befolgte ihn mit willigem Herzen und befand sich dabei überaus wohl; denn länger als ein Jahr blieb er von aller Versuchung frei. —

Nach einem Jahr aber ergab es sich, daß sein Schloßkaplan von einem nahen Ort erbeten wurde, daselbst bei einer besondern Feierlichkeit das Hochamt zu halten; wozu der Herr seine Einwilligung gern ertheilte; zumal er selbst die Absicht hatte, der Feierlichkeit beizuwohnen.

Indessen aber ward er durch ein unvorgesehenes und dringendes Geschäft abgehalten, dabei zu erscheinen; und fühlte um die Mittagsstunde zu seinem Entsetzen, daß die alte Versuchung abermal und zwar in ihrer ganzen Kraft erwachte. Eilig bestieg er daher ein Pferd, um wo möglich, dennoch die heilige Messe zu hören; doch nicht lange, und es kam ihm ein Bauer entgegen, der

auf seine Anfrage ihm antwortete, er reite vergeblich, denn der Gottesdienst sei längst vorüber. Da fing er an, sein Unglück zu verwünschen und rief schmerzlich: „Nun ist es aus mit mir; ich bin verloren!“ — Da aber der Bauer wahrnahm, daß er nur darum in so großer Angst war, weil er keine heilige Messe gehört habe, sprach er zu ihm: „„Dafern Ihr eueren blauen Mantel mir zum Geschenke geben wollet, bin ich gern erbötig, die Messe, die ich gehört, und das Verdienst, das ich etwa dadurch bei Gott gewonnen habe, Euch dafür zu überlassen.““ Dessen war der Edelmann herzlich froh, nahm den Tausch an und warf ihm den Mantel zu, worauf er aber gleichwohl bis hin zu jenem Kirchlein ritt, daselbst zu beten.

Und siehe, bei seiner Rückkehr sah er zu seinem größten Entsetzen diesen Bauer an einem Baume hängen, nahe bei der Stätte, wo er jenen vermessenen Kauf geschlossen hatte; denn Gott hatte es zugelassen, daß jene nämliche Versuchung über ihn kam und ihn überwältigte.

Da erkannte der Edelmann die große Gefahr, aus welcher der Herr ihn errettet hatte, dankte ihm aus ganzem Herzen; erneuerte den frommen Vorsatz, nie einen Tag vorübergehen zu lassen, ohne die heilige Messe zu hören; und fühlte von jener Stunde an — nie mehr den geringsten Anfall der alten Versuchung. —

---

15. Von einem Manne, der die heilige Hostie nicht sehen konnte.

Als ich in das Kloster zur heiligen Agnes kam, daselbst zu wohnen, erzählt der gottselige Thomas von Kempis, da reiste ein frommer Clerikus, der an demselben Orte wohnte, wegen einer häuslichen Angelegenheit in ein nahes Kloster.

Unterwegs aber gesellte sich ihm ein weltlicher Mann bei, der dieselbe Straße ging, und sie wandelten zusammen und besprachen sich auf vertrauliche Weise mit einander. Ihr Gespräch verfiel bald auf geistliche und heilige Gegenstände, und da sprach jener Weltliche zu dem Geistlichen: „Ich will euch doch in Kürze erzählen, was mir einmal in meinem Leben begegnet ist: — Eine lange Zeit hindurch ging ich in die Kirche, und niemals konnte ich die heilige Hostie in den Händen des Priesters sehen. Nun dachte ich Anfangs, dieß möchte wohl daher kommen, weil ich allzuweit vom Altar entfernt wäre und meine Augen nicht so weit

reichten. Ich ging also näher hinzu, ja ich trat so nahe als ich nur konnte und durfte. Doch vergeblich; denn durchaus Nichts sah ich in den Händen des Priesters. Und dieß widerfuhr mir länger als ein Jahr hindurch; und ich konnte die Ursache dessen nicht ergründen. Endlich kehrte ich ängstlich und sehr betroffen in mich selbst, begab mich zu einem Priester und eröffnete ihm das Ganze in der Beicht. Er hörte mich gütig an, durchforschte mit großem Fleiß alle Falten meines Gewissens, und entdeckte, daß ich schweren Haß gegen einen meiner Nächsten hegte, dem ich um keinen Preis der Welt eine Beleidigung verzeihen wollte, die er mir angethan hatte. Als nun der fromme und kluge Beichtvater die Schuld meiner Bosheit erkannte, da rügte und ermahnte er mich und stellte mir mit drohenden Worten die schwere Gefahr vor, in welche dieser verstockte Sinn mich bringe; sagte mir auch, daß ich nie und nimmer Verzeihung von Gott erlangen würde, wofern ich nicht selbst von Herzen verziehe; und ich dürfe nicht zweifeln, daß dieß der Grund jener Sache sei; weil meine boshaften Augen nicht würdig wären, das göttliche Sakrament der Versöhnung und Liebe anzuschauen. — Nachdem ich also die heiligen Ermahnungen des Priesters angehört hatte, fügte ich mich seinem Rath; und von Herzen zerknirscht, verzieh ich Jenem alle Beleidigungen und gab alle Gedanken an Rache auf; damit ich auf solche Weise mit Gott versöhnt werden und die verlorene Gnade wieder finden möchte. Endlich ertheilte der Priester mir die Lossprechung und entließ mich mit einer heilsamen Buße. Hierauf aber begab ich mich sogleich in die Kirche, der heiligen Messe beizuwohnen; und ich sah wieder durch Gottes Barmherzigkeit den heiligen Frohnleichnam des Herrn auf die deutlichste Weise in den Händen des Priesters. Und da pries ich freudig den Herrn, der wunderbar in seinen Werken ist.“ —

---

16. Das verschenkte Pferd.

Graf Rudolph von Habsburg ritt einmal mit seinen Dienern auf's Waidwerk zum Beitzen und Jagen; und wie er in eine Aue kam, er allein mit seinem Pferde, so hörte er eine Schelle klingen. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, um zu erfahren, was das wäre. Und er fand einen Priester mit dem hochwürdigsten Sakrament und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug.

Der Graf Rudolph stieg alsbald von seinem Pferde, kniet

nieder und erwies dem Allerheiligsten seine Anbetung und Verehrung. Nun war es an einem Bach, und der Priester fing an seine Schuhe auszuziehen und wollte durch den Bach, der sehr angeschwollen, hindurchwaten, denn der sonst hier liegende Steg war durch das Anwachsen des Wassers weggerissen.

Der Graf fragte den Priester, wo er hinaus wolle, und der Priester antwortete: „Ich trage das allerheiligste Sakrament zu einem Siechen, der in schwerer Krankheit liegt, und indessen ich an das Wasser gekommen, ist der Steg weggerissen, muß also hindurchwaten, damit der Kranke um die letzten Tröstungen nicht verkürzt werde.“

Da hieß Graf Rudolph den Priester mit dem hochwürdigsten Sakrament auf sein Pferd sich setzen und damit bis zum Kranken schnell reiten und sein Amt verrichten, auf daß der Kranke der letzten Tröstungen nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer zum Grafen, auf dessen Pferd setzte er sich und fuhr wieder der Waidlust nach. — —

Als nun der Priester wieder heimkam, brachte er selbst dem Grafen Rudolph das Pferd zurück mit großer Danksagung für die Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolph: „„Das wolle Gott nimmer. daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat! Dünket Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben mögt, so bestimmt es zum Gottes- und Krankendienste, denn ich habe es Dem gegeben, von dem ich Leib, Seele, Ehre und Gut zu Lehen habe.““ — Der Priester erwiederte: „Herr! so wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit Euch schenken!“ —

Am folgenden Morgen ritt Rudolph in ein Kloster. Dort sagte ihm die Klosterfrau: „„Darum wird Gott der Allmächtige Euch und Euere Nachkommen gleichfalls begaben, und sollet fürwahr wissen, daß Ihr und Euere Nachkommen zu höchster zeitlicher Ehre gelangen werdet!““ —

Der Priester wird später Kaplan des Erzbischofs Werner von Mainz und hat dann ihm und anderen Herren von solcher Tugend, auch von der Mannheit des Grafen Rudolph so rühmend gesprochen, daß sein Name im ganzen Reiche bekannt und berühmt ward, so daß er nachmals zum deutschen Kaiser erwählt wurde. —

Den Hochmüthigen, die sich daran stießen, daß Rudolph nur ein Graf war, entgegnete der Erzbischof: „Deutschland sucht keinen Freier, sondern ein tüchtiges Oberhaupt; und

das wird ihm der weise, tapfere, redliche, den Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsene Rudolph sein!" —

17. Das Sakraments-Glöcklein.

Philipp Augustin, ein Sohn des römischen Kaisers Ferdinand III., war noch kaum zwei Jahre alt, als Folgendes mit ihm sich ereignete.

Es begab sich, daß ein Priester das göttliche Altarsakrament vorübertrug, und die oberste Hofmeisterin auf die Kniee fiel, die Hände andächtig erhob und dann dreimal auf die Brust schlug.

Der junge Erzherzog fragte, was dieß bedeute. Sie antwortete: „Das Glöcklein giebt das Zeichen, daß das heiligste Altarsakrament vorübergetragen werde." —

Da nun nach geraumer Zeit wieder ein Priester am Schlosse mit dem Venerabile vorüberging, bemerkte der junge Prinz vor allen Anderen den Schall des Glöckchens, schob die Speise, die gerade vor ihm stand, von sich, erhob seine unschuldigen Händlein, schlug an die Brust und wollte mit Gewalt niederknien. — Da hörte nun auch die oberste Hofmeisterin das Glöcklein, und sie nahm den kleinen Erzherzog auf den Arm, trug ihn zum Fenster, und rief — für ihn — den Priester um seinen Segen an. —

Der Schriftsteller Hautin, der diese rührende Begebenheit aufzeichnete, ruft dabei vor Erstaunen aus: „„Die österreichischen Prinzen trinken die Andacht gleichsam mit der Muttermilch!"" —

18. Der versäumte Segen.

Eine Frau, die fleißig zur Kirche ging, wollte wissen, wie viel Mal sie in Einem Jahre im Gotteshause gewesen sei. Weil sie nicht schreiben konnte, so bezeichnete sie jeden Kirchenbesuch dadurch, daß sie einen Pfennig in ein Sparbüchslein steckte und solches in ihren Koffer verschloß.

Da nun das Jahr um war, und sie vermeinte, das Büchslein voller Pfennige zu finden, öffnete sie es und sah zu ihrem größten Erstaunen nur — drei Pfennige — darin liegen.

Es waren die drei Sonntage, an welchen sie zur heiligen Kommunion gegangen war und deßhalb noch den letzten Segen des Priesters am Schlusse der heiligen Messe abgewartet hatte.

An allen übrigen Sonn- und Festtagen war sie gleich nach dem letzten „Oremus!" — also ohne den Segen aus der Kirche gegangen, um ja etwas früher nach Hause zu kommen! —

---

19 — 28. Ein Blumenkranz um das heilige Kreuz.

1. Die katholische Kirche hat von den ersten Zeiten an das Kreuz, woran Jesus Christus, der Eingeborene Sohn Gottes, der in der Fülle der durch die Propheten vom himmlischen Vater verheißenen Zeit — Mensch geworden, als der Hohepriester des Neuen Bundes seinem himmlischen Vater das vollgiltige Versöhnungsopfer für die Sünden der Welt darbrachte, und die Handschrift, die wider uns zeugte, mit seinem kostbaren Blute tilgte — durch einen besondern Cultus geehrt, welcher Cultus aber sich nicht auf das Holz, sondern einzig auf das Lamm Gottes am Kreuze selbst bezieht; schrieb ja doch schon der heilige Apostel Paulus in seinem Brief an die Galater (6, 14.): „Von mir sei fern, mich irgend eines anderen Dinges anzurühmen, als allein des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi!" — Die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte finden daher auch nicht Worte genug, dieses Zeichen der Erlösung und des ewigen Heiles zu preisen und allen Christen zur Verehrung anzuempfehlen; sie sehen im Kreuze den Grundstein des Glaubens, den Anker der Hoffnung und das Siegel der göttlichen Liebe. — Es ist unwiderleglich wahr, daß von den ersten Zeiten des Christenthums an, nicht nur das Kreuzeszeichen üblich gewesen, sondern daß man auch aus Holz, Stein, Erz und anderen Stoffen gemachte Kreuze in den Privathäusern sowohl als auf den Altären der Christen beim Gottesdienst aufzurichten pflegte. Und der Vorwurf der Heiden, daß die Christen Kreuze anbeteten, setzt den allgemeinen Gebrauch und die offene Aufstellung des Kreuzes voraus. — Der Heide Cäcilius legt es den Christen wirklich zur Last, daß sie einen am Kreuze Gestorbenen und das Kreuzholz anbeteten. Der christliche Vertheidiger seines Glaubens erwiederte aber hierauf: „Wir verehren das Kreuz nicht in der Art, wie ihr Heiden eure hölzernen oder steinernen Bilder oder Götzen verehret — als sei das Holz oder der Stein eine Gottheit oder ein Theil der Gottheit, sondern den Christen ist das Kreuz ehrwürdig und heilig wegen **Desjenigen**, der an demselben gestorben ist!" —

2. Als der heilige Apostel Andreas das Kreuz erblickte, an das er, um seines Glaubens an den gekreuzigten Heiland willen,

auf den Befehl des heidnischen Landpflegers sollte geheftet werden, rief er voll hoher Begeisterung aus: „Sei gegrüßt, o ehrwürdiges Kreuz, geheiligt durch den Leib Jesu Christi, der auf dir geruht hat! Wer den Glauben besitzt, erkennt die Süßigkeit, die in dir ist, und die große Belohnung, welche Alle erwartet, die an dir sterben! So komme ich denn mit Vertrauen und mit der größten Freude zu dir! Nehme mich auf als einen Jünger Desjenigen, der die Welt durch dich erlöst hat! O du liebliches Kreuz, das da glänzt in unvergleichlicher Schönheit, seit du zum Schmerzensbette wurdest meinem Herrn und Meister, der ein König der ewigen Glorie ist! O du lang ersehntes Kreuz! O immer inbrünstig verehrtes Kreuz, nehme mich auf in deinen Schooß, und gieb mich meinem Lehrmeister wieder zurück, damit ich aus deinen Armen in die Arme Desjenigen gelange, der mich erlöst und die Kindschaft und das Erbe Gottes mir erworben hat!" —

3. Von dem heiligen Martinus, als er noch dem Kriegerstand angehörte, verlangte Kaiser Julian, der Abtrünnige, die Verfluchung des Kreuzes, mit dem Bedeuten: wenn er es nicht verfluche, so müsse er am kommenden Tag als der Erste gegen das Heer des Feindes kämpfen. Da jubelte der Held im heiligen Gottvertrauen: „Unbewaffnet will ich morgen als der Vorderste in der Schlachtreihe stehen, und will ohne Helm und ohne Schild, und nur mit dem Zeichen des Kreuzes und im Namen des Herrn vorwärts schreiten, und sicher durch die feindlichen Schaaren dringen!" —

4. Der ehrwürdige Papst Innocenz III. sagt: „Das Kreuz Christi steht in der Mitte des Altares zwischen zwei Leuchtern, weil Christus in seiner Kirche der Mittler zwischen zwei Völkern geworden ist — der Eckstein, der aus Beiden Eins gemacht; zu ihm kamen die Hirten vom Judenlande und die heidnischen Weisen aus dem Morgenlande." —

5. Der heilige Chrysostomus sagt: „Das Leiden Christi am Kreuz ist die Milch der Kinder, der Schirm der Kleinen, die Lehrerin der Unwissenden, die Weisheit der Einfältigen, die Nährmutter der Jugend, die Speise der Erwachsenen, das Bild der beschaulich Betrachtenden, das Buch der Ungelehrten, die Kraft der Büßer, der Schild der Schwachen, die Arznei der Kranken, das Heil der Sünder, der Rath der Gerechten, der Schatz der Armen, der Hafen der Schiffbrüchigen, und die Zuflucht Aller, welche schmachten in Trübsalen." —

6. Der heilige Augustinus bezeichnete das Kreuz Christi als die Arznei unserer Seele, indem er bekannte: „Mag der

Heide (der Irr= oder Ungläubige) immerhin spotten über unseren gekreuzigten Christus; für mich ist es ein seliger Anblick, wenn ich das Kreuz Christi an den Stirnen der Könige glänzen sehe! Was der Heide verhöhnt, gerade darin finde ich meine Rettung. Ich kenne keine größere Hoffart, als die des Kranken, der über seine Arznei, die ihn noch zu retten vermöchte, spotten kann. Jenes Kreuz ist ein Zeichen der tiefsten Erniedrigung; dieser Kranke kennt aber, von Selbsterhöhung geblendet, das Arzneimittel nicht, das die Geschwulst seiner Seele heilen könnte. Ich aber erkenne es (durch das heilige Evangelium) und wandle deßhalb auf dem rechten Weg, und schäme mich des Kreuzes der Art nicht, daß ich es, anstatt es in irgend einem Winkel zu verbergen, vielmehr an offener Stirne trage!“ —

7. Im Aufblicke zum Kreuze des Herrn, betrachtete einmal der heilige Petrus von Alcantara die Durchbohrung des Herzens Jesu Christi, und er rief: „Siehe, ein Soldat reitet hinzu und schwingt mit großer Gewalt die Lanze in die entblößte Seite des Herrn; durch diesen Stoß ward das ganze Kreuz erschüttert, und aus der Seite des Erlösers strömte Blut und Wasser heraus zur Abwaschung der Sünden der ganzen Welt. O Strom des Paradieses, hervorsprudelnd, um die ganze Erde zu bethauen! O kostbare Seitenwunde, welche dir vielmehr die Inbrunst deiner Liebe gegen die Menschen, als das Eisen der feindlichen Lanze versetzte! O Pforte des Himmels, Thüre des Paradieses, Stätte der Ruhe, Thurm der Stärke, Wohnung der Gerechten, Aufenthalt der reinen Seelen, Grabstätte der Erdenpilger, blumiges Bettlein der Braut des Hohenliedes! Sei gegrüßt, Wunde der heiligen Seite, die du die andächtigen Herzen verwundest! Sei gegrüßt, du Rose von unglaublicher Schönheit! Sei gegrüßt, du Edelstein von unschätzbarem Werthe! Sei gegrüßt, du Thüre, durch welche der Eingang in das Herz Jesu uns geöffnet ist; du Zeuge seiner Liebe gegen uns; du Unterpfand der ewigen Beglückung und Seligkeit!“ —

8. So oft der heilige Franziskus von Assisi das Kreuz anblickte, war er von Schmerzen durchdrungen, so oft er den Triumph des Kreuzes hörte, frohlockte er mit heiliger Freude. Er hatte Nichts vor Augen, als das Kreuz, er redete von Nichts, als von den Wahrheiten des Kreuzes, er empfahl Nichts, als die Segnungen, die Reichthümer des Kreuzes. In dem Kreuz allein suchte er die Ermunterung des Geistes, die Erhebung des Gemüthes, die Wissenschaft der Heiligen. Das Kreuz Jesu zog er zu Rathe vor seinen Unternehmungen; zum Kreuze Jesu floh er in seinen Zweifeln;

dem Kreuze Jesu klagte er seine Bitterkeiten, seine Anliegen, seine Prüfungen. Bei den Füßen des Kreuzes durchforschte er sein Herz; durch die Kraft des Kreuzes hoffte er Hilfe und Segen; durch die Gnade des Kreuzes heiligte er sich und die Seinigen. Sein Leib und seine Seele, sein Inneres und sein Aeußeres, Alles sollte die Ehre des Kreuzes befördern, seine Huldigung gegen den Gekreuzigten bezeugen. Sein Kleid sollte vorstellen die Gestalt des Kreuzes, auf seiner Stirn trug er das Zeichen des Kreuzes, in seinen Händen hielt er gemeiniglich das Bildniß des Gekreuzigten. Bald lag er vor dem Kreuz in tiefster Ehrfurcht, bald umfaßte er es mit glühendem Liebeseifer, bald drückte er es auf sein Herz mit Wonnegefühl. Sein ganzes Wesen goß sich in Ehrerbietung, in Vertrauen, in Liebe gegen dieses Denkmal unserer Erlösung aus. Wie oft brachte er ganze Nächte in Umarmung des Kreuzes zu! Wie oft hörte man ihn die liebevollen Worte wiederholen: „O mein Gott, und mein Alles! O Jesu, du Freude und Trost meiner Seele, wann werde ich, an dein Kreuz geheftet, mit dir vereinigt sein? O Gott meines Herzens, reiße mich zu dir, lasse mich die Kraft deines Kreuzes empfinden, lebe in mir, damit ich gekreuzigt für dich sterbe!" —

So ehrte Franziskus das Kreuz, so schöpfte er aus dem Kreuze die Lehre, die Kraft, die Heiligung, welche ihn auch zu einem freiwilligen Armen, zu einem demüthigen und wahrhaft liebevollen Jünger des Gekreuzigten gemacht hat! —

9. Und auf welche rührende Weise redet der heilige Bonaventura, bei dem Gedächtnisse des Leidens Jesu: „O liebreiches Leiden, o hocherfreulicher Tod meines Herrn! Wäre ich jener Baum des Kreuzes gewesen, und wären die Hände und Füße des Gekreuzigten an mich geheftet gewesen, so hätte ich zu jenen Menschen gesprochen, die ihn vom Kreuze abnahmen: Nimmer laß ich mich trennen von meinem Herrn; begrabet mich mit ihm, damit ich von ihm nicht getrennt werde! Was ich aber dem Leibe nach nicht thun kann, das thue ich der Seele nach! O, wie gut ist es, mit dem Gekreuzigten gekreuzigt zu werden! Drei Stätten will ich mir dort errichten; die eine in den Füßen, die andere in den Händen, die dritte, welche mein beständiger Aufenthalt sein soll, in seiner kostbaren Brust! Dort will ich athmen, ruhen und beten! Dort will ich zu seinem Herzen sprechen, und geben wird er mir, um was ich ihn immer bitten werde! O überaus freudige Wundmale meines gütigsten Erlösers: dort will ich immerdar wohnen; durch ihre Kraft will ich mich erhalten; trinken will ich aus dem Quell ihrer unaussprechlichen Liebe, deren Süßigkeit so

groß ist, daß ich sie nicht erfassen noch aussprechen kann! Oft wandelt mich große Furcht an, aus diesem wonnigen Aufenthalte herauszufallen und den Trost zu missen, der nun erfreut meine Seele! Gleichwohl bleibt mir die feste Hoffnung, da diese heiligen Wunden immer offen stehen, daß es mir erlaubt sei, immer dahin zurück zu kehren: auf daß ich daselbst meinen beständigen Aufenthalt habe! O glückselige Lanze, o selige Nägel, die ihr diesen Weg des Lebens uns eröffnet! Wäre es mir vergönnt gewesen, jene Lanze zu sein, nimmermehr wäre ich dann aus dieser göttlichen Brust zurück gekehrt; sondern gesprochen hätte ich: Hier ist in Ewigkeit meine Ruhe!" —

10. Und unsere heilige katholische Kirche selbst betet, — bei Gelegenheiten, wenn irgendwo die Fahne des heiligen Kreuzes neu aufgerichtet und von ihr gesegnet wird, — mit den Worten des herrlichsten Bekenntnisses: „Gott der Herrlichkeit! Erhabener Gott Sabaoth! Mächtigster Emanuel! Gott! Vater der Wahrheit, Vater der Weisheit, Vater der Seligkeit, Vater unserer Erleuchtung und Beschirmung; der du die Welt regierst, alle Reiche ordnest; der du der Geber bist aller guten Gaben, und Mittheiler aller Gnaden! Du, dem alle Völker, Geschlechter, Stämme und Zungen dienen; vor dem das ganze unzählige Heer der Engel dasteht; der du deinen Dienern Glauben schenkst, und Verherrlichung deines Namens, damit sie dir das schuldige Opfer darbringen können! Du, der du zuvor mit Wohlgefallen auf das Herz der Opfernden schaust, und dann erst die Gaben mit Freuden annimmst; wir flehen zu der erhörungsreichen Liebe deiner Erbarmung, daß du dir heiligest und weihest dieses Zeichen des Kreuzes, welches die fromme Andacht deiner Gläubigen in herzlichem Dank und heiliger Ehrfurcht dir errichtet hat als Sinnbild deines Siegs und unserer Erlösung; und welches die jubelnde Freude in Anerkennung des Siegs über Tod und Hölle und die Liebe zu Christus zu erhöhen sich anschickt! Schaue herab auf dieses unüberwindliche Zeichen des Kreuzes, durch welches die Gewalt des Teufels gebrochen und die Freiheit der Sterblichen wieder hergestellt worden; welches, wenn es auch voreinst ein Holz des Fluches zur Strafe gewesen, nun durch göttliche Gnade in ein Ehrenzeichen verwandelt ist; welches voreinst die Schuldigen mit gerechter Strafe züchtigte, nun aber die Verbrecher sogar von ihren Sünden entbindet! Am Kreuzholze wolltest du das Werk unserer Versöhnung vollenden! Im Kreuz allein wollen wir dir wohlgefallen, im Kreuz allein unser Heil suchen! Kein Gehorsam war dir theurer und angenehmer, als da dein Sohn, welcher dir bis

in den Tod unterthänig war, sich an das Kreuz heften ließ; und kein Opfer konnte mehr dir gefallen, als das er durch die Ausstreckung seiner Hände am Kreuze dir darbrachte und heiligte! Nehme nun auch, gleichsam aus denselben Händen deines Sohnes, dieses Kreuz an, und laß Dessen Heiligungskraft auch auf dieses Kreuz einwirken; und gleichwie durch das Kreuz Christi die Welt von aller Schuld erlöst worden, so verleihe nun, daß die dir geweihten Seelen deiner opfernden Diener, kraft dieses heiligen Kreuzes von allen Sündenfolgen gereinigt werden, und durch des wahren Kreuzes Schutz und Schirm als Sieger in stetem Gelingen ihrer Mühen herrlich leuchten! Im Golde dieses Kreuzes schimmere dem Auge des Glaubens der Glanz der Gottheit deines Eingeborenen Sohnes, unseres Herrn; der Ruhm seines Leidens glänze am Holz; im Kreuze strahle die Erlösung vom Sündentode; in dem klaren Schillern des Krystalls die Entsündigung und Reinigung unseres vorigen Lebens! Dieses Kreuz sei unser Schutz; die sichere Zuversicht unserer Hoffnung; es stärke uns, und Volk und Land, im Glauben; es vereinige uns in Hoffnung und Frieden; es erhöhe uns durch herrliche Triumphe; es erweitere unsere Grenzen durch glückliche Eroberungen; es fromme uns zu ewigen Zeiten; es bereite uns zum unvergänglichen Leben in der Ewigkeit; es bewahre in Heiligkeit Alle, denen irdischer Ruhm blüht, und geleite sie Alle, die da erkauft sind zur ewigen Krone, mit gewaltiger Kraft zu dem himmlischen Reiche! Das verleihe uns, kraft der Verdienste des versöhnenden Blutes Jesu, durch ihn, der sich selbst zur Erlösung für Viele geopfert, der sich selbst als Sühnopfer für die Sünden der Welt am Kreuze hinzugeben sich gewürdigt, der, erhöht am Holze des Kreuzes, die Fürstenthümer und Gewalten gedemüthigt, der nun mit dir auf Sternenthronen herrscht, in unzertrennlicher Einheit des heiligen Geistes, in alle Ewigkeiten!" —

Was sagen uns nun diese Zeugnisse anders — als das hehre und freie Bekenntniß von dem heiligen Kreuze, daß es die Fahne des Heiles sei; und in ihnen ist auf das Klarste das Wort des Apostels ausgedrückt:

„Es sei fern von mir, mich irgend eines Dinges anzurühmen, als allein des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi!"

Bezeugen denn auch wir unser freudiges Bekennen des Kreuzes durch einen ächt christlichen Lebenswandel! —

29 — 36. Die Kreuzes-Schüler.

(In der Form von Parabeln.)

Der fromme Pater Georg Munzius aus dem Prediger-Orden hat ehedessen ein Buch veröffentlicht, in welchem er mancherlei erbauliche Stücklein erzählt, welche geeignet sind, die einfältigen, andächtigen und sonderlich die zarten, reinen Herzen zu allerhand Werken der heiligen Liebe, Hoffnung, Zerknirschung des Herzens, Frömmigkeit und ähnlichen Anmuthungen zu bewegen, wenn man sie in der Stille mit Aufmerksamkeit und etwas Nachdenken liest.

Es folgen nun die lieblichsten dieser Erzählungen:

1. Jesu Einzug in Jerusalem.

Eine fromme Seele hörte einstmals den König David gar lieblich auf der Harfe spielen, und fragte ihn alsbald: „Wo doch Jesus wäre?" — Da fuhr er fort zu spielen und sang zugleich ein solches Liedlein:

„„Jerusalem, Jerusalem, zu dir kommt Jesus! Izt ist er auf der Reise! Hosanna in der Höhe!

Was will er thun zu Jerusalem? — Er will den Tisch bereiten, da sollen wir essen sein Fleisch und Blut! Hosanna in der Höhe! —

Was will er thun zu Jerusalem? — Er will uns geben ein Gebot, daß wir auch unsere Feinde lieben sollen! Hosanna in der Höhe! —

Was will er thun zu Jerusalem? — Er will ein milder König sein, und will heilige Aemter austheilen, die Apostel will er zu Bischöfen und Priestern weihen, damit sie Ausspender der Gnaden Gottes werden! Hosanna in der Höhe! —

Was will er thun zu Jerusalem? — Er will ein treuer König sein, will die Gefangenen aus der Vorhölle erlösen! Hosanna in der Höhe! —

Was will er thun zu Jerusalem? — Er will ein gnädiger König sein, und alle Sünder zur Entsündigung, Heiligung und ewigen Beseligung rufen! Hosanna in der Höhe!

Was will er thun zu Jerusalem? — Er will ein gastfreier König sein, und einen Brunnen nicht allein zum Heile der ganzen Bürgerschaft, sondern auch zum Heile der ganzen Menschheit, gründen; der Brunnen selbst soll fünf Röhren haben, die sollen fließen mit köstlichem Weine des Trostes zur Labung für alle Mühselige und Beladene.

Und warum einen Brunnen mit nur fünf Röhren?

Die Welt brennt in der Hoffart; deßhalb soll aus der Wunde der rechten Hand fließen die Demuth! — Die Welt brennt im Geiz; deßhalb soll aus der Wunde der linken Hand fließen die Armuth! — Die Welt brennt in Neid; deßhalb soll aus der Wunde des Herzens fließen die Liebe! — Die Welt brennt im Ungehorsam; deßhalb soll aus der Wunde des rechten Fußes fließen der Gehorsam! — Die Welt brennt in Ungeduld; deßhalb soll aus der Wunde des linken Fußes fließen die Geduld! — Hosanna in der Höhe! —

Gebenedeit, der da nach Jerusalem kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!"" —

2. Sie suchen Jesu Seele!

Eine gläubige Seele fragte Jesum am Kreuze: warum die Juden seinen Leib so allenthalben verwundeten? und es antwortete ihr der allersüßeste Heiland mit milder Stimme:

„Weißt du nicht, o vielgeliebtes Kind! daß sie, wie der Prophet David geschrieben, Meine Seele suchen?

Sie suchten Meine Seele im Haupte; darum haben sie es mit den schärfsten Dörnern durchstochen!

Sie suchten Meine Seele im Leibe; darum haben sie Mich an eine Säule gebunden, und mit Geißeln und Ruthen ihn überall aufgerissen!

Sie suchten Meine Seele in den Händen und Füßen; darum haben sie Mir dieselben mit scharfen Nägeln aufgegraben!

Sie suchten Meine Seele im Herzen; darum haben sie Mir Meine Seite eröffnet und mit einer Lanze durchbohrt!

Wahrlich, sie suchten Meine Seele!" —

3. Klaggeschrei eines Gottliebenden.

Eine fromme Seele hörte am Charfreitage das Klaggeschrei des heiligen Einsiedlers Palämon; sie nahte sich ihm leise und vernahm, wie er den Tod seines gekreuzigten Geliebten laut und herzzerreißend beklagte, indem er aufschrie:

„O Vater im Himmel! wie hast du deinen Eingeborenen Sohn hingeben können, damit ein unnützer Knecht erlöst werde?

O ihr zwölf Legionen der Engel! wie könnt ihr zuschauen, daß man euern Gott und Herrn also jämmerlich am Kreuz auf Golgatha umbringt?

Die Sonne und der Mond erschrecken an dem hohen Himmel! Der Mond spricht: „„O wehe! wehe meines Herrn!"" Die Sonne antwortet: „„Ach, meines Gottes! ach, meines Gottes!"" Und beide verschwören sich zusammen: Sie wollten die Welt nicht

mehr erleuchten, und mit Unwillen und Schaudern verhüllten sie sich. Und ein Englein ruft mit lauter Klage: „„O liebe Sonne, o lieber Mond, erbarmt euch doch über die so tief betrübte Mutter, und gebt wieder eueren Schein, bis sie ihren vielgeliebten Sohn begraben hat!""

O Jerusalem, o Jerusalem! die Majestät Gottes ist am Kreuz erloschen, wie kann die Welt noch länger bestehen? Die Sonne weiß es — und der Mond hat es auch erkannt; aber der elende Mensch, für welchen Er leidet, will es nicht wissen noch erkennen! O du in Sünden versteintes Menschenherz, erkennst du denn nicht die unendliche Liebe und Treue des Allerhöchsten?

Ich will es erwägen und meinem armseligen Herzen eine Predigt halten, daß es diese Liebe und diese Treue doch recht bedenke! Und meine Augen will ich gleichfalls ermahnen, daß sie solches wohl beweinen!

O Gott, gieb uns den lieben Tag wieder! Jetzt geht es mir erst zu Herzen, und es wurzelt tief bei mir, warum bei Jesu Tod — Sonne und Mond ihren Schein verlieren, ihre Glorie und Zierde ablegen! Unterweisen wollen sie uns, unterweisen, daß wir auch alle Freuden ablegen sollen! —

Nun wohlan, wohlan, alle meine Glorie und Zierde will ich ablegen! Leb' wohl, o Welt, leb' wohl, o schöne Welt! Ich will nicht mehr prachtvolle Kleider anlegen, ich will nicht mehr suchen Ruhm und Preis unter den Menschen, ich will aller Herrlichkeit der Welt für immer entsagen! Fröhlich sein hat bei mir ein Ende; traurig sein sei meine Freude! Nun suche Niemand mehr Heiterkeit und Frohlocken in meinem Herzen, denn es muß ja trauern um meinen Jesus mein zum Tode betrübtes Herz, wie Sonne und Mond um ihn getrauert haben!" —

4. Die unbegreifliche Größe der Liebe Jesu.

An einem Freitage, — der ja stets an den großen, blutigen und gnadenreichen Charfreitag auf Golgatha vor achtzehnhundert Jahren erinnert, — saß eine andächtige Seele zu den Füßen ihres gekreuzigten Herrn, weinte bitterlich und sprach:

„O Liebe, o heilige Liebe, o brennende Liebe, mein Herz muß mir zerschmelzen, meine Liebe ist Jesus, ich liebe ihn von Herzen, und Jesus liebt mich, das seh ich an seinen Wunden! O Jesus, o süßer Jesus, sage mir doch: wie sehr liebst du mich? Ach, ich möchte solches wissen!"

Da antwortete ihr der barmherzige Jesus also:

„„Mein geliebtes Kind, die größte Liebe, die auf der Welt gefunden wird, ist die Liebe einer treuen Mutter zu ihrem Kinde.

Nun ist aber die Liebe, die Ich zu dir trage, noch viel größer; darum habe ich durch meinen Propheten Isaias (Kapitel 49) also gesprochen: „„Kann denn auch wohl eine Mutter ihres Kindes vergessen? Und wenn schon eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will Ich doch deiner nicht vergessen!“‘ — Siehe da, meine Seite lasse ich mir durchbohren, damit ich dir mein Herz herausgebe zum sichersten Unterpfande der Versöhnung! — Siehe da, meine Arme hab' ich ausgespannt, um dich in Barmherzigkeit wieder zu umfangen! — Siehe da, mein Haupt hab' ich geneigt, um dir den Kuß des Friedens zu geben! — Siehe da, all mein Blut hab' ich vergossen, um dich von allen Brandmalen deiner Sünden rein zu waschen! — Siehe da, mein Haupt hab' ich mit Dornen gekrönt, dir zur Ehre, als ein neuer Bräutigam zur himmlischen Hochzeit! — Siehe da, mein Herz hab' ich geöffnet, daß du siehst, wie mir aller Zorn ob deiner Vergehungen und Missethaten entschlafen ist! — Siehe da, ich habe dich mit rothen Buchstaben, mit scharfen Nägeln in meine Hände und Füße geschrieben, nun kann ich deiner ja in Ewigkeit nicht vergessen! Du kannst rufen und sagen: „Mein Herr Jesus trägt mich in seinen Händen!“ — Siehe da, auch meinen Geist hab' ich deinetwegen in meines himmlischen Vaters Hände empfohlen, daß auch dein Geist bei ihm dereinst eine selige Heimath habe! Wahrlich, was hätte ich nun noch thun sollen, da ich Alles zu deinem Heil aus Liebe für dich gethan! O Liebe, Liebe, wie krank machte mich diese große Liebe! Welch eine süße Marter ist die Liebe! Nichts Peinlicheres giebt's, als diese Süßigkeit, nichts Süßeres giebt's, als diese Pein! Der Friede sei mit dir, mein Kind; denn Alles ist vergeben und vergessen! Darnach hat mich gedürstet; nun ist Alles gesühnt und getilgt, denn das Erlösungswerk ist vollendet! Aus Liebe zu dir mußt' ich im bittersten Tod am Kreuze verscheiden!“ “ —

Da solches die Seele hörte und ihren angebeteten Herrn also vor Liebe hat sterben sehen, rief sie, wie von einer seligen Entzückung erwachend, aus: „O Jesus, du hast wahrlich mich noch lieber, als eine Mutter ihr Kind! Du sollst mich nun nähren mit deinem Wort und deinem Heil! An deiner Hand will ich fortan pilgern! In deinem Herzen bereite mir eine Wiege, denn dort will ich betend und betrachtend immer ruhen!“

Und hierauf sang sie noch mit Freuden das Liedlein:

„So oft ich mir bild' Jesum ein,
Wird Freuden voll das Herze mein,
Denn über alle Süßigkeit
Ist Jesu Gegenwärtigkeit!

Ach, Lieb', du bist ein starkes Feu'r,
Wie süß, wie lieblich und wie theu'r!
Kein' Lust, kein Trost ist also gut,
Als wenn man Jesum lieben thut!
Wo ich nur geh', und wo ich steh',
Ist mir allein nach Jesu weh'!
Wie freu' ich mich, wenn ich Ihn find',
Wer nur zu halten Ihn verstünd'!" —

5. Das größte Kunstwerk.

Ein Einsiedler pilgerte nach Bethlehem, und fand dort auch den heiligen Hieronymus, der unausgesetzt seinen Blick auf das Kreuz geheftet hielt, und in demselben wie in einem Buche las.

Als Hieronymus aus seinem Entzücktsein so zu sagen erwachte, fragte ihn der Einsiedler: Warum er sich so sehr in die Beschauung des Kreuzes vertiefe?

Und der Heilige antwortete: „Mein Geist und mein Herz sind deßhalb so gänzlich in's Betrachten des heiligen Kreuzes versenkt, weil es das allergrößte Wunder und Kunstwerk ist; denn Alles, was Christus in drei Jahren gepredigt und gelehrt, das hat er in der That und in allen Tugenden auf Einen Tag am Stamme des heiligen Kreuzes bewiesen, — wie es Diejenigen klar ersehen würden, die Gott dazu erleuchten möchte!" —

Als der Einsiedler dieß gehört hatte, gab er dem Kreuze den Namen: „„O allergrößtes Wunder! O Kunstwerk über alle Künste!"" und flehte zu Gott: „„Erbarme dich meiner und erleuchte meine Augen, daß auch ich ein so hehres und geheimnißvolles Kunstwerk zu deiner Ehre und zu meinem Heile begreifen möge!"" —

6. Die Wunden Jesu, unser höchstes Gut.

Eine andächtige Seele liebte die Wunden Jesu gar sehr, darum lag sie einstmals auf den Knieen vor einem Crucifix, und redete also:

„O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben das Firmament mit Sonne, Mond und Sternen; aber gieb mir nur deine Wunden: sie glänzen noch weit herrlicher!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben die frische und liebliche Luft; aber gieb mir deine Wunden: sie sind zu meiner Erquickung noch frischer und lieblicher!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben das edle Feuer; aber gieb mir deine Wunden: sie erwärmen mich viel inniger!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben das klare Wasser; aber gieb mir deine Wunden: sie waschen mich viel besser und reiner!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben die fruchtbare Erde; aber gieb mir deine Wunden: sie nähren mich für's ewige Leben viel gedeihlicher!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben die heiteren Bäume, Laub und Gras; aber gieb mir deine Wunden: sie erheitern mich weit anmuthiger!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben die wohlriechenden Blumen und Kräuter; aber gieb mir deine Wunden: sie sind süßduftiger!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben die Vögel in der Luft; gieb mir deine Wunden: sie singen mir viel entzückender!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben den erfröhlichenden Wein und mancherlei Getränke; gieb mir deine Wunden: da will ich den Wein der Himmelsfreude trinken, der ist viel köstlicher!

O mein Gott, du hast wohl den Menschen gegeben Gold, Silber und Edelsteine; gieb mir deine Wunden: dieser Schatz ist ja über alle Schätze der unaussprechlich größte und werthvollste!

O mein Gott, tauche mich gnädiglich ein in das heilige Blut der Wunden Jesu, deines Eingeborenen Sohnes, und schreibe mich mit demselben in das Buch der Lebendigen, auf daß ich dich mit ihm im heiligen Geiste in Ewigkeit loben und preisen möge! Amen." —

7. Die Betrachtung seiner Leiden ist dem Herrn wohlgefällig.

Ein frommer und sehr innerlicher Mensch hielt mit beständigem Gebete beim Herrn Jesus an, daß er ihm offenbaren möchte, welcher Dienst ihm am wohlgefälligsten wäre?

Da sah er einst den Herrn Jesus auf sich zukommen, der ein schweres Kreuz auf seiner Schulter trug, und er sprach zu ihm:

„Du kannst mir keinen wohlgefälligeren und annehmlicheren Dienst erweisen, als wenn du Mir dieses schwere Kreuz tragen hilfst!"

Und da fragte Jener: wie er sein Kreuz Ihm sollte tragen helfen?

Der Herr aber antwortete ihm:

„Tragen sollst du mein Kreuz im Herzen, durch oftmalige Erinnerung und inniges Mitleid; — im Munde, durch andächtige Danksagung; — in den Ohren, durch lernbegierige Anhörung

der Verkündigung meiner Leiden; — auf dem Rücken, durch beständige Abtödtung deines Fleisches!" —

Und es that der Mann großen Fleiß, das Wort des Herrn zu erfüllen, und gelangte in kurzer Zeit auf diesem Wege auf den Gipfel der Heiligkeit. —

8. „Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist!"

Ein Klosterbruder las in seiner Zelle das Leben des heiligen Franziskus von Assisi, und fand, wie heilig und selig er durch die Liebe zum Kreuze Jesu geworden; so daß er wiederholt ausrief:

„Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist! Es ist eine Schule, in welcher der heilige Franziskus die heilige Selbstkreuzigung zur Ehre Gottes gelernt hat; ich will auch jetzt meine Seele in diese Schule führen! —

Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist! Es ist ein Stab, mit dem der heilige Franziskus den Teufel, die Welt und ihren Anhang von sich weggeschlagen; ich will auch im Namen Jesu diesen Stab wider alle Feinde brauchen! —

Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist! Es ist ein Schifflein, darin der heilige Franziskus sicher über diese ungestüme Welt fährt, ohne von ihr in den Abgrund ihrer Laster hinabgerissen zu werden; ich will mich auch im Namen Jesu hinein setzen! —

Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist! Es ist eine Leiter, auf welcher der heilige Franziskus zum Himmel sich erschwungen hat; ich will auch mich im Namen Jesu darauf begeben, und zu meinem himmlischen Vater in den Himmel steigen! —

Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist! Es ist ein Thron, auf welchem der heilige Franziskus sanft geruht hat von seinen mühevollen Arbeiten; ich will auch, so müd' ich werde, nur auf ihm ruhen! —

Nun seh' ich wohl, was das heilige Kreuz ist! Es ist ein Bett, in welchem der heilige Franziskus gottergeben, friedevoll und selig im Herrn entschlafen; ach! ich will auch nichts Anderes mehr, als auch darin ruhen, um in ihm gottergeben, friedevoll und selig im Herrn zu entschlafen!" — —

---

37. Das Geheimniß des Kreuzes Jesu und seiner Leiden.

Am 7. Februar 1632 ließ unser Herr und Heiland Jesus Christus der gottinnigen Margaretha von Beaune in Burgund in dem Kloster daselbst, in dem sie lebte, ein Kreuz erscheinen, dessen Spitze bis in den Himmel und dessen Fuß bis in die tiefsten Tiefen der Erde, und dessen Arme bis an die beiden Enden der Erde reichte.

Und der heilige Geist erklärte ihr das Kreuz, indem er zu ihr sagte:

„Seine Höhe sinnbildet, daß durch das Kreuz des Eingeborenen Sohnes Gottes, der in der Fülle der verheißenen Zeit Mensch geworden, und auf Golgatha das vollgiltige Opfer der Genugthuung für die Sünden der Welt seinem himmlischen Vater dargebracht hat, der Himmel wieder geöffnet und mit der Erde Friede gemacht ist.

Die Tiefe bedeutet, daß das Lamm Gottes, welches die Sünden der ganzen Welt trug, an ihrer Statt bis in die Hölle hinab sich erniedrigen mußte.

Die Länge zeigt an, daß die Gnade des Opferverdienstes Jesu sich auf alle vergangene und zukünftige Zeiten der Welt erstrecke.

Die Breite aber verkündet, daß das Heil in Christo alle Geschlechter der Erde angehe; denn es habe, nach dem Sündenfalle, keine Seele — weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit — die geringste Gnade gehabt, die nicht aus der tiefen Wurzel dieses ehrwürdigen Stammes gewachsen wäre.“ — —

Und der Herr, voll der Huld und des Erbarmens, räumte der nach dem Heil des Kreuzes so sehnsüchtig verlangenden Margaretha in ihm eine Wohnung ein; und je tiefer sie in demselben verborgen wurde, desto mehr erkannte sie die Größe und Majestät, die Weisheit, Güte, Liebe und höchste Gewalt ihres gekreuzigten Erlösers. Sie sah, daß dieses Kreuz der allgemeine Weg sei, auf dem alle Auserwählten zu Gott kommen müssen, und bat um den Schirm Gottes: daß sie nie diesen Heilsweg verlassen möge.

Sie verließ ihn auch nie, und vollendete selig in Christo. —

---

38. Innige Theilnahme am Leiden Jesu.

Die heilige Jungfrau Juliana von Lüttich pflegte sich mit solcher Liebe und Innigkeit in das Leiden Jesu zu versenken, daß der Boden, wo sie kniete, oft von ihren Thränen gleichsam

3*

überschwemmt war, und sie selbst in der Kirche sich zuweilen nicht enthalten konnte, in so laute Schmerzensschreie auszubrechen, daß man sie hinausführen mußte, um Störung zu verhüten. — Sie konnte nie vom Leiden Christi lesen oder sprechen hören, ohne den heftigsten Schmerz des Mitleids zu fühlen. — Sie soll vielmal gesagt haben: „Wenn ich nur vor allen Menschen den Kreuzestod für Christus leiden dürfte, um doch ein wenig jene Liebe zu erwiedern, welche der Heiland im Tod am Kreuz auf Golgatha uns armen Sündern erwiesen hat!“ —

39. Ein Verehrer der heiligen Wunden Jesu.

Johannes II., König von Portugal, der „Große“ genannt, trug eine so innige Andacht zu den liebreichen und heilströmenden Wunden des Herrn Jesu Christi, daß er durch ein ausdrückliches Gelübde sich verpflichtete: Nichts zu versagen, was zur Ehre derselben von ihm würde begehrt werden, vorausgesetzt, daß das Begehrte kein Unrecht sei.

Nun geschah es einmal, als er zur Kirche ging, daß ein Weib, die auf dem Wege seiner harrete, ihm zu Füßen fiel, und ihn anflehte — „um der heiligen Wunden Jesu willen ihrem Manne, der da sollte enthauptet werden, das Leben zu schenken.“

Und der König erwiederte: „„Es soll geschehen; ja hättest du auch weit Größeres von mir um der heiligen Wunden Jesu willen verlangt, ich hätte es dir ebenso bewilligt!““ —

40. Frevel an einem Freitage.

Am Fuße des mächtigen Osser im Bayerwalde wurde im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte Bergbau betrieben, der sehr ergiebig gewesen sein soll.

Einmal — es war gerade an einem Freitage — entdeckten Bergleute aus dem Dörfchen Silbersbach eine ungemein reiche Goldader.

In der Freude über diesen Fund warfen sie die Werkzeuge hinweg und eilten zu Tage, um aller Welt ihr Glück zu verkünden. — Nicht zufrieden damit, zogen sie unter dem Schalle der Musik in's Wirthshaus und zechten und tanzten die ganze Nacht hindurch.

Aber was geschah?!

Als sie am Morgen die Arbeit wieder beginnen wollten,

fanden sie die Grube, in der die Goldader lag, von den Wildwassern gänzlich ersäuft, die durch keine menschliche Anstrengung mehr bewältigt werden konnten. —

Also strafte der Himmel die frevelhafte Verunehrung des Leidenstages Jesu Christi, des Welterlösers! —

41. Die Wiederauffindung eines Kreuz-Partikels.

Philipp der Gute, der edle Graf von Flandern und Herzog von Burgund und Brabant, schwur einst bei einem Gastmahle, das er zu Lille gab, daß: wolle der König von Frankreich sein Land in Ruhe halten, er wegziehen werde, um gegen die Türken zu kämpfen. — Nicht lange nachher zog er auch hin, und zwar an den Hof Kaiser Friedrich's, mit dem er sich verbünden wollte. Er war geleitet von einer großen Anzahl von Rittern und Herren, und unter diesen befand sich auch der Graf von Gammerage.

Der Kaiser wollte aber nichts mit dem Zuge zu schaffen haben, und da der gute Philipp wohl nicht allein zum heiligen Lande ziehen konnte, so mußte er unverrichteter Sache zurückkehren. Zum Lohne aber für seinen frommen Eifer empfing er ein Stück (Partikel) vom heiligen Kreuz, und das schenkte er dem Grafen von Gammerage, der es alsbald in ein schönes silbernes Kreuz einhüllen ließ.

Hundert und einige Jahre später entstanden Kriege in dem Lande, und ein Priester barg das Kreuz an einem allen Einwohnern unbekannten Orte; er starb auch, sonder daß ein Anderer wußte, wo er die Reliquie versteckt hatte. Erst lange nachher fand man sie wieder, und zwar auf folgende Weise:

Zwei Brüder aus Gammerage hatten in einem Streite einen ihrer Freunde ermordet und flüchteten aus dem Lande. Viele Jahre irrten sie unstät umher, bis sie eines Tags im Lande Preußen einen Einsiedel trafen, der auf dem Gipfel eines Berges wohnte. Sein frommes und heiliges Wesen erweckte Zutrauen in ihnen, und sie faßten Muth und beichteten ihm ihre schwere Sünde und begehrten seinen Rath, was sie thun sollten. — Der Mann Gottes erhob seine Stimme und sprach: daß auf Vorbitten ihrer Eltern das schwere Verbrechen ihnen vergeben wäre und sie bald den Gnadenbrief empfangen würden. Alsdann fragte er sie: ob sie nicht einen Weiler kännten, welcher „Sanct Paul von Gammerage“ hieße und in dessen Nähe sich ein Wasser befände, das er ihnen sehr genau beschrieb. — Die Brüder antworteten, der Ort sei ihnen wohl bekannt, denn sie seien daselbst geboren. — Da fuhr

der Einsiedel fort: „Dann gehet in Gottes Namen ruhig zurück in euer Land und grabet gleich am Tag nach eurer Ankunft in dem sumpfigen Wasser; dort sollet ihr die Reliquie vom heiligen Kreuze finden, welche man verloren glaubt. Und damit ihr meinen Worten desto mehr Vertrauen schenket, so gebet Acht, wenn ihr den Fuß über die Grenze von Brabant setzet; denn dort kommt euch der Bote entgegen, der euere Gnadenbriefe trägt!" —

Und also geschah es.

Kaum hatten die beiden Brüder den Fuß über die Grenze gesetzt, als sie den Boten fanden. Am Morgen ihrer Ankunft begannen sie zu graben; da sie aber nach vieltägigen Arbeiten nichts fanden, wollten sie das Werk schon aufgeben. Doch einige Umwohner des Ortes hatten schon lange Zeit, im Winter wie im Sommer, bemerkt, daß eine Menge Vögel über dem Sumpfe die schönsten Weisen sangen; und diese Nachricht ermuthigte sie, die Nachgrabungen fortzusetzen. Und was sie gehofft hatten, das wurde ihnen: sie fanden das silberne Kreuz. —

Später, bei erneuerten Kriegen, wurde das Kreuz abermals vermißt. — Als der Friede wieder hergestellt war, sahen mehrere Leute Nachts einen hellen Schein, welcher von der Kirche ausging, und über einer Quelle, genannt „Houwerek" verschwand. Alsbald suchten sie an dem Orte nach und fanden zu ihrer großen Freude die seither so schmerzlich vermißte Reliquie wieder, und zu ihrer Seite zwei brennende Fackeln. — Zum Andenken daran taucht man noch jährlich am ersten Rogationstage das Kreuz in die Quelle. —

Die Schützengesellschaft von Gammerage führt das Kreuz in ihrem Banner; sie ist eine der ältesten des Landes. —

---

42. Der Baum vom Calvarienberge.

Ein Ritter, dessen Schloß in dem Dorfe Riempst stand, zwischen Tongern und Mästricht, war nach dem heiligen Grabe gezogen, und das war ungefähr vor fünfhundert und vierzig bis fünfzig Jahren.

Seine Frau und seine Kinder führten indeß zu Haus ein gar auferbauliches Leben, und die jüngste Tochter zumal zeichnete sich vor den Anderen durch ihre Frömmigkeit aus.

Eines Tages war sie auch in die Kirche des heiligen Martinus gegangen, um dort zu beten und die heilige Messe zu hören, als ihr Vater, der Ritter, unerwartet auf seinem Stammschloß ankam.

Er umarmte freudetrunken die Kinder, die er traf und gab jedem ein Geschenk, so daß die Jüngste, als sie nach Hause zurückkehrte, bereits Alles an ihre Geschwister vergeben sah.

Das that dem Vater wehe, denn er hatte sie ja auch lieb, und er suchte nochmal in seinen Taschen und fand einzig noch eine Nuß, die er auf dem Calvarienberg einst aufgerafft hatte.

Diese Nuß gab er dem hocherfreuten Mädchen, und dieß eilte alsobald in den Garten und steckte die Nuß in die Erde und kniete daneben nieder, Gott zu bitten, daß er die Frucht gedeihen und zu einem schönen Baume wolle wachsen lassen.

Also that sie von da an jeglichen Morgen und Abend, wenn sie die Erde um die eingesenkte Nuß herum begoß, und ihr Gebet fand bei dem Herrn ein gnädiges Ohr. Bald hoben sich zwei kleine Blättlein aus dem Grunde, die Blättchen wurden zum Zweige, der Zweig zum Stämmchen, und das Stämmchen zum Stamm. Was aber als das Wundersamste erschien, der Stamm blieb nicht eben, er schoß nicht glatt und schlank auf, sondern in unterschiedenen Formen, und als er endlich ganz ausgewachsen dastand, da hatte er die Gestalt — eines am Kreuze hängenden Christusbildes.

Die fromme Jungfrau schenkte den Wunderbaum dem Kloster der weißen Frauen zu Mästricht und zog sich bald nachher auch in dieses Kloster zurück, um ihre Tage ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. —

Bei der spätern Aufhebung des Klosters brachte man den Baum in die Kirche des heiligen Martinus, und da ist er noch heutigen Tages zu schauen. —

---

43. Gut aufgehoben!

Es wird erzählt, daß bei dem ersten Rheinübergang der Franzosen unter dem General Moreau im Jahr 1796 ein Reiter des französischen Corps, Ferino, einen mit Gold ziemlich gefüllten Beutel hatte.

Er ritt, wahrscheinlich mit einer gefahrdrohenden Ordre beauftragt, bei dem Crucifix am Wege von Staufen nach Kirchhofen in Baden vorbei, und sagte, dem Bilde sich nähernd: „Da, heb' mir diesen Beutel auf!“ — legte den Schatz hinter das Haupt des Gekreuzigten und ritt seines Wegs.

Als nach Jahresfrist die Kriegläufe den Soldaten wieder in

dieselbe Gegend brachten, hielt er bei dem Kreuz an, und — siehe! der Beutel lag noch unversehrt am nämlichen Orte. —

Der Reiter, ein Elsässer — und etwas „religions-spöttisch,“ erzählte diese Geschichte nachher seinen Quartierleuten. —

---

44. Das Geleit mit dem Crucifixe.

Im Jahr 1800 des Morgens am dritten December haben die Bewohner in der Gegend von Sanct Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten umher so stürmisch hergehen werde zwischen den Oesterreichern und den Franzosen; und sie schickten deßhalb, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher, von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte.

Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagsbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an keinerlei Kriegsgetümmel.

Da hörte man auf einmal in der Nähe Gewehrfeuer und aus der Ferne Kanonendonner.

Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das Treffen schon nahe sei und daß die Kinder nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren könnten.

In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der gewiß der beste war, den er in dieser bedrängten Lage wohl fassen konnte.

Er holte das Crucifix aus dem Kirchlein und stellte die Kinder Paar um Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld, bei den Panduren und Sansculotten vorbei; und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leid und ließen sie fürder ziehen in Frieden.

Und so kamen sie glücklich in Sanct Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Eltern kamen und sie heimführten.

Und die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude: daß Keines ihrer Lieben unter dem Geleite des Crucifixes verloren gegangen war. —

---

45. Das Christusbild im königlichen Gerichtshofe zu Paris.

Im königlichen Gerichtshofe zu Paris ist am 9. December 1837 ein Christusbild aufgestellt worden, das schon früher daselbst seinen Platz gehabt.

Ueber die Gründe der Wiederaufstellung des Christusbildes hat sich Seguier, der Präsident dieses Gerichtshofes, in einem Schreiben, das die Zeitungen veröffentlichten, in folgender Weise ausgesprochen:

„Das Gemälde von Christo, das man vorgestern in der ersten Kammer des königlichen Gerichtshofes aufgestellt, ist eine Arbeit von Johann von Brüges, und zierte noch 1790 die große Kammer des Parlaments. Zur Zeit der Revolution wurde es aus dem Gerichtssaale entfernt, und nachher im Museum aufbewahrt. In der Folge fand es Bonaparte, der Gesetzgeber, Eroberer und Mann von Einsicht, schicklich, dieses Symbol der Religion wieder im Gerichtssaale aufstellen zu lassen. Ich habe nicht vergessen, daß bei der damaligen Wiederaufstellung des Bildes Einer jener Thoren zu mir sagte: „„Was wollt ihr mit diesem Gehangenen machen?““ und daß ich ihm antwortete: „„Mein Herr, wir glauben an Gott; und es ist gut, daß wir es öffentlich anerkennen, es sei über uns ein Richter!““ — Zu gleicher Zeit, als das Zeichen des religiösen Glaubens seine Stellung im Gerichtshofe wieder einnahm, erhielt der Gerichtshof, dem ich seit fünf und dreißig Jahren vorzustehen die Ehre habe, die Erlaubniß, auf seine Kosten, dem Christusbilde gegenüber das Bild des Kaisers aufzuhängen. Dieses Gemälde, das im Jahr 1814 entfernt wurde, fand nun in einem Landhaus einen ehrenvollen Platz. — Das Bild des Königs von Frankreich nahm hierauf die Stelle des kaiserlichen Bildes ein, immer dem Christusbilde gegenüber. Im Jahr 1830 wurde das eherne Brustbild Carl's X. anfänglich der Zerstörung entzogen, bald darauf aber mit Seilen auf der Straße herumgezogen und verstümmelt, und ist wahrscheinlich in die Werkstätte eines Kupferschmieds gewandert. Der Magistrat seufzte über die Beschimpfung der Königswürde, und die Nation zeigte von Paris bis Cherbourg, daß sie seine Empfindungen theile. Was das Bild Christi betrifft, so wurde auch damals noch seine Zerstörung verhütet. Es konnte einstweilen auf eine ruhigere Zeit verwahrt werden. Nun ist der Augenblick gekommen, wo der eigentliche Gewährsmann menschlicher Gerechtigkeit

den Vorsitz im Tribunal wieder einnehmen soll. Und ich habe ungescheut dem Bilde des Herrn den Platz wieder eingeräumt, der ihm gebührt. Ich bin von der Zustimmung meiner Collegen versichert, und zweifle auch nicht an derjenigen aller guten Bürger; besonders werden Die, welche genöthigt sind, zu den Aussprüchen unseres Gerichtshofes ihre Zuflucht zu nehmen, es fühlen: wie wichtig es für sie ist, daß diejenigen Männer, welche den Auftrag haben, Jedermann Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, **Den** immer vor Augen haben, der die Herzen prüft, und daß Die, welche Strafurtheile fällen sollen, sich unter **Dem** erblicken, welcher der Richter der Richter ist.“ —

---

46. Die Passion des Herrn, durch Kinder dargestellt.

Die schlichtesten religiösen Gebräuche im katholischen Leben wirken auch oft auf das Gemüth irgend eines ganz verweltlichten Zuschauers gar erbaulich, und es vermag dem hehren Eindrucke derselben nicht zu widerstehen. Dafür zeugt der bekannte deutsche Dichter Heinrich Heine, *) indem er von einer Darstellung der Passion des Herrn, die durch Kinder ausgeführt wurde, und der er zufällig begegnete, folgende (hier im Auszuge mitgetheilte) Beschreibung giebt:

Paris, Mitte April 1842.

„Als ich vorigen Sommer an einem schönen Nachmittag in Cette anlangte, sah ich, wie eben längs dem Quai, vor welchem sich das mittelländische Meer ausbreitet, die Prozession vorüberzog, und ich werde nie diesen Anblick vergessen. Voran schritten die Brüderschaften in ihren rothen, weißen oder schwarzen Gewanden, die Büßer mit über's Haupt gezogenen Kaputzen; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verschiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blasse, gebrochene Gestalten, die gläubig einherschwankten,

---

*) Ueber die frühere Gesinnung dieses Dichters sagt ein Protestant, R. Prutz, in seinem 1854 erschienenen Werke, betitelt: „Neue Schriften, zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.“ B. I., Seite 361:

„Dieser hartgesottene Heine ist die Incarnation von Allem, was Frivolität und Witz und selbst ein gewisser Anhauch von Fanatismus in neuerer Zeit gegen das Christenthum hervorzubringen vermochte.“

mit rührend kummervollem Gesange. Ich war dergleichen oft in meiner Kindheit am Rheine begegnet, und ich kann nicht leugnen, daß jene Töne eine gewisse Wehmuth, eine Art Heimweh in mir erweckten. Was ich aber früher noch nie gesehen, und was nachbarlich spanische Sitte zu sein schien, war die Truppe von Kindern, welche die Passion darstellten. Ein kleines Bübchen, costümirt — wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupte, dessen schönes Goldhaar traurig lang herabwallte, keuchte gebückt einher unter der Last eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirne grell gemalte Blutstropfen und Wundmaale an den nackten Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz schwarz gekleidetes Mädchen, welches, als schmerzenreiche Mutter (Mater dolorosa), mehrere Schwerter mit vergoldeten Heften an der Brust trug und fast in Thränen zerfloß — ein Bild tiefster Betrübniß. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, stellten die Apostel vor, darunter auch Judas mit rothem Haar und einem Beutel in der Hand. Ein Paar Bübchen waren auch als römische Lanzknechte behelmt und bewehrt, und schwangen ihre Säbel. Mehrere Kinder trugen Ordens-Habit und Kirchen-Ornat: kleine Kapuziner, kleine Jesuitchen, kleine Bischöfe mit Inful und Krummstab, allerliebste Nönnchen, gewiß keines über sechs Jahre alt. Es waren darunter auch einige Kinder als Engel gekleidet mit seidenen Flügeln, und in der unmittelbarsten Nähe des kleinen Heilandes gingen zwei noch viel kleinere, höchstens vierjährige Geschöpfchen in altfränkischer Schäfertracht, mit bebänderten Hütchen und Stäbchen, überaus niedlich, wie Marcipan-Püppchen: sie repräsentirten wahrscheinlich die Hirten, die an der Krippe des Christkindes gestanden.

Sollte man es aber glauben, dieser Anblick erregte in der Seele des Zuschauers die ernstvoll andächtigsten Gefühle, und daß es kleine unschuldige Kinder waren, die das größte colossalste Martyrthum tragirten, wirkte um so rührender! Das war keine Nachäffung im historischen Großstyl, keine Berliner Glaubenslüge: das war der naivste Ausdruck des tiefsinnigsten Gedankens. Und der Inhalt desselben ist ja von so ungeheuerlicher Schmerzensgewalt und Erhabenheit, daß er die heroisch-grandioseste und pathetisch ausgereckteste Darstellungsart überragt und sprengt. Deßhalb haben die größten Künstler sowohl in der Malerei als in der Musik die überschwänglichen Schrecknisse in der Passion mit so vielen Blumen als möglich verlieblicht und den blutigen Ernst durch spielende Zärtlichkeit gemildert — und so that auch (um nur Ein Beispiel hinsichtlich der Musik zu berühren) Rossini, als er sein

„Stabat Mater dolorosa“ *) componirte. Dieser Meister hatte in seinen Leistungen das Christenthum verlassen und sich gänzlich in die Weltlichkeit der Opernmusik gestürzt. Jetzt, wo er diese wieder verließ und sich zurückträumte in seine katholischen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dome zu Pesaro als Chorschüler mitsang, oder als Akoluth bei der Messe fungirte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in seinem Gemüth aufrauschten und er die Feder ergriff, da brauchte er nur die frühesten Kindheitsklänge aus seinem Gemüthe hervorzurufen, und, wunderbar! so ernsthaft, so schmerzenstief auch diese Klänge ertönen, so gewaltig sie auch das Gewaltigste ausseufzen und ausbluten, so behielten sie doch etwas Kindliches und mahnten mich an die Darstellung der Passion durch Kinder, die ich in Cette gesehen. Ja, an diese kleine fromme Mummerei mußte ich unwillkürlich denken, als ich zu Paris der Aufführung des „Stabat Mater dolorosa“ von Rossini zum ersten Male beiwohnte: das ungeheuer erhabene Martyrium ward hier dargestellt, aber in den naivsten Jugendlauten, die furchtbarsten Klagen der Mater dolorosa ertönten, aber wie aus unschuldig kleiner Mädchenkehle; neben den Flören der schwärzesten Trauer rauschten die Flügel aller Engel der Anmuth; die Schrecknisse des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferspiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umschloß das Ganze. — wie der blaue Himmel, der auf die Prozession von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an dessen Ufer sie singend und klingend dahinzog!“ —

47. Die Einigung der Völker unter dem Zeichen des Kreuzes.

Schon seit geraumer Zeit drohte ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei ($18^{53}/_{54}$) auszubrechen. Der Graf Ficquelmont gab eine Schrift heraus, welche die religiöse Seite dieser sogenannten

*) Dieses rührende Lied ist in lateinischer Sprache gedichtet von Jacobus de Benedictis, genannt Jacopone da Todi, der hochbetagt im Jahr 1306 gestorben.

Die erste Strophe heißt in einer alten deutschen Uebersetzung:

„Seht die Mutter voller Schmerzen,
Wie sie mit betrübtem Herzen
Bei dem Kreuz des Sohnes steht;
Wie sie klaget, wie sie leidet,
Wie ein Schwert ihr Herz durchschneidet
Und durch ihre Seele geht!“ —

„orientalischen Frage" behandelt, und erzählt in dem Vorwort ein Ereigniß, das ihm ehedessen bei einer Reise im Orient begegnete, mit den Worten:

„Ich stand im Begriffe, von einer Reise Kleinasiens und Griechenlands von Salonich durch Macedonien über Widdin nach Oesterreich zurückzukehren. Ich hatte zwei Janitscharen zur Bedeckung und einen Pferdevermiether als Führer. Es war zur Zeit des Ali Pascha von Janina und des serbischen Kriegs unter Czerny Georg.

Eines Abends kamen wir bei einem zwischen Sophia und Widdin gelegenen weitläufigen bulgarischen Dorf an, wo der eine von den Janitscharen, welcher vorausgegangen war, um für mein Nachtlager zu sorgen, bereits meiner harrte und mich in die Behausung eines Rajah führte, welche ihm der Aga des Ortes angewiesen hatte. Es waren damals noch die echten Türkenzeiten, wo die reisenden Türken in der Regel sich in den Häusern der Christen einquartirten, und auf deren Kosten ganz nach Gefallen hausten, weßhalb die Einwohner immer gezwungen waren, ihren Wohlstand zu verbergen.

Meine kleine Caravane war kaum in das Haus eingezogen, als die beiden Janitscharen, welche darin nichts von alle dem vorfanden, was zum Nachtmahl der ermüdeten Reisenden erforderlich war, die Häupter der Familie mit Gewalt hinaustrieben, um sie zu zwingen, Das, was angeblich im Hause nicht zu haben war, anderwärts aufzutreiben.

Die übrigen Bewohner des Hauses, groß und klein, liefen davon, um sich zu verstecken.

Ich saß zuletzt allein da in einem geräumigen, schlichten, aber reinlichen Zimmer und pflegte der Ruhe nach einer angestrengten Tagereise zu Pferde. Ich war nach europäischer Weise gekleidet. Ich hatte Säbel und Pistolen, die unentbehrlichen Schutzwehren eines Reisenden in der Türkei, abgelegt. Eine alte Frau ging beständig ab und zu, und schlich unruhig und schüchtern um mich herum; meine fremdartige Kleidung erregte ihre Neugierde.

Als sie mich so ruhig und geduldig dasitzen sieht, faßt sie sich ein Herz, geht von rückwärts auf mich zu und klopft mich leise auf die Achsel, und als ich mich hierauf nach ihr umsehe, schlägt sie ein Kreuz, begleitet von einem fragenden Winke; denn da ich der Landessprache unkundig war, mußten wir uns auf die Zeichensprache beschränken. — Ich antwortete ihr ebenfalls durch ein Kreuz, worauf sie schnell meine Schulter faßt, sie küßt und sodann mit einem durch die Gemüthsbewegung beschleunigten

Schritte, so schnell es das Alter einer Urgroßmutter zuläßt, zum Zimmer hinaustrippelt.

Wenige Augenblicke darnach war ich von Kindern, erwachsenen Mädchen und Knaben umrungen; hierauf kamen die Väter zurück, aber trotz der Drohungen der Janitscharen, immer noch mit leeren Händen.

Doch kaum hatte ihnen das alte Mütterchen die gute Neuigkeit mitgetheilt, so wurde in Einem Nu Alles herbeigeschafft: Freude und Ueberfluß herrschte im Hause.

Von dem Augenblick an, als ich das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, war ich ihnen ein Bruder, was von meiner Seite so viel hieß, als Nächstenliebe, Achtung für die Person und für das Eigenthum, und von ihrer Seite gleichbedeutend war mit Gastfreundschaft und Vertrauen.

Wir waren Alle miteinander glücklich; dieselben Gefühle vereinigten uns!" —

---

48. Das Entschlafen der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria, und die Hinaufnahme derselben in den Himmel.

(Aus: „Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, von Dr. Johann Baptist Hirscher.")

Die heilige Jungfrau und Mutter Gottes Maria erreichte, laut glaubwürdiger Erzählung, ein hohes Alter. Wenn dann endlich die Stunde ihres Hingangs gekommen ist, wird uns die alte Ueberlieferung von den Umständen dieses Hingangs etwas Besonderes zu erzählen wissen? — So viel nehmen wir zum Voraus an, daß das Leben der reinsten, makellosesten Jungfrau, der erkorenen Gottesgebärerin, der glücklichsten und schmerzhaftesten der Mütter, der Gesegneten unter den Weibern nicht in gemeiner, sondern in glorreicher und ausgezeichneter Weise enden werde. Und eben dieses bestätigen auch alle alten Erzählungen von dem Hingange derselben.

Zuerst wird berichtet, ein Engel des Himmels habe ihr Tag und Stunde, wann sie zu ihrem göttlichen Sohne gehen werde, angekündet. Das ist nichts sehr Außerordentliches. Gab es doch von jeher heilige Seelen, denen durch innere Offenbarung Tag und Stunde ihres Todes bekannt war. Wie sollte der Herr seiner heiligen Mutter die lang ersehnte Stunde ihres Uebertrittes zu ihm verborgen haben?

Als die heilige Mutter die frohe Botschaft vernommen hatte, wurde sie (so sagt die alte Erzählung) unendlich freudig, und richtete ihre ganze Wohnung und Alles, was sie darin hatte, wie zu einem nahen, hohen Festtage her. War das ja auch in der That ein hohes, ja das höchste Fest: die Ankunft nämlich des göttlichen Sohnes, welcher kommen würde, sie zu sich zu nehmen; und die Vollendung eines Lebens, wie das ihrige.

Zur gleichen Zeit kamen (wie die alte Erzählung weiter berichtet) die heiligen Apostel aus allen Gegenden, wo sie zerstreut waren — vom Geiste getrieben — bei der heiligen Mutter zusammen, um die Gebenedeite noch einmal auf Erden zu sehen, ihren jedenfalls ganz eigenen und rührenden Hingang zu schauen und ihr am Ende ihrer hochwürdigen, ja unvergleichbaren Laufbahn ihre letzte Verehrung zu erweisen. Die heilige Mutter begriff sogleich die Bedeutung ihrer Erscheinung, war aber davon nichts weniger als betroffen, sondern von einem Gefühl ergriffen, ähnlich dem einer Jungfrau bei dem Erscheinen des Zuges, welcher sie ihrem Bräutigam zuführen soll.

Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß die heilige Mutter nach der ersten freudigen, von der tiefsten Seelenheiterkeit durchdrungenen Begrüßung von den heiligen Aposteln Bericht verlangt habe über den Fortgang des Reichs ihres göttlichen Sohnes. Gewiß mußten sie ihr aus allen Landen erzählen, wie der Herr das Wort der Lehre gesegnet, mit Zeichen beglaubigt, und die Zahl seiner Gläubigen vermehrt habe. Bis zum letzten Athemzuge blieb Er und sein Reich auf Erden ihre höchste Liebe, und ihr höchster Genuß.

Endlich war die Stunde da, wo sie entschlafen sollte. Arm, wie sie war, hatte sie ihr Zeitliches schnell geordnet. Sie schenkte die beiden Kleider, welche sie besaß, zweien frommen Jungfrauen, und nahm liebevoll und segnend von den heiligen Aposteln, die weinend und doch freudig gehoben um sie standen, Abschied. Dann legte sie sich in jene fromme Lage, in der sie zum Grabe getragen werden wollte. Und jetzt verklärte sich ihr Angesicht in einer unaussprechlichen Verklärung, denn sie sah ihren göttlichen Sohn in Begleitung himmlischer Schaaren herniederkommen, um ihre Seele aufzunehmen. „In deine Hände, o Herr!“ (das war ihr letzter seligkeitsvoller Seufzer) „empfehle ich meinen Geist!“ In diesem Seufzer entschlief sie. Der Herr aber nahm ihre Seele, und gab sie dem Erzengel Michael, dieselbe im Chore der heiligen Engel in den Himmel zu tragen.

So die alte Erzählung.

Und in der That dürfte schwerlich eine andere Weise ihres Hingangs ausgedacht werden, welche der heiligen Jungfrau und Mutter angemessener wäre, als die eben erzählte. Ist sie aber die angemessenste, so ist sie auch wahr. Denn in den göttlichen Dingen ist immer das Wahre das Angemessenste, und das Angemessenste das Wahre und Wirkliche. Was namentlich die Angabe betrifft, als habe die sterbende Jungfrau und Mutter ihren göttlichen Sohn ihr entgegen kommen sehen, und als sei sie darüber in die höchste Entzückung gerathen, so ist diese Angabe gar nichts Verwunderliches. Denn, was der sterbende Stephanus, und was viele sterbende Heilige zu allen Zeiten gesehen haben, warum sollte es gerade der heiligen Mutter nicht zur Anschauung gekommen sein?

Die unaussprechlich selige Verklärung, welche sich über das Angesicht der sterbenden Jungfrau und Mutter ausgegossen hatte, blieb ganz unverändert über dem Angesichte verbreitet nach ihrem Hintritte. Es war der Anblick einer golden strahlenden Abendröthe nach dem Entschwinden der Sonne. Die heiligen Apostel konnten sich an dem Anblicke nicht satt sehen; es giebt für solchen Anblick keine Worte. Sie erinnerten sich unwillkürlich an den Ausspruch: „Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben, und wenn er auch stirbt, wird er dennoch leben!“ Sie sahen nicht eine Verstorbene, sondern eine Entschlafene, alle Seligkeit, in die die Seele derselben entrückt war, in ihrem Angesichte wiederstrahlend. „Du bist,“ sagten sie, „voll der Gnade, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern!“ — Welch ein Gegensatz: Eva im Paradiese vor dem Angesichte Gottes scheu und flüchtig, im Innersten von Sünde und Schuld zerrissen; und Maria, von der alten Schlange verfolgt aber unversehrt, in unendlicher Reine, voll flammender Liebe und Sehnsucht von dem Vater und ihrem göttlichen Sohne hinübergenommen, den Ausdruck seligster Verklärung noch im schlummernden Angesicht! —

Nun kam die Zeit der Bestattung. Die alte Erzählung sagt, die heiligen Apostel haben den heiligen Leichnam zu der für ihn ersehenen Begräbnißstätte getragen, eine Menge von Gläubigen habe den Zug begleitet, und während die Apostel und übrigen Begleiter heilige Gesänge gesungen, haben Schaaren heiliger Engel den frommen Zug umschwebt, und den Leichnam mit himmlischen Psalmodien begleitet. Es war kein Trauerzug, sondern ein Triumphzug. Man kann sagen, es war ein Hochzeitszug! denn die himmlische Braut wurde dem Himmel zugeführt. —

Es ist dem verkehrten Menschen nicht gegeben, daß er ein reines Glück, eine himmlische, harmlose Freudigkeit mag mit freudig ansehen, oder wenigstens ungestört lassen: der Teufel erwacht in ihm und treibt ihn zu bitterer, schadenfroher Störung. So hier. Die alte Erzählung sagt: ein Jude, Genosse anderer gleich feindlich Gesinnter, aber verwegener und wilder als die Anderen, habe sich an den Zug hinzugedrängt, um den heiligen Leichnam auf den Boden zu werfen, und zu verunehren. Wirklich habe er schon die Bahre gefaßt, aber in demselben Augenblick seien ihm die Hände abgefallen. Doch sei ihm Gnade für Recht zu Theil geworden, indem er nach flehentlichem Bitten und Weinen Heilung empfangen habe. —

Sofort wurde der heilige Leichnam beigesetzt, und der Sarg mit einer Steinplatte bedeckt. Eh' jedoch der heilige Leichnam verschlossen wurde, wollten Alle denselben noch einmal sehen, um sich das Bild der entschlafenen Gottesmutter, der Ersten und Größten ihres Geschlechts, einzudrücken und zu bewahren. Hatte das Bild nicht etwas Unaussprechliches? Konnten sie von demselben lassen?

Wenn wir von der Bestattung einer theueren Entschlafenen zurückgekehrt sind, so ist uns Nichts tröstlicher, als bald wieder an die Grabstätte zurück zu gehen. Täglich wiederholen wir den schmerzlichen, und doch theueren Besuch. So machten es auch, laut der alten Erzählung, die heiligen Apostel. Drei Tage weilten sie um das heilige Grab, und so oft sie da waren, vernahmen sie in den Lüften über ihnen himmlische Gesänge voll übernatürlicher Lieblichkeit. Nicht nur sie, sondern auch die himmlischen Schaaren fühlten sich herbeigezogen zu der heiligen Stätte, und vereinigten ihre Psalmodien mit den Gebeten und Gesängen der Heiligen. —

Die alte Erzählung läßt es unentschieden, ob es Fügung oder Zufall gewesen, daß Einer der Apostel zu spät angekommen, und darum bei dem Entschlafen der seligsten Jungfrau und Mutter, sowie bei deren Begräbniß nicht gegenwärtig gewesen sei. Sein Verlangen, die Entschlafene noch einmal zu sehen, war daher in ihm um so lebhafter, als er zu diesem Ende aus großer Ferne gekommen war, und die anderen Apostel ihm so Rührendes über den Ausdruck erzählt hatten, welchen das Angesicht der Heiligsten in ihrer Verklärung erhalten habe. Er drang also flehentlich darauf, daß der Stein, welcher die Entschlafene deckte, weggehoben werde, und auch er sie noch einmal sehe. —

Es geschah. Der Stein wurde weggehoben. Es war nach dem Begräbniß der dritte Tag. Als sie nun aber in das aufgeschlossene

Grab hinabblickten, was sahen sie? Die heilige Erzählung sagt: Der Leichnam war verschwunden; der Herr hatte denselben in den Himmel hinaufgenommen und mit der Seele der seligsten Mutter vereinigt. In dem Grabe lag nur noch das Kleid, worin die Heiligste beigesetzt worden. Ein himmlischer Wohlgeruch erfüllte die heilige Stätte. Die alte Erzählung setzt bei: Die seligste Jungfrau und Mutter sei hienach der Auferstehung des Fleisches schon gleich nach ihrem Tode theilhaftig geworden, denn es wäre unschicklich gewesen, daß der reine und unversehrte Leib, aus welchem der Eingeborene Sohn Gottes Fleisch und Blut angenommen habe, der Verwesung verfallen wäre. Wir finden auch in der That an dieser Hinaufnahme des Leibes der seligsten Jungfrau und Mutter um so weniger einen Anstand, als auch der Apostel Paulus von einem Uebergange in den Himmel redet, welcher nicht durch Auskleidung, das ist durch Tod und Verwesung, sondern durch Ueberkleidung, das ist durch eine Verwandlung dieses sinnlichen Leibes in einen himmlischen geschehe. Daß aber die Hinaufnahme des Leibes der seligsten Jungfrau und Mutter aus dem Grabe in den Himmel eine Ueberkleidung gewesen, wird Niemand bezweifeln, denn es ist klar, daß der hinaufgenommene irdische Leib eine Schöne und Herrlichkeit empfangen habe, welche ihrer hochherrlichen Seele, und ihrer hohen Würde unter den Himmelsgeistern angemessen war.

Vielleicht kann man auch sagen, der Leib der Einzigen, der Hochgebenedeiten unter den Weibern, mußte von der Erde hinweggenommen werden, weil die Erde dieses besonderen Gefäßes der Gnaden und Tugenden, dieser Stätte so einziger Leiden und Freuden nicht werth war. Oder man kann vielleicht auch sagen, der Leib der Hochgebenedeiten und von allen Völkern Gepriesenen sollte hinaufgenommen werden, damit sie ganz dort sei, und Niemand versucht werde, sie anderswo zu suchen, als allein oben bei ihrem göttlichen Sohne. Wußte ja auch Niemand das Grab Mosis. Moses hatte Israel seine Thaten, seine Geschichte, seine Gesetze, seine gottesdienstlichen und bürgerlichen Einrichtungen zurückgelassen. Das war es, was bleiben sollte. Den Leichnam Mosis und sein Grab aber verbarg Gott. —

Wir haben das Ende beschrieben, womit die seligste Jungfrau und Mutter Gottes Maria vollendet hat. Aber sie hat nicht vollendet. Sie ist, wie zum neuen Leben, so zu neuer Thätigkeit, sie ist von einem armen und engen, zu einem unermeßlichen Sein und Wirken eingegangen. Diese große und königliche Seele mit ihrer unermeßlich reichen, mitleidgewohnten Liebe hat einen Thron erhalten, dessen Höhe, Herrlichkeit und Herrschaft der Größe

ihrer jungfräulichen Reinheit und mütterlichen Liebe und Erbarmung angemessen ist. Mit Ehrfurcht blicken wir zu der sternenbekränzten Königin, mit Vertrauen zu der schmerzvollen und erbarmungsreichen Mutter auf, und, eingedenk unseres Endes, flehen wir zu ihr:

„Heilige Maria, Mutter Gottes! Bitt' für uns arme Sünder: izt, und in der Stund' unseres Absterbens! Amen." —

---

49 — 62. Fromme Verehrer Maria's.

1. Eine altehrwürdige Sage berichtet uns, daß, als die heilige Maria noch zu Ephesus bei dem Apostel Johannes wohnte, dem sie Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha mit den wahrhaft rührenden Worten anvertraute: „Weib, sieh' deinen Sohn! Johannes, sieh' deine Mutter!" — gar viele Gläubige dahin pilgerten, um die gebenedeite Mutter ihres Herrn und Heilandes von Angesicht kennen zu lernen und sie zu verehren. Auch hat der heilige Evangelist Lukas ihr Bildniß gemalt, von dem man Nachbildungen durch kundige Hand sich fertigen ließ; die dann von den Pilgern Denen in die Heimath mitgebracht wurden, die eine so weite Wallfahrt, so heiß sie es auch wünschten, nicht zu unternehmen vermochten; und bei dem Anblicke dieser Bildnisse Maria's ehrte man sie stets durch die andächtige Wiederholung des Engelsgrußes: „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden!" —

2. Die heilige Kaiserin Pulcheria versichtbarte dadurch namentlich ihre kindliche Hingabe an Maria, daß sie ihr zu Ehren zwei Kirchen baute; auch stiftete sie in ihnen auf gewisse Tage bestimmte Marien-Andachten; nie fehlte sie bei denselben; ja sogar des Nachts erschien sie zu Fuß, angethan mit unansehnlichen Kleidern und verhüllt in einen Schleier, dabei eine Lampe tragend und nur von einer Dienerin begleitet, um dem Schlusse der Gebets-Uebungen zur Verherrlichung Maria's beizuwohnen; und dieß geschah jedesmal, mochte nun die Witterung günstig oder stürmisch oder streng winterlich sein. —

3. Der griechische Kaiser Johannes Comnenus (gestorben im Jahr 1143) hatte einen glorreichen Sieg über die Perser errungen und hielt einen festlichen Einzug zu Constantinopel. Er aber bestieg nicht den Triumphwagen; er stellte vielmehr ein Bildniß der allerseligsten Jungfrau Maria auf denselben, indem er das Glück seiner Waffen einzig den Fürbitten der gebenedeiten Gnadenmutter zuschrieb und ging, das Kreuz in der Hand, siegesfroh dem Triumphwagen voraus. —

4. Der heilige Stephanus I., König von Ungarn, fest und freudig überzeugt von der mächtigen Fürbitte Maria's bei Gott, begab, durch ein besonderes Gelübde, sich und sein Reich unter den mütterlichen Schutz der Mutter des Herrn. —

5. Der heilige Cardinal und Erzbischof von Mailand, Carl Borromäus, hatte sich die heilige Gottesmutter zur besondern Beschützerin erwählt; er betete täglich die Marianischen Tagzeiten mit der größten Andacht; wenn das Zeichen zum englischen Gruße gegeben wurde, warf er sich, wo immer er sich befand, auf die Erde nieder; am Vorabend eines jeden Marianischen Feiertages fastete er bei Wasser und Brod; auch verordnete er, daß das Bildniß Maria's an allen Kirchenthüren aufgestellt wurde, damit beim Eintreten in die Kirche die Gläubigen sich erinnerten: daß, gleichwie der Eingeborene Sohn Gottes durch die heilige Jungfrau Maria zu uns gekommen ist, auch wir durch sie zu ihm kommen müssen. —

6. In der Sanct Georgs-Kirche zu Chasnad in Ungarn, die der heilige König Stephanus erbaut hatte — als Denkmal seines Sieges über die Heiden — war ein prachtvoller Muttergottes-Altar errichtet; an einem jeden Samstag hielt der für die Ehre der allerseligsten Jungfrau Maria so eifrige Bischof, der heilige Gerhard, ein feierliches Hochamt an demselben. — Von Gerhard und seinem erbaulichen Beispiele kommt es auch her, daß die Ungarn die Mutter Gottes als „Unsere Frau!" mit großer Ehrfurcht begrüßen. — Und so kindlich zart war die Andacht dieses Oberhirten gegen die Königin aller Heiligen, daß auch jeder Sünder, wenn er durch Unsere Frau um Gnade flehte, bei ihm immer Erhörung fand. —

7. Die heilige Hedwig, Herzogin von Polen, wanderte fast an einem jeden Abend, einfach und in schmucklosem Gewande, in eine entlegene, der Jungfrau Maria gewidmete Kapelle, wo sie dann ihre Abend-Andacht verrichtete. —

8. Schon in seinem sechzehnten Jahre trat der heilige Vincenzius Ferrerius in den Predigerorden, für welchen er eine große Vorliebe hatte, weil der Stifter desselben, der heilige Dominikus, die Verehrung Marien's so sehr wieder in der Kirche angefacht hatte. Vincenzius, mit der Wundergabe begnadigt und voll des größten Vertrauens auf Maria, sah ganze Völkerschaften herbeieilen, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernehmen, und sich dann zu Tausenden zu bekehren. Bis zu Thränen gerührt ob dieser reichlichen Früchte, schrieb er dieselben der allerseligsten Jungfrau zu, die er vor jeder Predigt mit Inbrunst anrief. Von

seiner Jugend an hatte er die heilige Gewohnheit, Alles für Gott und durch Maria anzufangen und aufzuopfern. Wie ein schlichtes Kind zu seiner Mutter, so redete Vincenzius zu Maria; und alle Gnaden, die er für sich und für Andere begehrte, verlangte er durch die Fürbitte der jungfräulichen Mutter. Auch schien er mehr ein Engel, als ein Mensch zu sein; seine Gedanken waren stets auf Gott und auf Maria gerichtet; und so gelangte er auf die höchste Stufe der Vollkommenheit. —

9. Der heilige Ildephonsus, der durch seine Wissenschaft und Frömmigkeit so ausgezeichnete Benediktiner, war, als Bischof von Toledo, unermüdet in der Sorge für die ihm anvertraute Heerde. In den vielen Ermahnungen und Unterrichten, die er gab, kam er sehr oft auf die hohen Vorzüge, auf die Tugenden und Wohlthaten der allerseligsten Jungfrau zu sprechen. So oft er von Maria redete, hörte man ihm wohl an, daß er aus der Fülle des Herzens sprach, und himmlische Freude leuchtete auf seinem Antlitze. Um die Sünder wahrhaft zu Gott zu bekehren, ermahnte er sie, Maria mit Vertrauen anzurufen. Sein Eifer für die Reinheit des Glaubens und für die Ehre der göttlichen Mutter that sich besonders kund durch die Bekämpfung der gottlosen Lehre des Pelagius, den er so siegreich in seiner Schrift von der steten Jungfrauschaft der heiligen Gottesgebärerin widerlegte. In dieser Schrift überließ er sich ganz den Gefühlen des kindlichen Vertrauens und der zärtlichsten Liebe, die er zu Maria trug. —

10. Der heilige Vincenzius von Paul, Stifter der Congregation der Missionspriester, trug stets die zärtlichste Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria. In seiner Gefangenschaft zu Tunis tröstete er sich durch Absingung von Lobliedern zu Ehren Mariä; und er war immer der Ueberzeugung, daß er Maria seine Befreiung zu verdanken hatte. Auch unterließ er Nichts, um ihr seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, und er sah es als eine heilige Pflicht an, in dem Herzen aller Glieder seines Hauses die Andacht zu Maria zu erwecken und zu befestigen. Durch Fasten bereitete er sie auf die Festtage der heiligen Jungfrau vor, so wie auch durch gründliche Belehrung über ihre Geheimnisse. An den Festtagen selbst hielt er immer den Gottesdienst, und zwar mehr als je mit jener glühenden Andacht, die ihn als einen Engel am Altar erscheinen ließ; — und dennoch sagte er oft zu sich selbst: „Ach! hätte ich es gewußt, was es heiße, mit der Priesterwürde beehrt zu werden, nie hätte ich mir die Hände auflegen lassen.“ —

11. Eine frühzeitige Weisheit, eine innige Frömmigkeit, und

eine ganz besondere Andacht zur allerseligsten Jungfrau, die in dem jungen Germanus sich vereinigt fanden, berechtigten zu den schönsten Hoffnungen für seine Zukunft. Nachdem er zum Priester geweiht worden war, glänzte seine Heiligkeit mit jedem Tage heller, und täglich machte er neue Fortschritte in der Wissenschaft des Heiles; als Bischof ward er eine der herrlichsten Zierden der Kirche von Constantinopel, und er erwies sich als einer der unerschrockensten Bekämpfer der Irrlehre der Bilderstürmer. Schmählich angefeindet und verfolgt von Leo, dem Isaurier, wußte er neue Kraft vor seinem Crucifix und innern Trost in seinem Leiden vor einem Muttergottesbilde zu finden; und unaufhörlich betete er für die Angelegenheiten seiner Kirche, für das Heil seiner Heerde und für seine eigene Heiligung. „O glorreiche Jungfrau!" — rief er, — „bist du nicht unsere Mittlerin, unsere Zuflucht, unsere Hoffnung; bist du nicht eine Fürsprecherin, die auf ihren Lippen den Spruch unserer Versöhnung trägt? . . . Würdige dich, alle Diejenigen zu beschützen, die zu dir ihre Zuflucht nehmen, und reiche deine hilfreiche Hand den in Gefahr schwebenden Christen dar!" — Wie der heilige Johannes Damascenus, mit dem er innige Freundschaft pflog, wünschte er auf dieser Erde nichts Anderes, als daß Gott angebetet, Jesus geliebt und Maria geehrt werde. —

12. Der selige Hermann, aus dem Dominikaner-Orden, sprach sehr oft den Namen Mariä aus und erhielt hierdurch stets außerordentlichen Trost. Oft, wenn er allein war, warf er sich auf die Erde nieder, und wiederholte lange den geliebten Namen: „Maria! . . . Maria! . . . Maria! . . ." Einer seiner Ordensbrüder, der ihn einmal in dieser Stellung antraf, fragte ihn, womit er sich beschäftige. „Ich sammle," — erwiederte Hermann, — „die Früchte des wonnevollen Namens Mariä; so ruhe ich aus von meinen Arbeiten; so vergesse ich alle Bitterkeiten des Lebens; wäre es möglich, so würde ich gerne mein Leben lang in dieser Stellung verbleiben, und nie aufhören, den Namen Mariä anzurufen." — Jede seiner Handlungen beschloß er mit einem Ave Maria und mit folgender Bitte: „O süßester Jesu, verleihe mir, deine und meine Mutter, die erhabenste unter allen Müttern, mit meinem Munde zu loben, mit meinem Herzen zu bewundern und in meinen Handlungen nachzuahmen!" —

13. Der Pater Bernard, der „arme Priester" genannt, und den man ebenfalls den „Priester der Armen" hätte nennen können, hatte die Gnade seiner Bekehrung vor dem nämlichen Muttergottesbilde erhalten, vor welchem der heilige Franziskus

von Sales den verlorenen innern Frieden und Seelentrost wieder gefunden. Vor demselben Bilde legte er das Versprechen ab, sich ganz dem Dienste der Armen zu widmen; und er erfüllte dieses heldenmüthige Versprechen mit einer Selbstverleugnung und Standhaftigkeit, die ihm nur auf die Fürbitte Mariä verliehen werden konnte. Auch war die Andacht zu Maria ihm stets innigst angelegen; in allen Verhältnissen nahm er seine Zuflucht zu ihr, und alle Menschen, zu denen er kam, ermahnte er, Maria kindlich zu verehren. Ein ganz besonderes Vertrauen hatte er auf das Gebet: Memorare! und es grenzt an das Unglaubliche, wie viel Gutes, oder besser gesagt, wie viele Wunder dieser heilige Mann bei den Armen durch dieses Gebet wirkte. —

14. Die heilige Mechthildis pflegte an einem jeden Tag in der Frühe zur allerseligsten Jungfrau Maria das hier folgende Gebet „um eine gute Sterbestunde" zu verrichten. Auf der nackten Erde knieend, sprach sie mit Andacht:

„Gegrüßt seist du, Maria! ꝛc." — O allerseligste Jungfrau Maria, du meine Königin, ich bitte dich, durch all das Wohlgefallen, mit welchem der himmlische Vater dich, ob der fleckenlosen Unschuld deines Leibes und deiner Seele, zur Mutter seines Eingeborenen Sohnes auserseheh hat: daß du, durch deine Fürsprache, von Gott mir die Vergebung meiner Sünden erwerbest; und daß du mir in der letzten Stunde meines Lebens auf Erden beistehen mögest, wider die verderblichen Angriffe des bösen Feindes, damit du dieselben von mir entfernest, und mich sicher beschirmest! Amen. —

„Gegrüßt seist du, Maria! ꝛc." — O allerseligste Jungfrau Maria, du meine Königin, ich bitte dich, durch die himmlische Glorie, mit welcher dich, der Aufgang aus der Höhe, das in dir Fleisch-gewordene Wort Gottes hier im Staub umgeben, und jetzt in der Ewigkeit verklärt hat: du wollest meine Seele noch in der Stunde ihres Abscheidens von dieser Welt, durch das wahre Licht des christ-katholischen Glaubens erleuchten, daß sie nicht durch ihre Unwissenheit den Lockungen des bösen Feindes erliege! Amen. —

„Gegrüßt seist du, Maria! ꝛc." — O allerseligste Jungfrau Maria, du meine Königin, herzlichst bitte ich dich, durch die Ueberschattung des heiligen Geistes, in welcher er dich mit der Fülle der Liebe zu Gott entflammt hat: du wollest doch, wenn es in meinem Leben Abend wird, in meine Seele diese Fülle deiner Liebe ausschütten, daß mir alle Bitterkeit des Todes versüßt werde durch den Hinblick auf das ewig-selige Leben! Amen." —

15. In den Städten und Dörfern Portugals ist es Sitte,

die heilige Jungfrau Maria als Taufpathin aller neugeborenen Mädchen zu betrachten; — und es wird hierzu wohl der Gedanke den Anlaß gegeben haben: daß alle Frauen, sie mögen dem jungfräulichen, ehelichen, Wittwen- oder Klosterstand angehören, in Gesinnung und Wandel der neuen und himmlischen Eva sich anschließen, und als getreue Nachfolgerinnen Maria's sich allzeit benehmen sollen. —

---

63. Ein echter Bekenner Maria's.

In früheren Zeiten, als es unter Studierenden und Akademikern noch üblich war, sich in religiös-sittliche Genossenschaften (Sodalitäten) zu verbinden, die den Namen der „Marianischen" trugen, hat man in Mailand einen adeligen Jüngling gesehen, der es nicht unter seiner Würde fand, eine der heiligen Jungfrau Maria geweihte, zur gemeinsamen Andacht bestimmte Kapelle, an gewissen Tagen der Woche mit eigenen Händen zu säubern, die Tapeten abzustäuben und den Altar zu schmücken

Es ereignete sich einmal, da er mit diesem Geschäfte bis kurz vor dem Beginne der Collegien sich verspätet hatte, daß zahlreiche Studierende vorüberzogen; und da sie ihm zusahen, wie er eben den Staub und Kehricht in seinen seidenen Mantel barg und hinaus trug, gab ihnen dieß eine willkommene Gelegenheit, sich über ihn lustig zu machen.

„Seht einmal," riefen sie, „das fromme Muttersöhnchen und gottselige Weltkind, das nach beiden Seiten hinkt, und aus purer Hoffart seiner Demuth sich schämt!"

Der Jüngling aber erwiederte herzhaft: „„Wenn ihr es nicht anders haben wollet, so werde ich nun vor Aller Augen fortsetzen, was ich bisher in der Stille gethan, weil ich meinte, es wäre so besser. Ein erbärmlicher Thor, wer sich schämt, der heiligen Jungfrau Maria zu dienen!"" —

In der That, wenn der Apostel einst zu bekennen veranlaßt wurde: „„Ich schäme mich des Evangeliums nicht!"" so haben wir Christen außerdem noch Anlaß genug zu dem Bekenntnisse: „Wir schämen uns nicht, für Verehrer und Diener Maria's zu gelten!" denn sind wir es wirklich, so stimmt unsere Gesinnung mit jener überein, die der gesammten Kirche jederzeit eigenthümlich gewesen; denn wer den Gott-Menschen Jesus Christus, ihren Sohn, anbetet, der muß auch seine gnadenvolle Mutter verehren! —

---

64. Ein Spiegel Maria's.

Der heilige Guido, gewöhnlich „der Arme von Anderlecht" genannt, wurde in einem bei Brüssel gelegenen Dorfe geboren. Seine Eltern waren arm, aber tugendhaft; sie unterrichteten ihn frühzeitig in den Kenntnissen der christlichen Religion und wiederholten ihm oft, was Tobias zu seinem Sohne sagte: „Wir sind reich genug, wenn wir den Herrn fürchten!" —

Eines Tages, da er zu Laken in der Kirche zu Unserer Lieben Frau, die ungefähr eine Stunde von Brüssel entfernt liegt, betete, bemerkte der Ortspfarrer mit Erstaunen seine Frömmigkeit und Geistessammlung. Er ließ sich hernach mit ihm in ein Gespräch ein und war ganz überrascht durch die hohen Kenntnisse über die inneren Wege der Gottseligkeit, die er in ihm gewahrte. Er behielt ihn deßhalb bei sich und stellte ihn als Kirchendiener an. Dieses Gotteshaus aber ist eines der ältesten im Lande und wegen der Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria sehr berühmt.

Guido unterzog sich freudig den mit seiner Demuth so vollkommen übereinstimmenden Verrichtungen. Mit heiligen Gesinnungen besorgte er alle ihm obliegende Geschäfte, die, niedrig in den Augen der Welt, doch alle mehr oder weniger mit dem Dienste Gottes in Verbindung standen. Er wandelte stets in der Allgegenwart Gottes und trug das Bild Maria's stets, wie in einem Heiligenschreine, in seinem jungfräulichen Herzen. Alle freie Augenblicke widmete er ihren Altären. Oft brachte er ganze Nächte im Gebet und in der Nachfolge Maria's zu. Seinen Leib züchtigte er mit den strengsten Bußübungen, um den Strafgerichten Gottes und dem Mißfallen Maria's zu entgehen. Hätte man seinen Sinn und Wandel nach seiner Zerknirschung beurtheilen wollen, so hätte man ihn für einen großen Sünder gehalten; und doch beging er nur jene geringen Fehler der Unachtsamkeit, vor denen sich ja auch die gerechtesten Seelen nicht immer zu hüten vermögen, und welche nur von ganz reinen Seelen wahrgenommen werden. Seine Demuth und Milde machten ihn wahrhaft leutselig und gewannen ihm die Herzen Aller.

Und weil man ihn gar oft vor den Altären Maria's knieen, beten und betrachten sah, so ging allgemein die Rede: er hole seine Tugenden bei Maria und sei deßhalb „der ungetrübteste Spiegel Maria's." —

65. Der Brautring.

Ein in der Blüthe der Jahre mit dem Himmelsschmuck aller christlichen Tugenden unaussprechbar lieblich gezierter Jüngling war der heilige Edmund. Für die Welt und ihre Lust hatte er keine Blicke und keine Neigungen, aber Blicke und Neigungen einzig und allein für das Himmlische.

Er sollte nun, weil in der Reife der Jahre stehend, sich eine Braut wählen und in den Ehestand treten.

Edmund widersetzte sich standhaft diesem Ansinnen, und betheuerte, daß er schon eine Braut sich auserwählt habe.

Und als man in ihn drang, den Namen der Erkorenen zu nennen, zog er einen goldnen Ring vom Finger und rief: „Die ist meine Braut schon längstens, deren süßen Namen dieser Ring in seiner Prägung trägt!"

Es stand aber auf dem Ringe der englische Gruß, und jauchzend rief der Jüngling: „Heil mir! Meine Braut ist die heilige Jungfrau Maria und ich bin und bleibe bis in den Tod ihr getreuester Bräutigam!" —

---

66. Sanct Thomas von Candelberg und seiner Liebsten Kleinod.

(Aus: Katholische Trösteinsamkeit von Johannes Laicus.)

An einem heiligen Sonntage saßen zwölf Schüler zusammen, waren fröhlichen Muthes und aßen und tranken; sie waren in Zucht und Ehren froh, Jeglicher nach seiner Weise. Unter ihnen war ein Jüngling, eines reichen Mannes Sohn, der erhob sich und sprach, er habe etwas erdacht, das müsse ein Jeder von ihnen vollbringen. Die Anderen fragten ihn, was das sei; aber er sprach, sie sollten es nicht eher erfahren, bis sie Alle versprochen hätten, es zu thun. Anfangs wollten sie das nicht, doch willigten sie zuletzt ein und da sprach der Jüngling: „Ueber acht Tage wollen wir hier wieder zusammen sein und von Liebe und höfischen Dingen lesen und singen. Ein Jeglicher muß dann von seiner Liebsten ein Kleinod mitbringen, und der das schnödeste hat, der soll den Schaden tragen und muß die Anderen alle bewirthen." Damit waren sie Alle einverstanden.

Nun war unter den Schülern Einer, der hatte seinen Sinn noch wenig auf ein Weib gerichtet. Er dachte nur an eine Jung-

frau, welcher er öffentlich diente und im Stillen. Das war Jesu Mutter, welche Jeden erhört, der ihre Gnade begehrt; denn sie ist so gnadenvoll, wie ein Becher, der bis hoch an den Rand zum Ueberfließen mit Wasser gefüllt ist, so daß die Tropfen sogleich fließen, sobald man nur mit dem Finger daran rührt.

Als die Anderen fort waren, setzte dieser Jüngling, der keine andere Geliebte hatte, sich in das grüne Gras, rang die Hände und dachte bei sich: „„O weh mir Thoren, der ich so leichtsinnig ein Versprechen gethan habe! Jetzt wird die Bewirthung auf mich fallen und dann muß ich an Einem Tag mehr ausgeben, als ich ein ganzes Jahr gebrauche, mich zu nähren!““ Er klagte so jämmerlich, daß es einen Stein erbarmt hätte, wenn derselbe es vernommen. — Vergeblich sann er die ganze Woche, wie er sich von dieser Bürde losmachen könne, aber er fand keinen Ausweg, und der Samstag und der Sonntag waren schon da. Der tugendliche Jüngling ging traurigen Herzens in die Kirche zur heiligen Messe. Als die Leute wieder hinausgingen, trat er vor das Bild der süßen Jungfrau Maria, um ihr seine Noth zu klagen und um ihre Gnade sie zu bitten, welcher er so lange und eifrig gedient hatte. Er betete auf seinen Knieen zu ihr und mahnte die liebe Jungfrau daran, wie er ihr allein in Treue gelebt und keine Frau auf Erden geliebt habe; bat auch das Kindlein auf ihrem Schooß, daß es bei seiner Mutter für ihn bitte und ihm ein Kleinod erwirke. Da sprach die süße Königin aus dem Bilde: „„Steh' auf, mein getreuer Diener, und tritt näher zu deiner Frauen!““ — Der Schüler sprang freudig auf und dankte Gott und seiner Mutter für die lieblichen Worte, welche er vernommen.

Das Kindlein auf dem Schooß Unserer Lieben Frauen trug aber ein Büchslein in seiner Hand. Die Mutter bat es, ihr das Büchslein zu geben, damit sie es Dem reiche, der ihre Füße unter überfließenden Zähren oft geküßt hatte. Dieß that das Kind und Maria reichte dem Schüler das Büchslein und sprach: „„Wenn nun deine Gesellen ihrer Liebsten Kleinode preisen, so sollst du ihnen Dies zeigen und sie schauen lassen.““ — Der fromme Schüler nahm es, küßte es zwölfmal mit seinem Munde und dankte der Mutter und dem Kind in so süßen Worten, wie keines Mannes Mund sie je gesprochen hat.

Als nun die Mittagszeit gekommen war und die Schüler sich versammelten, da zeigte ein Jeder sein Kleinod. Der Erste hatte ein goldenes Fingerlein (Ring), der Andere zwei seidene Kleider, der Dritte ein schön genähtes Badelaken, der Vierte einen schön beschlagenen Gürtel, der Fünfte einen golddurchwirkten Beutel mit

Würze, der Sechste eine seidene Mütze, der Siebente ein goldenes Armband u. s. w., und Alles war gar schön anzuschauen. Endlich kam auch der arme Schüler an die Reihe und sie fragten ihn nach seiner Frau und seinem Kleinod, spotteten auch, er müsse nun die Zeche zahlen. Da zog der Schüler das Büchslein hervor, sprach, das habe seine Liebste ihm gegeben und öffnete es, und es drang ein so süßer Wohlgeruch daraus hervor, wie aus dem Paradies. Jetzt priesen Alle das Kleinod schon als köstlich, aber da zog der Schüler aus dem Büchslein ein Humeral (Schultertuch), eine Alba, einen Gürtel und ein ganzes Meßgewand hervor, das war an Gold und edeln Gesteinen wohl tausend Mark werth. Da bekannten die Schüler Alle, das Gewand habe in der ganzen Welt nicht seines Gleichen. Sie fragten den Jüngling, woher er dieß Geschenk habe, und der reine Jüngling erzählte, daß er es von der süßen Himmelskönigin und ihrem lieben Sohn erhalten habe. Als sie solches hörten, fielen sie ihm zu Füßen, und baten, ihnen den Spott zu verzeihen. Alsdann hoben sie das Meßgewand auf und trugen es mit Gesang dahin, wo die glorreiche Königin es ihm gegeben hatte. Das ist aber zu Rom geschehen und von nun an mochte der gute Jüngling wegen so großer Gnade wohl in Freuden leben.

Das Gerücht davon verbreitete sich bald in die Ferne. Nicht lange nachher wurde der Schüler Priester. Als er seine erste heilige Messe las, wurde ein großes Gedränge, denn Alle, welche davon gehört, kamen herbei, um das Meßgewand zu sehen, welches er von der gnadenreichen Jungfrau erhalten hatte.

Bald darauf starb ein gewaltiger Bischof, und als der heilige Vater dieß vernahm, sprach er: „Diese Inful muß unserm Kaplan morgen auf dem Haupte stehen." Also wurde der reine Jüngling am folgenden Morgen zu einem Bischof geweiht, und er verdiente durch seine Herrschaft, daß er noch immer große Gewalt hat im Himmelreich.

Nun helfe uns, der da des Himmels und der Erde Schöpfer ist, daß auch wir im Dienst Unserer Frauen seien, damit wir einst sie und das Kind schauen mögen! Dazu helfe uns der Herr und seine drei heiligen Namen! Sprechet Alle dazu Amen.

Von Candelberg so heißt er
Sanct Thomas, von dem die Mär
Ist geschrieben und gelesen,
Gott gebe, daß wir mit ihm wesen! —

67. Die fromme Pilgerin zu Maria.

Die gottselige Maria von Dignies war um das Jahr 1177 in Brabant von reichen Eltern aus dem Bauernstande geboren, und sie zeigte von Kindheit an einen hellen Verstand, den sie aber nicht zur Eitelkeit mißbrauchte, sondern dem innern Zuge der Gnade des heiligen Geistes und dem Glauben unterwarf. Die Liebe zu Jesus und Maria belebte alle ihre Gesinnungen.

Ihr ganzes Leben gestaltete sich zu einem ununterbrochenen Gebet und schwerer Abtödtung. Selbst bei ihrer Handarbeit sang sie geistliche Lieder und frohlockte in Jesus und Maria. Jährlich einmal ging diese Dienerin Gottes mit bloßen Füßen nach Dignies, zu einer der seligsten Jungfrau Maria geweihten Kirche im Bisthume Namur, und blieb ganze Nächte in diesem Tempel, weil sie hier ungestört ihre Marien-Andacht verrichten konnte. — Wenige Jahre vor ihrem seligen Ende, blieb sie gänzlich hier, beschäftigte sich nur mit gottseligen Uebungen, empfing öfter die heilige Kommunion, wobei ihr Angesicht stets verklärt schien, und ward hier noch durch eine lange und schmerzliche Krankheit geprüft, in welcher sie unter Anderen auch von dem Erzbischofe besucht wurde. Einige Tage vor ihrem Sterbestündlein ließ sie sich in ihrem Bett, das aus einem Strohgebunde bestand, in die Kirche vor den ihr so lieb gewordenen Muttergottes-Altar bringen, und sang inmitten der heißesten Peinen heilige Lieder zu Ehren des verwundeten Jesus und seiner schmerzhaften Mutter, unter denen sie am 23. Juni 1213 starb. —

Ihre Gebeine ruhen in einem silbernen Sarge hinter dem Altare dieser Kirche. —

---

68. Die drei Buchstaben.

Die heilige Veronika von Mailand hatte in ihrer Jugend das Lesen nicht gelernt. Da sie in ihrem achtzehnten Jahre in ein Kloster treten wollte, konnte ihr — ob dieses Mangels — die Aufnahme nicht gestattet werden.

Sie suchte nun für sich selbst lesen zu lernen. — Unruhig und besorgt deßhalb, war sie eines Tags eingeschlafen; da erschien ihr Maria, die Himmelskönigin, der sie stets eine kindliche Verehrung erwiesen, und tröstete sie und sprach: „Es genügt, meine Tochter! daß du drei Buchstaben kennst. —

Der erste Buchstabe ist: jene Herzensreinheit, die Gott über Alles, und alle Geschöpfe um Gottes willen liebt. —

Der zweite Buchstabe ist: nie unzufrieden sein, oder klagen, die Fehler Anderer mit Geduld ertragen, und für sie beten. —

Der dritte Buchstabe ist: täglich eine bestimmte Zeit zu haben, um das bittere Leiden Jesu zu betrachten." —

---

69. Das „Salve Regina!" — während des Ungewitters gebetet.

In der Chronik des Prediger-Ordens wird erzählt, daß in der Nähe eines Klosters der Dominikanerinnen ein schreckliches Ungewitter tobte, und ein Hagel fiel, der alle Saaten und Weingärten ringsumher zerstörte.

Die frommen Klosterfrauen, von den entsetzlichen Blitzen erschreckt, begaben sich in die Kirche, sangen daselbst das „Salve Regina!" mit großer Andacht, und flehten zu der Mutter der Barmherzigkeit: die Felder gnädiglich zu beschützen, von welchen sie ihre Nahrung bezogen.

Und sieh!

Derjenige, der allmächtig den Winden und Wettern gebietet, erhörte auf die Fürbitte seiner heiligen Gebärerin das Gebet der Klosterfrauen; denn in ganz wunderbarer Weise geschah's, daß, ob auch im ganzen Umkreise alles Getreide und alle Reben zerschlagen und zertrümmert und hinweggeschwemmt waren, die Felder, die den Schwestern angehörten, nicht den mindesten Schaden gelitten hatten. —

---

70. Maria vom Siege.

Die Grafen von Sponheim waren zu Ende des elften Jahrhunderts mit Kärnten belehnt worden. Der Enkel eines der ersten Grafen, Bernard, sah nicht ohne tiefen Schmerz seinen einzigen Sohn Bruno — Mönch zu Sanct Paul werden. Um diesen Verlust so viel wie möglich sich selbst und seiner Gemahlin Kunigunde zu ersetzen, nahm er seinen verwaisten Neffen Heinrich an Kindes- und Erbesstatt an; aber auch Heinrich's Sinn ging nach dem Ueberirdischen. Um sich seiner hohen Bestimmung würdig zu machen, wollte er nach Frankreich; dort waren fromme, gotterleuchtete Männer, die sollten ihn unterweisen, wie man den Himmel erwerben könne. —

Er kam zu Paris an den Hof, und Constantia, die Tochter des Königs von Frankreich, wünschte in der Stille ihres Herzens ihn zu ihrem Bräutigam.

Bei einem Turnier am Geburtstag des Königs wählte ihn Constantia zu ihrem Ritter; und Heinrich, der ganz Unbefangene und nur nach dem Reiche Gottes mit andachtsvoller Seele Trachtende, wurde deßhalb der Gegenstand bitteren Neides. Diese Neider gelobten sich auch, den jugendlichen Deutschen in den Sand zu werfen. — Es gelang aber nicht. — Er gewann vielmehr den ersten Preis: Das Bild des Königs an goldner Kette, das ihm Constantia huldvoll darreichte.

Während des Festes, das nun folgte, brach plötzlich in der Nähe der Burg ein Feuer aus. Heinrich eilte hin und rettete, und Wen er gerettet hatte, dem spendete er zu seiner Tröstung — Gold. Aber er hatte endlich keines mehr, und eine arme Mutter mit zwei kleinen Kindern flehte ihn noch an und riefen: „Hilf uns im Namen Jesu und Maria's!" — Da gab er, in der Bedrängniß des Helfenwollens, das Bild des Königs an der goldenen Kette. —

Die Tafel sollte beginnen. Die Prinzessin hatte sich in den Garten verloren. Heinrich wurde nach ihr gesandt. Er fand sie vor einem Marienbild in Betrachtung stehen; er aber kniete vor ihr nieder und bat sie um Verzeihung, daß er den Preis aus Ihrer Hand weggegeben. Sie nahm von einer noch prachtvolleren Kette, die sie selbst trug, ein Stücklein des wahren Kreuzes Jesu Christi, und hing es um den Hals des Knieenden.

Heinrich, von seinen Feinden belauscht, wurde eines unziemlichen Betragens gegen die Königstochter Constantia alsbald angeklagt und auch alsbald vom Pairshofe verurtheilt: in der neunten Morgenstunde des dritten Tages — zur Erhärtung seiner und der Prinzessin Unschuld — mit einem Löwen zu kämpfen.

In der Nacht vor dem furchtbaren Morgen warf er sich betend vor der Himmelskönigin Maria, der Mutter des Heils, nieder. Sie erschien ihm und hüllte ihn in ihren Siegesmantel. — Er wußte nun, daß er siegen würde. Er nahm ein weißes Kleid und einen weißen Mantel. So glich er einem geistlichen Ritter, nur daß er auf der Brust Nichts trug, als jenes Stück vom wahren Kreuze des Welterlösers. Seinem Gefolge untersagte er jedes Zeichen von Trauer. —

Im Burgzwinger saß der König finster unter seinen Großen, die tückischen Ankläger Heinrich's standen, von Allen vermieden, in schwarzen Rüstungen da. Gegenüber ihnen und dem Könige hielt die Königin ihr in einen schwarzen Nonnenschleier gehülltes Kind an der Brust. Und die Menge der sonstigen Zuschauer war überall, auf den Dächern, den Zinnen und den Thürmen. —

Die neunte Stunde schlug vom Thurme Notre-Dame. Dreimal

klangen die Trompeten. Heinrich trat in den Zwinger. Athemlos lauschte die Menge. Constantia betete. Der hungrige Löwe stürzte brüllend herein und geradenwegs auf sein Opfer zu. Heinrich drückte das Kreuzesstücklein inbrünstig an seine Lippen, rief: „Maria hilf!“ ergriff die Tatzen des Löwen und befahl ihm — für seine und Constantia's Unschuld zu zeugen. — Der Löwe schmiegte sich folgsam zu seinen Füßen.

Alles jubelte und frohlockte: „‚Gott sei Dank! die Fürbitte der seligen Mutter Gottes hat dem Jüngling geholfen!‘“

Der König selbst bot nun dem keuschen, ritterlichen Heinrich, weil überzeugt von dessen religiös-sittlichem Hochwerthe, die gerettete Tochter zur Braut an. Aber Heinrich konnte fürder nur seiner Retterin, der glorreichen Himmelskönigin Maria angehören. Er wurde Cistercienser-Mönch im Kloster Morimond, dann aber Abt eines neuen Klosters im Sprengel von Metz. Und von hier aus führte er selbst eine kleine Colonie seiner Brüder in das Kloster, welches Bernard und Kunigunde in Kärnten zu seinem Andenken gegründet und „Sancta Maria de Victoria“ — das Siegeskloster, Wiktring, genannt hatten. —

---

71. Die lieben Wegweiser.

Zu Dronghen bei Gent steht in der Abteikirche ein wunderthätig Marienbild; das ist folgendermaßen dahin gekommen.

Ehedem stand es zu Terenburg (Teruanen), und wurde daselbst fleißig geehrt von einem Mönche. Als der aber später Bischof wurde, gedachte er des Bildes nicht mehr so emsig wie sonst, und das mißfiel der heiligen Magd des Herrn so sehr, daß sie nicht fürder in der Kirche bleiben wollte, sondern eines Morgens auf der östlichen Kirchenmauer gefunden wurde. Zugleich sah man zwei weiße Tauben, die mit einer Wolke von Weihrauch hinzuflogen, so daß es schien, als habe die Kirche in Brand gestanden.

Erstaunt ob des Wunders nahm man das Bild und trug es mit viel Ehrerbietung wieder in die Kapelle; doch am folgenden Morgen fand man es wieder auf der Mauer.

Da erkannte man, daß das Bild wirklich nicht länger da bleiben wolle, und man ließ ein Gebot ausgehen, daß ein Jeder, der fünfzehn oder mehr Jahre alt wäre, kommen und einer Prozession beiwohnen solle, in der man das Bild umtrage und zu

Gott flehe, daß er ein Zeichen gebe, welchen Ort er für das Bild bestimmt habe.

Ein blinder Priester hatte inzwischen von dem Wunder gehört, nahte dem Bilde mit einem Tuche, womit er zuerst das Bild und dann seine Augen bestrich, und wurde zur Stunde sehend.

Da nahm der Priester das Bild auf und trug es in der Prozession, und die zwei Tauben flogen vor den Fahnen her und wiesen den Weg; und sie flogen weiter, immer weiter bis gen Kortryk.

Da versammelte der Bischof eine große Menge Volks und sie folgten alle dem Bilde nach Grünenthal (Grönendale) und von da nach Sanct Peter zu Gent, von Sanct Peter nach Sanct Bavo in derselben Stadt. Doch ruhten die beiden weißen Tauben auch da nicht; sie erhoben sich auf's Neue und flogen weiter nach Baudeloo und von dort nach Saleghem — und die Prozession mit dem Bilde folgte ihnen.

Zu der Zeit befand der Graf von Flandern sich just zu Baudeloo und Tercluysen, und als er von dem Wunder hörte, gebot auch er, daß Alle, die fünfzehn Jahre und mehr zählten, in Leinwand und barfuß dem Bilde folgen sollten, so weit die Tauben fliegen würden. Dadurch kam eine solche Menge Volkes zusammen, daß man von Stadt zu Stadt sandte, um Nahrung zusammen zu bringen, und immer noch wuchs die Menge.

Von Saleghem nun flogen die Tauben weiter in eine Wildniß zu Hülsterloo; da setzten sie sich auf einen Baum und bauten ein Nest, gaben also zu erkennen, daß dieß die von Gott für das Marienbild erkorene Stätte sei. Man stellte auch das Bild unter den Baum und der Priester, der sehend geworden war, baute unfern eine Sidelei, wo er sein Leben lang inwohnen blieb und in der ihm viele andere Einsiedler folgten. — Später ist allda eine Kirche gebaut worden und einige Prämonstratenser-Abtei-Herren von Dronghen gingen hin, um des Gottesdienstes in derselben zu pflegen.

Das dauerte also bis in's sechzehnte Jahrhundert; da kamen die Geusen, nahmen das Bild und warfen es in ein großes Feuer; es verbrannte aber nicht, obschon es nur von Holz ist; nur hier und da sprang die Farbe ab. Später hat man es von Neuem bemalen wollen, doch hat es keine Farbe angenommen.

Als Hülsterloo endlich durch die Gewalt der Wasser zu Grunde ging, hat man das Bild aus der Kirche genommen und gen Dronghen gebracht, wo es noch zu sehen ist. —

72. Maria-Hilf.

Als die Götter-Stätte der Heiden von Rastenburg zerstört war, blieb doch dem Volk, obschon es zum Christenthume bekehrt war, die Stelle lieb und werth, und es wurde, zum Andenken an ihre Bekehrung und ihr Verlassen des Heidenthums, auf jenem Hügel eine junge Linde gepflanzt.

Nun saß einmal vor vielen hundert Jahren ein Missethäter zu Rastenburg auf den Tod gefangen; dem erschien, weil er seine Verbrechen aufrichtig bereute, am Tage vor seiner anberaumten Hinrichtung die heilige Jungfrau Maria, die sprach ihm tröstlich zu und gab ihm ein Messer und ein Stück Holz und sagte: „Schnitze aus dem Holze, wozu du Lust hast, und setze das Bild dann auf eine Linde!“ — Solches that er, und begann zu schnitzen, und am anderen Morgen war es die kostbarste Schnitzerei geworden, ein übervortreffliches Bild Maria's mit dem Jesuskind auf dem Arme.

Und nun erzählte der Gefangene von der Wunder-Erscheinung.

Darauf wollte der fromme Rath zu Rastenburg den Gefangenen nicht richten, sondern gab ihn frei, damit er Marien's Befehl vollziehe.

Darauf ist der Mann aus Rastenburg gegangen gen Rössel zu; aber er ist vier Tage umhergeirrt, bis er eine Linde fand, und das war auf dem alten Götter-Hügel. Auf diese Linde stellte er sein Bild.

Als das Bild auf der Linde stand, blieb die Linde Sommer und Winter grünen und es geschahen viele Wunder.

Da nun die zu Rastenburg von dem heiligen Bilde hörten, bauten sie über demselben eine Kapelle; es entstand eine große Wallfahrt, und es baute sich daselbst ein Ort an, der wurde „Heilige Linde“ genannt.

Alle Bäume in der Gegend zwischen den vier Dörfern Poetschendorf, Beeslack, Kattmedien und Rabowen, deren genauen Mittelpunkt — Heilige Linde bildet, neigen ihre Wipfel jener Kapelle zu. —

---

73. Marienthal.

Etwa um das Jahr 1250 lebte zu Mersch ein edler und frommer Rittersmann, Namens Dietrich, welchen Gott, seiner Frömmigkeit und seiner Mildthätigkeit wegen, mit irdischen Gütern reichlich gesegnet hatte. Er bekleidete das Amt des Mundschenken bei der hochedlen Gräfin Ermesinde von Luxemburg, und war von Allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt.

Da geschah eines Tages, daß er die Straße von Mersch nach dem heutigen Marienthal fürbaßzog, um seinen Gütern, die er in dieser einsamen Gegend besaß, einmal wieder einen Besuch abzustatten. Es war ein lieblicher Maimorgen; blühend und duftend stand Flur und Wald, ein heiliger Opferaltar der Natur. Ein tausendfarbiger Blumenteppich breitete sich allhin vor den Füßen des Wanderers aus; traut und munter murmelten die Silberwellen der Eisch zwischen den blühenden Ufern dahin; lustig sangen in Busch und Hecken tausende von munteren Waldvögelein; überaus vergnügt umsummten Schwärme von festlich geputzten Insekten, emsige Bienen und lebensfrohe Käferlein, Blumen und Blüthen; und auf das Ganze lächelte die Sonne am reinen, blauen Himmel so mild und freundlich hernieder, als ob das Auge des gütigen Vaters segnend herabblicke auf seine wonnetrunkne, selige Schöpfung.

In himmlisches Entzücken versunken, das Herz voll des innigsten Dankes gegen den gütigen Schöpfer einer so herrlichen Welt, ritt Herr Dietrich seine Straße allgemach dahin, als er plötzlich eines Baumes ansichtig ward, aus dessen frischem, hellgrünem Laub ihm ein heller Schein entgegenglänzte. — Voll Verwunderung näher reitend, erblickte er zwischen den Aesten der dichtbelaubten Buche ein Bild der hohen Gottesmutter, welches, als sei's ein einziger, großer Edelstein, Ströme von Licht um sich her ergoß. —

Voll tiefer, heiliger Ehrfurcht stand der Ritter eine geraume Weile vor dem wundervollen Bilde, das hier — vielleicht lange schon — unbeachtet die Einsamkeit geheiligt. Weil er aber meinte, es sei dieser Ort kaum geeignet einen so großen Schatz zu bergen, so nahm er ehrfurchtsvoll das heilige Bild vom Baume herab, um es in der Pfarrkirche zu Mersch den frommen Christen der Umgegend zur Verehrung auszustellen.

Aber siehe! am anderen Morgen war das wunderbare Bild aus der Kirche verschwunden; und als der Ritter ahnungsvoll nach dem Ort, an dem er es am gestrigen Tage gefunden, zurück eilte, fand er es lieblich glänzend auf seinem alten Platze. Dieß war für Herrn Dietrich ein deutlicher Fingerzeig, daß die seligste Gottesmutter eben an diesem und keinem anderen Orte verehrt sein wollte; und so baute denn der fromme Herr zu Ehren der allerseligsten Jungfrau an derselben Stelle das Kloster, von welchem heute nur noch sehr wenige Spuren übrig geblieben sind. —

Bis auf diesen Tag trägt das Thal, wo der fromme Ritter das heilige Bild entdeckte, den Namen: „Marienthal.“ —

---

74. Das Frauenbild auf der Insel Brazza.

Auf der dalmatinischen Insel Brazza ist eine uralte Muttergottes-Kirche und daran eine neue angebaut. In dieser befindet sich eine Kapelle der heiligen Martyrer Fabian und Sebastian, und ob deren Eingang auf der Mauer ein altes Gemälde, so unkennbar, als wenn es mit einer Wolke überzogen wäre. Aber am Festtage der Heiligen, Fabian und Sebastian, wenn das heilige Hochamt gesungen wird, sobald der Priester die heilige Hostie aufhebt, sieht man ein unerhörtes Mirakel; denn allgemach, als wenn das Wölklein nach und nach verschwände, läßt sich schön und klar der Heiland sitzend sehen, zur Rechten die Mutter Gottes und zur Linken der heilige Johannes der Täufer, sammt den beigeschriebenen Namen derselben und der Zahl 400, die vielleicht das Jahr bedeutet. Dann schwitzen auch die Mauern an der alten Kirche, welchen Schweiß man mit Baumwolle auffängt und in den Krankheiten braucht, vornehmlich Diejenigen, so Schmerzen an den Augen haben. Nach einem oder zwei Tagen hört dieser Schweiß auf, und das Wölklein überzieht und bedeckt das Bild wieder, wie zuvor.

Wenn aber an anderen Tagen des Jahres sich das Bild also sehen läßt, bedeutet es allzeit nichts Gutes; denn es entweder ein großes und ungewöhnliches Ungewitter zu Meer und Land, oder böse Seuchen, oder Theuerung und Hunger, oder Krieg und der Türken Einfall anzeigt. —

---

75. Das Frauenbild bei den Franziskanern zu Prag.

In der Kirche der ehrwürdigen Väter Franziskaner, so man Conventualen nennt, ist ein altes schmerzhaftes Muttergottes-Bild, das über dreihundert Jahre schon in Ehren gewesen sein soll.

Im Jahr 1400 hat sich ein Dieb, den die Edelsteine, mit denen das Bild geschmückt ist, angezogen, in der Kirche verborgen, und bei nächtlicher Weile die Hand angelegt, in der Meinung, die Kleinode hinweg zu nehmen; aber das heilige Bild hat den Dieb bei der Hand gehalten, bis daß es Tag geworden.

Als die Obrigkeit dazu gekommen, hat das Bild den Dieb losgelassen, und weil man nichts Gestohlenes bei ihm gefunden, hat das Gericht ihm durch den Scharfrichter die Hand abhauen und

ihn laufen lassen. Die Hand hängt noch an einer eisernen Kette an der Mauer bei dem Altare.

Das heilige Bild selbst ist gar stattlich mit Edelsteinen geziert, was ein Anzeichen großer, empfangener Gnaden. —

76. Ein Feind Maria's im Hause.

Eine ganz eigenthümliche Vision hatte ehedessen der Abt Cyriacus, Vorsteher eines Klosters am Jordans-Ufer, in seiner Einsamkeit. —

Als er nämlich, wie er selbst berichtet, einstmal nach Mitternacht auf seinem Lager ruhte, sah er draußen vor seiner Zelle eine in Purpur gekleidete Frau von majestätischem Ansehen stehen, und ihr zur Rechten und Linken zwei ehrwürdige, gleichfalls von Lichtglanz umflossene Männergestalten. Sogleich erkennend, daß es die heilige Jungfrau Maria war, die hier in der Begleitung des Täufers Johannes und des Apostels Johannes ihrer Heimsuchung ihn würdigen wollte, raffte er sich auf, eilte hinaus und bat die Himmlische in seine kleine Wohnung einzutreten; sie aber erwiederte nur mit einer verneinenden Bewegung; und erst, nachdem er nicht ohne Thränen seine Bitten wiederholt, sagte sie mit strenger Miene: „Du hast meinen Feind in deiner Zelle, und dennoch verlangst du, daß ich zu dir eingehe?“ — Mit diesen Worten verschwand die Vision oder das Traumgesicht; Cyriacus erwachte, und sein Gemüth blieb von Gram und Traurigkeit belastet; er konnte die Rede nicht vergessen, die einen so herben Vorwurf enthielt; doch vergeblich bemühte er sich, sein Gewissen zu durchforschen, indem er weder eines Vergehens, noch einer schlimmen Absicht oder Neigung sich zu erinnern vermochte.

Nachdem er sich eine Zeitlang so gequält, verließ er endlich sein Lager, zündete die Lampe wieder an, um durch irgend eine Beschäftigung seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, und nahm ein noch ungelesenes Buch zur Hand, welches Hesychius, ein Priester der Kirche von Jerusalem, ihm geliehen hatte. Wie er nun darin blätterte, um den Inhalt zu durchsehen, fand er am Schlusse zwei Abhandlungen angeheftet, die den berüchtigten Irrlehrer Nestorius zum Verfasser hatten.

In diesem Augenblicke war auch der Sinn des Vorwurfs, den er vernommen, ihm aufgeschlossen; er erkannte, daß er allerdings, wiewohl ohne darum zu wissen, einen der gehässigsten Widersacher der heiligen Jungfrau Maria bei sich beherbergt habe, (nämlich

das schlechte Buch des Nestorius, dieses so feindlichen Verächters der heiligen Mutter Gottes) und säumte nicht, augenblicklich das Buch dem Hesychius zurückzutragen. —

77. Das Vorherwissen des Todes.

Das klare und ruhige Vorherwissen des Todes, besonders bei Menschen von gerechtem und sehr geordnetem Lebenswandel, das besonders durch die mütterliche Huld der Jungfrau Maria vermittelt worden, ist nichts Seltenes, und der heilige Gregor der Große berichtet umständlich ein solches Ereigniß.

Ein junges unschuldiges Mädchen von munterer Laune, seines Namens Musa, an welchem man eine zwar harmlose, doch nicht selten lärmende Fröhlichkeit zu beobachten gewohnt war, hatte mit Einemmale ein so ernsthaftes und schweigsames Wesen angenommen, erfüllte dabei ihre kleinen Pflichten mit solcher Genauigkeit, und benahm sich gegen Jedermann so sanft und bescheiden, daß diese sehr auffallende Veränderung nicht minder die Sorge, als die Neugierde ihrer Eltern und Verwandten weckte. Erst nach vielen Bitten und Fragen erhielt man von ihr die Auskunft: die allerseligste Jungfrau Maria, von einer glänzenden Schaar von Jungfrauen begleitet, sei ihr erschienen, und habe sie gefragt: ob sie Lust habe, in diese himmlischen Reihen aufgenommen zu werden? und nachdem sie eingewilligt, habe sie die Mahnung gehört: „Wohlan, so entsage nunmehr dem kindischen Leichtsinne; lache und scherze nicht so viel; sei fromm und bedachtsam, und nach dreißig Tagen werde ich dich aufnehmen!“ — Der Erfolg entsprach diesen Aussagen des Kindes. Als die dreißig Tage verflossen, ward Musa von einem bedenklichen Unwohlsein ergriffen; plötzlich rief sie mit dem Ausdrucke des Jubels: „„Ich komme, himmlische Frau, ich komme!““ Und gleich nachher verblich sie, so mancher anderen zarten Rose ähnlich, die weder zur reifen Blüthe, noch zum Verblühen bestimmt ist. —

Aber nicht die kindliche Musa allein ward von der Mutter der Menschen mit jenen Worten angeredet. Jedem Jüngling, jeder Jungfrau, Jedem, der noch in der Blüthe des Lebens sich befindet, sagt sie in ähnlicher Weise: „Willst du deinen Erdenweg dereinst mit einem seligen Ziele beschließen, und zu den Reihen der Himmlischen erhoben werden, so entsage dem Leichtsinne, der Eitelkeit, der Genußsucht und Gemeinheit, fliehe das Kreuz nicht, diene Gott und den Menschen mit aufrichtiger Gesinnung, und sei

der Gnade meines Sohnes treu; denn, es sei nach Monaten oder Jahren, doch zur rechten und wohl vorbereiteten Zeit werde ich dich aufnehmen!" —

Und eben deßhalb, weil nur der rechte Weg zum rechten Ziele führt, bewerben wir uns um den Beistand ihres Gebetes, sowohl jetzt, als in der Stunde unseres Absterbens: „damit wir, unter dem Schutz ihrer mütterlichen Fürbitte, von allen bevorstehenden Uebeln und dem ewigen Tode befreit werden, durch Jesum Christum, unseren Herrn!" —

---

78. Der von Gott mit wunderbarer Andacht beschenkte Gehorsam eines Klosterbruders.

Das hochheilige Fest der Aufnahme der allzeit unbefleckten Jungfrau und Mutter Gottes Maria war herangenaht und die Brüder der Klosterhöfe (Maierhöfe, auf welchen durch Laienbrüder die Oeconomie der Klöster betrieben wurde), die zu dem Stifte Clairvaux gehörten, eilten zur Feier eines so erhabenen Tages zum Abte.

In einem dieser Klosterhöfe, welcher nicht gar weit entfernt lag, lebte ein Laienbruder, der dem Herrn getreu diente; und obgleich er wegen seiner geringen Bildung an den vollkommneren Uebungen der Religion nicht theilnehmen konnte, doch in seinem guten Willen und in seiner kindlichen Frömmigkeit die seligste Jungfrau Maria mit lauterer Andacht verehrte.

Als der Vorsteher des Hofes bestimmte, wer in die Abtei zu gehen, wer aber zur Ueberwachung des Hauses zurückbleiben solle, wurde diesem Bruder die Ueberwachung der Schafheerde anvertraut.

Obwohl er sich dieser Verpflichtung sehr ungern unterzog, da er voll Sehnsucht schon lange diese Feier erwartet hatte, wo er den göttlichen Lobgesängen und Liedern, mit welchen die Himmelskönigin von den Mönchen des Klosters andächtig verehrt wird, anwohnen zu können hoffte; so wagte er es doch nicht, sich darüber zu beklagen, sondern gehorchte bereitwillig und pünktlich dem Befehle seiner Oberen.

Darum geschah es, daß die Andacht, welche seine Seele erfüllte, und welche er durch die Zerstreuung der irdischen Geschäfte, die ihm durch die Pflicht des Gehorsams aufgegeben wurde, zu verlieren fürchtete, eben durch die bereitwillige Erfüllung dieser Pflicht, zum Lohne seines Gehorsams in ihm vermehrt, und wie

ein erwärmendes, funkenausströmendes Feuer in seiner Brust immer mehr und mehr verbreitet und angefacht wurde.

Da er in der Nacht der heiligen Feier sorgsam wachte und die auf den Weiden ruhenden Schafe hütete, schlug an sein lauschendes Ohr der Schall der Glocken, der die Mönche und Brüder zu den Lobgesängen des Herrn und seiner Heiligen aufrief, denn weithin durch die Nacht klang der hehre Ruf ihrer Einladung. Da glühte das Herz in seiner Brust und das Feuer der Liebe entzündete sich in ihm, indem er der heiligen und betenden und singenden Menge Derer gedachte, welche im Gefühle der hingebendsten Andacht das Lob der göttlichen Mutter der Barmherzigkeit und Milde in himmlischen Harmonien mitsammen sangen, oder einzeln in schweigenden Gebeten und Gelöbnissen dem Schutze der heiligen Jungfrau sich empfahlen. Er erhob sich und wendete, voll Sehnsucht, an solcher Andachtsgluth so viel als möglich sich zu betheiligen, seinen Geist und sein Angesicht nach jener Gegend hin, wo das Kloster lag, und kniete von tiefster Andacht ergriffen, und betete seine gewohnten Gebete, welche den Laienbrüdern statt der Mettengebete zu verrichten aufgegeben waren, mit großer Rührung und suchte mit Fleiß in seiner Herzenskammer, welche Gebete und Lieder er der Himmelskönigin noch darzubringen habe, damit er die langen und vielfältigen Gebete der Mönche und Brüder einigermaaßen ersetzen könnte; aber er fand nichts Anderes, als den Gruß des Engels, denn nur diesen hatte er gelernt. Diesen betete er also als das vollständig abgekürzte Gebet, in welchem die ganze Fülle der Verehrung Maria's ihren Ausdruck gefunden hat, und er richtete seine Augen himmelwärts, flehte um Gnade, betete und seufzte unablässig fort, und brachte in dieser Andacht den Rest der Nacht und den Morgen zu.

Daß er aber nicht umsonst so gebetet und die Flur der Schafweide zur Tempelstätte in schlichter Andacht eingeweiht habe, dieß wurde in einem wunderbaren Gesichte dem Abte von Clairvaux, dem heiligen Bernardus, geoffenbart.

Als dieser heilige Mann, nachdem die göttlichen Lobgesänge vollendet waren, an die versammelten Brüder eine Rede hielt, um ihnen die Bedeutung der Feier an's Herz zu legen, sprach er unter Anderem voll der Gnade des heiligen Geistes und flammenden Eifers:

„Wohl, meine geliebtesten Brüder, wäre es Unrecht, zu zweifeln, daß ihr dem Herrn Jesus Christus, dem wahren König, und auch seiner glorreichen jungfräulichen Mutter ein heiliges und darum wohlgefälliges Opfer in dieser Nacht dargebracht habt, und euch

deßwegen der Lohn euerer Mühe, die ewige Frucht der Gottseligkeit bei dem Herrn und unserer gütigsten Beschützerin hinterlegt worden sei; dieß müsset ihr mit unerschütterlichem Glauben annehmen. — Und doch will ich es Euch sagen: **Einer** aus den niederen und unwissenden Laienbrüdern, welchen die Pflicht des Gehorsams das heutige Fest in diesen Bergen und Wäldern unter freiem Himmel zu feiern nöthigte, hat auf eine Unserer Lieben Frau angenehme und auf eine so andächtige, festliche Weise seine Morgenandacht verrichtet, daß die eifrigste Betrachtung und die Herzensandacht keines Einzigen aus uns — seiner innigen Verehrung, die da nicht aus tiefer Einsicht in die erhabensten Wahrheiten, sondern aus Einfalt und heiliger Demuth entsprossen war, gleichkommt!"

Als die Mönche dieses hörten, verwunderten sie sich; aber sie staunten nicht nur darüber, sondern hielten es für ein Glück, und es erbauten sich insbesondere die Laienbrüder, welche die Pflicht des Gehorsams sowohl an Festtagen wie an Wochentagen zur Verrichtung verschiedener Arbeiten rief, indem sie nun wußten: daß die ob unserer leiblichen Bedürfnisse nothwendigsten Verrichtungen, denen sie aus Gehorsam oblagen, Dem nichts schaden können, der dabei ein reines Herz voll Andacht im Gebet erhebt! —

---

79. Das Fest Maria-Geburt auf dem Meere gefeiert.

Der Trappisten-Pater Maria Joseph von Geramb erzählt in seiner „Pilgerreise nach Jerusalem" (Tagebuchs-Blatt vom 7. September 1831) über seine Abfahrt von Venedig:

Wir haben den Kanal verlassen. Unsere Schiffsmannschaft besteht aus dem Capitän Ragazzi, aus dem zweiten Schiffsoffizier und aus zehn Matrosen, den Schiffsjungen miteingerechnet — lauter Venetianer. Ich habe von dem ersten Augenblick an eine gewisse Gleichgiltigkeit in Bezug auf die Religion bemerkt; denn die gemeinschaftlichen Gebete, welche sonst auf italienischen Schiffen so sehr üblich sind, fanden nicht Statt.

Doch rief der Schiffsjunge an jedem Abend:

„Zündet die Laternen an, löschet das Feuer aus im Namen Jesu und seiner heiligen Mutter; möge sie uns in einen sicheren Hafen führen! Gesundheit und Freiheit begleite uns auf der Reise und in allen unseren Unternehmungen, wenn es Gott so will! Betet ein Vater unser und ein Ave Maria für die armen Seelen im Fegefeuer und für unsere glückliche Reise!" —

Die Mannschaft hörte mit Andacht zu; allein hierauf beschränkte sich auch Alles.

Ich theilte dem Capitän aufrichtig meine Ansichten hierüber mit, und er antwortete mir: „„Man habe sonst alle Abend die Litanei gebetet; seitdem er aber bemerkt hätte, daß einige Matrosen diese fromme Uebung in's Lächerliche zögen, habe er nicht mehr auf ihr bestanden.““

Ich machte ihm bemerklich, daß dieß kein Grund sei, von einem so heiligen Gebrauch abzugehen, und sagte ihm: „„Morgen, am Feste Mariä Geburt, werde ich anfangen, die Litaneien vorzusagen und damit bis zu unserer Ankunft in Cypern fortfahren. Gewiß wird Niemand einen Gegenstand des Spottes daraus machen!““ — —

Am 8. September kleidete ich mich sehr früh als Ordensgeistlicher von la Trappe, und stieg trotz eines sehr ungestümen Wetters auf das Verdeck. Die Matrosen empfingen mich mit Freuden. Ich holte nun ein Bild der heiligen Jungfrau Maria herbei, das ich in der Cajüte bemerkt hatte, und befestigte es am großen Maste. Der Capitän, dem ich sehr empfohlen war, willigte recht gern in die Versetzung des Bildes; er brachte mir einen Hammer und Nägel, und Alles wurde bestens ausgeführt. Die Litaneien wurden mit Anstand und Andacht gebetet, und der Wind, welcher uns seit einigen Stunden entgegen war, drehte sich plötzlich, nachdem wir unsere Gebete vollendet hatten.

Die Matrosen riefen: „Pater! Pater!“ und gleich darauf: „Vater! Vater! der Wind hat sich gedreht!“

Und ich erwiederte lächelnd: „„Gott schlägt niemals seiner heiligen Mutter etwas ab!““ — —

Ich hatte einige Früchte auf dem Schiffe; diese vertheilte ich nebst Einigem aus meinen sonstigen Vorräthen unter die Mannschaft.

„„Es ist der Geburtstag Maria's!““ — er ist mit Freude begangen worden. —

---

80. Innige Liebe zu Gott.

Der heilige Ludwig Bertrand war auf das Innigste von der Liebe zu Gott entzündet, weßhalb er nicht müde ward, von Gott zu reden, seine Liebe, Güte und Barmherzigkeit so wie all seine übrigen Vollkommenheiten mit flammenden Worten zu schildern, um auch Andere mit diesem Liebesfeuer zu beseelen. Er hatte solchen Abscheu gegen den Tand und die Thorheiten der Welt,

daß er nur mit Wehmuth davon reden hörte; und über welchen Gegenstand man sich auch mit ihm unterhalten mochte, er wußte allemal das Gespräch auf die unerläßliche Pflicht der Liebe zu Gott hinzulenken. Mit welcherlei Personen er auch verkehren mußte, zu Allen sprach er: „Lasset uns Gott lieben aus unserem ganzen Herzen, dienen wir ihm getreu, denn er ist ein guter Herr, der einzig und allein all unsere Zuneigung verdient!"

Die Gluth der Andacht, womit er von der Liebe zu Gott sprach, stieg ihm der Art in's Angesicht und in die Augen, daß er oft ganz in Feuer und bisweilen mit einem großen Glanz umgeben zu sein schien. Auch näherte sich ihm Keiner, der nicht von diesem Feuer der göttlichen Liebe mit ergriffen ward.

Einst, da er in einer Kirche am Feste der Himmelfahrt Jesu predigte, war er von einem so starken Liebesdrange hingerissen, — während er die Herrlichkeit und Pracht bei dem Eintritte des Heilands in den Himmel beschrieb, — daß Feuer seinem Antlitz entfuhr, was von all seinen Zuhörern gesehen wurde; und indem seine Geberden dieser Gluth entsprachen, war es, als wollte er so wirklich die Erde verlassen, um dem siegreichen Erlöser in's Anschauen seines himmlischen Vaters zu folgen.

Und welche Liebesanmuthungen mußte er empfinden, wann er bei der Feier des heiligen Meßopfers den hochheiligen Leib des Herrn in den Händen hielt, bevor er kommunicirte! Man sah wohl, er konnte die liebseligen Worte, die er zu dem Herrn sprach und die er mit so vielen Thränen begleitete, fast nicht beendigen; und Alle, die ihn diese betenden Liebesseufzer zu dem Erlöser stammeln hörten, beteten und seufzten mit ihm, von heiliger Glut der Liebe tief durchdrungen. — Auch hob er niemals bei der heiligen Messe den Kelch empor, ohne zugleich sein Leben Gott mit zum Opfer darzubringen, und ohne den Wunsch im innersten Herzen zu wecken — eines Tages das Martyrthum zu erleiden und ein wirkliches Schlachtopfer seiner Liebe zu Gott werden zu können.

Und was brachte ihn denn wohl zu dem Entschluß, nach Indien zu pilgern — was anders, als seine Liebe zu Gott, das heißeste Verlangen, die Erkenntniß Gottes jenen rohen Völkern zu bringen, so wie der Durst, von dem er brannte, für einen so guten Herrn, der für ihn so Viel am Kreuze gelitten, hinwieder leiden zu können. „Wie glücklich würde ich mich schätzen," — sprach er, „wenn man mich um Jesu Christi willen in einen schmählichen Kerker würfe, oder mich mit Ketten beladen durch die ganze Stadt hin und her schleppte — um seinetwillen! Dann würde ich

erfahren, wie süß es ist, für den Herrn zu leiden; dann würde ich jene innerliche Freude verkosten, mit der die glorreichen Apostel erfüllt wurden, als sie sich würdig befunden sahen, um des Namens Jesu willen Schmach zu erdulden. Aber da wir ihre Liebe nicht besitzen, ist es kein Wunder, daß wir nicht als Martyrer zu sterben verdienen!“

„Ich bin deß nicht würdig!“ — sagte er eines Tages vertraulich zu einem seiner Freunde. — „Aber wenn Gottes Huld mir solche große Gnade erweisen wollte, so würde ich ihn bitten, daß er mich doch alle jene furchtbaren Qualen möchte erdulden lassen, welche die erfindungsreichste Grausamkeit je an den heiligen Blutzeugen ausgeübt hat. O wie freudig würde ich sterben, wenn ich lebend geschunden, in meinem Blute gebadet oder ganz zu Stücken geschnitten würde! Ich zweifle nicht, der Herr würde mich stärken in meiner Schwachheit und mir die Gnade gewähren, standhaft für ihn und zur Vertheidigung seines heiligen Evangeliums zu vollenden!“ —

Gott versagte ihm zwar das blutige Martyrthum, aber seiner Liebe zu Gott fehlte wahrlich der bitterste Kreuzweg nicht! —

81. Die Verwandlung des Herzens.

Der heilige Franziskus von Assisi war so innigst von der Liebe zu Jesus durchglüht, daß er einmal in dem heißen Brande seines Herzens zu Gott emporrief:

„Ach, ach, wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen! Ich hab' es zu dem Herzen meines Herrn gelegt, und es hat das Wesen Jesu angenommen, denn es ist gleich verzückt; ich kann nichts mehr lieben noch gedenken, als: Mein Jesus, mein Jesus ist für mich gestorben!

Wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen geworden, da mein Herz hat das Herz Jesu angerührt! Es ist mir, als wär' ich und mein Jesus allein in der Welt! Ja, ich wollte, daß wir noch einiger wären, und ich armer Franziskus und Jesus eine einzige Person!

Wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen, da mein Herz hat das Herz Jesu angerührt! Es ist mir mein Herz so eifrig geworden, daß ich meine, es müsse Niemand mehr wider meinen Herrn sündigen, sondern Jedermann sammt mir Jesum Tag und Nacht loben und preisen!

Wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen, da mein Herz

hat das Herz Jesu angerührt! Es ist mir, als sei es gar zerschmolzen! Es ist bei dem warmen Herzen Jesu zerflossen, und wollte gänzlich in dasselbe hineinfließen und ewig darin verbleiben; denn wer weiß, sagt mein Herz, warum das Herz Jesu ist verwundet? Auf daß ich nämlich etwa, wenn ich zerschmelze, in das verwundete Herz Jesu könnte gegossen werden, und allda ewig ruhen!

Wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen, da mein Herz hat das Herz Jesu angerührt! Es ist mir, als wenn mein Herz drei große Wunden hätte; die erste: weil sich mein Jesus hat bekleidet mit einem armen Fleisch und Blut; die andere: daß er in so großer Armuth wandelte und in Städten und Dörfern predigte; die dritte: daß er so große Schmerzen leidet am Kreuze!

Wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen, da mein Herz hat das Herz Jesu angerührt! Es ist mir, als wär' ich voll des besten Weines, und sollte singen und fröhlich sein, denn Gott hat mich erschaffen, erlöst und selig gemacht!

Wie ist mir so wunderbarlich in meinem Herzen, da mein Herz hat das Herz Jesu angerührt! Es ist mir, als wenn mir mein Herz angeheftet wäre an das Kreuz, und ich sollte Tag und Nacht von Herzen rufen:

Jesus ist mein, und ich bin Sein!
Jesus ist mein, und ich bin Sein!" —

82 — 84. Gebets-Eifer.

1. Je mehr die heilige Büßerin Margaritha von Kortona (1247 — 1297) durch die strengsten Abtödtungen ihren Körper entsinnlicht hatte, desto weniger war ihr andachtstrunkener Geist gehemmt, durch eine fast ununterbrochene Uebung des Gebets zur höchsten Betrachtung göttlicher Mysterien sich emporzuschwingen. Für sie gab es keinen Ort und keine Zeit, wo sie nicht betete und innerer Betrachtung sich ergab. Der größte Theil der Nacht verschwand unter Gebet und süßer Unterredung mit dem himmlischen Bräutigam ihrer Seele. Unter Gebet und Betrachtung verging auch der Tag. Das Leiden des Gott-Menschen Jesu Christi und der Hinblick auf ihre eigenen Sünden gaben ihr den meisten Stoff zum Nachdenken, und bewirkten in ihr mehr und mehr eine Zerknirschung des Herzens, die einen unerschöpflichen Quell der Thränen zur Folge hatte. Ihre Kräfte wurden dadurch oft so geschwächt, daß sie Besinnung und Sprache verlor, und ihre Seele vom Leibe sich zu lösen drohte. Oft durchwachte sie zu den

Füßen des Gekreuzigten, auf hingestreuter Asche kniend und die Arme ausgebreitet und hoch erhoben, ganze Nächte, ohne die geringste Ruhe sich zu vergönnen. Dadurch wurde sie denn ungewöhnlich angegriffen und durch das fortwährende Fasten und Sichselbstkreuzigen so geschwächt, daß es ihr unmöglich schien, sich, nach ihrer Gewohnheit, in die Kirche des heiligen Franziskus begeben zu können, um dort ihre Andacht fortzusetzen. Nahte aber die bestimmte Stunde, dann fühlte sie sich allplötzlich wie von höherer Kraft gestärkt, und eilte mit leichten Schritten zum heiligen Tempel, um sich auf's Neue durch ihr inbrünstiges Beten mit dem Herrn zu vereinen. Und wenn es sich ereignete, daß sie das für eine gewisse Zeit bestimmte Gebet nicht zu verrichten vermochte, indem sie entweder in tiefe Betrachtungen sich versenkt hatte, oder durch eine unverschiebbare Arbeit abgehalten wurde, so holte sie das Versäumte sobald als möglich nach; und wie schwach und hinfällig sie immer sich fühlte, so wollte sie doch nicht eher ihre geringe irdische Nahrung zu sich nehmen, bevor sie nicht ihre Seele mit himmlischer Speise erquickt hatte. —

2. Als sie von ihrem Seelenführer über die Art und Weise gefragt wurde, in der sie ihr Gebet verrichte, so eröffnete sie ihm: — Daß sie eine jede Gebets-Uebung unter Anrufung der allerheiligsten Dreifaltigkeit beginne, sich vor Jesus Christus verdemüthige, und sich der Fürsprache Maria's, aller Engel und aller Heiligen empfehle. — Hierauf stelle sie eine Betrachtung an über alle Werke, die zu unserem Heil und zu unserer Belehrung Jesus Christus während seines Lebens bis zu dem schmerzlichsten Tod am Kreuz und seinem Hingange zu dem himmlischen Vater vollbracht habe — indem sie aus jedem derselben stets neue Beweggründe schöpfe, ihre eigenen Sünden recht bitterlich zu beweinen, dem Erlöser für seine unendliche Liebe recht herzlich zu danken, und mit größerem Eifer in seine heiligen Fußstapfen einzutreten.

Demselben Religiosen bekannte sie auch die Austheilung ihrer Bitten, welche sie, nach vollbrachtem innerlichem Gebete, dem Herrn vortrug. — Sie pflegte dabei immer zuerst ein demüthiges Bekenntniß ihrer eignen Niedrigkeit und Armseligkeit abzulegen; hierauf flehte sie um die Fürbitte der heiligen Mutter Gottes und aller Heiligen bei Gott; hierauf erst flehte sie zu dem Herrn selbst: es möge ihm gefallen, durch die mildeste Fürsprache Maria's und aller Heiligen ihre eigenen Bitten huldreich aufzunehmen; nachdem sie nun der unendlichen Güte des Allerhöchsten für die unzähligen Gnaden gedankt hatte, die sie selbst empfangen, bat sie zuerst: für die armen Seelen im Fegefeuer; — dann bat

sie für den sichtbaren Statthalter Jesu Christi auf Erden, daß er stets siegreich auf dem Felsen Petri das Banner des heiligen Kreuzes erhebe; — dann bat sie für alle Orden der heiligen Kirche, damit sie rein und unbefleckt in der Wahrheit und Tugend erhalten und mit Kraft erfüllt würden gegen die Feinde des Christenthums zu kämpfen; — dann bat sie für alle Missions-Priester, die in fernen Ländern zur Ausbreitung des wahren Glaubens wirken, und für die Wiedererlangung des heiligen Landes, das der Heiligen ganz besonders am Herzen lag; — dann bat sie für alle Könige und Fürsten, auf daß er sie in Eintracht und Liebe zum Segen der ihnen anvertrauten Völker bewahre; ebenso um die Abwendung der innern Zwietracht und Kriege, welche damals die christlichen Reiche mit Unglück und Trübsal erfüllten; — dann bat sie für die Wittwen und Waisen, für alle Kranken und Betrübte, daß er sie in ihrem Weh aufrichte und ihnen ihr Kreuz erleichtere; — dann bat sie für alle Seelenführer und alle ihre Wohlthäter, namentlich auch Jene, die an ihrer Bekehrung besonderen Antheil genommen hatten; — dann bat sie um die Wiedergewinnung verlorener Seelen, um die Zurückführung der Sünder zur wahren Bußfertigkeit und der Irr- und Ungläubigen zur alleinigen Quelle der Wahrheit, und endete diese heilige Uebung des Gebets, indem sie sich zu den Füßen des Gekreuzigten niederwarf mit heiligen Gelöbnissen der Treue, und Thränen heiliger Liebe zu Gott und den Nächsten vergoß.

Wahrlich, das Herz dieser Heiligen war durch solche Uebungen zum schönsten Blumengarten aller christlichen Tugenden geworden! —

3. Es sind uns aber auch viele Beispiele aufbewahrt von den wunderbaren Früchten ihres wirkungsvollen Gebetes, mit denen der Herr ihre inbrünstigen Fürbitten für das geistige wie leibliche Heil ihrer Nebenmenschen begnadete.

Eine Mutter, wahrhaft unglücklich durch den Zustand ihres Sohnes, eilte zu Margaritha, um Hilfe durch ihr Gebet zu erlangen. Mit Schmerz und Thränen klagte sie, daß Einer ihrer Söhne auf dem Todtbette liege, und weder durch die Aufmunterung der Priester, noch durch das Flehen der Mutter zu bewegen sei, das Sakrament der Buße zu empfangen. Hartnäckig gegen Bitten und Thränen, die Beichte sogar verwünschend, lag er da am Ende seines lasterhaften und unbußfertigen Lebens. Er verzweifelte an der Gnade des Herrn und der Rettung seiner Seele. — Als die Dienerin Gottes dieß hörte, fühlte sie sich im tiefsten Herzen entbrannt, diese Seele zu retten. Sie erhob ihr heißes Gebet zu Gott, und seufzte um Erbarmen für diesen Unglücklichen. Hierauf wendete sich die

gottvertrauende Heilige zur weinenden Mutter und sagte: „Gehet und suchet meinen Beichtvater, und führet ihn zu dem Kranken; denn ich hoffe mit kindlicher Zuversicht, daß Gott ihm seine Gnade schenken werde!“ — Die Mutter des so sehr Unglücklichen begab sich sogleich in das Convent der minderen Brüder, und geleitete den Pater Giunta zu ihrem Sohne. Kaum hatte er die Schwelle des Krankenzimmers betreten, und der Kranke ihn erblickt, da fühlte sich dieser innerlich erschüttert, und sein Herz von himmlischer Gnade durchströmt. Es ergriff ihn reuiger Schmerz über seine Sünden, und er beichtete mit wahrer Zerknirschung und Bußthränen. —

Eines Tages kam eine vornehme Frau mit großem Vertrauen zu der heiligen Margaritha, und bat um ihre Fürsprache bei Gott, für ihren einzigen Sohn, der hoffnungslos darniederlag. Als die so schmerzlich bedrängte Mutter ihr Anliegen vorgetragen hatte, sprach ihr die Heilige den mildesten Trost zu, und ermunterte sie, sich demüthiglich in den Willen des Allerhöchsten zu fügen. Hierauf erhob Margaritha ihr Gebet zu Gott und flehte um die Erhaltung des Lebens des todtkranken Sohnes. Die beglückte Mutter kam heim und fand ihren Sohn gesund. „Der liebe Gott hat geholfen!“ stammelte er. „„Und die heilige Margaritha hat um diese Hilfe gebetet!““ bekannte die gute Mutter. —

Ein Literat von Kortona war von einem großen Unglück heimgesucht worden. Sein niedergedrückter Geist kam der Verzweiflung nahe. Der Arme beschloß in gottlosester Weise — seinem irdischen Elend durch Selbstmord ein Ende zu machen, und war eben hinausgegangen, um sich das Leben zu nehmen — als plötzlich die heilige Büßerin Margaritha sich ihm nahte. Durch eine höhere Erleuchtung erkannte sie den trostlosen Zustand dieses verirrten und verwirrten Mannes, und eilte in Begleitung zweier Gefährtinnen auf ihn zu. Staunen ergriff den aus seinem Wahnsinn so allplötzlich Aufgeschreckten, als er sah, daß diese Heilige selbst seine Gedanken wußte. Es wurde ihm klar, daß nur Gott allein ihr diese eröffnet habe, und er warf sich sogleich zu den Füßen Margaritha's nieder, und hörte aufmerksam auf ihre eben so ernsten Ermahnungen als trostvollen Zusprechungen. Diese drangen wie lindernder Balsam in sein zerrissenes Gemüth, und jede wilde Aufregung schied aus seinem Herzen, und der Friede des Gottvertrauens kehrte in dasselbe wieder zurück. Er athmete frei und froh, und sah durch Thränen zum Himmel empor und rief: „O Gott, du bist wunderbar in deinen Führungen, aber auch wunderbar in deinen Heiligen!“ — Und fühlend, daß er die Rettung seines Lebens dem Gebet und den Verdiensten Margaritha's zu verdanken habe, bemühte er sich

von nun an, die von ihr erhaltenen Ermahnungen und Belehrungen auch in all seinem Thun und Wirken zur Ehre Gottes und zum Heil seiner unsterblichen Seele recht gedeihlich werden zu lassen. —

O der Herrlichkeit und Fruchtbarkeit des Gebetes, das eine heilige Seele zu Gott emporschickt! Es steigt wieder in dieses Thal der Thränen hernieder als ein Engel des Trostes und des himmlischen Segens! —

---

85 — 87. Die kanonischen Stunden.

1. Fromme Beter der kanonischen Stunden.

Unter „kanonischen Stunden“ versteht man in griechischer Ableitung: nach bestimmter Vorschrift geregelte und geordnete Gebet-Stunden, oder auch das Officium divinum, das ist — die Gebete, welche von den Geistlichen zu gewissen Stunden des Tages und der Nacht verrichtet werden; es umfaßt sieben Stunden: 1. Das Matutinum und die Laudes. 2. Die Prim. 3. Die Terz. 4. Die Sext. 5. Die None. 6. Die Vespern. 7 Das Completorium. —

Das Matutinum und die Laudes werden zur Nachtzeit verrichtet, deßwegen heißen sie auch „Officium nocturnale;“ die Prim beim Anbruche des Tages; die Terz in der dritten Stunde nach Sonnenaufgang; die Sext in der sechsten Stunde; die None in der neunten Stunde; die Vespern und das Completorium des Abends.

Ascetische Schriftsteller finden in den verschiedenen sieben Stunden dieses Officiums einen Hinweis auf die sieben Haupt-ereignisse in der Leidensgeschichte Jesu.

Von andächtigen Betern dieses heiligen Officiums führt der fromme und berühmte Cardinal Bona in seinem Werke: „De divina psalmodia“ über vierzig Beispiele vor, darunter auch die folgenden:

Der heilige Hugo, Bischof von Lincoln, pflegte die kanonischen Stunden stets zu der einer jeden, von der Kirche angewiesenen Zeit zu recitiren. — Einst war er mit einigen Geistlichen und Clerikern auf einer Reise begriffen und gelangte an einen Ort, wo sich Räuber befanden. Die ganze Gesellschaft stand vor Anbruch des Tages auf, um schnell abzuziehen, und, weil von der Finsterniß begünstigt, der drohenden Gefahr zu entgehen. Der heilige Bischof drang darauf, noch vor der Abreise die gerade eintreffenden kanonischen Stunden zu beten. Aber aus Besorgniß,

diese Verzögerung könnte sie in die Hände der Räuber liefern, reisten Einige der Cleriker ab, und verschoben das Beten des Officiums auf eine gelegnere Zeit. — Aber, o Wunder! diese dem Fleische nach so klugen Wanderer wurden sämmtlich von den Räubern geplündert, während Hugo, der zuvor mit den Bleibenden das Matutinum noch andächtig gebetet hatte, wohlbehalten, gesund und froh am Ziele seiner Pilgerung anlangte. —

Unter den Prämonstratenser-Mönchen zeichnete sich der selige Hermann durch seinen heiligen Lebenswandel ganz besonders aus. Wenn er unter den „kanonischen Stunden" den Lobgesang des Zacharias sang, empfand er jeden Tag einen so angenehmen Geruch, daß er den Duft der wohlriechendsten Blumen einzuathmen glaubte. Zugleich bemerkte er zwei Engel, die auf beiden Seiten des Chors Diejenigen incensirten, welche Psalmen sangen; doch war diese Incensation nicht bei Allen eine und dieselbe; denn dem Einen lächelten die Engel zu und verneigten sich vor ihm, aber bei dem Anderen unterließen sie Beides; wieder bei Anderen gingen sie vorüber und wandten sich mit Abscheu von ihnen. Der Heilige erkannte daraus, daß die Ersten eben so sehr mit dem Mund als mit dem Herzen Gott lobten, daß die Zweiten mit geringerer Andacht beteten, die Dritten aber für Alles geistige Leben abgestorben waren. —

Der heilige Ludgerus, Bischof von Münster, war von der Ehrfurcht, die man der Majestät Gottes während des Gebetes schuldig ist, so lebhaft durchdrungen, daß, als er einst mit seinen Geistlichen in seinem Zimmer die „kanonischen Tagzeiten" betete, er einen derselben mit einer strengen Buße belegte, weil er unter der Verrichtung der kirchlichen Andacht hingegangen, um den mit Einemmale rauchenden Feuerherd vom Dampfe zu reinigen. — So sehr verabscheute dieser Mann nach dem Herzen Gottes die Zerstreuung bei dieser kostbaren Gebetsweise! —

2. Theilnehmer aus dem Laien-Stand an den kanonischen Stunden.

Schon der heilige Alexander, der im Jahre 430 starb, errichtete an dem Ufer des Euphrat ein Kloster von vierhundert Mönchen, die er in vier Chöre theilte, von denen einer immer abwechselnd durch Psalmengesang Gott Tag und Nacht preisen mußte. —

Wohl ist die Ehre Gottes der erste und der einzige Zweck all des Trachtens und Strebens der heiligen katholischen Kirche; aber wo dieser Zweck verfolgt wird, da fehlt auch nicht der himmlische Trost für's Leben. Diesen großen Zweck und den süßen Trost

aus ihm hat nun auch das **öffentliche** Gebet und Absingen der „kanonischen Tagzeiten.“ Die öffentliche und feierliche Form dieses Gottesdienstes soll dem Volke zu jeder Tageszeit die tröstliche Kunde bringen, was die Kirche immerdar für es thue, wie die Kirche ohne Ermüden seiner Sache walte vor dem Throne Gottes. Gar herzlos und lächerlich war deßhalb der Vorwurf, den der Irrlehrer Wycliffe und seine Nachfolger den mit diesem tröstlichen Dienste betrauten Priestern machte. „Sie glichen den Baalspriestern“ — warfen sie diesen vor — „die mit gewaltigem Geschrei um den Altar herliefen, sie erheben ihre Stimme zu lautem Gebet und Gesang, gleich als ob sonst Gott unsere Bitten nicht hörte!“ — Nein! nicht damit Gott es höre, erschallen laut in unseren Tempeln die heiligen Lieder, sondern damit auch die Gläubigen diesen Gebets-Gesang hören, dadurch erbaut und davon getröstet werden. „„Weil dieses Gebet,““ sagt der heilige Thomas von Aquin, „„von den Dienern der Kirche im Namen des ganzen gläubigen Volkes dem Herrn dargebracht wird, so ist nothwendig, daß es auch dem ganzen Volke bekannt werde, für das man es verrichtet.““ Auch soll es dem Volke noch die Tröstung bringen, daß es weiß: für es werde in den Tempeln Gottes gebetet, wann es selbst, durch seine irdischen Berufswerke abgehalten, gerade nicht beten kann. —

Welch eifrigen Antheil schon im Alterthum das christliche Volk an dieser öffentlichen Gebetsverrichtung nahm, wird uns in dem Leben des heiligen Basilius, Bischofs von Cäsarea in Cappadocien, erzählt. Er führte den in anderen Ländern längst bekannten Gebrauch ein, in nächtlichen Stunden sich um ihn in der Kirche zu versammeln, zu gemeinschaftlichem Gebet und zu Lobgesang. Dieser erscholl bald in wechselnden Chören, bald in vereinter Stimme des ganzen Volks. Einst beharrten seine Gläubigen von Mitternacht bis zu Mittag im öffentlichen Gebet und Psalmengesang. Er selbst war gegen Morgen von ihnen gegangen, um des Gottesdienstes in einer anderen Kirche zu pflegen. Um Mittag kam er zurück in die, welche er früh verlassen hatte, in der Meinung: die Gemeinde würde bald nach ihm heimgegangen sein, und jetzt, zur gewohnten Stunde, sich wieder versammelt haben. Da erfuhr er, daß sie die ganze Zeit versammelt geblieben und dem Gebet und Gesang obgelegen habe. —

Feierlich und hehr wurden diese von der Kirche nach und nach bestimmter ausgeprägten Andachts-Uebungen besonders von den Mönchen in ihren Klosterkirchen gehalten. —

Im sechsten Jahrhundert war es durch Gewohnheit und

Gesetz sogar Gebrauch geworden, das „göttliche Officium" auch in den Pfarrkirchen öffentlich zu beten; und dieß geschah ohne Zweifel mit Rücksicht auf das Volk, indem ja dasselbe eben so sehr zur Erbauung des Volks, als zur andächtigen Beschäftigung der Geistlichen eingeführt ist. —

Seit Carl dem Großen wetteiferten gleichsam auch unsere alten christlichen Könige und Kaiser im Besuche der „kanonischen Tagzeiten."

So ging Kaiser Friedrich I. Barbarossa selbst in Italien auf seinen Heerzügen jeden Morgen allein oder in Begleitung in den Chor der Priester, um den Tagzeiten beizuwohnen, allen Italienern ein Beispiel gebend, wie man die Priester und die herrlichen Gebräuche der Kirche ehren müsse. Zur Zeit, wo man vor ihm das Officium betete, durfte ihn Niemand über Geschäfte oder andere Dinge befragen. —

So hatte auch Leopold, der Heilige, Markgraf von Oesterreich, die größte Freude daran, im Chore der Priester selbst mit zu beten und zu singen. Als er sich später von dem Gotteshause des Klosters Melk trennen mußte, vermißte er so schmerzlich die Gelegenheit zur Theilnahme an dem Gebete der „kanonischen Tagzeiten," daß er seiner neuen Burg gegenüber ein Stift begründete (Klosterneuburg), um da seiner Lieblings-Andacht obliegen zu können. —

Dieselbe persönliche Theilnahme am Chor der Religiosen wird von den beiden österreichischen Herzogen Albrecht III. und Albrecht IV. (1365 — 1404) gerühmt. —

Kaiser Carl V. betete des Morgens stets mit großer Andacht die „kanonischen Tagzeiten," und später im Kloster Sanct Justus zu Estremadura betete er sie auch des Abends im Chore der Mönche mit. —

Doch sind dieß nur einige wenige von den unzähligen Beispielen frommer Theilnehmer an diesen „kanonischen Stunden" der Geistlichen, die uns die kirchliche Geschichte jener Zeiten überliefert hat. —

3. Das Metten-Glöcklein.

Auch die Theilnahme bei den „nächtlichen Gebeten, officium nocturnale," hatte unter den Laien nie aufgehört; innige Seelen fanden sich auch da gedrungen, ihre Gebete mit denen der Kirche zu vereinen, wenn um Mitternacht das Metten-Glöcklein in die feierliche Stille hinaustönte, und, wie mit mildem Engelswort, Kunde gab von den nun zu feiernden Gebeten der Mönche, wann ringsum die vom Arbeiten müde Welt im Schlummer

lag, oder die schnöde Welt in wüsten Gelagen noch gottvergessen schwelgte.

Der heilige Homobonus, ein Bürger aus Cremona, ging regelmäßig in der Mitternacht zu den Metten in der Kirche; Nichts hielt ihn davon ab, weder stürmische Witterung, noch große Müdigkeit; die Legende vergißt deßhalb auch nicht zu berichten, wie — zum Lohne dafür — gar oft die Pforten der Kirche von selbst sich geöffnet, wenn etwa der Pförtner ausgeblieben war. —

Die heilige Catharina von Siena dagegen hatte sich zum Gesetze gemacht, zu wachen, während die Dominikaner, welche sie „ihre Brüder" nannte, schliefen; wenn aber die Glocke des heiligen Dominikus den zweiten Schlag zur Frühmette that, sagte sie fröhlich zu Jesus Christus, dem Bräutigam ihrer Seele: „Meister! während deine Diener, meine Brüder, geschlafen haben, stand ich Wache vor dir, damit du sie vor allem Uebel bewahrest; sie stehen nun auf, um dein Lob zu singen, bewahre sie, während ich nun ein wenig ruhen will!" —

Der heilige Franziskus von Sales gab einmal Denjenigen, die den nächtlichen Tanz=Belustigungen nachgingen, unter Anderem auch Das zu bedenken: wie zu derselben Zeit, die sie in eitlen Vergnügungen hinbringen, viele Ordensgeistliche mit dem Lobe Gottes sich beschäftigen, und so die Zeit zum Heil ihrer unsterblichen Seele gewinnen, die von ihnen in der leichtsinnigsten Weise verschwendet werde. — Und um seinen Worten mehr Kraft zu geben, erzählte er wohl auch, was er in seiner Jugend zu Paris erlebte. — Zwei Studenten hatten nämlich in der Sanct Jakobs=Vorstadt einen Theil der Nacht mit Ausschweifungen zugebracht. Da läuten eben die Karthäuser zur Mette. „Woher der Klang der Glocke in so ungewohnter Stunde?" fragt der Akatholik seinen Genossen; und da er erfährt, was dieses Läuten bedeute, ruft er erschüttert aus: „O wie verschieden ist die Beschäftigung dieser Mönche von der unsrigen!" Des anderen Tages ging er zur Karthause, um selbst zu sehen. Er findet die frommen Männer in ihren Chorstühlen so aufmerksam auf den Chorgesang, daß sie für alles Andere todt zu sein schienen. Ihre Andacht rührt ihn; und — erbaut durch die immerwährende Anbetung Gottes in der katholischen Kirche — beschließt er, bußfertig, in ihren Mutterschooß sich aufnehmen zu lassen. Und diesen Entschluß hat er hernach auch ausgeführt. —

Wie hier der Entschluß der Bekehrung, so hat anderwärts der Gedanke an die nahende Stunde des großen Gebetes den sinkenden Muth wieder erweckt. Ein erhebendes Beispiel solchen Vertrauens

auf die Kraft der kirchlichen Fürbitte wird uns aus dem Mittelalter überliefert. — Graf Ranulph von Chester befand sich in großer Sturmesnoth auf dem Meere. Da fragte er die Schiffsleute: „Wie weit ist es an der Zeit?“ — „„Zehn Uhr!““ antworteten sie. Der Graf ermunterte das Schiffsvolk, bis Mitternacht tapfer zu arbeiten, dann sollten sie ihn wecken. — Um Mitternacht tritt der Schiffshauptmann vor den Grafen mit der Trauerbotschaft: er möchte seine Seele Gott empfehlen, die Matrosen wären ermattet, die Todesgefahr steige jeden Augenblick; da machte der Graf sich auf, griff selbst zum Steuer, und bald legte sich der Sturm. — „„Warum,““ fragte jetzt der Hauptmann, „„wolltet Ihr erst um Mitternacht helfen, und habt doch mehr vermocht, als wir Alle?““ — „Um Mitternacht,“ erwiederte der Graf, „stehen an der heiligen Stätte, die meine Vorfahren gestiftet, die Mönche zum Gebete auf, und ich vertraute: auf ihre Fürbitte werde Gott mir die nöthige Kraft geben!“ —

So dachte und handelte die Zeit, welche, wie es in einer Schenkungs-Urkunde heißt, von dem so trostvollen Glauben durchdrungen war: „„Der Christ werde **mehr** gefördert durch die Gebete und Fürbitten der Kirche, als durch eigenen Schweiß.““ —

Im Wunsche der Kirche liegt es, daß auch die Gläubigen, so oft es ihnen möglich, die öffentlichen Gebete der „kanonischen Tagzeiten“ besuchen. Sie hat deßhalb sogar den Schatz ihrer Gnaden geöffnet, um ihre Kinder dazu zu ermuntern. Sie verleiht Ablässe allen Denen, die an gewissen hohen Festen, so zum Beispiel an Weihnachten, Frohnleichnamsfeste und in dessen Octav einer oder mehreren „kanonischen Tagzeiten“ beiwohnen. Kann indessen in einer Welt voll Sorgen diese fromme Sitte niemals so allgemein werden, wie die Kirche es wünscht: dennoch kann die öffentliche Entrichtung des göttlichen Officiums nicht verfehlen, den wohlthätigsten Einfluß zu üben auf das gläubige Volk, wenn dieses zu keiner Stunde sich von den Fürbitten der Kirche verlassen, wenn es Diejenigen unablässig ihre Hände ausstrecken sieht, die da aufgestellt sind, für das ganze Volk zu beten. —

---

88. Wie heilsam das Zur-Vesper-gehen oft werden kann.

Eine halbe Stunde von Staufen, an den wein- und obstreichen Anbergen des Schwarzwaldes, liegt das freundliche Dorf Grunern. In früherer Zeit wurde in seiner Gemarkung Berg-

bau getrieben auf Blei-Erze, wovon noch die vielen Schachte Zeugniß geben. —

Im August des Jahres 1825 sollte ein Bote von Badenweiler einen Brief in's Münsterthal tragen. Der Mann schlug den Weg über das Gebirg ein, verlor aber den rechten Fußpfad, und nachdem er eine Zeit lang in der Gemeindewaldung Grunern mühsam durch Gras und Gestrüpp sich fortgearbeitet, hatte er das Unglück, in den Schacht einer verlassenen Grube zu fallen.

Als er von der Betäubung wieder erwachte, sah er bald die Unmöglichkeit, aus der Tiefe herauszukommen. — Der Tag verging, die Nacht brach an, es wurde Morgen und wieder Abend, ohne daß dem Versunkenen Rettung geworden wäre. Und schon bereits zum zweiten Male sangen die Vögel über seinem Grabe ihr fröhliches Morgenlied, zum zweiten Male schon hallten die Morgen- und Mittag-Glocken der benachbarten Dörfer in die fürchterliche Stille seines Aufenthalts — und alle Hoffnung schwand; denn ach! keines Menschen Tritt noch Stimme nah und fern wollte sich hören lassen; nur der Wind raschelte in den hohen Haselnußbüschen. Von Hunger und Durst entsetzlich geplagt und entkräftet, legte sich der Lebendigbegrabene inniglich betend nieder und bereitete sich zum Sterben vor.

Unterdessen war das Ausbleiben des Briefträgers aufgefallen. Man forschte nach, suchte, aber Alles — vergebens.

Gegen das Ende des dritten Tages führte die Hand des Herrn, dessen Schutz der Sterbende so heiß erflehte, den Bannwart von Ballrechten, der in Staufen bei den Vätern Kapuzinern der Vesper beigewohnt hatte, im Nachhausegehen durch den Wald. Als er in die Nähe des Schachtes gekommen, ließ er, wie er schon öfters gethan, im Vorbeigehen ein Steinchen in den Abgrund rollen — und horch! — aus der Tiefe tönt ein Schrei — die Stimme eines Menschen.

Sogleich fällt dem Bannwart der Vermißte ein, und er ruft dem Untenbefindlichen zu, im Vertrauen auf Gott, guten Muthes zu sein, er werde bald Hilfe bringen.

Eiligst läuft er in das nächste Dorf und bringt Leute und Stricke, mit welchen der arme Mann glücklich an's Tageslicht gebracht wird. —

Oft erzählte der Gerettete, wie er aus seinem Sterben durch den Fall des Steinchens von Oben in die Tiefe sei plötzlich aufgeweckt worden, das ihm die Nähe eines Menschen angekündigt habe; mit Einemmale sei die Liebe zum Leben in ihm wieder erwacht, und er habe die letzten Kräfte dann zusammengenommen

und noch einen Schrei ausgestoßen, der seine Rettung endlich bewirkte; und wenn er so recht im Schildern seiner ausgestandenen Todesnoth begriffen war, unterließ er es nie, unter einem dankbaren Aufblicke nach Oben, gar frohen Sinnes auszurufen:

„Wie war es doch so gut, daß der Bannwart so fromm und zu den Vätern Kapuzinern in die Vesper gegangen war! Sein Gang zum Dienste Gottes wurde der Segensgang zu meiner Rettung!" —

---

89 und 90. Morgenfeier.

1. Der Morgen auf dem Meere.

In seinem köstlichen, erfahrungs= und lehrreichen Wanderbuche „Spanisches" sagt Dr. Alban Stolz, Professor an der katholischen Facultät zu Freiburg im Breisgau, unter Anderem während seines Aufenthalts in Frankreich:

Ich verkaufte mich an ein Dampfboot, welches die Garonne hinaus in's atlandische Meer und von da in die Loire hinein zu schiffen im Sinne hatte. — Die gelbliche Garonne wird unter Bordeaux sehr breit und still; selbst das Ufer bekommt ein verlorenes und träumerisches Ansehen. Da steht unabsehbar weit der Schilf und die Weide; sie streben aus dem Wasser auf und neigen sich dann von oben wieder zu der Fluth herab; wie verlangend beugen sich die Blätter wieder abwärts zur Mutter, die sie erzeugt, zum Wasser. Nur die jungen Pappeln streben aufwärts zum Himmel und zur Sonne, die sie aus feuchtem Grund geweckt und aufgezogen hat; und ihre tausend Blättchen spielen leicht und leise in der Luft, die vom Meere herweht.

Die Einsamkeit auf dem Schiffe, die Lautlosigkeit des fast unsichtlich fließenden Stromes, die Ferne und Einförmigkeit des Ufers ließen ungestörter die Stimmung der Natur inne werden. So rein und hold, wie der Athem eines unschuldigen Kindes, wehte die Luft vom nahen Meere her. Ich fühlte, wie das Meer die Mutter der Erde ist, der unterirdische Himmel; selbst nach aufwärts wirkt es mit Macht; mehr noch als ein großes Waldgebirg, schafft das Meer eine eigenthümliche Färbung des Himmels über ihm, und bildet eine besondere Wolkenform. — —

Die Ufer traten immer weiter in die Ferne, die Garonne wird eine Stunde breit, allmählich verschwimmt sie und die Schiffe in den Ocean.

Als wir einige Zeit in das Meer eingefahren waren, wurde

es wild und wilder; und außerdem, daß das atlantische Meer ganz anders, viel großartiger sich geberdet, als das mittländische, kam auch noch ein Gewittersturm gegen Abend. Das Meer wogte ganz unsinnig; das große Schiff machte Sprünge wie ein wildgewordenes Pferd, oder genauer gesagt, wie ein rasendes Post-Maulthier in Spanien, welches bald auf die Hinterfüße sich stellt, bald den Kopf unter die Vorderfüße steckt und mit den Hinterfüßen dem Himmel die Stirne einschlagen will. —

Doch trotz des Sturmes und der Seekrankheit reute mich meine Fahrt keineswegs. Ich wurde reichlich entschädigt durch den einfach-erhabenen Anblick, nichts zu sehen als Himmel, Wolken und Wasser; nur ein Seeadler wogte und stürzte darüber hin. Am Horizonte steigen weiße Gestalten in die Höhe und verschwinden wieder, Berge von weißen Schaumwellen.

Nachts wurde der Anblick noch wundersamer, der ferne Leuchtthurm, der weiße Schaum dem Nordlicht gleich, die Funken vom Kamin, und das fortwährende Wetterleuchten — dazu tobte und pfiff der Sturm, donnerten die Wellen und Wolken, ächzten die Räder und rauschte der Regen.

Als der Morgen noch nicht zum Tag sich lichtete, stand ich einsam auf dem Verdeck. Es ist etwas Unsägliches in nächtlicher Morgenstunde auf dem Meere zu sein, und dem Spiele des Windes und dem Spiele der Wellen zuzuhören, und im Spiele der Phantasie und der Gefühle zu verschwimmen. Die ganze Natur betet zu Morgen und singt einen heiligen Choral, und der Mensch steht da und horcht und ahnt wie ein unmündiges Kind, das man mitgenommen hat in den Tempel, in eine feierliche Rorate oder Christmette. Wenn so ein Landmensch wie unser einer in dergleiche Situationen kömmt, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß die Welt unendlich reicher ist und unendlich mehr in sich schließt, als man im einfachen Binnenleben meint. Und das Herz fühlt v o r, daß in unendlicher Abstufung Neues und Unerhörtes und Unsägliches weiter und tiefer noch in anderen Welten und anderen Leben sein müsse — man ahnt und glaubt von ganzer Seele den Spruch der heiligen Schrift: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, in keines Menschen Herz ist es gestiegen, was Gott Denen bereitet hat, die ihn lieben!“ —

2. Der Morgen im Gebirge.

Da ich zu Paris auf dem Boulevard Abends ging und die Lebendigkeit und die herrlichen Straßen sah, blickte ich in die langen, breiten Hohlgassen der Stadt, die nach Westen liefen, wie sie über-

wölbt waren von reinem, abendröthlichem Himmel. Während ich mich diesem Anblick mit tiefem Wohlgefallen überließ, fiel mir ein Abend ein, wo ich gerade ein Jahr vorher auch in solcher Weise das Abendroth verglimmen sah. Ich ging einsam von Hohenschwangau nach Reute in Tirol, und hatte Nichts um mich, als die hohen Felsberge, hinter denen die Sonne abgesunken war. Scharf abgeschnitten zackten die röthlich dunkeln Felskuppen in das lichte Himmelsmeer hinein, und säumten das wolkenlose Firmament mit ihren Spitzen — Feuerstein auf Stahl.

Den andern Morgen ging ich in's Waldgebirg hinauf an den Plansee. Zuerst kam ich an einen mächtigen Wasserfall, viel höher als der bei Schaffhausen. Das Ganze sah aus wie ein feenhafter Thurm aus Silber und Sonnenstrahlen gebaut, in unendlich vielen und feinen Filigransäulen ausgetrieben, blau, röthlich und weiß. Von dem ungeheuern Sturz in Staub zerschellt, steigt ein Theil des Wassers wieder in die Höhe, wie Rauch von einem großen Brand, und während die Sonne in diesem silberigen Gewebe von Millionen Wasserperlen ein unbeschreiblich zartes Spiel und Tanzen von Regenbogenfarben bewirkte, toste und donnerte aus der Tiefe herauf der Sturz, als wären es hinabgerollte Felsen. —

Nun kam ich an den edlen ernsten Plansee.

Wunderbar einsam und einfach war es um mich her. Grüne Bergwand und dunkelgrüne Wassertiefe, oben ausgespannt das reinste Himmelsblau, unten das Flimmern eines unendlichen Lichterglanzes in den Wellen, die der Morgenwind über den See hinkräuselte. — Tosen im Wald, Lispeln im See, und im Baum ober mir zirpt das Vögelein und zu meinen Füßen im Gestein die Grille. Erhaben und hehr standen im Morgenschatten, im Streiflicht der Sonne jenseits des Wassers mächtige Felsberge, von Tannengrün bekleidet, in ihrem Marmorschooß den See, als staunten sie einander an, die Felsen in's tiefe Aug' des Sees hinab, der See zur hohen Felsenstirn hinauf. Das Schönste, was die Welt nur zeigen kann, verglühte dort in tiefster Einsamkeit; ich war der einzige Mensch, der es sah. Voll seliger Freude schaute ich vom Großen zum Kleinen, vom See und Berg zur Blume und zum Schmetterling, und wieder vom Kleinen zum Großen, zum Waldthal und den Felsenknochen des scharf abstürzenden Hochgebirgs und zu Gott hinauf.

Stundenlang ging ich allein dahin in dieser heiligen Natur, vom sonnendurchstrahlten Himmel überwölbt, und hielt Prozession, und betete, daß meine Seele in dieser Einsamkeit und in dieser Freude weite tiefe Wurzel schlagen möge zur Liebe Gottes. —

In jene Gegend und jene schönen Stunden war plötzlich mit

einem geistigen Ruck meine Phantasie lebhaft zurück versetzt, während mein Auge im Straßengewühl zu Paris dem Abendroth nachschaute. Da gährte aus diesem Andenken inniges Heimweh auf, es wehte mich Sehnsucht an nach jener großen Natur, nach Einsamkeit und Stille; und müde des vielen Schauens und der vielen Unruhe — reiste ich den andern Tag fort — „wohl über den Rhein!" —

91. Das Alpenhorn am Abend.

Das Alpenhorn hat in den hohen Gebirgen des Schweizerlandes außer der Anstimmung des sogenannten Kuhreihens noch einen anderen, nämlich einen religiösen Gebrauch. Wenn nämlich, während der Sommerzeit, die Sonne im Thal untergegangen ist, und das Licht des Himmels nur noch auf den Gipfeln der mit ewigem Schnee bedeckten Berge lohet, dann nimmt der Senne, der auf dem höchsten Theile der Alpenweide lebt, sein Horn und ruft durch sein Sprachrohr: „Lobt Gott den Herrn!" Alle benachbarten Hirten treten, so wie sie diesen Ruf hören, aus ihren Hütten, nehmen gleichfalls ihre Alpenhörner und wiederholen dieselben Worte: „Lobt Gott den Herrn!" Dieß dauert oft eine Viertelstunde fort, und von den Bergen und längs der Felsschluchten wiederhallt gar feierlich der Name Gottes. Mittlerweile erfolgt eine wunderbare Stille. Es dämmert, und aus den Thälern herauf klingt das Ave-Maria-Geläute mild und hehr, und alle Hirten knien nieder, entblößen das Haupt und beten ihren Abendsegen. — Indessen ist's dunkel, ja tiefdunkel geworden. „Gute Nacht!" ruft auf's Neue der Hirt auf der höchsten Kuppe der Alpenweide wieder durch sein Sprachrohr. „Gute Nacht!" tönt es wieder von allen Bergen und Felsschluchten, den Hörnern der Hirten entgegen. Dann schweigt Alles umher und ein Jeder begiebt sich zur Ruhe. —

92. Ein Anblick betender Mönche.

Einige Pilger kamen nach Rom, um dort an den Gräbern der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus zu beten und ihr Gelübde zu erfüllen, das sie in einem hochwichtigen Augenblicke zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer Seele gemacht hatten, und berichten von einer ihrer Wahrnehmungen auf diesem Gotteszuge:

In der Umgegend von Rom waren es ein Kloster der

Kapuziner und ein Kloster der Kamaldulenser, welche uns vorzüglich ansprachen durch den tiefen Frieden und durch die wunderbare Großartigkeit der Landschaft, zu der diese Klöster gehören.

Von den Kamaldulensern bewohnt Jeder ein kleines abgesondertes Haus, das aus mehreren Kammern besteht. Wir langten bei ihnen am Abend an, und zwar zur Stunde des gemeinsamen Gebets. Sie schienen uns Alle schon ziemlich vorgerückten Alters zu sein und von mehr als mittlerer Größe. Auf den beiden Seiten des Chores gereiht, blieben sie nach dem Gottesdienst auf den Knieen liegen, unbeweglich, in tiefer Betrachtung. Man hätte fast meinen mögen, sie seien schon nicht mehr von dieser Erde; ihr kahles Haupt beugte sich unter anderen Gedanken und Sorgen. Keine Bewegung, kein äußeres Zeichen des Lebens; eingehüllt in ihren langen, weißen Mänteln, glichen sie jenen Statuen, die auf den alten Grabmälern beten! — —

Wie hehr ist doch das mütterliche Walten unserer heiligen katholischen Kirche in diesen ihren Klöstern — den stillen Zufluchtsstätten entweder für fromme Seelen, die von jeher die Welt geflohen, oder für bußfertige Seelen, die ermüdet sind von der Welt und ihren Täuschungen, und die noch in späteren Lebensstunden den Schutzengelsruf verstanden und beherzigt, der auf den Missions-Kreuzen in den feierlichen Worten den Ausdruck gefunden:

„Rette deine Seele!" —

Und wie wahrhaft wohl muß es dem Herzen eines Mönches sein, in solcher Abgeschiedenheit von der armseligen Welt mit gleichgestimmten Seelen so recht andächtig beten und sich ungestört in's Betrachten der himmlischen Dinge verlieren zu können! —

---

93. Das gestörte Gebet um — Frieden.

Die edlen Herren, die mit dem Kaiser von Wien in's Böhmerland geritten, ließen sich gar wohl und behaglich sein an der stattlichen Tafel, die ihnen zu Czaslau vorgestellt ward; in Böhmens Forsten haust des Edel-Wildes genug, und die Ströme spenden den köstlichsten Fisch, und das üppige Saatfeld lockeres Brod und kräftigen Gerstentrank.

Aber der Kaiser Ferdinand I., ein frommer Herr, dachte nicht an Tafelfreude und kühlen Labetrunk; das Herz war ihm schwer, wie Fürsten zuweilen. Er ließ sich in die Kirche führen, dort wollte er die Nacht im Gebete verharren.

Vor einem Seitenaltare lag er kniend auf den steinernen

Quadern; weit hinter ihm ehrerbietig der Küster. Kein Laut rings in der Kirche, als manch ein Seufzer des Fürsten, der sich nach Ruh' und Frieden sehnte aus dem Gewirr der tausendfältigen Religionsmeinungen, die ihn umbrausten, ja umheulten; denn es tobte noch die Zeit, wie der Ocean, von Stürmen durchwühlt, durch die sogenannte Reformation, die nur Sturm um Sturm in Deutschland ausgesäet. „O Gott, gieb Frieden," betete der Kaiser, „Frieden deiner Welt, Frieden Allen, endlich — Frieden! Ach, und auch mir, der ich nach ihm mich sehne, wie der müde Wanderer nach der Abendruhe! Was ist Kronen-Freude? Ewiges Ringen, und, was schwerer ist als dieß — stetes Bangen und Fragen: „„Wie wird noch Alles enden?"" Davon laß mich genesen! O nimm mir diese Schlange aus der Brust! Steh' ich, — es steht hinter mir, dieses Bangen; lehn' ich das Haupt zurück, — es neigt sich von rücklings über meine Stirne und Augen herab und preßt und schattet, dieses Bangen; dürst' ich nach Schlaf, — es steigt als schäumende Hefe aus dem Becher des Traums, dieses Bangen! O! wo ist die Freistätte, daß es mich nicht fände? O Gott . . .!" — —

„Horch! — regte sich nichts? — Doch! — Was klirrt? — Ein Verräther im Heiligthum!"

Donnernd schmettert's hin, von der Höhe herab, dicht vor des erschütterten Kaisers Haupt, auf die dröhnenden Quadern.

Dem erbleichenden Kaiser erstickt's fast die Rede in der Brust, indem er ruft: „Was ist's? Wer hat mir das gethan?"

Der Küster eilt herbei und sieht beim Schimmer der Ampel, und spricht, das graue Haupt schüttelnd, bedächtig: „„Das that die eiserne Keule **Ziska's**, *) des Hussiten-Führers, die hier auf den Quadern vor Euch liegt, mein kaiser-

---

*) Johann Ziska, der furchtbare Feldherr der Hussiten, um's Jahr 1360 auf einem seinen Eltern gehörenden Meierhofe zu Trocnow geboren, verlor als Knabe das rechte Auge. — Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch das linke Auge. Sein Haß gegen die Katholischen, besonders die Priester, war von grausamster Art. So, wenn Gefangene aus dem Heere der Katholischen ihm, dem Blinden, vorgeführt wurden, betastete er das Haupt derselben, um an der Tonsur die Priester zu erkennen; und bei solchem Fund erhob er wüthend und mit den Zähnen knirschend seine eiserne Keule (Streitkolben), und zerschlug seinem Opfer, das vor ihm knien mußte, das Haupt

Eben als er Przislaw im Czaslauer-Kreise belagerte, überfiel ihn eine pestartige Krankheit und er starb am 12 October 1424.

licher Herr! Sie war seither über dem Altare, wo Ihr gebetet, aufgehangen! Auch ist in dieser Kirche Ziska's Grab!"" —

Der Kaiser erwiederte lange kein Wort und starrte die blutige Waffe an. — Endlich murmelt er leise vor sich hin: „Wenn die Todten nicht rasten in ihrem Haß, was hoff' ich auf Frieden von den Lebenden? — O pfui! darf die todte Bestie mich schrecken! — Küster, wähnst du, ich bebte? – Unsinn, alter Mann! — Ein Fürst zittert nie!" —

Und der Kaiser verließ schnellen Schrittes die Kirche, und, ohne zu übernachten, auch die Stadt, wo des alten Kelchners fanatische Keule noch immer ihre Opfer zu verlangen schien. —

---

94 — 99. Frömmigkeit eines Bayern-Herzogs.

(Auszug aus: Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer, von Franz Trautmann. *)

Christoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, der letzte wahre Rittersmann, geboren am 5. Januar 1449, der Sohn Albert's III. und der Anna von Braunschweig, war von Jugend auf mehr für die Waffen, Jagd, Ringen und Laufen, als für wissenschaftliche Unterweisung. In München zeigen noch drei Nägel in einer Wand des königlichen Schlosses die Höhe, zu der er es im Springen brachte; daneben liegt auch ein großer Stein von mehreren Centnern, den er mit den Füßen weit von sich schleuderte.

Aber trotz all dieses ritterlichen Gebahrens rauhester Art, trug er doch schon in frühester Jugendzeit Liebe zu Gott und Milde für die Menschen in seinem Herzen. Dessen freute sich seine edle Mutter auf das Innigste. Wann er demnach bei ihr war, erzählte sie ihm von allen heiligen Dingen, auch von Martyrern, frommen Bischöfen, Mönchen oder Einsiedlern, und was die Alles erlitten und durchgekämpft, bis sie ganz fest auf dem Pfade der Frömmigkeit und Tugend im Leben und vom Leben zum Tode schritten. Wenn sie ihm nun erzählte und ihm zu Sinn führte, wie hold und ruhig es in dem Herzen dieser Männer und sonst aller Guten beschaffen sei, als daß es dieselben schier bedäuche, sie fühlten des Himmels Fried' und Freude schon hie auf Erden — wie öd' und elendiglich hingegen in gottfeindlicher Menschen Brust — wenn die Anna von Braunschweig so erzählte, da lauschte

*) Frankfurt am Main, 1853. J. D. Sauerländer's Verlag.

Christoph wohl jedem ihrer Worte auf das Allertreueste. Die Wimper wurde ihm leicht von einer Zähre naß, seine Stirne umwölkte sich recht düster, wenn er von der Bösen Absicht und That an den Guten vernahm; und anders wieder rötheten sich seine bräunlich bleiche Wangen und lag die klare Seligkeit auf seinem ganzen Antlitz ausgegossen, so er inne ward, wie die Guten gottesfreudig ausharrten und doch zum Siege gelangten.

Da meinte die Anna oft, sie vermöchte zu vollführen, was ihr stets im Sinne lag; das war: des Knaben jachen Sinn und ungestümes Wesen zu verkehren und zu bändigen Herzog Albertus aber wußte sie stets zu trösten und sagte: „Da läßt sich nichts richten und wenden. Christoph ist in jungen Jahren ein jacher Gesell, das hat ihm Keiner gegeben, denn Gott, und kann's ihm Keiner nehmen. Ich aber üb' meine Pflicht. Die ist: daß ich ihn verwarne vor Mißbrauch aller Gewalt — und ihm und allen anderen Söhnen will ich zeigen, was es um ein starkes und hinwieder gerechtes und mildes Regiment sei. Da giebt uns Gott seinen Segen und erleuchtet ihre Gemüther, daß Jedweder von ihnen aus Wort und That Nutzen schöpfe."

In dem Sinne sprach Herzog Albertus öfters. So schwand die Zeit, ging ein Jahr um dem anderen dahin, und was er von Christoph vorausgesagt, das traf gänzlich zu. Denn wunderbar wuchs ihm Kraft, Kühnheit und Geschick seines Leibes. Ringen, Fechten und Springen, die Armbrust und den Wurfspieß zu führen, darin überbot er Alle. Das wildeste Roß bändigte er; vom Schwindel wußte er so wenig, als wären die Berge seine Heimath. Im Wettlauf und Schwimmen konnt' ihm Niemand an, und seine Kraft in Schulter, Hand und Ferse setzte Jedweden in Erstaunen.

Unweit von München heißt's in der Hirschau. Da jagten einmal die fünf Brüder und Herzoge, gelangten zuletzt an einen breiten Bach und dachten nach, wo sie hinüberkämen. Da rief Herzog Christoph: „Was Steg und Brücke, das Wasser soll uns nit trutzen!" Sah dann weiter nimmer um, vielmehr nahm er gleich zwei Brüder auf die Schultern, in einem Hui war er drüben, und die anderen Zwei durften auch nicht mehr lange warten.

Eine junge Tanne bog er gar leicht oder riß mit mächtigem Griff eine junge Birke aus; und wenn's ihm zu Sinn kam, warf er sich in die reißenden Fluthen der Isar und schwamm eine gute Strecke den Strom hinauf, als wär' da ein stehendes Wasser.

Wieder einmal war's zu München. Da kam ein junger Graf

daher, der hatte ein Schloß in Tirol, vermaß sich ganz kühner Dinge, der Herzog Christoph gewann es ihm aber in jedem Stück ab. Darüber grollte Jener innerlich, hob an von Schluchten und Abgründen zu sprechen, und prahlte sich, daß er steh' und klimme, wo's keiner Gemse mehr gefalle — dazu lud er den Herzog Christoph zu sich, daß er's bezeugenschafte. Da erkannte Der alsbald, daß ihm der Sieg angestritten werde und lud ihn ein, ihm zu folgen und auf den Sanct Petersthurm zu steigen. Da zeigte sich, daß Herzog Christoph minder Furcht habe, als Jener. Denn der Graf aus Tirol hielt oben weislich an, der Herzog Christoph aber klomm zum Ranft an die zwo Spitzen empor und schritt frei um das Dach herum.

Nächst geht die Sage, er habe das Hufeisen eines starken Streitrosses zusammengebogen, als wär' es Wachs gewesen, und habe einen fahrenden Junker beschämt, der sich mit seiner Hände Kraft brüstete.

Und so verlautet noch Dieß und Jenes.

All aus dem erkannte die Anna, wie wahr Albertus gesprochen, und versäumte nie die Zeit zu mütterlich mildfrommer Rede. — Da war jedes Wort ein Samenkorn, so auch insgesammt aufgingen im Herzen des Sohnes und emporsproßten zur herrlichen Saat der Frömmigkeit und Tugend.

Davon nun — nur einige schöne Beispiele:

1. Wie die Großen ein gutes Beispiel geben sollen.

Zu Blutenburg stand ein schlichtes Kirchlein, das Jedermann lieb gewonnen, der es nur einmal gesehen. — So nun Herzog Christoph dann und wann nach Blutenburg kam, ging er auch öfters in das Kirchlein, zumeist in die vorderste Bank zur Rechten, gleich am Eintritt.

Da verrichtete er dann ein kürzeres oder längeres Gebet, je nachdem ihm eben Etwas auf dem Herzen lag. So oft er hierauf wieder hinausschritt, war ihm gar wohl zu Muth, und froh, und frisch und freudig ging er an jedes Unternehmen. Hie und da sprach er ein Weniges mit den Bauern oder sonst den Leuten vom Schlößlein, und davon verlautet Ein und das Andere, und hat einen guten Sinn für fromme Menschen.

Einst sah er einen Greis. Der war ein Bauer von Menzing und hieß Lorenz. Den sprach er an, fragte ihn um Dieß und Jenes und dann: ob er ihm etwas Gutes erzeigen könne?

Darauf sagte der Lorenz: „O, hoher Herr, besser könnt Ihr mir Nichts erweisen, als was ihr mir schon erwiesen habt!“

„„Wie das?““ fragte Christoph. „„Ich weiß von Nichts!““

Da erzählte ihm Jener, sein Sohn sei auf viele Irrwege gerathen, habe Kirche und Gebet gemieden und sei mit jedem Tage dem Bösen mehr verfallen. Vor etlicher Zeit sei er nach Blutenburg hereingekommen, habe ihn, den Herzog Christoph, in die Kirche treten gesehen und sei ihm spöttisch nachgegangen. Da sei aber sein Herz von besserem Empfinden übergegangen, seit Langem habe er zum ersten Male wieder gebetet und nun sei er auf dem besten Weg. An dem Allen sei nun Christoph's Beispiel schuld.

Darauf sagte Herzog Christoph: „„Lieber! deß freu' ich mich fast, was du mir da sagst. Nun seh' ich auf's Neue, was Segen im guten Beispiel und im wahren Gebete liegt. Wär' ich nicht in die Kirche gegangen, wäre dein Sohn nicht nach — und hätt' ich nicht ganz inbrünstig gebetet, wäre er sicher nicht zu besserm Empfinden gekommen. So Einer von uns nur seine Hände faltet und mit seinen Gedanken wo anders weilt, da ist kein Segen für ihn und Andere. Jedes Auge sieht's — und fühlt es jedes Herz, daß es leerer Trug sei, und statt daß der Glaube und die Frömmigkeit wachse, erwächst vielmehr Zweifel und Spott und der ganzen guten Sache kein Gedeihen!““ —

2. Wie man das Gute vollbringen soll.

Nun Herzog Christoph wieder einmal aus dem Kirchlein schritt, traf's sich, daß der Schloß-Peter und etliche Bauern herumstanden, die gar heftig über eine Sache stritten. Da fragte er sie: um was es sich handle?

Sagte der Erste: „Ja, siehst Christophel, das ist halt so! Gelt, Guts soll Einer thun — and offenes, gut's Beispiel geben?“

„„Also wohl!““ gab Christoph zurück.

„Aber nachher heißt's wieder,“ fuhr Jener fort, „es soll da Keiner groß thun mit seiner Gab', ja die Linke soll nichts wissen, wann die Rechte giebt. Wie geht dann Dasselbe auf einander?“

„„Nun merk' auf, Petrus!““ erwiederte Christoph. „„Die Angelegenheit ist ganz einfach: Giebst du insgeheim, so sag' es Keinem weiter und mach' dich vor dir selbst nicht groß; dann weiß die Linke nicht, was die Rechte giebt. Willst du aber offen ein gutes Beispiel geben, so gieb du keck deine Gab'; aber in aller innerlichen Demuth. Schmähen sie dann in Bosheit und sagen, dich triebe irdische Eitelkeit und du thätst nur groß, — das thut dir nichts, laß sie reden — wenn's nur nicht so ist, wie sie sagen.

Siehst du, Petrus! da hast du dann gar drei gute, christliche Thaten auf einmal vollbracht. Für's Erste bist du mildthätig; für's Zweite giebst du ein gutes Beispiel; — und für's Dritte trägst du für deine gute Handlung Verdammung, Hohn, Spott oder Verleumdung von bösen Menschen — wie unser Herr Jesu Christ."" —

3. Wie Einer fasten soll.

Es nahte wieder einmal die Fasten, und da mußte der Kammerschreiber und Kassirer, Herr Ignatius Mathias Prätzel, auf des regierenden Herzogs Albertus Befehl nach Salzburg um Fastenspeise reiten.

Als Herzog Christoph das wahrnahm, hatte er seine Bedenken darüber, weil Müh' und Geld von Ueberfluß seien, und was sich für die Fasten zieme, sei in München genug zu haben.

Da sagte Albertus lachend: „Thut Ihr doch, als wüßte kein Mensch zu fasten, und thät sich Keiner so viel christliche Gewalt an, als Ihr!"

„„Mehr denn Ihr sicher,"" entgegnete Herzog Christoph; „„denn an hohem Fasttag speis' ich gar nichts, und zu anderer Zeit — meinen Gelüsten nach Fleisch zum Trutze — zum öfteren Fastenspeise, weil ich die nicht mag.""

„Da werdet Ihr gewiß noch heilig gesprochen!" sagte Albertus.

„„Das weiß und glaub' ich nicht,"" erwiederte seinem Bruder Christoph; „„aber daß Ihr's nicht werdet, drob waltet mir kein Zweifel!"" —

4. Was das Schwerste leicht macht.

Seiner Zeit ward zu München eine Glocke gegossen. Die ward schön geziert und geweiht, hienach auf einen Wagen gesetzt und gen Piping gefahren, daß man sie im Thurm aufhänge; der Herzog Sigmund, Wolfgang und Christoph ritten aber mit, denn sie wollten sich nach Blutenburg begeben, und das liegt unweit davon.

Wie man nun auf hundert etliche Schritte bei der Kirche war, brach ein Rad, der Wagen fiel um und die Glocke rollte in die Wiese seitab.

Da war Herzog Christoph rasch beschlossen, schritt zur Wiese, lüpfte die Glocke, kehrte mit ihr auf das Sträßlein zurück, hielt sie im Gleichgewicht auf der Schneide und trug sie festen Schrittes bis zum Thurme, als läge ihm ein Waldglöcklein auf der Hand. Da kann sich Jeder denken, wie darob Hoch und Nieder in Staunen gerieth; Herzog Christoph aber lächelte und sagte:

„Merkt wohl, das ist hie, wie mit Anderem. Gilt es Gotteslob und frommes Ding, so wird das Schwerste leicht und gering!" —

5. Wie man weltlich und geistlich Verdienst hat.

Die Augsburger waren mit Herzog Christoph und seinem Bruder Wolfgang stets gut befreundet, hatten ihnen öfters viel Ehr' angethan, und wenn Einer oder der Andere in Geldsachen anstand, fanden sich leicht reiche Kaufherren, die streckten was vor. Versteht sich, daß sie dann wieder pünktlich heimzahlten. Das ist im Land Bayern schon so Herkommen.

Wie nun der Christoph und Wolfgang wieder einmal zu Augsburg waren, gab sich die Rede, daß des Ersteren Hofhaltung so viel koste, und daß er nicht viel dafür habe. Etliche Tage darauf wurden die zwei Herzoge von den Patriziern zu einem Gastmahle geladen, das fand in deren Trinkstube statt, und im Ganzen waren es dreizehn Tische. Bei selbigem Gastmahle zeigte sich Jeder ganz froh und heiter, weil bester Verkehr war, und was die Speisen und das Getränk betraf, fehlte sich's in nichts.

Als es vorüber war, fragte der Bürgermeister: Wie hoch Christoph die Persona anschlüge, wenn er Das bei seiner Hofhaltung bereiten ließe? Da nannte Der eine kleine Summa. Der Bürgermeister aber sagte ihm, was sie zu Augsburg treffe. — Das sei sechs Groschen auf den Mann, und dabei gingen noch Sie, die zwo Herzoge, ledig aus. Aber es hätte auch nur ein Koch und Küchenjunge gekocht und was sonst zur Billigkeit beitrage.

Den Wink verstand Herzog Christoph gar wohl und sagte lächelnd: „Ihr habt mir ganz gute Lehr' gegeben. Wenn ich es aber auch der Art einrichten könnte, so möcht' ich doch nicht, denn ich bin ein Fürst, und ein solcher muß mehr Leuten zu leben geben. Im Uebrigen dank' ich Euch für Euere Lieb', und kommt die Gelegenheit, wollen wir Euch sicher auch was Liebes anthun."

Mehrere Jahre darauf gab sich diese. Denn die Augsburger fanden zu Sanct Ulrich den Leib des heiligen Simpert, erhoben denselben und wollten ihn in einem schönen Sarge von Messing wieder beisetzen.

Da erlebten sie nun große Freud' und Ehre. Denn nicht allein, daß Kaiser Friedrich's Sohn, der deutsche König Maximilian, beiwohnte, Herzog Christoph hatte auch Sorge geflogen, und so trugen er selbst, Herzog Wolfgang, der Fürst Rudolph von Anhalt und der Graf Eberhard von Würtemberg den Sarg mit des heiligen Simpert Leib zur Ruhestätte.

Als die Feier vorüber war, dankten die Stadt-Obersten Allen, insonderheit auch den zwei Herzogen aus Bayern.

Drauf sagte Herzog Christoph: „Liebe Herren! glaubt nicht, daß wir damit unser Wort auf Gegendienst getilgt haben wöllen. Ganz anders! Und eh' sind wir erst recht Euere Schuldner geworden. Denn vorher habt Ihr uns leiblich geehrt und erfreut — nun habt Ihr uns zu fromm demüthiger That Anlaß gegeben und unsere Seelen mit heiliger Empfindung genährt. Habt Ihr mir aber vorerst einen Wink für das Weltliche gegeben, so war er fruchtlos, und hätt' ich noch so viel irdischen Reichthum, ich gäb' ihn eben von mir und mit Freuden an die Menschheit. Was viel lieber aber möcht' ich austheilen meiner Liebe zu Gott und allem Heiligen unerschöpflichen Reichthum. Aber da verlangen Ihrer gar Wenige darnach!" —

6. Wie Kirchenräuber bestraft werden.

Wenn Einer zu München von Unser Lieb Frauen, wo der Chor ist, gen das Sporergäßlein schreitet, geht er über den Fleck, wo die Sanct Michaels-Kapelle stand. Und dort war eine Gruft.

Weil's nun zu allen Zeiten Menschen gab, die schwarzer That fähig waren, traf es zu München auch zu, daß es ihrer Fünf in stürmischer Nacht unternahmen, in die Michaels-Kapelle einzubrechen, um die Gruft zu berauben. Machten sich auch sofort daran — und erhoben mit vereinter Kraft den Stein. Den sollten hierauf Drei halten, damit er sonder Müh' wieder gelegt werden könne. Die anderen Zwei aber sollten hinab und die Särge aufreißen.

Wie nun Die unten ihr arges Werk beginnen wollten, schauderten sie plötzlich auf, denn greulich heulte und tobte der Sturm von Außen und von Innen der Kapelle und fuhr in Wetterschlägen hin und her, daß es schien, die ganze Hölle rücke an, oder Gottes Gericht über ihren Frevel. In dem großen Schrecken vergaßen Die oben, den Stein zu halten, er bekam das Uebergewicht, schlug rück- statt vorwärts und schlug die drei Gesellen auf Einen Schlag darnieder. Die anderen Zwei flüchteten herauf, stürzten fort und ließen ihr Werkzeug zurück. Der Eine auch ein Stück vom Mantel — das war in einem Sarg eingeklemmt, denn der war bei der Flucht zugefallen.

Am folgenden Tage sah man, was geschehen, erfuhr von den Sterbenden, daß es ihrer Fünf gewesen seien, und Jeder wunderte sich, daß die Drei zugleich auf Einen Schlag darnieder geschmettert worden seien.

Herzog Christoph aber, der sich auch eingefunden, sagte:

„Das ist wundersam genug und Gottes Gericht! Nun wär's dennoch wunderbarer, wenn die Anderen Gottes rächender Hand entgehen sollten!"

Da hatte der fromme Herr ganz wahr gesprochen.

Denn eine Stunde darauf kam die Kunde, auf dem Haberfelde lieg Einer vom Blitz erschlagen, dem fehle ein Stück vom Mantel. Der Zweite liege unweit davon — und hinter ihnen sei eine Leiter an die Mauer gelehnt.

Ueber die waren sie entflohen. Da sie sich aber gesichert dachten, — erschlug sie Gott mit seines Zornes Blitzen. —

---

100 und 101. Kirchlicher Sinn.

1. Ludwig der Fromme, der Kaiser oder König über ganz Deutschland, Räthien und das alte Franken, wie nicht minder über Sachsen, Thüringen, Noricum, Pannonien und alle Völker des Nordens (so erzählt der Mönch von Sanct Gallen), war zum Gebet und Fasten, und zum Dienste Gottes vor allen Menschen so eifrig, daß er nach dem Beispiele des heiligen Martinus, was er auch Anderes thun mochte, immer den Herrn im Gebete vor Augen zu haben schien. Des Fleisches und anderer feinerer Speisen enthielt er sich an bestimmten Tagen. Zur Zeit der Litaneien aber pflegte er dem Kreuze von seiner Pfalz aus barfuß zu folgen bis zur Pfarrkirche, oder nach Sanct Emeran, wenn er nämlich zu Regensburg sich aufhielt. An anderen Orten wich er nicht von der Gewohnheit der Einwohner ab. Neue Kirchen erbaute er zu Frankfurt am Main und zu Regensburg von wunderbarem Bau; und als wegen der Größe des Werkes die Steine nicht genügten, ließ er die Mauern der Stadt niederreißen. Da fand er in den Höhlungen so viel Gold bei alten Gebeinen, daß er nicht nur die Kirche damit ausschmückte, sondern auch alle Bücher dafür schreiben und mit Deckeln desselben Stoffes fast von Fingersdicke bedecken ließ. Kein Geistlicher, der nicht zu lesen und zu singen verstand, wagte vor ihm zu bleiben, ja auch nur ihm vor die Augen zu kommen. Mönche aber, die ihr Gelübde nicht hielten, verachtete er ebenso sehr, wie er treuen Bewahrern desselben seine ganze Liebe zuwandte. Er war immer aller Fröhlichkeit und Lieblichkeit so voll, daß, wer traurig zu ihm kam, einzig schon durch seinen Anblick oder nur wenige Worte erheitert ihn verließ. Wenn aber einmal etwas Unschickliches oder Unpassendes in seiner Nähe plötzlich geschah, oder es sich traf, daß er dergleichen von

einem anderen Ort erfuhr, so brachte er durch den ernsten Blick seiner Augen Alles so rasch in Ordnung, daß man nicht bezweifeln konnte, was von dem ewigen Richter der Herzen geschrieben steht: „Ein König, der auf dem Throne sitzt, zu richten, zerstreut alles Arge!“ — Das sei, über das sonst den Sterblichen verliehene Maaß hinaus, in ihm zur Erfüllung gekommen. —

2. Der heilige Ludwig IX., König von Frankreich, dieser große Fürst, begnügte sich nicht damit, die in seinem Reiche herrschenden Laster unterdrückt und zerstört zu haben, sondern er begründete auch die milde Herrschaft der Frömmigkeit allum, indem er selbst die schönsten Beispiele im Uebermaaße derselben gab. Die Frömmigkeit saß bei ihm auf dem Throne; sie begleitete ihn, wenn er feierlichen Gerichtstag hielt; sie führte den Vorsitz in seinem geheimen Rathe; sie lenkte alle seine Unternehmungen und wandelte seinen Palast in ein Gotteshaus um. —

Der stille heilige Altar in der Kapelle seines Palastes, der treue Zeuge seiner Andacht, hörte ihn gar oft in den einsamen Stunden des Gebets und der Betrachtung zu den Füßen des Erlösers ausrufen: „O mein Gott, ich liebe dich und schmachte nur nach dir! Wann werde ich erlöst werden aus dieser Verbannung und wohnen jenseits in deinem lichten Heiligthume!“ —

Die von der Kirche vorgeschriebenen Fast- und Abstinenztage hielt er pünktlich und streng. — In der heiligen Advent- und Fastenzeit trug er ein härenes Kleid auf bloßem Leibe. — Wöchentlich mußte ihm sein Beichtvater die Geißelung (Disciplin) geben mit zusammengebundenen eisernen Kettchen, welche er selbst in einer elfenbeinernen Büchse am Gürtel trug. —

In einer jeden Woche ging Ludwig wenigstens Einmal zum heiligen Abendmahle. Täglich aber hörte er zwei, ja drei, auch vier heilige Messen, und besuchte außerdem geistliche Uebungs- und Betstunden. — Und als man ihn einstmals tadelte, daß er so viele Zeit auf das Gebet verwende, erwiederte er: „Wie sonderbar sind doch die Menschen! Sie sind unzufrieden mit meinem Gebetseifer; wenn ich aber dieselbe Zeit und noch mehr auf das Spiel, die Jagd oder andere Dinge verwendete, so würden sie nichts dawider einzuwenden haben!“ —

Außerdem las der König sehr fleißig in einer mit Erläuterungen versehenen lateinischen Bibel; die Schriften der Kirchenväter, besonders die des heiligen Augustinus kannte er sehr genau. Täglich unterhielt er sich mit gelehrten Männern über Gott und göttliche Dinge, das Leben der Heiligen und ähnliche Gegenstände. Heiteren Gesprächen, denen er keineswegs abgeneigt war, suchte er gewöhn-

lich eine lehrreiche Wendung zu geben; müßige oder gar unzüchtige Reden durften hingegen in seiner Gesellschaft gar nicht geführt werden, und ebenso wenig fanden weltliche Gesänge, Musik und Darstellungen der Schauspieler, welche damals den Adel so sehr erfreuten und beschäftigten, Gnade vor seinen Augen und Ohren. —

An seinem Hofe drang er auf die unbefleckteste Reinheit der Sitten. Er erkundigte sich stets genau nach dem Lebenswandel Derjenigen, die irgend eine Stelle in seiner nächsten Nähe bekleideten. Verbreiteten sie Aergernisse um sich her, so wurden sie rücksichtslos entlassen. „Keiner," sprach er, „der das Gesetz des Herrn verachtet, soll in meinem Palaste wohnen; ich will nur Diener haben, die ihrem Gott gern dienen und beständig auf dem Wege wandeln, den er selbst in Jesus Christus uns Allen vorgezeichnet hat!" —

Ihm galt es als eine Hauptpflicht, bezüglich der Verbesserung und Heiligung der Volkssitten, daß die Eltern ihren Kindern ein gutes Beispiel gäben. In diesem Sinne handelnd, versammelte er am Abend, wenn kirchliche, ritterliche und wissenschaftliche Uebungen beendet waren, seine Kinder um sich, ermahnte sie zum Guten, erzählte ihnen geschichtliche Beispiele, ermunternde von Tugenden und warnende von Lastern, so auch von guten und schlechten Fürsten, von des Himmels seligen Belohnungen und von der Hölle ewiger Verdammniß u. s. w. „Ich will lieber," sagte er zu seinem erstgeborenen Sohne, dem Thronfolger, „daß ein Schotte oder irgend ein Fremder herkomme und Frankreich gut regiere, als daß **Du** es dereinst schlecht regierest!" —

Ueberall jagte Ludwig dem Laster Schrecken ein; und wenn er es auch nicht gänzlich vertilgen konnte, so durfte es sich wenigstens nicht mehr offen zeigen, und dem Aergernisse war ein Ende gemacht. —

---

102. Das Leben der Heiligen.

In einer Gesellschaft zu Paris wurde einmal die Frage aufgeworfen: „Was denn eigentlich das Leben der Heiligen sei?" Und der heilige Franziskus von Sales gab die Antwort: „„Das Leben der Heiligen ist wahrhaftig nichts Anderes, als das Evangelium — in Handlungen dargestellt. Ich kenne zwischen dem geschriebenen Evangelium und dem Leben der Heiligen keinen anderen Unterschied, als den zwischen einer Musik in Noten gesetzt, und zwischen der nämlichen Musik, von Virtuosen ausgeführt!"" —

---

103. Der uneigennützige Prediger.

Der fromme Wandel und die salbungsvollen Predigten des heiligen Johannes vom Kreuz hatten in sich in vollster Wahrheit eine göttliche Kraft, die Herzen der Menschen von dem christlichen Glauben zu überzeugen und zu bekehren. Er, der arme Mönch des so armen Klösterleins zu Duruello, wurde deßhalb weit und breit berühmt, wie sehr er auch dem Lob und der Ehre der Menschen zu entfliehen und nur des Herrn Ehre suchte.

Lud man ihn hie und da, wenn er auf seinen apostolischen Wanderungen gepredigt hatte, zu einem Gastmahl ein, — so lehnte er es ernstlich ab, eilte aus der Kirche in seine geliebte Einsamkeit zurück, ohne etwas anzunehmen. Wenn man mit dem Worte der Einladung aber zudringlicher wurde, da wies er ernsten Blickes die Verehrer ab und rief: „Ich mag mir nicht von den Menschen bezahlen lassen, was ich für Gott gethan habe!“

Gewöhnlich nahm er ein Stück Brod mit auf den Weg, und wenn ihn hungerte oder dürstete, setzte er sich mit seinen Reisegefährten bei einer Quelle nieder, und hielt mit fröhlichem Herzen seine Pilgermahlzeit. Und dieses ist gar oft geschehen! —

---

104. Echte Freude am Worte Gottes.

Die fromme und Gott demüthiglich ergebene Franziska von Jesu hatte das Wort des Apostels Paulus: „Aus dem Hören kommt der Glaube!“ so sehr beherzigt, daß sie nie und nimmer es versäumte, einer Predigt beizuwohnen, wo nur je die Gelegenheit dazu sich ihr darbot.

Einstmals hörte sie das Wort Gottes, diese süße Botschaft vom ewigen Leben, aus dem Mund eines Priesters an, der weniger nach den Regeln der Redekunst sprach, ja, der im Rufe stand, ein sehr unfähiger Redner zu sein. Franziska, währenddem sie dem schlichten Vortrage zuhorchte, fühlte sich himmlisch erhoben, ihre Wangen glühten in rosiger Verklärung und ihr Auge blickte durch Thränen; sie fühlte sich wie am Vorabend des ewigen Ostersonntages, der da bald ihres Erdenlebens Dornenkrone in die Rosenkrone der Himmelsfreuden verwandeln würde.

Einige Schwestern verwunderten sich darüber höchlich, wie ein so unbedeutender Prediger, der so schmucklos und so unbehilflich

das Wort Gottes verkünde, in ihr solch ein Entzücken aufzuregen vermöge.

Franziska jedoch erwiederte ihnen gar freundlich: „Ihr guten Schwestern! Nicht wahr, wenn in der Fremde ein Pilger oder ein Verbannter durch irgend Jemanden eine sichere Nachricht von seiner Heimath und seinen Lieben in ihr erhalten kann, so eilt er diesem Boten entgegen, hört nur einzig und allein auf den Inhalt seiner Nachrichten, und es stößt ihn von dem Boten nicht ab, wenn er auch diese Nachrichten aus der Heimath in einfältigen und ungewählten Worten ertheilt?! Nun, so verhält es sich auch mit dem Prediger, der uns, die wir hienieden nur Fremdlinge und Gäste sind und die zukünftige Stätte suchen, von der Heimath des ewigen Lebens, die uns unser Herr und Heiland in seiner unendlichen Huld und Barmherzigkeit jenseits bereitet hat, die süße Kunde giebt! Was frag' ich da noch länger nach der ärmlichen Schale, wenn ihr geistiger Kern so wundersam tröstlich und erhebend ist?"

Die Schwestern verstanden Franziska's Erklärung und tadelten nie mehr den ungekünstelten, schlichten, herzrührenden Vortrag eines von Gott mit äußerlichen Mitteln weniger begabten Predigers. —

---

105 — 118. Die gute Meinung bei der Arbeit.

Der heilige Apostel Petrus hatte einst die ganze Nacht gefischt im See Genezareth, und nichts gefangen; als er aber dem Befehle Jesu willig folgte, und rief: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen!" da ward ihm ein überaus reich gesegneter Fang. — Also mit Gott soll man sein Tagewerk beginnen, fortführen und auch vollenden; und darauf weist auch das Lehrwort des heiligen Apostels Paulus hin: „Ihr möget essen oder trinken, oder was immer thun, thuet Alles zur Ehre Gottes!" — Und die Vollziehung dieses Unterrichts ist die gute Meinung bei der Arbeit, die von jeher alle frommen Seelen auch gemacht haben. — Zum Beispiele:

1. Der heilige Homobonus aus Cremona, ein Kaufmann, wohnte gewöhnlich an jedem Morgen dem heiligen Meßopfer mit inbrünstiger Andacht bei, und pflegte Denen, welche diese gottesdienstliche Uebung für eine Versäumniß an dem irdischen Tagewerk hielten, zu sagen: „Man muß zuerst das Reich Christi suchen! Der Segen und der gute Fortgang der Geschäfte hängt ja allein von Gott ab! Lasse man mir deßhalb mein Gebet unverkümmert!" —

2. Der selige Heinrich von Botzen in Tirol, ein Taglöhner, versäumte selten, Morgens die erste heilige Messe zu hören, und opferte in ihr all' seine Arbeit Gott auf; konnte er nicht zur Kirche, dann warf er sich auf seine Kniee oder auch mit dem Angesicht zur Erde, und brachte also Gott sein Morgenopfer dar. Den Tag hindurch war er der thätigste und eifrigste Arbeiter. Konnte er sich während der Mittagsstunden einen Augenblick abbrechen, so kehrte er freudig in eine Kirche ein, und schloß dort auch Abends seinen Tag mit Gebet. Während der Arbeit aber suchte er heilige Gedanken in seiner Seele zu nähren und so war er immer bei Gott und all sein Thun ein Gottesdienst. Jeder suchte ihn als Arbeiter zu bekommen, denn mehr that, und freundlicher und bescheidener war keiner, als er. —

3. Der greise Einsiedler Sabinus, bevor er an seine Arbeit, das Flechten der Matten, ging, stand immer auf einige Augenblicke wie in Betrachtungen versenkt — still und stumm. Gefragt um die Ursache, gab er die Erwiederung: „Wie der Schütze, bevor er das Geschoß abdrückt, stille steht und genau und noch genauer den Mittelpunkt der Scheibe mißt, um ihn sicher zu treffen; so erachte ich es auch als etwas durchaus Nothwendiges, vor jedem Geschäft auch meinen Geist zuerst zu Gott zu erheben, und so gleichsam zu messen, damit ich mit meinem Thun seinen Willen, mein höchstes Ziel, nicht verfehle!“ —

4. Der heilige Vincenzius von Paul, wenn er zu seinem Berufswerke schritt, pflegte oftmals auszurufen: „Ach, welch ein himmlisches Leben ist es, sich in allen Dingen nach dem Willen Gottes zu richten! Ich befinde mich gleichsam in einem fortwährenden Genusse meines Gottes, wenn ich mich beständig an seinem Willen halte, und mein Wollen oder Nichtwollen mit ihm ganz Eins ist!“ —

5. Die heilige Editha, eine Königstochter aus England, hatte im Brauch, daß sie sich bei jedem Anfang einer Arbeit mit dem heiligen Kreuze bezeichnete. —

6. Der heilige Baldomerus, ein Schmied, begleitete stets seine fröhlichen Hammerschläge mit den Worten, die wie ein Gebet klangen: „Im Namen des Herrn!“ —

7. Der heilige Alphons von Liguori unterließ nie beim Beginn seiner Beschäftigungen im Stillen zu beten: „O Herr, ich opfere dir die Mühen auf, welche ich jetzt auf mich zu nehmen habe!“ —

8. Die heilige Zitta, die eine sehr fleißige Dienstmagd gewesen, stärkte sich immer, wenn sie eine recht schwere Arbeit zu verrichten

hatte, mit den Worten: „O mein Jesus, mit dir will ich das Kreuz tragen!“ — Sie hatte außerdem noch zwei recht liebe Sprüchlein, die sie immer zu befolgen strebte. Das Eine lautete: „Die Hand bei der Arbeit und das Herz bei Gott!“ und das Andere: „Die vorzüglichsten Eigenschaften einer christlichen Dienstmagd sind: Gottesfurcht, Gehorsam, Treue und Liebe zur Arbeit.“ — Auch rief sie oft inmitten ihrer großen Mühen: „Der Tod soll mich nicht im Müßiggang überraschen!“ —

9. Der heilige Isidor, ein Landmann, wenn er hinter der Pflugschar ging, oder sonst Anstrengendes auf dem Felde zu vollbringen war, ermuthigte sich immer zu Geduld und Ausdauer mit den Worten: „Herr, dein Wille geschehe wie in dem Himmel also auch auf Erden!“ —

10. Der heilige Bernardus pflegte, wenn ihn während der Arbeit der böse Feind versuchen wollte, zu rufen: „Weiche von mir Satan! Ich habe für dich nicht angefangen, ich will auch für dich nicht endigen! Ich gebe Gott, was Gottes ist — mich und meine Arbeit!“ —

11. Die heilige Magdalena von Pazzis hatte die ihrer Aufsicht anvertrauten Mädchen daran gewöhnt, auf die Frage: „Warum sie nähen, stricken, waschen?“ rc. immer zu antworten: „„Gott zu Liebe! Gott zu Ehren!““ —

12. Der heilige Klimakus, ein Klosterkoch, mußte täglich für zwei hundert und fünfzig Menschen kochen, und bei all' dieser täglich wiederkehrenden ungeheueren Arbeit blieb er stets wohlgemuthet. — Einst fragte ihn Jemand: „Wie er denn bei so sehr großen Anstrengungen sich alles Ueberdrusses entschlage?“ und er antwortete: „„Wie nur sollt' ich je verdrießlich oder muthlos werden können? Ich koche ja für unseren lieben Herrgott; denn er hat's ja gesagt: daß Alles, was wir für unsere Mitbrüder, auch die geringsten, thun, er ansehe, als sei es ihm selbst gethan! — Dieses Trostwort hält mich immer im Gleichgewicht und auch in der Fröhlichkeit!““ —

13. Einige Einsiedler besuchten den Abt Lucius. Er fragte sie: „Meine Brüder! mit welcher Händearbeit beschäftiget ihr euch?“ Sie antworteten: „„Wir arbeiten gar nicht mit unseren Händen, aber wir folgen dem Befehle des Apostels und beten ohne Unterlaß!““ — „Esset ihr denn nicht?“ fragte er sie. Und sie erwiederten: „„Ja, wir essen.““ — „Und wer betet dann für euch?“ fragte er auf's Neue. Und sie wußten nicht, was sie ihm darauf antworten sollten. — „Schlafet ihr auch nicht?“ fragte er wiederholt. „„Ja,““ sagten sie, „„wir schlafen auch.““ — Er

nahm wieder das Wort: „Und wenn ihr schlafet: wer betet dann für euch?" Und sie wußten ihm gleichfalls nicht zu entgegnen. — Da sagte der Greis: „Verzeihet mir, meine Brüder, daß ihr das nicht thuet, was ihr saget! Aber ich arbeite und bete während der Händearbeit unaufhörlich. Ich weiche die Palmblätter im Wasser ein, aus denen ich Stricke verfertige, und bete unterdessen: „„O Gott, zeige mir deine Barmherzigkeit nach der Länge und Größe deines Mitleids, und lösche aus deinem Buche alle meine Sünden nach der Länge und Größe deiner Güte!"" Nachdem ich dann diese Handarbeit beendigt und Körbe und Matten, bei denen ich ähnliche Betrachtungen anstellte, geflochten habe, verkaufe ich sie; einen Theil des Erlöses verwende ich zu meiner Nahrung, und den anderen vertheile ich unter die Armen, die, während ich esse oder schlafe, Gott bitten, daß er mir gnädigst meine Sünden verzeihen möge. Und so ersetzen die Armen Das, was mir an meinem Gebete mangelt, und machen es gleichsam unaufhörlich!" —

14. Ein Laienbruder, der in einer Ordensgemeinde sich viele Jahre lang mit der Sorge und Verfertigung der Kleider beschäftigte, kam zum Sterben. Da verlangte er, man möchte die Nähnadel, mit welcher er zu arbeiten pflegte, ihm mit in's Grab legen. „Seht diese Nadel!" rief er aus. „Ich hoffe, sie ist für mich ein Schlüssel des Paradieses geworden; denn jeden Stich, den ich damit gemacht habe, pflegte ich Gott und seiner größeren Ehre zu weihen!" — Und die Brüder erfüllten den letzten Wunsch des frommen Gottesmannes, und riefen auch bei diesem Werke mit dem heiligen Ignatius von Loyola:

„„Alles zur größeren Ehre Gottes!"" —

---

119. Der gleiche Hochwerth des Vaterunsers.

Der selige Jordan von Sachsen besaß in hohem Grade die Gabe, die Wahrheiten der Religion durch treffliche Vergleiche der Fassungskraft von Weltmenschen nahe zu bringen.

„Herr," fragte ihn einst ein Laie, „hat das Vaterunser im Munde von Laien, die seinen Hochwerth nicht zu schätzen wissen, eben so viel Verdienst, wie im Munde der Priester, die da wissen, was sie beten?"

„„Ebenso viel;"" war die Antwort, „„wie ja auch der Edelstein seinen Werth behält in der Hand Dessen, der nicht weiß, daß er einen Edelstein hat!"" —

---

120. Das Vaterunser einer Gärtnerin.

Herr von Flammenville, Bischof von Perpignan, begegnete einst einer frommen Gärtnerin, die er, nachdem er ein Gespräch mit ihr angeknüpft, fragte: auf welche Weise sie dem Herrn diene und zu ihm bete?

Wie groß aber war sein Erstaunen und seine Verwunderung, als er sie das hier folgende Gebetlein sprechen hörte, die eben so andächtige als natürliche Umschreibung des Vaterunsers! Er gestand, nie Jemand so zu Gott beten gehört zu haben.

„Vater unser, der du bist in dem Himmel!“ — Wie glücklich bin ich, o mein Gott, daß ich dich zum Vater habe, und wie freue ich mich, denken zu dürfen, daß der Himmel einst meine Belohnung sein soll; gieb mir nur die Gnade, o mein Gott, daß ich nie aufhöre, dein Kind zu sein; lasse mich nie irgend etwas thun, das mich eines so großen Glückes berauben könnte! —

„Geheiligt werde dein Name!“ — Mein Gott, ich bin nur ein armes Weib und folglich für mich außer Stande, deinen Namen weithin heiligen zu können; aber ich wünsche von ganzem Herzen, daß er auf der ganzen Erde geheiligt werde! —

„Zukomme uns dein Reich!“ — Ich wünsche, o mein Gott, daß du von nun an durch die Gnade in meinem Herzen regierest, damit ich einst ewig mit dir in der Himmels-Herrlichkeit regieren möge! —

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ — Mein Gott, du hast mich dazu bestimmt, mein Leben durch meiner Hände Arbeit zu fristen; ich nehme diesen glücklichen Stand an, o Herr, und möchte ihn gegen deinen anbetungswürdigsten Willen mit keinem anderen vertauschen! —

„Unser tägliches Brod gieb uns heute!“ — Mein Gott, ich bitte um ein dreifaches Brod: um das Brod deines göttlichen Wortes, damit es mich lehre, was ich thun soll; um das Brod des allerheiligsten Sakraments des Altares, damit es meine Seele stärke; und um das irdische Brod, das zur Erhaltung meines Leibes nothwendig ist; und ich gelobe dir, mein Gott, daß ich von demselben herzlich gern auch Anderen mittheilen will! —

„Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ — O Herr, ich weiß, ich habe Viele beleidigt; ich bitte Alle von ganzem Herzen um Verzeihung! Denen aber, welche mich beleidigten, sei bereitwilligst verziehen; ich bitte dich, mein Gott, erweise ihnen all das Gute, das ich mir selbst wünsche! —

„Führe uns nicht in Versuchung!" — O Herr, du siehst, wie viele Feinde mich umgeben, und wie schwer es mir fällt, ohne deine Gnade ihren Fallstricken zu entgehen; ich bitte dich inniglich um diese Gnade! —

„Sondern erlöse uns von dem Uebel!" — Ich bitte dich, o mein Gott, sei mir barmherzig und befreie mich von dem größten aller Uebel, von der Sünde, durch die ich allein deiner Gnade verlustig werde! —

„Amen." — Mit diesem Worte bitte ich dich, o Gott, um die Erfüllung aller Bitten, die ich dir so eben demüthig vorgetragen habe! —

---

121. Bisthums-Errichtung.

Der deutsche Kaiser Heinrich, der Heilige, ließ sich das Wohl der Kirche Gottes in den einzelnen Ländertheilen sehr angelegen sein. So wurden die vier Bischofssitze zu Hildesheim, Magdeburg, Basel und Meißen auf seine Kosten theils gegründet, theils wieder hergestellt. Und das Bisthum Bamberg verdankt einzig seiner Opferwilligkeit das Dasein. Der prachtvolle Dom zu Bamberg, welcher mit seinen vier kunstreichen Thürmen weithin das Main- und Regnitzthal überschaut, ist Heinrich's und seiner frommen Gemahlin Kunigunde Schöpfung. Heinrich hatte das von ihm gestiftete Bisthum Bamberg so lieb, daß er es nur „sein Kind" zu nennen pflegte. — Und da er einst auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über seine Nachkommen und seine Hinterlassenschaft aussprach, that er es in den denkwürdigen Worten: „Kinder dem Fleische nach hinterlasse ich nicht; aber eine geistige Tochter hinterlasse ich, welche ich sehr im Herzen liebe — Bamberg!" —

---

122. Das Sakramentshäuslein im Dome zu Ulm.

Im Dome zu Ulm an der Donau befindet sich ein wunderzierliches Sakramentshäuslein, das dort dem staunenden Beschauer gezeigt wird, und das durch die Anstrengungen einer armen Ulmer Wittwe zu Stande gekommen ist.

Die Ulmer hatten nämlich den Plan gefaßt, daß das große Werk eines Dombaues, das sie auszuführen beabsichtigten, ganz und gar allein durch ihre eigene Bemühung und Kraft vollbracht, aus eigenen Unkosten der Ulmer, nur mit „Ulmer Geld" gebaut werden

sollte. Sie verboten es daher ausdrücklich: „daß man dazu eine Collecte bei Auswärtigen, weder bei Fürsten noch Städten sammeln solle.“ Die Ulmer haben auch, nachdem beschlossen war, ihre alte, vor dem Thore gelegene Pfarrkirche auf einem andern Platz im Innern der Stadt zu einem neuen, herrlichen und großen Dombau umzugestalten, allesammt selber Hand an's Werk gelegt. In unglaublicher Schnelle brachen sie die alte Kirche ab, indem Alte und Junge, Männer und Weiber, Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche mit größtem Eifer hieran gearbeitet und Stein, Holz, Bilder, Epitaphien und alte und neue Baumaterialien auf den Platz, darauf das Münster sollte gebaut werden, geführt und großentheils selbst auf ihren Achseln herumgetragen.

Nachdem sie mit vieler Mühe das Fundament gegraben, und nachdem nun zur Legung des Grundsteins Alles fertig und dessen der Rath der Stadt berichtet worden, wird selbige mit großer Solemnität im Jahr 1377, den letzten Juni, der auf einen Dienstag fiel, vollzogen. Mit Anbruch des Tages fand sich die ganze Ulmische Clerisei in ihrem priesterlichen Ornat am Ort. Ingleichen stellte sich die ganze Stadtgemeinde, Jung und Alt, in größter Anzahl und in gehöriger Ordnung dar und zogen die Jugend und Schulkinder, mit weißen Kleidern angethan, brennende Wachslichter in ihren Händen und von grünen Zweiglein zierlich geflochtene Kränzlein auf den Häuptern, die Knäblein auf dieser, die Mägdlein mit fliegenden Härlein auf der anderen Seite.

Es verfügte sich auch der gesammte Rath dahin, und der dazumal regierende Herr Bürgermeister Ludwig Krafft stieg in die Gruft des Fundaments hinunter, von vielen Edlen und Vornehmen der Stadt begleitet. Obenan stand der „Theure“ — so nannte man ihn, — Herr Johannes Eschinger, auch „Habvast“ genannt, der sich in der vorherigen Belagerung der Stadt durch Tapferkeit so sehr berühmt gemacht hatte, und Herr Conrad Besserer, der Stadthauptmann, um den Stein, der in einer starken eisernen Klammer hing, zu lenken, damit er an den rechten Ort käme.

Die Rathsverwandten und andere Bürger griffen an das Rad und die Seile der Maschine, daran der Stein heruntergelassen ward, und der Herr Bürgermeister Krafft legte ihn an die gehörige Stelle, unter welcher Arbeit das zuschauende Volk gebetet, die Clerisei gesungen und eine schöne Musik gehalten, allzumal über diesem Werk in größter Freude lebend, wie denn auch Alles hierbei hurtig zuginge.

Kaum war der Stein gelegt, so griff der Herr Bürgermeister Krafft in seine Tasche, langte hundert Goldgulden heraus und legte

sie als ein Opfer auf den Stein. Dem alsdann die anderen Edlen und Angesehenen, so mit darunter waren, nachfolgten, ferner die anderen Vornehmen, so oben gestanden, auch darauf herunterstiegen und ansehnlich beisteuerten. Ja, auch wer sonst in der Stadt etwas vorstellete, selbst auch der gemeine Mann, steuerte desselben Tages gleich reichlich, so daß man sofort den Bau munter fortsetzen konnte und in der angefangenen Weise bei nie abnehmendem Eifer der Bürgerschaft bis zur Vollendung des Kirchdaches damit fortfuhr.

Eine bescheidene Ulmer Wittfrau, die diesen großartigen und langjährigen Eifer ihrer Mitbürger mit erlebte und ansah, ergriff nun der fromme Wunsch, daß sie auch Etwas zur Ehre Gottes bei dem gemeinsamen großen Werk möchte beisteuern können.

Sie fing daher an, von ihrem geringen und mühseligen Erwerbe Etwas zu sparen und zu sammeln, und brachte nach einer Reihe von Jahren die Summe von dreihundert Gulden zusammen, welche sie den Kirchenpatronen und Rathsherren darreichte, mit der Bitte, daß man daraus einen hübschen Schrein, ein „Ciborium" oder „Sakramentshäuslein" zur Aufbewahrung des Allerheiligsten in der Kirche machen lassen möchte.

Die Patrizier und Kirchenherren äußerten der armen Wittwe, daß ihr Scherflein etwas zu gering sei, um mit demselben etwas Erkleckliches zu Stande zu bringen. Allein zu gleicher Zeit versprachen sie ihr, daß das Sakramentshäuslein, auf das sie ihren Sinn gesetzt habe, doch zum Andenken ihrer frommen Sparsamkeit und als bleibendes Monument für Sie zu Stande kommen solle. Sie nahmen daher die drei hundert Gulden in die Hand und steckten sie in ihren Handel, kauften dafür Waaren und schifften diese auf der Donau ein für den Osten. Mit großem Vortheil und fast verdoppelt kehrte das kleine Capital aus dem Oriente zurück. Und indem die Patrizier dasselbe noch mehrere Jahre lang so verwendeten, sorgfältig verwalteten, Zinsen auf Zinsen legten, und da auch der Himmel durchweg seinen Segen dazu gab, so wurde endlich die Summe so groß, daß man den berühmten Meister Georg Sürlin annehmen konnte, das Ulmer Dom-Sakramentshäuslein, dieses Wunder der Kunst, aus Einem Stein so zierlich zu hauen, wie es sich nun noch immer der Nachwelt darstellt und von ihr bewundert wird.

So opferwillig äußerte sich die Liebe einer armen Wittwe zu ihrem Gottheiland, der da wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist im allerheiligsten Altarsakrament, um, laut seiner Verheißung, bei uns zu bleiben bis an das Ende aller Tage! —

123. Die Münster-Glocken von Limerick.

Die Glocken der Hauptkirche zu Limerick in Ireland, ein ganz vorzügliches Geläute, wundersam harmonisch und volltönend, kamen ursprünglich aus Italien dahin. —

In Italien wohnte einst ein junger Glockengießer (den Namen und den Wohnort desselben hat die Ueberlieferung zu bewahren vergessen), der, nach vielen namhaften Arbeiten, aus Dankbarkeit für das seitherige Gelingen seiner Glockengüsse auch dem Herrn und seiner gebenedeiten Mutter Maria ein ganz besonders feierliches Geläute zu widmen angelobte.

Nach vielen, vielen Mühen gelang endlich das heißersehnte Werk.

Der Meister schenkte nun diese Glocken einem überaus armen Kloster, und alsbald folgte ihm für diese Leistung von allen Seiten die größte Ehre; denn die Klänge der Opfer-Glocken erweckten stets in dem Herzen der Hörer eine wahrhaft himmlische Festtags-Stimmung.

Diese Opfer-Glocken begründeten aber auch nach und nach dem Meister, nebst der Ehre, einen außerordentlichen Segen an zeitlichen Gütern, so daß er in kurzer Zeit ein reicher, sehr reicher Mann wurde.

Er kaufte sich etwas später aus dem Gewinne seines gottgesegneten Strebens ein bescheidenes Landhaus in der Nähe des genannten Stiftes, wo er die große Freude genießen konnte, täglich vom Klosterberge her das Läuten seiner Glocken zu hören, und wo er im Still-Leben häuslichen Glückes seine Jahre zuzubringen gedachte. — —

Diese Freude sollte jedoch keinen zu langen Bestand haben! — In einer jener Fehden, welche — ob von den eigenen Bürgern erregt oder vom ausländischen Feinde hineingetragen — der stets nagende Wurm in dem Frieden eines gesegneten Landes sind, litt mit Vielen auch der gute Glockengießer. Er verlor sein Alles. Und nachdem der Sturm ausgetobt, der vernichtend seine Habe, seine Freunde, ja seine Familie und seinen häuslichen Herd getroffen hatte, fand er sich allein übergeblieben, weil unberührt von dem so greulichen Wetterschlage. Selbst das Kloster, in dem die Glocken, diese Meisterstücke seiner Kunst-Geschicklichkeit aufgehangen, wurde dem Erdboden gleich gemacht und sie selbst waren in ein anderes Land fortgeführt worden.

Der Unglückliche, erinnerungsschwer und hoffnungsleer, bat im demüthigsten Gebete zu Gott — um die Gnade, daß ihm nur noch ein einziges Mal vergönnt werden möge, das süße Festgeläute

seiner Glocken zu hören, bevor er sterbe, und gelobte für seine vorhabenden Wanderungen die möglichste Selbstkreuzigung und Weltverachtung.

Er, nachdem er noch die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen, durchpilgerte nun Europa, um den Ort aufzusuchen, nach welchem man die ihm so theueren und unvergeßlichen Glocken gebracht hatte. — Die Wege dehnten sich Tag-ein und Tag-aus durch viele Jahre, ohne daß des Armen Sehnsucht Befriedigung erhalten hätte. Sein Haar bleichte und sein Herz welkte, bevor er wieder eine heimische Stätte und einen Freund gefunden.

Jetzt schiffte er sich auch nach Ireland ein und fuhr den Shannon hinauf.

Das Fahrzeug ankerte im Hafen bei Limerick, und er miethete sich einen Nachen, um sich an's Land hinüberbringen zu lassen.

Die Stadt lag nun vor ihm. Er schaute den Marien-Thurm, wie er sein zinnentragendes Haupt ober dem Rauch und Qualme der Altstadt erhob. Vom Kahn aus hing er mit liebendem Blick an diesem kühnen Thurme. Der Abend war so still und so mild und so schön, daß er ihn an den Himmel Italiens, seines Heimathlandes, in der lieblichsten Zeit des Jahres — dem scheidenden Lenz — gemahnte.

Da begannen mit Einemmale in der weiten Stille die Glocken den nahen Sonntag einzuläuten; die Schiffer stemmten sich auf ihre Ruder, und rascher noch vom Antrieb, den es erhalten, schoß das Schifflein vorwärts.

Unverwandt, rückgelehnt auf seinem Sitze, mit auf der Brust gekreuzten Armen blickte der alte Italiener andachttrunken nach der Stadt hin, und: Heimischer Herd, Jugenderinnerungen, Freunde, Angehörige, genossenes Glück — Alles klang wieder in diesen Tönen und ihm in's tiefste Herz. Himmels-Hoffnung strahlte in dem gehobenen Blicke seines bethränten Auges. „Gott sei es gedankt! Er hat mein Gebet erhört!“ flüsterte er — „das sind meine Glocken und ihr seliges Geläute!“ —

Als die Ruderer umblickten, sahen sie ihn, sein Antlitz noch immer dem Münster zugekehrt, allein seine Augen waren geschlossen, und als sie an's Ufer stießen, landeten sie eine — Leiche. —

---

124. Ein Kapellenbau — durch Dorfsängerinnen ausgeführt.

Vom Thal Ehrenbreitstein führt rheinabwärts das Vallendarer Thal. Links von der dicht am Rheine hinziehenden Straße, anfänglich eingeengt durch Weinberge, geht in der Nähe des dortigen sogenannten „Kellerhauses" ein Hohlweg hinauf zu dem Dörfchen Urbar (Urbarium S. Matthiae). Wunderlich ist das Dorf auf der Höhe gelagert, oder in gleich pittoresker Weise dem Bergabhang angeklebt, so daß es nothwendig die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zieht.

Die Kapelle zu Sanct Peter und Paul wurde vom Jahr 1783 an erbaut, auf der Stelle, wo das Missions-Kreuz, das jetzt neben dem Eingange sich befindet, errichtet gewesen.

Eine Kapelle im Dorfe zu haben, war vorlängst der Wunsch der Bürgerschaft. Diesen hehren Wunsch zu verwirklichen, traten sieben junge Mädchen von vierzehn bis zwanzig Jahren zusammen, um, von Ort zu Ort ziehend, durch Singen vor den Thüren ein Stück Geld zu dem frommen Zweck einzusammeln.

Ihre Ankunft meldeten sie in folgendem Liedchen:

„Gott grüß' Euch, Ihr Herren, in diesem Haus,
Theilt uns doch gern eine Gabe aus,
Zu Gottes höchster Ehr',
Davon macht Euch keine Beschwer.
Zu Orwer, da soll eine Kapelle erstehn,
Wo wir können hin beten gehn!" —

Fiel dann ein Almosen, so wurde dem Geber eine mit Blumen und Rauschgold verzierte Krone aufgesetzt, und dazu gesungen:

„Wir danken Euch für Gab' und Huld
Und bleiben fein in Eurer Schuld,
Bis gütig Gott auf seinem Thron
Euch geben wird den ew'gen Lohn.
Die heil'ge Mutter Gott's mög' auch Euer gedenken,
Und Euch viel Glück und Segen schenken!" —

Bis über Montabaur hinaus haben die Sängerinnen sich gewagt, und zu Koblenz und Ehrenbreitstein in den Klöstern und auch in anderen Häusern sehr reiche Gaben empfangen; nur an wenigen Orten eine unfreundliche Aufnahme gefunden, die unfreundlichste bei dem Grafen Wurmbrand, dem Deutschherrn zu Koblenz, als welcher seine Meute von großen Bracken auf sie hetzte. —

Das Alles habe ich (erzählt der Rheinische Antiquarius,*) am 16. April 1842 aus dem Munde der längst lebenden unter den Sängerinnen, der vier und achtzigjährigen Wittwe Deuren vernommen.

Der Bau der Kapelle ging sehr langsam vorwärts, indem er ganz und gar, bis auf ein Vermächtniß von 40 Rthlr., von der Industrie des Jungfrauenvereins abhängig gewesen; er wurde, zu Zeiten des Pastors Schmitz, durch den Urbarer Send- und Gerichtsschöffen Scheurer geleitet. — Der Altar stand vordem auf Ehrenbreitstein, in der Sanct Barbarä-Kirche, und würde dem allgemeinen Schicksale der Festung schwerlich entgangen sein, so nicht die Burschen von Urbar sich ein Herz gefaßt, den Altar gewaltsam den Händen der Zerstörer entrissen, und in ihrer Kapelle ihm einen würdigen Platz angewiesen hätten. — Das Meßglöckchen hingegen kam aus dem Waisenhause im Thal, nachdem es ursprünglich eine Zubehör der dasigen Schloßkapelle gewesen. — Am Sanct Elisabethen-Tag, 19. November 1824, wurde die Kapelle von dem Geistlichen Rath und Pastor zu Niederberg, Johann Peter Bracht, unter der Assistenz der Kapläne von Wilmowsky und Klein, zu Ehren der heiligen Apostel Peter und Paul benedicirt. — Das Patrocinium bezieht sich auf die kirchliche Verbindung mit Niederberg und auf die dasige Kirmeß, Sonntag nach Peter und Paul, dann auf den Namenstag des Pastors Bracht, als welcher nicht nur die Benediction der Kapelle vornahm, sondern auch dem Orte die Wohlthat der heiligen Messe verschaffte. —

---

125. Zuerst der Kirchenbau!

In dem Beiblatte zur „Augsburger Postzeitung" vom 1. October 1853 berichtet ein Pilger in seiner „Wanderung durch deutsche Städte" unter Anderem:

Weil ich gerade von Kirchenreparaturen (der alten romanischen Kapelle auf dem Kirchhofe zu Bonn) sprach, will ich auch gleich vom berühmtesten Kirchenbau reden, der in den letzten Jahren am Rheine geschah, nämlich von der Appollinaris-Kirche bei Remagen, das in der Mitte der Rheinstrecke von Koblenz nach Bonn liegt.

Auf einem steil aufsteigenden Grauwackenfels, der einst eine

---

*) Koblenz bei Hergt.

berühmte Propstei getragen und seit der Uebertragung der Gebeine des heiligen Appollinaris hierher im Jahr 1464 ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen, erhebt sich jetzt eine herrliche vom Dombaumeister Zwirner in Köln aufgeführte gothische Kirche. Der edle Graf von Fürstenberg zu Stammheim, der im Jahr 1836 diesen Berg angekauft, ist ihr Gründer und hat hier wahrhaft ein königliches Werk vollbracht, was Reichthum an vollendeten Kunstwerken und an Ausstattung mit Mitteln der Erbauung betrifft. Das Bauwerk ist ein einfaches Kreuz, an dessen Anfang und Ende zwei mit durchbrochenen Helmen abschließende Thürme zum Himmel ragen. Beim Eintritt durch das herrliche Portal — welch ein Reichthum an kleinen und großen Fresken der herrlichsten Ausführung auf Tapetengrund leuchtet uns da entgegen! Die Blüthe der Düsseldorfer=Maler=Schule hat sich auf des Grafen Ruf hier versammelt und das Vollkommenste ausgeführt, was diese Schule bisher geleistet. Auf der Epistel=Seite des Hauptschiffes sind Scenen aus dem Leben Maria's von Carl Müller mit hoher Originalität und Farbenpracht dargestellt. Besonders schön ist wohl die Gruppe der Ahnen und Vorläuferinnen Maria's, von Eva bis Bethsabee, zu nennen, unterhalb der Geburt der Gottesmutter und des englischen Grußes. Auf der Evangelien=Seite ist das Leben Jesu in vielen großen und kleinen Bildern dargestellt. Welch eine Geburt Christi von Deger! Welche Leidensbilder und Propheten, die jene verkündeten! Auf den Flächen des Querbalkens sind dann Scenen aus dem Leben des heiligen Appollinaris von Andreas Müller angebracht. Im Chore thront Christus als König aller Heiligen, auf dem Regenbogen sitzend; ihm zur rechten Seite Maria, Adam und Eva, Noe, Abraham, Isaak, Melchisedech, Jakob und Juda (von Deger); zur Linken Johannes Baptista, Moses, die Propheten und Evangelisten. Außerdem sind in den Rahmen heilige Bischöfe, Bekenner, Jungfrauen und Wittwen eingereiht, so daß wir wirklich eine Versammlung aller Heiligen vor uns haben. Ueber Entwurf und Ausführung dieser trefflichen Bilder kann man nur bemerken, daß sie die Eigenschaften der Düsseldorfer Schule — Anmuth, Lieblichkeit, Weichheit, Gottinnigkeit im vollendeten Maaße an sich tragen. Die Bilder Maria's und Joseph's (von Deger) am Triumphbogen scheinen das non plus ultra in dieser Hinsicht zu sein.

Die Krypta ist im romanischen Styl ausgeführt und wird zur Aufbewahrung der heiligen Reliquien dienen nach altem Brauch. Das Pflaster in Mosaik ist von zierlicher Zeichnung.

Merkwürdig ist auch, daß der edle Graf von Fürstenberg

vorerst ein Gotteshaus bauen wollte, worauf dann auch der Schloßbau folgen soll. Solche Gesinnungen und solche Werke sind wahrhaft — **adelig!** —

126. Protestantische Gabe und katholischer Dank.

Die zu Köln am Rhein erscheinende Zeitung „Deutsche Volkshalle" brachte in Nr. 263 des Jahrgangs 1853 unter ihren Anzeigen das folgende Danksagungsschreiben:

„Kreuzberg (im Bergischen), im November.

Bereits im Jahr 1850 wurde die hiesige katholische Gemeinde mit einer neuen Glocke als Gnadengeschenk von Seiner Majestät unserem Allergnädigsten Könige Wilhelm IV. beglückt, und abermals hat dieselbe sich der königlichen Huld zu erfreuen; indem Ihre Majestät, unsere theure Königin und gute Landesmutter einen neuen Beweis gegeben hat, wie sehr Allerhöchstderselben das wahre Wohl Ihrer Kinder am Herzen liegt. Allerhöchstdieselbe hat nämlich der hiesigen neuen Pfarrgemeinde die Hauptzierde des Kirchhofs, das Kreuz des Erlösers, zum Geschenke gemacht. Dieses Kreuz, welches unter der Leitung des Dombaumeisters und Geheimen Regierungsraths Herrn Zwirner zu Köln aus Trierer Stein angefertigt worden, ist ein Prachtwerk von vierzehn Fuß Höhe. Die Freude der Gemeinde ob dieses königlichen Geschenkes war überaus groß, und unterließ sie es nicht, besonders an dem Freudentage, wo vor neun und fünfzig Jahren unser edler guter König das Licht der Welt erblickte, dem Gotteshause zuzueilen, um dem feierlichen Hochamte, nach welchem das Te Deum unter dem Festgeläute der Glocken abgesungen wurde, beizuwohnen, und dem Herrn Dank zu sagen für alle Wohlthaten, welche Gott, der Geber alles Guten, durch unseren Allergnädigsten König uns fortwährend erweist, und zu bitten, daß der Allmächtige unseren allverehrten Landesvater und liebe Landesmutter noch recht lange zur Wohlfahrt Ihres Volkes erhalten und segnen wolle. Es lebe der König und die Königin!" —

127 — 134. Der heiligste Name Jesus.

Der Name Jesus, was so viel heißt als — Erlöser, ist ein ganz kurzes Wort, leicht auszusprechen, aber inhaltschwer und voll von unaussprechlichen Geheimnissen. Alles, was Gott zum Heile der Menschen angeordnet hat, das ist ja in diesem Namen begriffen.

Der himmlische Vater selbst hat seinem Eingeborenen Sohne, dem Mensch-gewordenen, diesen Namen ertheilt, indem der Engel, von Gott gesandt, zu Maria sprach: „Siehe, du wirst einen Sohn gebären und sollst seinen Namen — Jesus — heißen!“ (Luk. 1, 31.) Und „am achten Tage nach seiner Geburt wurde dem Kinde der Name — Jesus — gegeben.“ (Luk. 2, 21.)

Von der Macht und Kraft dieses seines Namens gab der Heiland selbst die Versicherung: „Es werden aber Denen, die da glauben, diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, neue Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden!“ (Mark. 16, 17.)

Von dem Troste der Gebetserhörung gab gleichfalls der Heiland selbst die Verheißung: „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben!“

Von dem Heil in diesem Namen bezeugten die Apostel: „Es ist in keinem Anderen Heil; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen.“ (Apstlg. 4, 12.)

Hinsichtlich der Verehrung dieses Namens erklärt der Apostel Paulus: „Gott (nämlich: der himmlische Vater) hat Ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, so daß im Namen Jesu sich beugen die Kniee Derer, die in dem Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind!“ (Phil. 2, 9.)

Und von der aufrichtigen Verehrung dieses süßesten Namens sollen nun hier einige Beispiele folgen:

1. In vierzehn Briefen, welche der heilige Apostel Paulus an verschiedene Gemeinden und Personen schrieb, kommt der Name „Jesus“ zweihundert neunzehn Mal vor. Wie oft mag er erst diesen Namen mündlich ausgesprochen haben! —

2. Der heilige Bischof und Martyrer Ignatius, als seine Verfolger von ihm forderten, daß er den gekreuzigten Jesus verleugne, sprach voll heiliger Begeisterung zu den Feinden Christi: „Dieser Name kann nie von meinem Munde weichen!“ — Und als man ihm den Tod androhte, rief er laut aus: „Nun, diesen Namen möget ihr von meinem todten Munde tilgen, aber er bleibt lebend in meiner Seele!“ — Und er starb muthig im Bekenntniß Jesu unter den Zähnen der Löwen, denen man ihn vorgeworfen. —

3. Der heilige Polycarpus, Bischof von Smyrna, wurde vor den heidnischen Proconsul geführt, der ihm befahl, den Namen Jesu zu verleugnen, zu lästern und dadurch seines hohen Alters, ja seines Lebens zu schonen, und seine Freilassung zu erlangen.

Polycarpus aber antwortete ihm: „Sechs und achtzig Jahre habe ich bereits meinem Jesus gedient, und er hat mir nicht nur nichts zu Leide gethan, sondern mich auch mit vielen Wohlthaten überhäuft, und ich sollte Ihn jetzt schmähen?" — Er ließ sich dazu weder durch die Drohung, den wilden Thieren vorgeworfen, noch durch die Drohung, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, verführen. — Jesus, dessen Namen er anrief, stärkte ihn, daß er, ohne mit Ketten an einen Pfahl gebunden zu werden, mitten und unbeweglich in dem brennenden Scheiterhaufen stand, bis ihn, da ihn das Feuer verschonte und ihm nicht ein Haar krümmte, der Henkersknecht mit dem Schwerte durchbohrte. —

4. Der Graf Armogast, einer der Vornehmsten und Angesehensten im Gefolge des Theodorich, eines der Söhne des Vandalenkönigs Genserich in Afrika, wurde, weil er den katholischen Glauben an den Gott-Menschen Jesus Christus nicht verleugnen, und nicht Arianer werden wollte, auf mancherlei Weise gemartert. Endlich band man ihn an allen Theilen des Körpers mit starken Darmsaiten, welche man so fest, als nur immer möglich, zusammenzog. Armogast erhob die Augen zum Himmel, sprach den Namen „Jesus" aus, und wie Spinnengewebe zerrissen lagen die Darmsaiten auf der Erde. — Man wiederholte den Versuch, und nahm noch stärkere Saiten; aber dem Namen, vor welchem alle Mächte im Himmel, auf Erden, und unter der Erde sich beugen müssen, widerstanden auch diese nicht besser, als erstere. Den Kopf gegen die Erde gerichtet, hing man ihn jetzt an einen Pfahl auf, und zum Erstaunen aller Umstehenden schlummerte der heilige Bekenner, von Jesus gestärkt, sanft ein, und schlief in dieser unnatürlichen, schwebenden, äußerst schmerzhaften Stellung so ruhig, als läg' er auf einem Ruhebett. —

5. Der Kaiser Justinian sagt in seinem, nach ihm benannten Gesetzbuche: „Es ist unsere Gewohnheit, in allen unseren Berathungen und Unternehmungen stets im Namen unseres Herrn Jesu Christi anzufangen." —

6. Der heilige Franziskus von Assisi hatte eine solche Ehrfurcht vor dem Namen Jesus, daß seine Stimme sowohl, als auch seine Gesichtszüge bei Aussprechung dieses Namens seine tiefe Andacht zu erkennen gaben. Er ermahnte sogar eines Tages seine Ordensbrüder, sie sollten ja die auf dem Boden liegenden Papierblättchen sammeln und aufheben, weil er besorge: daß auf dem einen oder dem anderen der Name Jesus stehen und mit Füßen getreten werden könnte. —

7. Der große und seeleneifrige Prediger Alphonsus a Spina

war so sehr für den hochheiligen Namen Jesus begeistert, daß er über denselben allein vier und zwanzig Predigten hielt, die alle von solch außerordentlichem Erfolge gekrönt und mit einem so wunderbaren Segen begleitet waren, daß sich zahllose Sünder bekehrten und Viele, welche Jesum und ihren Glauben verleugnet hatten, wieder eintraten in das Heiligthum des Glaubens und in den Schooß der Kirche. —

8. Der selige Amandus Suso war von einer so glühenden Andacht zu dem heiligsten Namen Jesus entbrannt, daß er einst die fünf Buchstaben desselben sich mit einem spitzigen Instrument in seine Brust punktweise eingravirte. Dann kniete er sich vor sein Crucifix hin und betete: „Sieh', o Herr, du einzige Liebe meines Herzens, mein inbrünstiges Verlangen nach dir! Grabe du dich und deinen hochgebenedeiten Namen so tief in mein Herz ein, daß du nie mehr aus demselben scheidest!" —

9. Der fromme Gottesgelehrte Hugo von Sanct Viktor pflegte täglich im demüthigsten Gebete für sein Sterbestündlein von Gott drei Begnadigungen zu erflehen. Die erste Begnadigung war, daß seine letzte Speise hienieden keine andere sein soll, als das hochwürdigste Sakrament des Altares; die zweite Begnadigung war, daß sein letzter Gedanke sich mit dem bittern Leiden und Sterben Jesu Christi, seines lieben Heilandes, beschäftige; die dritte Begnadigung war, daß sein letztes Wort kein anderes sei, als der süße Name Jesus. —

---

135. Eine Verheißung vom Namen Jesu.

Als der heilige Edmund, Erzbischof zu Candelberg, in seiner Jugend noch auf der hohen Schule zu Oxford studirte und einstmals mit einigen seiner Gefährten auf einer schönen Wiese sich erging, da sonderte er sich, seiner Gewohnheit nach, von ihren jugendlichen Spielen, suchte die Einsamkeit und blickte mit liebreicher Sehnsucht oftmals zum Himmel.

Als er nun so vor sich hinsah, sieh', da stand ein blühender Jüngling vor ihm, über allen Ausdruck holdselig, und sprach: „Sei gegrüßt, mein vielgeliebter Freund Edmund!"

Er aber sah den Jüngling an und sprach: „„Ich habe Deiner keine Kunde, und erachte auch nicht, daß Du mich kennest!"" —

Der göttliche Jüngling erwiederte Ihm: „Wie, mein Edmund, wäre Ich dir so ganz fremd, da Ich doch in der Schule dir beständig zur Seite sitze, und nimmer von dir weiche, wo immer du stehst

oder gehst? Sieh' meine Stirn an und lies daselbst wer Ich bin!" —

Da sah Edmund Ihn mit forschenden Blicken an und las: „„Jesus Nazarenus, Rex Judäorum; Jesus von Nazareth, König der Juden!"" —

Und es sprach der göttliche Jüngling: „Dieß ist mein Name; ihn sollst du deinem Herzen tief einprägen, ihn sollst du lieben und jegliche Nacht mit Andacht auf deine Stirn zeichnen; denn dieß ist der Name des Heils; und er wird dir und Allen, die ihn also gebrauchen, eine große Hilfe sein wider den jähen Tod."

Nach diesen Worten verschwand der süßeste Jesus aus seinen Augen, doch nicht mehr aus seinem Herzen, das vor wundersamer Liebe und Andacht erglühte. —

---

136 und 137. Die Kraft des Namens Jesu.

1. Im Jahr nach der Geburt des Herrn 525 erschütterte (wie Nicephorus erzählt), ein gewaltiges Erdbeben die Stadt Antiochia auf so furchtbare Weise, daß viele Häuser in Trümmer zerfielen und sehr viele Menschen getödtet wurden. Kaum hatten die betrübten Inwohner nach drei Jahren von dieser schweren Trübsal sich ein wenig erholt, da begann die Erde auf's Neue zu erzittern. Und es zagte die ganze Stadt, der früheren Uebel eingedenk, in großer Angst; und weil sie in dieser großen Noth weder menschliche Hilfe noch Rath fanden, schrieben sie den Namen „Jesus" über das Thor ihrer Häuser, und die Kraft dieses heiligen Namens wendete alles Unglück gnädig ab. —

2. Ein heidnischer Knabe war (wie die Berichte aus der Mission in Indien vom Jahr 1560 erzählen), in einen großen Teich gefallen; und da er des Schwimmens unkundig und bereits nahe war zu ertrinken, rief ihm ein christlicher Knabe, der dazu kam und ihm keine andere Hilfe reichen konnte, mit lauter Stimme zu, er solle den Namen „Jesus" anrufen. Und der Knabe folgte der Ermahnung; und es trugen in diesem heilbringenden Namen die gebändigten Fluthen ihn an's Ufer. — Es blieb aber dieser göttliche Name dem Herzen des Knäbleins so tief eingeprägt, in dessen Kraft er so großer Gefahr entkommen war, daß er, wenn man ihn rief, niemals anders antworten wollte als: „Jesus!" durch dessen Gnade er auch kurze Zeit hernach die heilige Taufe empfing. —

---

138. Der Name Jesus verursacht gute Handelsgeschäfte.

Von dem Heil im Namen Jesu, unseres Erlösers, war auch der heilige Bernardinus von Siena hoch begeistert; dieser Name war das Panier, unter das er sein Predigtamt gestellt hatte, und mit der Kraft dieses süßesten und mildesten Namens dämpfte er auch bei seinen apostolischen Wanderungen durch Italien die damals herrschende Zwietracht, welche an vielen Orten durch die sogenannten „Hazardspiele“ in Familien und ganzen Gemeinden ausgebrochen war. Und vor Allem suchte er das Uebel an der Wurzel anzugreifen und diese höllische Spielweise überall auszurotten.

Da fand er einstmals in einem der Städtchen, die er als Apostel des Friedens heimsuchte, einen Mann, der sich gerade mit dem Drucke und der Zurichtung von Spielkarten emsig beschäftigte.

Bernardinus trat dem Kartenmacher näher, beschaute sein Werk und fragte theilnehmend: „Verstehst du denn gar keine andere Kunst, als gerade nur — diese?“

Der Kartenmacher antwortete mit: „„Nein!““

Und der Heilige entgegnete ihm: „Wenn du befolgen willst, was ich dir rathen werde, so dürfte für deinen Lebensunterhalt hinlänglich gesorgt sein!“

Bernardinus nahm nun einen Zirkel, zeichnete mit demselben auf ein Kartenblatt eine Kreislinie, schrieb den Namen Jesu in die Mitte, umschmückte ihn mit einem Kranze von Sonnenstrahlen und Rosenblumen und sprach dann: „Verfertige, mein Sohn, solche Karten, und du darfst versichert sein, daß du fortan von dieser Gotteswaare mehr absetzen wirst, als von deiner Teufelswaare, den Spielkarten, die soviel Jammer und Elend über die Menschen bringen, und es wird dein Bedarf an Irdischem dir für's ganze Leben gesichert bleiben.“

Der Mann gehorchte dem Rathe des wohlwollenden Priesters, und fand seine Rechnung bei diesem frommen Geschäfte besser, als bei dem früheren, das auf das sittliche Wohl der Gläubigen einen so verderblichen Einfluß geübt hatte. — —

Dieselbe Kunst nun — in geistiger Beziehung — sei uns Allen durch den heiligen Bernardinus auf's Neue anempfohlen! Schreiben wir uns nur den Namen Jesu in's Herz, und es wird uns niemals an etwas Wesentlichem mangeln; denn der Name Jesu ist ein Name des Heils und des Friedens, der Wahrheit, der Liebe und des Lebens! Dieser heilige Name walte über uns als

das Licht des Glaubens; dieser heilige Name sei mit uns als Schild und Schirm in jeglicher Gefahr; dieser heilige Name lebe in uns als das Siegel der heiligen Liebe! —

---

139. Jesus Christus — die Zuflucht der Sünder.

Der Name der gotterleuchteten Jungfrau Juliana von Norwich ist ziemlich unbekannt; und er sowohl, wie auch ihre von Gott empfangenen Gaben würden vielleicht uns gänzlich verborgen geblieben sein, wenn nicht eben ein Benediktiner-Mönch, Serenus Cressy, die Offenbarungen der göttlichen Liebe, mit welchen diese heilige Seele begnadigt wurde, und in englischer Sprache geschrieben hinterließ, im Jahr 1670 herausgegeben hätte.

Juliana ist im Jahr 1342 geboren und lebte als Einsiedlerin in Norwich; sie scheint Gott von Jugend auf gesucht zu haben; in ihrem dreißigsten Jahre wurde sie tödtlich krank und dabei durch Offenbarungen der Liebe Gottes außerordentlich erleuchtet, erquickt und getröstet. Wieder genesen schrieb sie diese Gesichte und Belehrungen in ein Büchlein. Wie lange sie nachher noch gelebt, was mit ihr geschehen und wann sie gestorben, darüber fehlt jegliche Nachricht.

Hier stehe nun aus ihrem Büchlein mit den Offenbarungen ihr gar liebliches Wort über die Liebe Jesu, der die Zuflucht der Sünder ist.

Juliana schreibt unter Anderem:

„Der himmlische Vater hat ein besonderes Wohlgefallen an Allem, was Jesus zu unserer Erlösung gethan hat, und dafür hat er uns — Ihm zur Belohnung geschenkt. Diese Gabe und Belohnung erfreut Jesum so sehr, daß ihm sein Vater nichts Wohlgefälligeres hätte bieten können. Wir sind daher nicht nur sein Eigenthum, weil er uns erlöst hat; sondern wir sind auch seine Seligkeit, sein Lohn, seine Herrlichkeit, seine Krone, weil der Vater uns — ihm schenkte. O wie schön, wie wunderbar, wie erquickend bleibt es anzusehen, daß wir seine Krone sind! Das ist für Jesus eine solche Freude, daß er all' sein Leiden, seine Mühen und seinen grausamen, schmählichen Tod für Nichts erachtet!

Jesus ist aber auch unsere holdselige Mutter, die uns nicht — wie unsere leiblichen Mütter — zu Schmerzen und zum Tode geboren, sondern zur Freude, zur Seligkeit und zum ewigen Leben geboren hat. Dieses schöne, liebliche Wort „Mutter" kann von Niemand so eigentlich gesagt werden, als nur von Ihm, der die

wahre Mutter des Lebens und aller Dinge ist. Diese süße Mutter der Liebe weiß und kennt die Noth ihres Kindes, sie bewahrt es zärtlich, und wenn es älter und größer wird, verändert sie wohl ihre Behandlung, aber nicht ihre Liebe, indem sie zuläßt, daß es gezüchtigt werde, um die Sünde auszurotten und ihm Tugenden und Gnaden mitzutheilen. Wenn wir unversehens fallen, hebt er uns auf durch seine huldreiche Erbarmung und freundliche Berührung. Sind wir einmal durch seine Wirkung erstarkt, so erwählen wir durch seine Gnade freiwillig: ewig seine Diener und Freunde zu sein und auch zu bleiben.

Dennoch läßt er es geschehen, daß manchmal Einige noch tiefer fallen, als sie je zuvor gefallen sind, wie es uns scheint. Dann denken wir: Nun ist Alles verloren! Allein es ist dem nicht also. Die Mutter kann es wohl zulassen, daß ihr Kind bisweilen übel zugerichtet wird, wenn sie sieht, daß es ihm nützlich ist; nur das kann ihre Liebe nicht leiden, daß ihr Kind in Gefahr gerathe und umkomme. Doch auch das muß eine irdische Mutter dulden; aber Jesus, unsere heilige Mutter, kann nie zulassen, daß seine Kinder verloren gehen, denn Er ist allmächtig, allweise und die ewige Liebe. So ist Keiner — wie Er! — Gelobt sei Er! —

Wird uns unsere Bosheit und unser Fall gezeigt, dann wird uns bange, wir sind beschämt und wissen uns nicht zu helfen. Da will aber unsere freundliche Mutter, daß wir ja nicht von Ihm fliehen — dieß wär' ihm das Allerunangenehmste! — sondern daß wir es wie die Kinder machen, die, je bänger ihnen ist, und je übler sie sich zugerichtet sehen, desto geschwinder der Mutter zueilen; und wenn sie auch das nicht mehr können, dann schreien sie aus allen Kräften nach der Mutter. So will auch Er, daß wir wie ein gebeugtes Kind zu ihm rufen: „„Meine liebe Mutter! Meine freundliche Mutter! Meine theure Mutter! Erbarme dich über mich! Ich habe mich verunreinigt, mich Dir unähnlich gemacht, und itzt kann ich mir selbst nicht helfen, nur Du, nur Deine Gnade kann mich wieder retten!““ — Wenn wir Jesu Hilfe auch nicht augenblicklich fühlen, so dürfen wir doch zuversichtlich glauben, daß Er es wie eine gute Mutter mache und nur aus Liebe und zärtlichem Mitleid uns länger bange weinen läßt, weil Er sieht, daß es uns zum Heile gereichet. Kurz, Er will: daß wir, guten Kindern ähnlich, immer, in Freud' und Leid, ein lebendiges Vertrauen zu seiner mütterlichen Liebe bewahren sollen.

Die Fluth der Barmherzigkeit, sein theures kostbares Blut und Wasser kann uns ja rein und schön waschen! Seine Wunden

sind geöffnet, uns mit Freuden zu heilen! Seine lieben Hände sind immer bereit und thätig, uns zu segnen! Ja, er erweist sich in Allem durchaus wie eine Amme, die sonst nichts zu thun hat, als ihrem Kinde zu dienen!

Es ist sein Amt, uns selig zu machen!

Es ist seine Herrlichkeit, uns selig zu machen!

Und Er will, daß wir dieß wissen, damit wir Ihn inniglich lieben und vollkommen auf Ihn vertrauen.

Unsere arme Seele wird keine Ruhe finden, bis sie in Ihn eingeht, denn er ist die Fülle der Gnade und der Freude, liebreich und freundlich, voll Segen und das wahre Leben!" —

Wer da noch zurück bleiben wollte oder könnte!? —

---

140. Die beschämte Verleumdung.

Der heilige Andreas Avellinus aus dem Theatiner-Orden, stiftete zu Placenz, wo er dem neuen Ordenshause vorstand, als Beichtvater großen Segen, denn seine eben so liebevollen als erschütternden Ermahnungen lenkten auch die verstocktesten Sünder zur wahren Reue und Besserung; in großen und kleinen Summen erstattete man das ungerechte Gut zurück, und oft der Leichtsinnigste verließ die Lust der Welt, ihren Tand und ihre Albernheiten.

Aber auch hier fehlte es nicht an boshaften Menschen, die den frommen Priester bei dem Herzoge von Parma und Piacenza verleumdeten, mit der Aussage: „Andreas sei ein Gleißner, und der im Beichtstuhle so strenge Sittenrichter führe in seinem eigenen Hause ein überaus weichliches Leben." —

Um die Wahrheit dieser nichtswürdigen Aussage aufzufinden, begab sich der Herzog selbst in die Wohnung des Andreas Avellinus, und zwar zu der Zeit, als dieser eben im Beichtstuhle saß.

Und der Herzog fand in der Wohnung des Heiligen nichts, als — einen Strohsack zur Lagerstätte, — einen hölzernen Stuhl, — ein irdenes Wasserkrüglein, — ein Crucifix — und einige Heiligenbilder von Papier! —

---

141 und 142. Ein Heiliger als Beichtvater.

Der Bischof von Belley, Johann Peter Camus, der das hohe Glück hatte, vielfach mit dem Fürst-Bischofe von Genf, dem heiligen Franziskus von Sales, diesem Manne nach dem Herzen

Gottes, zu verkehren, hat uns folgende zwei Züge aufbewahrt, die uns einen rührenden Blick thun lassen in das liebevollste Herz eines Beichtvaters, als eines wahrhaft guten Hirten.

1. Der Heilige bewegt durch seine Thränen einen Sünder zur Zerknirschung.

Einst kam zu Franziskus ein Mann in den Beichtstuhl, der seine Sünden mit so großer Keckheit, um nicht zu sagen Unverschämtheit erzählte, und so wenig Reue und Leid darüber bezeigte, daß es den Anschein hatte, als erzähle er eine Geschichte, deren Wiederholung ihm Vergnügen gewährte.

Diese Sprache bewies dem Heiligen deutlich, daß die Seele des Beichtenden zu diesem heiligen Werke durchaus unvorbereitet sei und daß er von den drei Stücken der Buße nur einen einzigen, nämlich den der Beicht mitbrachte, wiewohl auch diese sehr unvollkommen war; da jene heilige Zerknirschung gänzlich fehlte, welche doch das Bekenntniß der Sünden begleiten muß. Ohne ihn also in seiner Erzählung zu unterbrechen, fing er an zu weinen, zu seufzen und zu schluchzen.

Der Beichtende fragte ihn nun, was ihm widerfahren sei und ob er sich übel befinde? —

„Ach, mein Bruder!" entgegnete ihm der Heilige, „ich befinde mich, Gott Lob, recht wohl; aber Sie sind krank."

Der Mensch erwiederte ganz keck, es fehle ihm nicht das Geringste.

„Nun denn," sprach der Heilige, „fahren Sie so fort." — Er erzählte also mit derselben Frechheit weiter und bekannte, ohne das mindeste Zeichen der Reue, die schrecklichsten Dinge. —

Der Heilige vergoß heiße und reichliche Thränen.

Der Sünder fragte abermal, was er zu weinen habe? —

„Ach!" sprach der Heilige, „ich weine darüber, daß **Sie** nicht weinen!"

Der Mensch, der bei dem ersten Worte fühllos geblieben, war es bei diesem zweiten nicht mehr; wahrscheinlich schlug die Stunde seiner Heimsuchung, und dieser Fels, von solcher Ruthe geschlagen, ergoß plötzlich des Gewässers in Fülle und rief aus: „„Ach, ich elender Sünder habe nicht die geringste Reue über meine ungeheueren Laster, und sie erpressen den Augen dieses Unschuldigen Thränen!"" — Ja, so mächtig ward er nun ergriffen, daß er beinah' in Ohnmacht gesunken wäre, wofern der Heilige ihn nicht durch Trost aufgerichtet hätte.

Und hierauf lehrte er ihn einen Act der Reue erwecken, was

er auch mit wunderbarer Zerknirschung that, und bereitete ihn dann gehörig vor, die Gnade des Sakramentes zu empfangen. — Von diesem Augenblick an ergab er sich gänzlich dem lieben Gott und wurde ein Muster der Buße. —

Dieser Büßer entdeckte selbst diesen Vorgang einem seiner vertrauten Freunde, der, ohne ihn zu nennen, die Sache erzählte und noch diesen freundlichen Zug beifügte: „„Andere Beichtväter,"" sprach er, „„bringen ihre Beichtkinder zum Weinen; ich aber habe meinen Beichtvater bis zu Thränen gerührt! Freilich hat er mir dieß reichlich vergolten; und Gott gebe, daß meine Umwandlung zum Heil meiner Seele bleibend sei, und ich die Gnade, die mir durch den Segen seiner Hand zu Theil wurde, nie wieder verliere!"" —

Wahrlich, da muß man mit dem Könige David ausrufen: „Kommet und schauet die wunderbaren Werke des Herrn, die seine Macht auf Erden gethan, und die seine Gnade in den Herzen gewirkt hat!'" (Ps. 45, 9.)

2. Wie wundersam Franziskus einen andern Büßer tröstete.

Ein Mann, der dem Fürst=Bischofe wohl bekannt war, gewann es mit äußerster Anstrengung über sich, ihm eine General=Beicht (eine Beicht über das ganze Leben) abzulegen, in welcher er sich weitläufig über die Sünden seiner Jugend erklärte.

Der Heilige, dem diese Beicht gar sehr gefiel, und der über die Stimmung seiner Seele sich erfreute, konnte sich nicht erwehren, ihm seine große Freude darüber zu erkennen zu geben.

„Sie sagen dieß, um mich zu trösten," erwiederte hierauf der Büßende; „denn wie wäre es je möglich, daß Sie in Ihrer reinen Seele für einen so großen Sünder Achtung haben könnten?"

„„Nachdem Sie der Sünden durch die Lossprechung ledig geworden,"" versetzte der Heilige, „„wäre ich ein echter Pharisäer, wenn ich Sie noch als einen Sünder betrachtete. Sie stehen vor mir, weißer denn frischgefallener Schnee, und ähnlich dem Naaman, als er dem Jordan entstieg. Dazu auch bin ich jetzt verpflichtet, Sie zweifach dafür zu lieben. — Da ich die Liebe und das Vertrauen erkenne, das Gott Ihnen zu mir eingeflößt hat, betrachte ich Sie als meinen Sohn, den ich so eben in Christo gezeugt habe; oder vielmehr als einen solchen Menschen, in dessen Herzen Christus so eben durch mein heiliges Amt gebildet wurde. — Was meine Achtung betrifft, so verdoppelt sich dieselbe nach dem Verhältnisse meiner Liebe zu Ihnen. Durch die Gnade des Allmächtigen sehe ich Sie aus einem Gefäße der Schmach in ein Gefäß der

Ehre und der Heiligung umgewandelt. Unser Heiland änderte sein Vorhaben nicht, den heiligen Petrus zum Oberhaupte seiner ganzen Kirche zu bestellen, ob auch derselbe in die Sünde gefallen war; denn mehr sah er auf seine Thränen, als auf seinen Fall, und mehr auf seine Reue, als auf seinen Fehler. — Dazu auch wäre ich ja fühllos, wenn ich nicht selbst Antheil nähme an der Freude, die jetzt Gottes Engel im Himmel bei der Verwandlung und Reinigung Ihres theuren Herzens empfinden. Glauben Sie mir, die Thränen, die ich aus Ihren Augen herabthauen sah, wirkten auf meine Seele wie das Wasser, mit welchem die Schmiede das Feuer besprengen, und das, statt die Gluth zu tilgen, sie nur noch stärker anfacht. O, wie sehr liebe ich Ihr Herz, das jetzt Gott ernstlich liebt!"" — —

Der Büßer verließ den Beichtstuhl in so großer Freude, daß er seitdem, wie er einem Freunde vertraulich gestand, keine süßere Wonne empfunden, als zu beichten. Den Heiligen nannte er den „Engel des evangelischen Schwemmteiches." —

---

143. Das Blut der Erlösung.

Die heilige Magdalena von Pazzis sah einst im Geiste, wie das Blut Jesu aus seinen Wunden auf die Schwestern, die sich im Beichtstuhle befanden, herunterträufelte, ihr Herz reinigte und mit Gnaden erfüllte.

Da rief die gottliebende Jungfrau voll heißester Sehnsucht nach dem Blute der Erlösung aus:

„Mir auch, o Herr, mir auch!" —

---

144. Endlich eine Thräne der Buße!

Ein junger Mann aus einer ansehnlichen und gottesfürchtigen Familie (so erzählt Johannes der Jüngere aus dem Orden der Dominikaner), der schon seit Jahren vom Beichten und Bußethun nichts mehr wissen wollte, und dessen Herz darum auch so hart wie Stein, so trocken wie Holz und so kalt wie Eis geworden und für Gott und Religion ganz verschlossen war, folgte einmal doch auch wieder, ich weiß nicht warum, der Einsprechung seines heiligen Engels und begab sich in die Kirche.

Er musterte daselbst voll verdrießlicher Langeweile die Stühle

und Säulen des Gotteshauses; und siehe da! es fiel sein Blick plötzlich auf ein neues freundliches Bild.

Er ging näher hin, um es genauer zu betrachten. — Und was sah er? — David, der fromme Büßer, lag in dieser Abbildung auf seinen Knieen, Bußthränen flossen aus seinen Augen und ein Engel Gottes stand ihm zur Seite, eine goldene Schale in der Hand, um die kostbaren Thränen, die über des aufrichtigen Büßers Wangen rollten, aufzufangen und vor den Thron des Allerhöchsten hinanzutragen. —

Unten an dem Bilde standen die Worte des heiligen Augustinus: „David hat nur Einmal gesündigt, und weinte — immer, und **du** sündigst immer und weinst — niemals!"

Er sah das Bild, sah die klaren hellen Thränen, wie sie herabträufelten, und wie der Engel Gottes so freundlich lächelnd sie auffing in der goldenen Schale, und las die ergreifenden Worte der Unterschrift; und — allplötzlich überfiel ihn ein heiliger Schauer, er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, sank in seine Kniee, that einen tiefen wehmuthsvollen Blick in sein Herz und sprach zu sich selber:

„„Siehe da, so viel gehört zur wahren Buße! — und du, ach, du bist so kalt und regungslos und fühlst nicht ein Fünklein Reue in deinem Innern! David war ein so großer König, und er schämte sich der Bußthränen nicht; und du bist ein so niedriges Geschöpf, und dir wird nicht einmal ein Auge naß!"" — —

Nicht lange mehr und man sah eine kostbare Thräne glänzen im Auge des vorher so kalten und verstockten Sünders.

Und gewiß! auch sein heiliger Engel kam zu ihm mit der goldenen Schale, und fing mit Freuden die aufrichtigen Bußthränen auf, um sie zum Throne des Allbarmherzigen hinanzutragen. — —

O armes sündiges, verirrtes Herz, bereite denn auch du deinem heiligen Schutzengel eine solche Freude durch deine Thränen! —

---

145. Wunderbares Ereigniß bei einer reuigen Beicht.

Es sind nun etwa zwanzig Jahre, erzählt Cäsarius, als ich bei meinem Eintritt in den Orden, im Jahr 1198, von sehr gelehrten und gottesfürchtigen Männern hörte, was in der Stadt Paris sich ergeben hat und ich nun erzählen will.

Es war also in genannter Hauptstadt ein studierender Jüngling, der, von böser Lust hingerissen und auf Einflüsterung des Feindes aller Menschen, so schwere Missethaten begangen hatte,

daß er vor Scham es nicht über sich gewinnen konnte, solche einem Priester zu bekennen. Da er jedoch von früher Kindheit an zur Frömmigkeit war geführt worden und vor den göttlichen Gerichten erbebte; auch die Strafen fürchtete, die den Bösen im künftigen Leben aufbewahrt sind, ward er in seinem Innern durch grausame Rügen seines Gewissens gefoltert, und verschmachtete beinahe auch äußerlich dem Leibe nach, so daß er vor Gram verging und weder Tag noch Nacht Ruhe finden konnte.

Nach langen und schweren Kämpfen mit sich selbst, kam endlich die göttliche Barmherzigkeit ihm zu Hilfe, er zerfloß in Thränen, überwand die sündliche Scham und ging in das Kloster zu Sanct Victor, wo er den Prior berufen ließ, den er demüthig bat, seine Beicht anzuhören. Dieser aber, der wie alle Brüder dieses Klosters, sehr bereitwillig zu geistigen Werken der Barmherzigkeit war, begab sich sogleich in den Beichtstuhl und ermuthigte den Zagenden zu treuem Bekenntnisse. Und der mildreiche Herr, dessen Natur Güte, dessen Wille Allmacht, dessen Werk Barmherzigkeit ist, flößte in jener Stunde dem Jüngling so große Zerknirschung des Herzens ein, daß er, so oft er seine Beicht beginnen wollte, vor lautem Weinen schluchzte, und vor Seufzen und Thränen nicht zum Worte kommen konnte. Dieß aber dauerte lange Zeit hindurch. Endlich sprach der Prior zu dem Jüngling: „Mein Sohn, gehe hin, schreibe deine Beicht auf und bringe mir deine Schrift!"

Dieser Rath gefiel dem Studierenden, und er ging fort, schrieb, kehrte am folgenden Tage zurück, versuchte auf's Neue, mündlich zu beichten; und da es ihm abermal erging wie am Tage zuvor und er vor Thränen nicht sprechen konnte, überreichte er die Schrift dem Prior mit zitternden Händen. Der Prior aber, ob auch ein gelehrter Beichtvater, entsetzte sich bei dem Lesen der Schrift und sprach zu dem Beichtenden: „Mein Sohn, diese Fälle sind so sonderbarer Art, daß ich nicht genüge, dir zu rathen; wolltest du mir nicht erlauben, daß ich unter dem Siegel heiliger Verschwiegenheit die Schrift meinem Abte mittheile?" Und der Jüngling willigte herzlich gern in den Antrag. Was sich aber nun ergab, ist wohl geeignet, auch die größten Sünder zu trösten und die verzweifeltesten zu beruhigen. Denn kaum hatte der Abt die Schrift entfaltet, da ging jenes Wort des Propheten Isaias in Erfüllung: „„Gelöscht habe ich deine Missethaten gleich einer Wolke und deine Sünden gleich dem Nebel!"" denn gelöscht war der ganze Inhalt derselben. — Und es sprach der Abt zu dem Prior: „„Was soll ich hier lesen? Ist ja doch nicht ein Buchstabe auf dem ganzen Papier zu finden!"" Da erstaunte der Prior,

sah den Zettel mit dem Abte zugleich an und sagte: „Ich kann es vor Gott bezeugen, daß die Sünden des Beichtlings auf diesem Papiere standen; und ich wollte dasselbe Euch mittheilen, um mich selbst Raths zu erholen, was in der Sache zu thun sei; wie ich aber nun sehe, hat der barmherzige Gott in Berücksichtigung der tief innigen Zerknirschung des Jünglings seine Schuld hinweg genommen, und das Andenken an dieselbe getilgt!“ —

Und sie beriefen den Jüngling, stellten ihm das Papier zurück, das er sogleich erkannte und mit nicht geringerem, wohl aber mit freudigerem Erstaunen betrachtete. Und sie trösteten ihn auf die freundlichste Weise und ermahnten ihn, dieser großen Barmherzigkeit Gottes nie zu vergessen. Er aber weinte vor Freuden, pries den Herrn, dessen Gnade sich so wunderbar an ihm erzeigt hatte, und diente Ihm von dieser Stunde an in aller Treue seines Herzens. —

---

146. Eine Absolution durch den Papst ertheilt.

In der Geschichte Frankreichs, verfaßt von Anquetil, wird einer feierlichen Absolution erwähnt, welche der Papst Clemens VIII. im Jahr 1595 dem Könige von Frankreich, Heinrich IV. ertheilte.

Es ist bekannt, daß Heinrich IV. zu Sanct Denis vor dem Erzbischofe von Bourges den Calvinismus abschwur und von kirchlichen Strafen, die er sich vorzüglich dadurch zugezogen hatte, weil er die früher aufgegebene Häresie wieder annahm, freigesprochen worden war.

Da der Papst diese Absolution für nichtig erklärte, so bat der König dringend das Kirchen-Oberhaupt um die giltige Ertheilung derselben.

Sie wurde ihm auch am 17. September zu Theil.

An diesem Tag erschienen nämlich die beiden Gesandten des Königs, du Perron und d'Ossa, der erstere Bischof von Evreux und darauf Cardinal, der letztere Geschäftsträger von Frankreich und später ebenfalls Cardinal, als einfache Priester gekleidet, vor dem Papste. Dieser saß auf einem erhabenen Throne, auf dem Sanct Peters-Platz errichtet, und war von den Cardinälen umgeben.

Man las eine Bittschrift des Königs vor, gab die Bedingungen zur Absolution an, deren Erfüllung du Perron und d'Ossa im Namen ihres Fürsten versprachen.

Sie schwuren hierauf nach dem vorgeschriebenen Formular die dem katholischen Glauben entgegengesetzten Irrthümer ab, ließen sich vor dem heiligen Vater auf die Kniee nieder und empfingen von

ihm, gleich den öffentlichen Büßern, mit dem Stabe einige sanfte Schläge.

Der Chor betete inzwischen den Psalm Miserere.

Der Papst erhob sich dann, verrichtete einige Gebete, setzte sich die Tiara auf sein Haupt, verkündigte mit lauter Stimme die Absolution, trat in die Kirche und es wurde daselbst das Te Deum gesungen. —

Bei dieser Gelegenheit ließ der Papst eine Münze prägen, die auf der einen Seite ihn und auf der andern den König vorstellte. —

147. Eine Generalbeicht.

Christian Brentano, dieser geistreiche und entschiedene Sprecher für die Rechte und Freiheit der katholischen Kirche in Deutschland, dieser opferwillige Menschenfreund in der lautersten Bedeutung dieses Wortes (geboren zu Frankfurt am Main am 24. Januar 1784), ein Bruder des gefeierten Dichters Clemens Brentano *) und der zartsinnigen religiösen Dichterin Ludovika von Desbordes, **) verlor im zehnten Lebensjahre seine Mutter und im dreizehnten seinen Vater, worauf er zu seiner Ausbildung als Kaufmann in ein protestantisches Handelshaus zu Hamburg gegeben wurde. In den Kreisen der großen Welt, in die der reifende Jüngling später eintrat, hatte er das Unglück, nach und nach um seinen katholischen Glauben zu kommen und so seines Heils und seines himmlischen Trostes, oder besser gesagt — alles Gottestrostes zu entbehren.

Er durchwanderte alle Untiefen des nachtvollen Irr- und Unglaubens und athmete lange die Pestluft seiner Greuel, der höllischen, ein.

Da schickte ihm Gottes Liebe im Jahr 1816 einen edeln und ehrenhaften Mann mit Namen Ringeis zu, der die erste und wundersam ziehende Veranlassung war zu Christian's Rückkehr in den Mutterschooß der Kirche, um ihr bis an das Ende seiner Tage der getreueste Sohn zu verbleiben, schwingend für sie, ein gewaltiger Kämpfer, Schwert und Streitaxt der religiösen Ueberzeugung.

Durch Studien und Umgang mit Protestanten und Katholiken

*) Dessen „Sämmtliche Werke“ sind in sieben Bänden bei J. D. Sauerländer zu Frankfurt am Main im Jahr 1852 erschienen.

**) Ihre eben so anmuthigen als tiefmystischen „Geistliche Lieder“ sind 1853 bei Manz in Regensburg erschienen.

und durch strenges Eingehen in die katholische Glaubenslehre — ward in ihm bald die Ueberzeugung geweckt und zu so festem Stand in ihm gebracht, daß er nur Christ sein könne in der Wiedervereinigung mit der Kirche, der er von Geburt an angehörte, und der er nur in religiöser Gleichgiltigkeit entfremdet gewesen. Die **General=Beicht** aber war die enge Pforte, unter die er seinen stolzen Nacken beugen sollte, um in die beseligende Gemeinschaft der Kirche wieder einzugehen So sehr es seiner Natur widerstrebte, so kräftig war sein Entschluß, ja dieses Kreuz seiner Natur wurde das Bedürfniß seines Herzens.

Es ist rührend in einem seiner Briefe zu lesen, wie er nach wochenlanger sorgfältiger Vorbereitung noch immer zagend und bangend endlich am Morgen seines Geburtstages, fast wider Willen von einem innern Drange getrieben, sich nach einem mehrere Stunden von Frankfurt entfernten Dorf auf den Weg machte. Dort wohnte ein alter Priester, den er persönlich gar nicht kannte, von dem aber Jemand ihm solche Züge erzählte, die ihm das Vertrauen einflößten, er werde an ihm eine fromme und liebevolle Seele finden, wie er sie bedürfe; und sein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Unter dichtem Regen, bei bodenlosem Wege, nüchtern und mit dem Vorsatze — nicht zu essen, bis das Werk vollendet sei, eine wahre Todesangst im Herzen, legte er betend und weinend den Weg in fünf und einer halben Stunde zurück.

„Dort angekommen," erzählt Christian Brentano selbst, *) „ließ ich mich nach einer kurzen Ruhe und Reinigung im Gasthause zu der Wohnung des Geistlichen führen. Das Haus war verschlossen: eine alte Köchin rief mir ziemlich unfreundlich und ohne mir die Thüre zu öffnen, durch das Fenster zu: „„Was ich wolle, wer ich wäre und dergl., er sei nicht zu Haus."" — Zu welcher Zeit, wo ich meiner mächtig gewesen wäre, hätte mich solche Begegnung nicht für immer von dieser Schwelle vertrieben? So aber dachte ich: du bist ein Sünder; was dir begegnet, ist dir all viel zu gut! Gott hielt mich in Demuth und Gelassenheit; so blieb ich bittend und beständig in Antwort und Fragen. Nach einer halben Stunde wolle ich wiederkommen. Ich ging wieder heim und wieder hin: wieder Alles verschlossen und kein Mensch zu sehen. — Traurig ging ich um das Haus herum. Da sah mich der Geistliche aus seinem auf dem Berge liegenden Gärtchen,

*) Man sehe die schöne Vorrede zu dem vortrefflichen Buche: „Nachgelassene religiöse Schriften von Christian Brentano." München, 1854. Literarisch=artistische Anstalt. 2 Bände.

rief mir freundlich zu und kam herab. Auf Eröffnung meines Anliegens faßte er mich scharf zu Gesicht: dann führte er mich in sein Haus. — Gleich auf dem Vorplatz war mir wohl, dem Bilde Dessen gegenüber, der mir einzig helfen konnte. Da hing ein fast lebensgroßes Crucifix, von lebendigen Blumen umgeben: Alles war Friede in diesem Haus. Der Geistliche ging, seine Hände zu waschen; dann fragte er mich, ob ich denn bereitet sei, und nachdem er vernommen, daß meine Beichte schriftlich verfaßt sei, führte er mich in seine mit Heiligenbildern ausgeschmückte höchst liebliche Stube, setzte sich einem Schauschrein von Reliquien gegenüber mit umgehängter Stola und ich kniete mich zu seiner Seite und trug meine Beichte vor. Mit außerordentlicher Freundlichkeit und Milde sprach er mir Muth ein, indem er mir seine eigene Gebrechlichkeit als Mensch mit Demuth bekannte. Anfangs flocht er manche beleuchtende Ermahnung ein, nachdem er aber gewahrte, daß mir weniger Verstand als sakramentalische Kraft noth that, hörte er mein Bekenntniß schweigend an: dann suchte er mir Zuversicht und Trost einzusprechen, und nachdem er mir eine sehr wohlgewählte, heilsame, nur zu milde Buße aufgelegt hatte, band er mich los — o mög' es im Himmel erfüllt sein!“

„Nun nahm er mich brüderlich in seine Arme, indem er sprach: „„Heute ist Ihr Geburtstag? Ich will Ihnen zeigen, welch ein Tag das ist. — Lesen Sie hier und vergessen Sie diesen Tag niemals.““ Damit führte er mich an seinen kleinen Betpult, worauf das Breviarium des Tages aufgeschlagen war: denk' dir, es war Vorabend von Pauli Bekehrung. „„Da haben Sie die Erbauung, welche Ihnen statt meiner die Kirche reicht!““ Ach Gott! soll solches Zeichen an mir verloren gehen? Ach Herr, mein Gott! so wie ich den Tag nicht mein eigen war, so laß mich allzeit! — Was soll ich aber sagen von der Freundlichkeit und Freude des Mannes über das wiederkehrende Schaf? „„Seien Sie fröhlich, ein genesener Sünder muß frisch und fröhlich sein wie ein Hirsch!““ sagte er. Nun ließ er Wein bringen aus seiner Armuth — ich mußte mit ihm zu Nacht essen in Gesellschaft eines neun und sechzigjährigen rüstigen Kapuziner-Laienbruders eines aufgehobenen Klosters; ja er wollte mich sogar beherbergen.“

„Am anderen Morgen ging ich mit ihm in die Kirche: er wies mir einen Platz dicht vor dem Altar an, steckte eine geweihte Kerze neben mir an, las seine Messe und reichte mir Ihn, der ewig mit uns Allen sei. — Nach der Kirche und dem Frühstück schenkte mir der Geistliche einen alten seltenen Druck des Neuen Testaments mit schönen Holzschnitten zur Erinnerung; ja so schmutzig

Weg und Wetter war, ließ er sich nicht abhalten, mich eine ganze Stunde Wegs zu begleiten." —

„So liebreich war Gott gegen mich, so löste er meine Noth in Trost und Freude, und so mild erzeigte sich mir meine geliebte, heilige Mutter — die Kirche!" —

---

148. Die bezähmte Beicht-Scheue.

Nach Gernsheim am Rheine, seinem Geburtsorte, war ein Schneider aus der Fremde zurück gekommen; er hatte draußen durch allerlei Hohn und Spott sich seines heiligen katholischen Glaubens berauben lassen, und sprach eifrig wider die Verdummung der Menschheit und viel von der Mündigkeit des menschlichen Geistes im Lichte der reinen Aufklärung. Er besuchte wohl manchesmal, um nicht allzusehr bei seinen frommen Mitbürgern anzustoßen, auch die Kirche. Zum Tische des Herrn ging er jedoch nicht, und hielt auch nicht seine Ostern.

Weil er nun dem Pfarrer Adam Kauth, der ein sehr kluger und witziger, mitunter derber, aber doch sehr wohlwollender Mann war, den Kommunion-Schein nicht ablieferte, so wurde dieser namentlich auf ihn aufmerksam und bedauerte tief dessen unkirchlichen Sinn.

Einige Zeit nachher begegnete der Pfarrer auf dem gemüthlichen Wege, der nach der mit Recht viel besuchten Wallfahrtkapelle „Maria-Einsiedel" führt, diesem Schneider. Er ließ sich alsbald mit ihm in ein Gespräch ein, fragte nach Diesem und Jenem, und endlich kam's auch auf die Religion, die Kirche, den Gottesdienst, das Osternhalten.

„Freund," sprach nun mit Einemmale der Pfarrer, „mir fällt es eben ein, daß auch Ihr keine Ostern in diesem Jahre gehalten habt! Warum wohl?"

Und der Schneider erwiederte, im stolzen Gefühle seines Aufgeklärtseins, das ihn wieder allplötzlich stachelte: „„Ich würde recht gerne zum heiligen Abendmahle gehen; aber zuvor erst beichten müssen, und zu sagen: „„Ich armer sündiger Mensch!"" das kann ich nicht, das widerstrebt meinem Gefühl, meiner Vernunft und meiner ganzen Natur!""

„Wenn das Alles ist," erwiederte wohlwollend der Pfarrer, „was Euch vom Osternhalten fern hält, so wäre dem leicht abzuhelfen; Ihr sagtet in der Beicht dann nur: „„Ich übermüthiger Schneider!"" — —

Dieses Wort, mit hohem Ernste gesprochen, packte seinen Mann; er schwieg, wurde nachdenkend, und gab im Scheiden schweigend dem Pfarrer die Hand.

Man sah ihn von da an — nicht allein in der Kirche, sondern bald auch im Beichtstuhl und am Tische des Herrn. —

149. Die ersten Natureindrücke in dem Leben eines gefeierten deutschen Schriftstellers.

Johann Joseph von Görres, der Professor der Geschichte an der Universität zu München, (von dem sein berühmter Schüler Dr. J. N. Sepp sagt: „Er griff, als ein Universalgenie, noch großartiger als Leibnitz, in alle Fächer der Erkenntniß, in die Natur- und Religions-Wissenschaften, wie in Poesie, Politik und Theosophie fördernd ein,") und ein gewaltiger Kämpfer für die Freiheit der heiligen katholischen Kirche gewesen, war am Tage Pauli Bekehrung (25. Januar) des Jahres 1776 in der damals Kurfürstlich Trier'schen Stadt Koblenz geboren.

Von den ersten Natureindrücken, welche dieser so merkwürdige Mann in den Tagen seiner Kindheit empfing, und die sich so nachhaltig in seinem späteren Leben und Wirken ausprägten, erzählt sein vortrefflicher Sohn Dr. Guido Görres in den „Historisch-politischen Blättern" — das Nachstehende:

Wo heute mit seinen hundert Fenstern in der Rheinstraße zu Koblenz der prächtige Gasthof zum Riesen steht . . . dort stand 1776, und noch viele Jahre nachher, das bescheidene großväterliche Haus, in dem mein Vater geboren wurde, und seine Kinder- und Jugendjahre verlebte. Nach der Sitte der Zeit hatte es über seiner Thüre einen Schild, auf dem ein Riese abgebildet war, woher es noch immer, auch in seiner neuen, zehnfach vergrößerten Gestalt den Namen: „Zum Riesen!" führt. . . . Aus den Fenstern der Wohnstube sah der Blick über den Rhein hinüber, und der Rhein, der Schiffe und Flöße führte, war mit dem Weben von Groß und Klein in diesem alten rheinischen Hause auf's Innigste verflochten. Sie durften ja nur wenige Schritte hinaustreten an das Ufer des Flusses, und das anmuthige und großartige Bild rheinischer Natur und Geschichte und rheinischen Lebens entfaltete sich vor ihren Augen. — Da thronte jenseit über dem Strome die alte Bergfeste Ehrenbreitstein mit ihren alterthümlichen malerischen Thürmen und Bauten; und der Bergfeste zur Rechten und Linken zog die grüne Kette der Rebhügel den Fluß entlang — aufwärts

bis zu den Burgtrümmern von Lahnstein und den Burgen von Rhense und Stolzenfels, abwärts im langen Bogen bis zur alten Andernach. Zu Füßen der schirmenden Landesfeste, dicht am Strome, ruhte das kurfürstliche Schloß, an das sich der eine oder andere adelige Ahnsitz der Hofherrn anreihte. Zwei Gotteshäuser lagen mitten in dem Rhein auf Inseln, rings von seinen Wassern umspült; aufwärts das adelige Benediktiner Frauenkloster Oberwörth, abwärts das altberühmte Cisterzienser Kloster Niederwörth, das eine Reliquie seines Ordensstifters, des heiligen Bernardus, bewahrte, eine Erinnerung an jene Tage, da er hier den Gottesdienst, als er das Kreuz am Rheine predigte, gefeiert. Dann diesseits, links am „Deutschen Ecke," wo Rhein und Mosel, der Alpensohn und die lotheringische Jungfrau, sich vermählen, das Deutschherrenhaus, ein Denkmal der alten katholischen Frömmigkeit des Landes. Nur eine Meile die Mosel aufwärts auf dem jenseitigen Ufer liegt das Stammschloß der Bassenheimer, die den deutschen Orden zuerst in der heiligen Stadt gestiftet. An das deutsche Ordenshaus schloß sich die Stiftskirche Sanct Kastors, karolingische Denkmäler bewahrend, würdig an; denn auch sie, in ihrem byzantinischen Style, ist eine ehrwürdige Zeugin jener alten heiligen Begeisterung und Kunst der rheinischen Stämme, die so viele Dome und Gotteshäuser wundervoller Kunst die Ufer des Flusses entlang, von seiner Wiege in den Alpen bis hinab zu den volkreichen Städten der Niederlande, als Denkmale ihrer Gottesfurcht hoch zum Himmel hinan gebaut. Mit dieser Kirche, die durch ihre Erinnerungen und Kunstwerke ein wahres Heiligthum unserer rheinischen und deutschen Geschichte bildet, verband sich ein großer Kreuzgang, reich mit alten Bildwerken verziert. Der altersgrauen, tausendjährigen Kirche zur Seite, auf dem Sanct Kastorhof und der Sanct Kastorstraße standen, längst Mosel und Rhein, die Wohnungen der Kapitelherren des Collegiatstifts, und unweit davon ein Seminarium und ein von der frommen Mildthätigkeit der Vorzeit mit Einküuften reichlich versehenes Waisenhaus. —

D a s war die nächste Umgebung des elterlichen Hauses! —

Weiter landeinwärts, im Rücken der Stadt, wo die Rhein- und Moselberge sich verbinden, und einen die beiden Thäler weithin beherrschenden Vorsprung bilden, dort, wo nun die Feste Constantin die Höhe krönt, damals der Beatusberg genannt, erhob sich dem Ehrenbreitstein gegenüber mit der herrlichsten Aussicht eine andere Feste — geistlicher Betrachtung und Selbstbeherrschung geweiht — eine wohlgebaute Karthause. Ein Bürger von Koblenz, der nach dem gelobten Lande gepilgert, hatte die Stationen des Leidenswegs

den Beatusberg hinan gestiftet. Oben, unmittelbar unter der Karthause, weithin den Rhein auf und ab sichtbar, erhob sich eine heilige Grabkapelle zum heiligen Kreuz, nach dem Vorbilde des heiligen Kreuzes zu Jerusalem erbaut.

Solche Eindrücke empfing das Auge, wenn man von dem elterlichen Hause an den nahen Fluß trat und umherblickte! —

Und wie in diesem Abbilde des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation das Geistliche mit dem Weltlichen sich einigt, verband und verschlang, und wie die kriegerische Feste, der Ehrenbreitstein, mit seinem mörderischen Geschütz auf dem rechten Rheinufer, und die heilige Stätte fastender und betender Karthäuser auf dem linken friedlich zu einander herübersahen, und das geistliche Fürstenschloß und die gewerbsame Bürgerwelt der Stadt bewachten: den gleichen gemischten Charakter trug auch das Leben, das sich in jenen Zeiten auf dem Fluß und an seinen Ufern vor den Augen hin bewegte. Bald fuhren, von Holland kommend, die stattlichen Handelsschiffe rheinaufwärts, eine kleine Welt für sich mit Hütten wie ein Dorf versehen, von hundertfünfzig und zweihundert Ruderknechten bedient, und von vier Steuerleuten auf vier hohen Tribünen geleitet; bald wieder bewegten sich die Bittgänge der Gläubigen in langen Zügen die Ufer entlang, oder die Pilger kamen, heilige Lieder singend, auf grüngeschmückten Schifflein mit Kreuz und Fahnen den Fluß hinabgeschwommen; sie hatten das Grab der heiligen Hildegard oder das Gnadenbild bei Bornhoven begrüßt und zogen hinab, ihre Andacht bei dem Grabe der heiligen drei Könige in Köln zu verrichten, oder die Heiligthümer in dem Dome Carl's des Großen zu Aachen oder an hundert anderen Wallfahrtorten des Landes zu verehren. Und wieder zogen kaiserliche Truppen mit klingendem Spiel, und der Reichsadler in der Fahne, aus den österreichischen Vorlanden am Bodensee und dem Oberrhein das Thal hinab in die österreichischen Niederlande, oder die Kurfürsten begaben sich mit stattlichem Gefolge nach Frankfurt, dort den Kaiser zu krönen, während die Kaufleute mit ihren Waaren von der Messe von Frankfurt und Nürnberg heimkehrten.

Das war die rheinische Erde, worauf seine Wiege gestanden, das waren die Bilder, die sie umwoben; und sie bildeten seine geistige Nahrung, von ihnen empfing der Geist, dem sie sich einprägten, sein Gepräge, und sie erfüllten ihn bei seinem Sinnen und Wirken mit ihrem Geiste, während er diese Erde wieder mit den Schöpfungen seines Geistes erfüllte und zu seiner Wohnung zurechtrichtete! —

150. Das verheißene und auch erworbene Geschenk.

Ethelwolf, dem Könige von England, hatte seine Frau Osburga fünf Söhne geboren, deren jüngster der Liebling beider Eltern war. Sein Name hieß Alfred; er selbst war im Jahr 849 geboren. Man wandte Alles an, um diese Kinder frühzeitig in die Geheimnisse des Christenthums einzuweihen.

Einst traten alle Söhne zu Osburga, ihrer Mutter, und fanden sie lesend. Das Buch aber, in welchem sie las, war ein außerordentlich kunstvoll geschriebenes Evangelium. Da sprach sie gar freundlich zu ihren Kindern: Demjenigen von euch will ich dieß Buch schenken, der es zuerst auswendig lernt!"

Da erwachte in dem Knaben Alfred ganz besonders die Begierde — lesen zu lernen; und als er das Buch näher besah, lockten ihn die schönen großen Anfangsbuchstaben und er hätte das herrliche Buch um jeden Preis gern das seinige genannt.

Darum fragte er noch einmal: ob es denn wirklich Ernst sei, daß Derjenige das Buch erhalten sollte, der es zuerst ihr vorlesen könnte? Und als ihm solches ernstlich bejaht wurde, entschloß sich Alfred rasch und lernte nicht allein lesen, sondern er nahm auch aus dem wirklich zum Geschenk erhaltenenen Evangelium die Grundlehren des Christenthums so lebendig in sich auf, daß er später, — als König Alfred der Große, der Hort des Christenthums in seinen Landen geworden ist. —

---

151. Ein guter Katechet ist das — liebevolle Mutterwort.

Der in jeder Beziehung ehrwürdige Bischof von Sardica, Alexander Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, hat im Jahr 1838 ein Büchlein *) geschrieben, das er als Blume auf das Grab seiner Mutter gelegt, und in welchem er mit kindlicher Dankbarkeit die rührendsten Züge aus ihrem gar erbaulichen Lebenswandel geschildert hat.

Wie die Fürstin selbst zuerst im elterlichen Hause erzogen worden, und wie sie dann später ihre eigenen Kinder in der Religion und Gottesfurcht erzogen, dieß geht hervor aus den Worten des Sohnes, des Großwürdenträgers der Kirche, der da erzählt:

---

*) Regensburg bei Manz.

Judith Anna, Fürstin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, erblickte das Licht der Welt im Jahr 1751, den 8. September zu Nàdudvar, im Szabolt'scher Comitate des Königreichs Ungarn. Ihre Eltern waren: Freiherr Johannes Reviczky, Gutsbesitzer und k. k. General-Major in wirklichen Diensten, und Rosalia Freyin von Perény. — Ihr Vater zeichnete sich im siebenjährigen Preußenkriege durch Muth und Tapferkeit aus, und zog sich in seinen alten Tagen auf sein Gut Nàdudvar zurück, wo er seinen Kindern und der Oeconomie lebte.

Die Mutter war eine fromme, häusliche, aber dabei für ihre Kinder strenge Mutter, gewohnt, pünktlichen Gehorsam von ihnen zu erfahren.

Als Judith Anna fünf Jahre zählte, war das Gebet und die Stunde zum Gebete für sie wahre Herzensfreude. Oft mußte sie von ihrer Mutter gemahnt werden, die Stufen des Hausaltares zu verlassen, um dem Unterrichte beizuwohnen und weiblichen Arbeiten obzuliegen.

Beide Eltern standen im Rufe bewährter Frömmigkeit. Die Mutter war das Bild einer treuen Gattin, einer gewissenhaften, strengen Erzieherin, und einer thätigen Freundin der Nothleidenden.

Der Vater, obgleich Krieger, wußte die öffentliche und häusliche Andacht mit Anstand in seinem Berufe zu vereinigen. Oft, (wie ich es aus dem Munde meiner seligen Mutter vernahm), sah man ihn an den Samstagen, jedesmal mit Frau, Kindern und Dienstleuten, den Rosenkranz laut mitbeten; was auf die Kinder wohl einen bessern Eindruck machte, als Lehren, seien sie auch noch so schön vorgetragen, wenn sie nicht mit der That und mit dem Leben übereinstimmen.

Er war ein liebender Vater; und mit Liebe hingen besonders seine fünf Töchter an ihm.

Oft pflegte er seinen Töchtern zu sagen: „Wenn ihr auch von mir kein großes Vermögen ererbet, so könnet ihr doch gewiß sein, daß bei meinem Erworbenen kein ungerechter Heller sich vorfindet!"

Den ersten Unterricht in der Religion erhielten die Töchter von einem frommen Ordensmann aus dem Eremiten-Orden des heiligen Franz de Paula: P. Emmerich Kellémen, der den Wahlspruch seines heiligen Ordensstifters: „Omnia charitas!" nicht nur kannte, sondern auch liebend übte.

So oft der ehrwürdige Priester in seinem weißen Ordensgewand und mit eben so weißem Barte zur Religionsstunde eintrat, war dieß für die Kinder ein wahres Fest, auf dessen Ankunft sie

jedesmal sich freuten. So liebreich, so einfach konnte er die Lehren des Heiles vortragen, daß die Katechumenen, ganz Ohr und Herz, dem Vortrage mit größter Innigkeit zuhörten. Unter ihren Schwestern zeichnete sich Judith ganz besonders durch Sittsamkeit, diesen schönen Spiegel der innern Ordnung, durch Frömmigkeit und Fleiß aus. Nicht minder auch hatte sie ein solch mitleidiges Herz gegen Arme, daß sie sich oft in Speisen Abbruch that, und solche verschämten Hausarmen brachte.

Also verflossen im elterlichen Hause die ersten Jugendjahre, als Judith (was damals in Ungarn Sitte war, und wohl auch jetzt noch Sitte ist), in ihrem zehnten Jahre zu einer entfernten Tante im Arvaer Comitate gesandt wurde, um dort die slavische Sprache zu erlernen und, zur Haushaltung angeleitet, in Küche und Keller der Tante behilflich zu sein. Allda verblieb sie bis in ihr dreizehntes Jahr, wo sie wieder in's elterliche Haus zurück kam; fromm an Seele und schön am Körper, wie eine zarte Pflanze, die bald, in einen anderen Garten übersetzt, Früchte tragen sollte.

Dieser Garten nun war ihr eigener Ehestand, den Judith ganz besonders als fromme Bildnerin ihrer Kinder mit den herrlichsten Gottespflanzen zierte. Sie führte frühzeitig und mit eigenem Wort und Vorbild ihre Lieben zu Gott, dem Geber alles Guten. Die Art und Weise, wie diese Belehrung ihrer Kinder beschaffen war, zeige Judith's Belehrung an dieselben. So sprach sie einmal:

„Ich betete viel für euch, meine lieben Kinder, und wußte euch stets Geschichtchen zu erzählen, die damit endigten: Sehet, wie gut der liebe Gott ist! — Als ihr mich fragtet: „„Wer ist denn der liebe Gott, von dem die liebe Mama so viel Schönes erzählet?““ da nahm ich euch an einem schönen Tage mit zu einem Spaziergang und sagte: Wer bin ich? — Nicht wahr, euere Mutter, die euch so herzlich lieb hat? — Ich hatte auch eine Mutter; der Papa ebenso seinen Vater; und so geht es fort, bis wir zu dem ersten Menschenvater, der Adam hieß, und zur ersten Menschenmutter kommen, deren Name Eva war. Diese nun hat, vor allen anderen Menschen, Gott erschaffen, der die Welt, die schöne leuchtende und wärmende Sonne, den Mond und Alles, Alles aus Nichts erschaffen hat. Von diesem lieben Gott kommt alles Gute; der erhält unser Leben, giebt uns Nahrung, Kleidung; Er hat euere Mutter in den Stand gesetzt, euch schöne Spielsachen zu kaufen, die euch so viele Freude machen. Ihr habt eueren Vater, ihr habet mich, euere Mutter, so lieb, weil wir auch euch lieb haben. Nun aber müsset ihr wissen: Alles, was wir euch

geben, haben wir vom lieben Gott bekommen, den wir unsern lieben Himmelsvater nennen. Er ist unser Aller Vater. Darum, liebe Kinder, wollen wir zu Ihm beten: Lieber, guter Vater im Himmel, Du, unser Aller Vater, bist ein gar so guter, lieber Vater, den wir recht lieb haben wollen, ja recht von Herzen lieb!

„Sehet, wenn ihr fromm, folgsam, fleißig seid, so hat Er euch recht lieb, Alles kommt von Ihm, und mächtig ist Er, weil Er so Schönes hervorbringt. Der liebe, gute Gott ist daher — was? — Er ist der allmächtige Gott! Sehet hier, diese schöne, grüne Wiese: wie doch diese Blume da so schöne Farben hat! — Da oben auf den Bäumen sitzen die Vögel und singen, und fliegen munter in der Luft herum. Sehet, liebe Kinder, freuet euch alles dessen; denn Gott hat Alles für seine lieben Kinder erschaffen!"

In solchen freundlichen Lehren war sie unerschöpflich. Oft auch sprach sie nach des Vaters Tode zu uns jüngeren Kindern: „Den lieben Gott müsset ihr recht lieb haben, und Alles thun, was ich euch in seinem Namen sage; denn darum hat Er mich euch zur Mutter gegeben, der ihr folgen müsset, und wenn ihr mir folget, so folget ihr dem lieben Gott. Den lieben Gott recht lieb haben, dieß macht gute, liebenswürdige Kinder, und wird meine Freude sein. Kommet, küsset mich, und danket dem lieben Gott, daß ihr noch eine Mutter habet! Denn sehet, wie viele Kinderchen haben keinen Vater, keine Mutter mehr! Ihre Mütter liegen in der Erde todt, und kommen nicht wieder, weil der liebe Gott sie von der Welt abgerufen hat. Denn wenn das Herz nicht mehr schlägt, das Auge nicht mehr sieht, das Ohr nicht mehr hört, der Mund nicht mehr sprechen kann, die Hände und Füße sich nicht mehr bewegen können, so ist man todt; das heißt, der liebe Gott hat gewollt: der soll nicht mehr leben, und dann nimmt Er sie von der Welt zu sich, wenn sie fromm waren. Sehet, ihr habet euere Mutter noch, aber den lieben Papa hat der liebe Gott schon genommen, der ist schon beim lieben Gott!"

„Andere Kinder haben zerlumpte Kleider, haben oft nicht genug Brod zu essen, haben keine warme Stube, kein Bett, und müssen auf Stroh liegen. Ihr habet nun dieß Alles; darum müsset ihr dem lieben Gott recht danken, recht fromm, recht fleißig sein!" — —

Das, das war der erste Religionsunterricht der Mutter. Jetzt noch, da ich dieß schreibe, treten mir Thränen in die Augen, und lebhaft erinnere ich mich der Stelle im Garten zu Kupferzell, wo ich diesen ersten Religionsunterricht von ihr erhielt. Dank und Segen dir, fromme Mutter, für diesen Unterricht, den mir keine Zeit rauben konnte!

So lehrte die **Mutterliebe**. Ich kenne keinen besseren Katecheten, als das Mutterwort und noch mehr den in Liebe überfließenden Muttersinn, in welchem die schöne Kindlichkeit, und nicht minder auch die Religion sich bildet, die ohne Kindlichkeit nicht erlernt werden kann, und die in der schönen Kindlichkeit gerade das Schönste ist.

Ihr armen Wortführer euerer Zeit! Was eilet ihr denn gar so sehr, das warme Gefühl des Kindes in den kalten Begriff zu verwandeln? — Ihr tödtet das bessere Sein, und gebet dafür ein todtes Zeichen ohne Sein! — Hat es euch denn noch gar nicht geahnt, daß nur durch ein schönes Gemüth herrliche Gedanken erzeugt werden können?

Die schöne Kindlichkeit ist die Religion des Kindes. Gott ist ihm eine Mutter mit unendlicher Liebe, ein Vater mit allerfreuender Huld. Angeklammert an die Liebe, die Vater, Mutter heißt, ist sie angeklammert an die Liebe, die Gott ist. Daher hat unsere Zeit einen großen Mißgriff gewagt, daß sie den kalten Begriff an die Stelle des Autoritätsglaubens in die Kinderwelt setzen wollte, und bei Vielen leider schon gesetzt hat. Daher so viele raisonnirende Buben, der Eltern größter Kummer! Diese kalten Begriffe vergiften mit ihrem Hauche die holde Kindlichkeit; sie sind die Schlange, die die Kinder aus dem Paradiese jagt! —

---

152 — 166. Lehren eines Vaters an sein Kind.

1. Unwillkommene Verwandlung.

Fröhlich in Ehren! Kind, wer will dir's wehren? Laß immerhin dein Herzbäumchen ausschlagen in die frischesten Augen der Freude, in die grünsten Blätter der Lust, in die rothesten Blüthen des Frohsinns, daß es dasteht als meine und deine Seelenweide; — nur siehe zu, daß kein Zweig mit Blättern der Arglust und mit Blüthen der Mißzucht behangen sei, sonst möchte dir aus dem Zweig einmal „eine Ruthe werden, die dich dein Leben lang stäupet!" —

2. Vaters Bitte.

Hör' zu, mein Kind! Vorgestern freute ich mich eines Bäumchens, das so frische Blätter und schöne Blüthen hatte; gestern traf es ein garstiger Mehlthau und erzeugte noch garstigere Insekten, und heute sind seine Zweiglein blätter- und blüthenlos und gleich als vom Froste getroffen. Liebes Kind! hüte dich vor dem Honig-

thau der Verführung, auf daß nicht die Raupen schädlicher Lust die frischen Blätter und Blüthen deines Herzens fressen, und du dastehst mit abgestorbenen Zweigen ohne Trost für mich und dich! —

3. Die unsichtbare Uhr.

Eine Uhr möchtest du haben, Knabe!? Warte, bis du größer bist und sie dir wirklich nützen kann! Uebrigens hast du schon eine bei dir, die Gottlob! noch gar hell schlägt und in stetem Gang ist: wenn du wohl darauf Acht hast, so wirst du immer wissen, wie viel's geschlagen hat. Sieh' nur zu, daß du nicht allzuarg tobst und lärmst und dich nicht vergissest, sonst überhörst du den Schlag deines Uehrleins, und am Ende schlägt sie nimmer, auch wenn du darauf hören willst! Und das wäre schlimm: denn dann müßt' ich der Uhrmacher sein, und dergleichen Reparaturkosten möchten dir etwas empfindlich fallen! — Kennst du die Uhr? —

4. Wohlmeinender Beistand.

Haben wir etwas Tappiches oder Unrechtes gethan, so kommt aus dem Herzen ein Bote gelaufen und wirft uns einen rothen Schleier über die Wangen, um unsere Schande zu bedecken, — und so lange wir's glimpflich machen und nicht allzu oft, ist er stets urplötzlich da und kein anderer Bote kann ihn überholen; muß er aber tagtäglich allzu oft laufen, so wird er müde und bleibt am Ende aus, und wir stehen da unbedeckt, voll Schande und ohne Scham! —

5. Satan's Katechismus.

Auch Meister Satanas hat für seine Jünger und Anhänger einen Katechismus gemacht und die Summe seiner Lehren in ein Hauptgebot gebracht. Wenn du ihn fragst: „Welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz?" so antwortet er dir unverweilt: „Du sollst lieben Geld und Lust von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth; dieß ist das vornehmste und größeste Gebot; das andere aber ist dem gleich: du sollst dich selbst lieben über Gott und deinen Nächsten! In diesen zweien Geboten hangt das ganze Gesetz und die Propheten" — — des Belials nämlich, mein Kind. — Du aber kennst das Gesetz eines anderen Meisters und Herrn und wirst nimmermehr von ihm weichen! —

6. Seelenweh.

Nicht wahr, Kind! wenn dir ein Fingerchen weh thut, achtest du es gar groß und meidest das Licht, das dich gebrannt hat? aber daß du nicht folgtest, als ich dir das Licht verbot, das achtest du

klein? Das thu' ja nicht oft, wenn du nicht willst, daß dir einst deine Seele weh thue: denn solch Weh schmerzt mehr, als der Finger! Drum bete, daß dich der liebe Gott in keinen Fehl fallen lasse, den du nicht dafür hältst. Zehn Fehle, sagt ein Gottesmann, die der Mensch für solche hält, sind oft nicht so arg, als ein Fehl, den er nicht dafür erkennen will, wiewohl er davor gewarnt worden. —

7. Strafe des Schleichgangs.

Gegen Hasen und Spatzen kannst du dein Feld leicht schützen, weil sie ihr unartig Handwerk offen treiben; aber Mäuse und Maulwürfe sind ärger, weil sie im Verborgenen schaden. Einen Hasen oder Spatzen läßt sich Niemand gern schelten, denn es ist kein feiner Ruhm; aber wenn vollends Jemand also zu dir sprechen müßte: „Maulwurf! wühlst du wieder in deines Nächsten Garten und benagst im Verborgenen die Wurzeln seines Fleißes, daß seine Pflanzen verdorren und schändest seine Arbeit mit den aufgeworfenen Haufen deines verderblichen, eigennützigen Schleichgangs? Nimm dich in Acht! die Schaufel ist schon bereit, die dich ertappt und aus der Erde hinauswirft!" — Nicht wahr, Kind, dann würdest du billig noch mehr erschrecken?

Nun, Gott behüte dich, daß du nicht also erschrecken müssest! —

8. Rechnung des Gleichmuths.

Wer nicht gewinnt, hängt leicht die Lippen, und wer vollends verliert, macht ein brummig Gesicht. Selten halten wir neben den jetzigen Verlust den vorigen Gewinn und machen ausgleichende Rechnung. „Die größte Wohlthat achten wir oft klein, und das kleinste Ungemach dünkt uns gleich zu groß," und wenn uns, wie das Sprüchwort sagt: „Der liebe Gott auf dem Rücken nach Rom trüge und uns ein wenig unsanft niedersetzte, so würd' ihm schlechter Dank werden." Laß uns nicht also sein, lieb' Kind! Klage nicht gleich, wenn dir ein Groschen entgeht, noch schrei' gleich, wenn du einmal ein Bischen hart auffitzest: Sieht Manches wie ein Unglück aus und ist doch keines. Hierin weiß jener Landmann am besten Bescheid, der, als ihn Jemand bedauerte, daß ihn das Unglück des Hagelschlags betroffen habe, geantwortet hat: „Das ist kein Unglück, das ist nur ein Schaden; die Sünde allein ist ein Unglück!" — Geh' hin und denke desgleichen! —

9. Schwieriger Höhenstand.

Je höher die Glocke, desto vernehmlicher der Klang; je höher der Sitz, desto erkenntlicher der Mann. Drunten „im Niedrigen

und Verborgenen wirst du leicht überhört und übersehen mit all' deinen Mängeln und Gebrechen." Stehst du aber im Hohen und Lichten, so hört man unten gleich, wenn deine Glocke einen Riß, und sieht gleich, wenn dein Gesicht einen Flecken hat. Drum auf so hohem Stand, wo deine Fehler eher und mehr auffallen, da halte dich doppelt wohl: denn an sich allein schon, du magst unten oder oben stehen, mußt du sorgen, daß dein Leben ein schön Geläute und dein Wandel ein unverdorben Bild gebe. —

10. Wahrung des Schließeramts.

„In einem Hause sind viele Schlüssel, aber nicht in jedem hat sie der Hausherr in der Gewalt," sondern Der, von dem es dort heißt: „Wenn er ausgefahren ist, kehrt er mit sieben Aergeren wieder." Da, wo der Hausherr sich nicht Herr im Haus zu sein traut, und nicht gewappnet sein Haus bewahrt, daß das Seine bleibe mit Frieden, da verwaltet jener unsaubere Geist die Schlüssel nach Gutdünken, und je nachdem des Hausherrn Art ist, läßt er ihm die Truhen und Kisten und Kammern verschlossen, daß ihm bei vollem Vorrath das Herz leer bleibt; oder er schließt ihm Keller und Küche und Kästen beständig auf, und schüttet die Sinnenfülle in des Hausherrn Herz, daß es ganz überdeckt und verschüttet wird und zusammt jenem Quas und Quark verwest. Darum, mein Sohn, behalte die Schlüssel im eigenen Gewahr, und öffne und schließe mit Bedacht, beides zur Zeit, wann es noth ist! —

11. Trau'!

Du schönes Herz, das trauen und recht trauen kann, wenn es auch zuweilen etwas zu viel traut! Wer zu viel traut, ist freilich ein Thor, aber kein Schelm; wer fast überall zu wenig traut, ist ein Schelm, aber kein Weiser! Wer Jeden immer hinter dem Busch sucht, ist selber dahinter gesessen. Wo Einer so gar leicht fast in jedem Menschen einen Hamster oder Fuchs oder sonst ein der Vortheilskunde beflissenes Thier sieht, da ist es Zeit, daß man ihm selbst unter die Pfoten schaue: denn in den meisten Fällen wird sich's befinden, daß gerade er es mit dergleichen vortheilhaften Studien recht in's Subtile treibt. Wo das Mißtrauen haust, wird die Liebe hausflüchtig und der Segen dazu. Darum Kind, traue; freilich schaue auch, wem? — aber traue, traue, traue! —

12. Auch eine Schreibweise.

Nicht Alles, was nicht wie eine Feder aussieht, ist auch keine. Mancher kann mit seiner Zunge besser schreiben, als mit seiner

Feder; und was mit der Zunge in das Herz des Anderen geschrieben wird, steht darin deutlicher, als wenn's nur mit Dem geschehen wäre, was wie eine Feder oder wie ein Griffel aussieht. Drum gieb Acht, Lieber, und „laß deine Zunge einen guten Griffel eines guten Schreibers sein," damit nicht das Herz des Anderen einst „ein Brief für dich werde, der innen und außen mit Ach und Weh über dich beschrieben ist!" —

13. Warnung beim Ueberlaufen.

Halt! es läuft über! — Es ist nicht gut, wenn so rasch eingeschenkt wird, sei's Wasser oder Wein, Geld oder ander Gut! Mußt immer lieber stutzig als allzufreudig sein, wenn dir das Glück so schnell und viel aufschüttet: denn „überladene Schiffe gehen leicht zu Grunde." Langsam gefüllt, macht auch voll, und überflüssig Gut abzugeben, erhält das Fahrzeug über Wasser. Bei Manchem „wächst mit dem Holz auch der Stolz," und in das Kleid der Pracht nistet nicht selten die Motte der Niedertracht. Du aber, mein Kind, wirst du einst reich, so schließe nicht mit dem Geld dein Herz in den Kasten, damit weder die Armuth, noch die Liebe vergebens bei dir anklopfe! —

14. Kopf in die Höh'!

„Der Mensch sieht niemals mehr gen Himmel, als wenn ihm der liebe Gott den Brodkorb hoch gehängt hat!" — Es muß wohl Manchem, wann ihm der Korb gerade so vor dem Munde hängt, recht schwer halten, nicht immer in dessen volle Fülle hinein-, sondern zugleich auch nach der Hand hinaufzuschauen, die ihn von da oben herunterlangt! — Aber merke, mein Kind! Dafür bist du ein Mensch und ein Christ und kein Thierlein, welches freilich nicht zu tadeln, wenn es nur in seine Krippe hineinschauet, während es frißt! —

15. Auch ein Orden.

Wisse, mein lieber Sohn, der liebe Gott hat auch seinen Orden, in welchen er seine Erwählten aufnimmt. Das Ordenskreuzchen, womit er sie schmückt, trägt sich nur nicht so leicht, wie das im Knopfloch, und es ist auch kein so groß Rennens und Laufens darnach, wie nach jenem, so die Gnade der Könige austheilt: ja die Meisten möchten gerne dieser Ehre baar und ledig bleiben, eben weil sie merken, daß diese Ordenszeichen einigermaßen schwer zu tragen sind! Sie freuen sich daher, so lange sie nicht berufen sind, und halten sich gern für vergessen,

wenn sie darüber fast alt geworden. Aber gieb Acht, Alterchen! Es kann noch immer ein ziemlich „Kreuzlein für dich bereit liegen," denn es ist noch nicht aller Tage Abend. Deine Freude ist auch nicht die Klügste. Wünsche ja nicht, der liebe Gott möchte dich immer auf Polster und Kissen legen und dich am Ende so recht bequem und rasch in den Himmel kutschieren lassen. Derlei Weichlinge halten die Himmelfahrt nicht aus. Beinbruch und Hausbrand und Verfolgung und ander Unglück brauchst du dir freilich nicht eigens zu wünschen; aber wohl wirst du thun, dich bei Zeiten mit dem rechten Schild und Helm und Panzer vorzusehen. Die beste Rüstung und Vorübung aber für solche Zeit der Kreuzfahrt ist — Anderen ihr Kreuz tragen zu helfen. — Merk's! —

167. Der wunderbare Keim zu einem großen Manne.

Der heilige Dominikus ist im Jahr 1170 zu Calaroga, Diöcese Osma in Spanien, aus dem vornehmen Geschlechte der Gusmann gebürtig.

Die Geburt und schon die ersten Stunden des Daseins dieses Kindes haben etwas Wunderbares, etwas für seine große Zukunft Prophetisches.

Seine Mutter, die fromme und tugendschöne Johanna von Aza, erzählt, wie ein Traumbild ihr gezeigt, daß sie einen Hund gebäre, der mit seinen Zähnen eine brennende Fackel halte. Man deutete ihr: Der Hund stelle den Christo ergebenen Diener vor, und die Fackel sei die christliche Liebe, mit welcher ihr Kind dereinst die ganze Welt umfasse. Die Mutter, ob dieser Vision indessen unruhig geworden, verfügte sich zu dem Grabe des gottseligen Dominik, Abts von Silos, das damals in jenem Theile Spaniens in großem Rufe stand. Der Heilige erschien ihr, beruhigte ihre ferneren Besorgnisse, indem sie eines Sohnes genese, der die Ehre und die Stütze der Kirche sein werde. Tags darauf kam das Kind zur Welt, und in Anbetracht der Tröstungen, die ihr der heilige Abt verliehen, stellte Johanna den Neugeborenen unter seinen Schutz. Der Name „Dominikus" war zugleich eine That der mütterlichen Dankbarkeit und eine geheimnißvolle Verbindlichkeit für den Sohn, denn der Name bedeutet: „Ein Herrlicher!" Das will sagen: „Einer, der dem Herrn gänzlich angehört." —

Und kaum war der Knabe geboren, da sah im Traum eine fromme Dame, seine Pathin, wie von der Stirne dieses Kindes ein strahlenreicher Stern aufflammte. Mit der frühesten Morgen-

stunde machte sie sich auf und erzählte diese hehre Erscheinung der Mutter Johanna, die sich herzlich mit ihr freute und unter Gebet den Kuß der segnenden Mutterliebe auf die Stirn ihres hochbegnadeten Kindes drückte.

Aber bereits in der Wiege verkündete sich der dereinstige Diener des Herrn, der in heiliger Selbstkreuzigung die Welt und ihre Lust verachtet. Manchmal nämlich, wenn die Amme, die des Kindes Schlummer hütete, sich entfernt hatte, sah man das Kind die Wiege verlassen und auf der bloßen Erde eine Lagerstätte suchen. Es schien also, daß dieser schon voraus geweihte Leib mit einer Art geheimen Entsetzens vor allen weichlichen Genüssen erfüllt war. —

Die Mutter begriff alsbald, sie dürfe einen solchen Sohn nicht für sich erziehen, sondern sie müsse ihn ungesäumt den Händen der Kirche anvertrauen, und mit diesem Werke den Ruhm bezahlen, das auserwählte Werkzeug seiner Geburt gewesen zu sein. Sie hatte einen Bruder, welcher Erzpriester der Kirche von Gumiel d'Jsan war. In diesem strengen Hause seines Onkels, fern von den Liebkosungen der Mutter, brachte nun Dominikus vom siebenten Jahr an die Zeit seiner Jugend zu, und oblag daselbst den Studien, dem Nachdenken und dem Gebet. Das Heiligthum des Gotteshauses war, so zu sagen, das natürliche Vaterland dieser von der göttlichen Gnade fürgewählten Seele.

Im Alter von fünfzehn Jahren schickte ihn sein Onkel, der ihn ohne Zweifel das Alles gelehrt hatte, was er selbst wußte, auf die Universität nach Palencia, damals berühmt durch den Unterricht ihrer Lehrer und den großen Zufluß ihrer Schüler. Die zehn Jahre, welche Dominikus daselbst zubrachte, theilte er in das Studium der Philosophie und Theologie. Besonders aber brachte der Student ganze Nächte mit den heiligen Büchern zu, indem er sich mit Entzücken an den heiligen Quellen labte, und die göttliche Wissenschaft, die seinen Geist erleuchtete, durch fromme Gottesfurcht läuterte, während christliche Liebe die Frucht seiner Studien vervielfältigte. Wir (so sagt sein Biograph, der Professor am Lyceum zu Rouen — E. Caro) bemerken ausdrücklich: D o m i n i k u s gehört durchaus nicht in die Klasse jener Gottesmänner, die sich nur in Betrachtungen vertieft. Er betrachtet zwar, aber er handelt zugleich. Sein Leben ist ein beständiges Gebet, aber nicht weniger durch seine Werke wie durch sein Nachdenken. Er athmet nur für den Himmel, vergißt aber dabei keineswegs auf die Menschen, denn er ist späterhin im hervorragendsten Sinne — ihr vor Allem g e i s t i g e r W o h l t h ä t e r geworden! —

168. Ein armer Student.

Wie gar viele Priester unserer heiligen katholischen Kirche, so stammte auch Leonard Nußbaum aus einer unansehnlichen und unbemittelten Familie. Er war geboren am 18. Februar 1810 zu Lauingen als Sohn eines Tagelöhners, der besonders bei der stark besuchten Schranne dieser Stadt seinen schmalen Lebensbedarf sich verschaffte.

Seine ersten Studien machte er in dem benachbarten Dillingen, nachdem es dem talentvollen Knaben und seiner sanften Mutter nur unter vielen Bitten und großer Mühe gelungen, dem Vater die Einwilligung zum Studiren abzuringen. Lehrer und Schüler gewannen den jungen Studenten lieb. Seine frommen Sitten und sein freundliches Betragen erwarben ihm bald Freunde und Wohlthäter.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er stets einen Platz unter den Ersten fand, wozu wohl nicht wenig der Ernst des Vaters und die Furcht des Sohnes vor diesem Ernste mag beigetragen haben.

Ein Beispiel von diesem Ernste möge hier vorgeführt werden.

Es war im zweiten Jahre, daß Leonard studirte, als der Knabe am Schlusse des ersten Semesters heimkehrte, aber leider! sagen mußte, daß ihm unter seinen Mitschülern nur der sechste Platz zu Theil geworden sei, und sich zugleich gestehen mußte, es sei dieses Zurücksein nicht ohne seine eigene Schuld veranlaßt, weil er im Umgange mit Anderen zu viele Zeit dem Vergnügen und der Zerstreuung geopfert hatte. Der Vater sah unmuthig den Sohn an, sprach dann mit gewohntem Ernst: „Da wird das Studium bald ein Ende haben!“ und ging am Abend aus, und kam nicht mehr heim bis erst zur gewohnten Zeit des Schlafengehens, was die Mutter dem Sohne als ein schlimmes Zeichen deutete. — Im Laufe der Osterferien sprach dann der Vater zu seinem Sohne weiter kein Wort mehr, aber beim Scheiden wiederholte er ihm die Worte nachdrücklichst: „Es wird dein Studium bald ein Ende haben!“ — Und so tief nahm sich der Knabe die Rede des Vaters zu Herzen, daß er am Ende des Schuljahres wieder den ersten Platz behauptete.

Auch hemmte in seinem rastlosen Eifer und in den ausgezeichneten Erfolgen seines Strebens nach einer tiefen und allseitig wissenschaftlichen Bildung ihn nie und nimmer seine so große Dürftigkeit, und oft erzählte er selbst später mit vielem Vergnügen

einen Vorfall aus dieser Zeit, der so recht einen Einblick thun läßt in sein gar ärmliches Studentenleben. —

Es war nämlich an einem heitern Sommertage, da erging in der Studentenwelt Dillingens das freudige Wort: „„Heut' Nachmittag wird mit dem Professor spaziren gegangen!““ Natürlich wurde auch Leonard Nußbaum von dieser Botschaft lebendig ergriffen; allein er hatte kein Geld. Da lief er denn in der Mittagszeit den Weg von Dillingen nach Lauingen, eine Stunde hin und eine Stunde her, um sich Geld für's Freudenfest zu holen. Sein Vater sah den Sohn zur ungewohnten Stunde und hörte sein Begehren, und gab ihm, was er eben vermochte, — einen Groschen — mit den Worten: „Da nimm, aber mach' mir keinen Lumpen!“ Und der Student war zufrieden mit dem Groschen, und als er seinem Professor das Erlebniß erzählte, da gab dieser aus freiem Antrieb dem geliebten Schüler noch mehr Geld und machte ihm den Tag zum vollen Freudentag. — —

Und dieser arme Student wurde im Jahr 1840 Professor der Philosophie und später der Dogmatik am k. Lyceum zu Freising und zugleich Rektor des Gymnasiums, so wie im besondern Vertrauen Seiner Excellenz des Herrn Erzbischofs Lothar Anselm auch Inspector des Knabenseminars, und 1845 Director des erzbischöflichen Clerical-Seminars zu Freising, und dazu noch im Jahr 1852 erzbischöflicher Geistlicher Rath

Seiner Natur und seinem Charakter nach heiter, wußte der edle Mann doch hohen Ernst zu rechter Zeit geltend zu machen. Die Heiterkeit übrigens geleitete ihn überall hin, in den Kreis der Freunde, zu den Kranken und Bedrängten, zu seinen Geschäften, denen er mit musterhafter Unverdrossenheit und Treue oblag. Diese seine heitere Geistesfrische, die ihre Nahrung aus innigem Verkehre mit Gott in Andacht und Gebet schöpfte, half ihm zu jener männlichen Offenheit, die er vor Jedermann, besonders vor seinen Alumnen grundsätzlich zeigte, half ihm dazu, daß er Allen eine liebe Erscheinung war, mit denen er zu verkehren hatte. Er wußte die Liebe des Christen und Priesters mit der Humanität eines gebildeten Mannes im seltenen Grade zu vereinigen.

Neun Jahre stand er dem Clerical-Seminar vor, als er in der Nacht vom 17. auf den 18. October des Jahres 1854 von der Cholera ergriffen wurde; sie schien einen guten Verlauf zu nehmen; er wollte jedoch schon am ersten Tag auf den ernsten Gang in die Ewigkeit sich vorbereiten und empfing mit Entschlossenheit und Andacht die heiligen Sakramente; am dritten Tag war er eine — Leiche.

Allgemeine Theilnahme gab sich kund bei seinem Hinscheiden und Begräbniß, und Viele, die er in Christo Jesu geistlich oder leiblich unterstützte, weinten ihm die Thränen des Dankes nach.

Sein fast achtzigjähriger Vater erschien aus weiter Ferne noch in der letzten Stunde vor dem Leichenbegängniß, um sich am Grabe des inniglich beweinten Sohnes den Tod zu holen. Er ging noch festen Trittes hinter dem Sarg einher; als er aber nach drei Tagen heimkehrte, ergriff auch ihn die Cholera und legte ihn nach wenigen Stunden in's Grab. —

---

169. Hehre Erinnerungen an eine Kühemagd.

In dem berühmten Werke „Charakterbilder von Beda Weber“ begegnet man auch der Schilderung eines höchst interessanten Mannes, genannt — der Sonderling von der Etsch. — Und dieser edle Mensch wußte gar anmuthig von seiner Jugend besonders das Nachfolgende zu erzählen.

„Ich war der einzige Sohn wohlhabender Eltern,“ sagte er lächelnd „Mein Vater, ein dicker wohlbehäbiger Mann, liebte das Studium der Physik, und war mit der Elektricität seines Cabinets weit mehr beschäftigt, als mit mir, von dem er wenig mehr verlangte, als daß ich ihn bei seinen Versuchen ungestört ließ. Meine Mutter, eine herzensgute, aber schwächliche Frau, sorgte gewissenhaft für meine leibliche Nahrung, für ein warmes Bett und gute Bekleidung; aber in allem Uebrigen war ich mir selbst ganz überlassen, ein allgewaltiger Herrscher über das Gesinde, das meinen Launen nicht widerstehen durfte, unfehlbar selbst in der Unart, und üppig im Blühen meiner unbeschnittenen Gedanken und Begierden. Seltsamer Weise machte sich mein knabenhaftes und tyrannisches Königthum nur im eigentlichen Vaterhause geltend. Im Umgange mit gemeinen Leuten, im Garten, auf dem Felde verlor ich alle Wildheit und fühlte mich eigenthümlich wohl und einheimisch im Kreise arbeitsvoller, schweißüberronnener Gesichter, deren Schweißtropfen mir schöner vorkamen, als die Perlen und Edelsteine an schönen Frauen, mit bunten Fächern zur Sonnen- und Fliegenabwehr. Auf diesem Boden begann erst meine von Haus aus vernachlässigte Erziehung. Eine fromme Kühemagd nahm sich meiner besonders an, und eröffnete mir das Verständniß der irdischen und himmlischen Welt. Mit ihr fing ich an, Morgens und Abends zum allgegenwärtigen Gott zu beten, kniend auf einem

Bunde Stroh, das sie mir, „dem einzigen Sohne des Hauses," mit demüthiger Scheu bereitete, während sie selbst, „die grobe Stalldirne," auf den nackten Steinen vorlieb nahm. Es lag eine unermeßliche Innigkeit, eine tiefe allgewaltige Andacht in den Zügen dieser schönen Seele. Schon bei ihrem Anblick umschauerte mich die Gegenwart des lebendigen Gottes, in welchem sie Alles that und wirkte. Sie docirte nicht wie die Professoren und Religionslehrer, welche später mit ihrer bittern Salzfluth nicht mehr im Stande waren, die tiefen Eindrücke dieses Weibes auf mein Gemüth zu zerstören. Kurze, oft schneidende Sprüche, welche sich unverwischlich dem Gedächtniß einprägten, waren die Träger ihrer Weisheit; zum Beispiel: „Fürchte Gott, das färbt die Wangen roth!" — „Liebe Gott, das macht die Sünde todt!" — „Gottesliebe ohne gute That, ist Teufels Lust und Teufels Rath!" — „Gingst du auch im tiefsten Wald allein, Gott oder der Teufel wird dein Begleiter sein!" — „Mit den Frommen wandelt Gott, mit den Bösen tanzt der Tod!" — Nie werde ich die Macht dieser einsamen, in Gott fröhlichen Seele vergessen, wenn sie mit begeisterten Worten von der Allgegenwart Gottes redete, wie wir Alle nur vor Gott grünen und gedeihen können, und die freche Sünde vor Gott als unausstehlicher Greuel alle schönen Menschenbilder, alle Bäume und Blüthen tödte.

Der Kuhstall gewann dadurch für mein kindliches Gemüth einen unbeschreiblichen Reiz, und als ich später in die Schule mußte, bekam ich Herzweh nach den Lehrvorträgen des Stalles gegen die klapperdürren Abhandlungen der Weltweisen. — Alle Abend erschienen zwei Katzen mit ihren Jungen, grauweißen wunderlieblichen Thierchen, vor meiner süßen Lehrerin und erhielten aus ihrer Hand ein kleines Schüsselein Milch, das sie redlich miteinander theilten und hierauf in behaglicher Lust mit den Pfoten ihre Schnäutzchen reinigten. Deßgleichen kamen die Hennen mit ihren Hühnlein, welche ebenfalls eine kleine Portion frischer Milch erhielten und sie auf das Zierlichste austranken, die Köpfchen mit jedem Schlucke zum Himmel haltend. Und die wohlgenährten Kühe mit ihrem neidlosen Gefühle schauten uns Alle theilnehmend an, als verständen sie unsere Seligkeit. Sogar die Spinne erschien als ein Daseinsberechtigtes, daher mit Vorsicht geschontes Wesen, und ließ sich aus ihrem Zaubernetze, das an der Decke des Stalles hing, freundlich herunter in die warmen Athemzüge der Stallbewohner. Ich erstaunte nicht wenig über diese stille, mittheilungsselige Genossenschaft, und alle Knospen des menschlichen

Zartgefühls und der rücksichtsvollen Theilnahme öffneten sich in meiner Seele.

Ueber dem Melkstuhle, auf dem ich gewöhnlich saß, war die Wand mit Heiligenbildern bunt beklebt, worunter ich den Ritter Sanct Georg im Kampfe mit dem Drachen, den frommen Hirten Wendelin, die heilige Jungfrau Ottilia und Sanct Isidor mit der Jungfrau Nothburga besonders liebgewann, die rings um die heiligste Dreifaltigkeit und um die Krönung der allerseligsten Jungfrau Maria mit Palmzweigen schwebten, in hellfunkelnden Farben, mit Goldstreifen und Sternen verziert. Auf einem Zettel darunter stand der Haussegen geschrieben, welchen wir Abends allzeit beteten, und der also lautete:

„Mach' uns selig, Jesus Christ!
Weil Du unser Heiland bist.
Halt' uns allesammt gesund,
Rein das Herze, rein den Mund,
Und aus dieser falschen Zeit
Führ' uns bald zur Herrlichkeit!“

Diese fromme Bilderwelt, die mir noch heute leuchtend in der Seele steht, hat mir zur sittlichen Reinigung mehr genützt als alle berühmten Gemäldegalerien, die ich später in Deutschland, Italien, Frankreich und England gesehen habe. Insbesondere hat die goldstrahlende Krone auf dem Haupte der heiligen Jungfrau Maria aus der Unschuld meiner kindlichen Träume ihren unverwüstlichen Glanz in die dunkelsten Stunden meines Lebens, wo Zeit und Ewigkeit auf dem Spiele standen, wirksam hineingeworfen und das schöne Wort meiner ersten Lehrerin wach gehalten: „Gold, o Kind! bedeutet die Unschuld deiner unbefleckten Seele. Halte sie unversehrt im Leben und im Sterben!“

Mit dieser treuen Magd zog ich hinaus in den Garten, auf das Feld, hinab in die Auen an der Etsch, und wurde vertraut mit den Arbeitern, Tagelöhnern und Fuhrleuten. Mitten in Mühsal und Noth sah ich sie immer heiter, voll Mutterwitz und poetischer Weltauffassung. Aus dieser Quelle habe ich meine eigene Lust getränkt und alle Anlage zum sentimentalen Katzenjammer verloren. Ich bekam einen unermeßlichen Respect vor der Arbeit und eine tiefe Abneigung gegen die vornehme Nichtsthuerei, an welcher die höheren Stände laboriren. Jahrelang habe ich mich auf solche Weise glückselig umhergetrieben, alle Bäume der Umgegend waren meine Vertraute, an allen Bächlein hatte ich meine Füße plätschernd abgespült, und um die Vogelnester im Gebüsche den Athem angehalten, um die Thierchen nicht zu erschrecken. Die Natur war

an mich herangetreten mit ihrem gesunden Hauche, mit ihren aufregenden Liedern, und hatte meine ganze Seele eingenommen. Wenn ich bisweilen im Besuchszimmer meiner Mama erschien und von eintretenden Damen überrascht wurde, so war ich ihnen und sie mir ganz fremd. Sie schalten mich den „sonneverbrannten Wildfang;" ich schlich mich gewandt hinweg, eilte in den Hof und ließ den Brunnen des Hauses über meinen Kopf laufen. Damit war aller Verdruß hinweggeschwemmt. — —

Nach solcher Vorbildung trat ich in die Studirjahre ein. Später zog ich auf die Universität, um Jura zu studiren.

Noch später band mich eine frühe Heirath an bestimmte Verhältnisse. — Das Grab meiner Freundin Therese, die leider! während meiner kurzen Universitätsfahrt an einer hitzigen Krankheit gestorben war, trieb um diese Zeit die ersten Veilchen. Ihr Duft schauerte mich an wie Himmelsluft, und alle ihre Lehren wachten mächtiger in meiner Seele auf. Mein Sinn wurde ernster, mein Fleiß stätiger und die Andacht meines Herzens inniger und gottvertrauender!" —

---

170. Ein frommer Knabe.

(Aus: Das Leben des Bernard Overberg von Dr. Krabbe.)

Bernard Overberg war am 1. Mai des Jahres 1754 geboren. Seine Eltern wohnten in der Pfarrei Voltlage im Osnabrückschen, waren unbemittelt, aber rechtschaffen und gottesfürchtig. Der Vater ernährte die Familie durch einen Kleinhandel mit Strümpfen und Tüchern, und war ein großer Freund des Gebets. Als er später krank geworden und an einem langwierigen Fußübel litt, lag er mit besonderem Seeleneifer seinen Andachtsübungen ob, und beschäftigte sich in mancher schlaflosen Nacht mit der Betrachtung des Leidens Jesu Christi. So wurde dem Knaben der religiöse Sinn schon frühzeitig eingepflanzt. In seinen ersten Kinderjahren schien er mit geringen Natur- und Geistesanlagen begabt zu sein. Bis zu seinem fünften Jahre konnte er nicht gehen, und als er endlich so weit kam, daß er die Schule besuchen konnte, brauchte er lange Zeit um lesen zu lernen.

Er war neun Jahre alt, da starb der Seelsorger der Pfarrei Voltlage. Seine frommen Eltern sprachen in seiner Gegenwart über den Verlust dieses Mannes, der ein guter und eifriger Seelsorger gewesen sei; es sei Schade für die Pfarrei, einen solchen

Mann verloren zu haben; wenn sie doch nur einen braven Seelsorger wieder bekommen würden u. s. w. Der kleine Bernard, welcher die Unterredung der Eltern aufmerksam angehört hatte, machte in seinem stillen Sinne den Schluß, daß ein Pastor wohl ein wichtiger Mann sein müsse, und dachte bei sich: „Ich möchte auch wohl Pastor werden.“ — An einem der folgenden Tage war der Knabe auf dem Felde und hörte das Todtengeläute für den Verstorbenen. Es war ihm, als würde er festgehalten; seine Empfindung wurde zum Gebet und er sprach zu Gott: „Herr Gott, wenn Du machst, daß ich gut lernen kann, dann will ich Pastor werden!“ — Von nun an ging es mit dem Lernen sehr gut; nach Verlauf von sechs Monaten konnte er so fertig lesen, daß er vom Lehrer ausersehen wurde, den kleinen Kindern in ihren Leseübungen zu helfen. Auch in der Religionslehre und in der Gottesfurcht machte er gute Fortschritte. Die erste heilige Kommunion hielt Bernard mit besonderer Andacht und Liebe zu Jesus, und erneuerte bei dieser feierlichen Gelegenheit das Versprechen, im Priesterstande sich dem Dienste Gottes zu weihen.

Aber wie sollte er dazu die Einwilligung seiner Eltern erhalten, die ihn schon zum Geschäfte des Vaters bestimmt hatten? Seinen unbemittelten Eltern mußte es schwer werden, ihn auf dem Gymnasium durchzubringen, und er hatte nicht den Muth, ihnen seine Wünsche zu eröffnen. — Als er eines Tages die Kühe auf die Weide trieb, wurde das Verlangen nach dem Unterrichte, welcher zum geistlichen Stande nöthig ist, in ihm sehr stark. Er sprach zu sich selbst: „Ich bin in den Jahren, worin mit dem Studiren der Anfang gemacht werden muß, und doch kann ich es nicht über mich bringen, meinen Eltern davon zu sagen.“ Alsbald wandte er sich im Gebete zu Gott und rief die heilige Mutter Gottes und andere Heiligen um ihre Fürbitte an, Gott möge seinen Eltern in den Sinn geben, ihn Priester werden zu lassen. Noch am Abende desselben Tages ward seine Bitte erfüllt; denn die Eltern schlugen ihm vor, ob er nicht anstatt der Handelsreisen lieber studiren wolle. Wer konnte glücklicher sein als Bernard?

Schon am folgenden Tage wurde er einem Geistlichen in Voltlage zum Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache übergeben. Unverdrossen und freudig, ohne Rücksicht auf Witterung und schlechte Wege, ging er von jetzt an täglich eine Stunde Weges hin und her, von Höckel, seinem Geburtsorte, bis zum Pfarrort, in den Unterricht. Auf dem Wege ging er gewöhnlich in sich selbst versenkt einher, ohne zu sehen und zu hören, nachdenkend über die Regeln der lateinischen Sprache. Das Studiren

war im Winter mit großen Beschwernissen verknüpft. Die Mutter zündete des Abends statt der Lampe eine trockene Kienholzwurzel an, die zum Lesen nicht Licht genug gab. Um Licht und Wärme zugleich zu haben, legte er sich unter der Herdbank am Feuer hin, welches ihn erwärmte und das Buch erleuchtete. —

In Erholungsstunden waren die Hausthiere seine Spielgefährten, insbesondere eine Katze und eine weiße Taube. Die Taube hatte den Weg gemerkt, den Bernard täglich zur Lehrstunde machte; gegen die Zeit, wo er wieder nach Hause zu kommen pflegte, flog sie ihm bis auf halbem Wege entgegen und wartete seiner auf dem Geländer einer Brücke. Sobald er dahin kam, setzte sie sich auf seine Schulter und ließ sich so von ihm nach Hause tragen. Eines Tages blieb die treue Gefährtin aus. „Ich finde sie wohl zu Hause!“ dachte er, aber auch da war sie nicht. Zu seiner Trauer erinnerte er sich, einem Bettelmädchen begegnet zu sein, aus deren aufgerollter Schürze etwas Weißes, der Schweif der Taube, hervorgeragt hatte. Sie war wirklich gestohlen. — Gleiches Mißgeschick wartete auf ihn von Seiten der andern Gefährtin. Die Katze naschte, und sollte dafür ersäuft werden. Bernard sollte das Todesurtheil vollstrecken. Was war nun hier zu thun? Er mußte seine Empfindung des Schmerzes zum Opfer bringen; denn er weiß, daß Gehorsam die erste Pflicht des Kindes ist. Er wirft die Katze in's Wasser und geht schnell davon, schaudernd vor sich selbst und seiner Handlung; aber indem er sich zu Hause hinsetzt, den Kopf auf den Arm stützend und trauend über das arme Thier, welches er schon todt glaubt, siehe, da kömmt zu seiner größten Freude die nasse Katze in's Haus zu ihm gelaufen. Das befreundete Thier wurde nun sorgfältig getrocknet und gepflegt, und man schenkte ihm das Leben. — Mehrmals hatte er die Mutter um ein kleines Beetchen im Garten, Blumen darauf zu pflanzen, gebeten; allein sie wollte bei ihrer Armuth den nützlichen Küchenkräutern nichts entziehen. Er sah am liebsten die weißen Marienblümchen, welche in großer Menge auf dem Grasanger neben dem Hause wuchsen. Oft ergötzten diese einfachen Blümchen sein kindliches Herz, und sie blieben ihm sein ganzes Leben hindurch sehr werth. Unter den Gartenblumen war ihm die Rose besonders lieb. —

Bernard hatte das sechzehnte Jahr erreicht, als er nach Rheine auf das Gymnasium des dortigen Franziskaner-Klosters geschickt wurde. Die Nachbarn sagten ihm, die Schüler des Gymnasiums würden sehr strenge gehalten und hart behandelt; er glaubte dieß, wollte sich jedoch gerne Alles gefallen lassen, um nur zu seinem Ziele zu gelangen. Bei der ersten monatlichen Prüfung

erhielt er den vorletzten Platz in seiner Klasse; diese Demüthigung nahm ihm aber den Muth nicht, er glaubte sogar den letzten Platz verdient zu haben, man habe ihn jedoch aus Schonung um Einen Platz höher gestellt. Er studirte mit solchem Eifer, daß er am Schlusse des ersten Schuljahrs alle seine Mitschüler in der Religionslehre und in den lateinischen Sprachübungen übertraf, und in allen übrigen Fächern den besten gleich stand. Seine Fortschritte in der Religiösität und Sittlichkeit und in den verschiedenen wissenschaftlichen Lehrgegenständen waren in den folgenden Jahren nicht weniger glänzend. Er war der Trost seiner Mutter, die Freude seiner Lehrer und ein nachahmungswürdiges Vorbild für die Mitschüler. Er benutzte sorgfältig die Zeit, wohl wissend, daß die unnütz zugebrachten Stunden für die Ewigkeit verloren sind. Um des Morgens früh aufzustehen, hatte er eine Schlafglocke auf seinem Schlafzimmer angebracht und mit einem Tagelöhner, der um fünf Uhr des Morgens zur Arbeit ging, die Absprache getroffen, daß er vermittelst eines Fadens, welcher nach Außen an der Wand herabhing, die Schelle ziehen und ihn wecken solle. Muthwillige Schüler zogen dieselbe öfter mitten in der Nacht, aber er ließ sich diese Neckerei gefallen. Wenn er spazieren ging, hatte er ein Buch in der Tasche und legte sich hinter eine Wallhecke hin, um ungestört lesen und nachdenken zu können. Er beschränkte sich nicht auf die Schulbücher, sondern suchte sich auch andere Schriften zu verschaffen, welche von den Lehrern als nützlich empfohlen wurden.

Endlich war der Zeitpunkt herangekommen, wo Bernard, der sich von Kindheit an zum geistlichen Stande mit allem Ernste vorbereitet hatte, die heilige Priesterweihe empfing. Er wirkte im Priesterstande unendlich viel Gutes durch Lehre und Beispiel, und hat sich vorzüglich um die Erziehung und Bildung der Jugend verdient gemacht. —

---

171. Ein frommes Mädchen.

(Aus: Leben heiliger Kinder von Matthias Heuser.)

Anna Höß war geboren zu Kaufbeuren in Schwaben am 20. October 1682. Ihre Eltern waren fromm und gottesfürchtig, und mußten durch Handarbeit das tägliche Brod für ihre Kinder gewinnen. Unter denselben zeichnete sich die kleine Anna durch ihr frommes und bescheidenes Wesen aus. Sie war von äußerst zarter Leibesbildung, und aus ihrem freundlichen Auge leuchtete die lautere Sanftmuth und Güte. Ihre Mutter Lucia sagte oft: „An

meiner Anna werde ich einst recht viele Freude erleben; denn schon als kleines Mädchen thut sie den Eltern Alles zu Lieb, was sie ihnen an den Augen ansehen kann." Die Mutter hatte den richtigen Grundsatz, man müsse die Kinder frühzeitig zur wahren Furcht und Liebe Gottes erziehen. Daher lehrte sie ihre Kinder, sobald sie einige Worte deutlich aussprechen konnten, den Namen Gottes, das Vater unser und andere kurze Gebete, welche die Kleinen nachsprechen und verstehen konnten. Manche Viertelstunde erheiterte sie dieselben mit Erzählungen aus den heiligen Büchern, und wußte jedesmal die lehrreichsten Bemerkungen anzuknüpfen. Besonders freute sich die kleine Anna, wenn es Abend wurde; denn sobald die Kirchenglocke den englischen Gruß verkündigte, stand der Vater Matthias von seinem Webstuhl auf, betete mit den Kindern, und las ihnen darauf aus dem Leben der Heiligen oder aus den Betrachtungen über Jesu Leiden und Tod vor. Alle saßen dann um ihn her, aber Anna schmiegte sich immer so nahe als möglich an den Vater, um ja kein Wörtchen zu überhören; und wenn er zu Ende war, konnte sie ihm das Gelesene mit solcher Genauigkeit wiederholen, daß er sich über das gute Gedächtniß und den liebenswürdigen Vortrag der kleinen Erzählerin wundern mußte.

Die Mutter Lucia nahm sich besonders der armen und verlassenen Kranken liebevoll an, und unterstützte sie mit Rath und That, so gut sie nur immer konnte. Waren auch die Gaben, die sie den Dürftigen reichte, nicht groß, so waren sie doch ein angenehmes Opfer vor Gott, der auf die fromme Gesinnung und die freundlichen Worte sah, womit sie ihre Liebesdienste stets begleitete. Sie sagte oft zu ihren Kindern: „Was man aus Liebe zu Gott den Armen thut, das belohnt Jesus so, als ob man es Ihm selber gethan hätte." Das Wort und Beispiel der Mutter wirkten auf die Kleine vortheilhaft ein, und erweckten frühzeitig die thätige Nächstenliebe in ihr. Wenn z. B während des Essens ein Armer um ein Almosen bat, so legte Anna den Löffel sogleich nieder, hob ihre Händchen bittend zu den Eltern empor, lief hurtig mit ihrem Teller zur Thüre, gab ihre Speise den Armen und freute sich, den lieben Heiland in einem armen Mitmenschen gespeiset zu haben. Ebenso liebevoll war sie gegen ihre Geschwister. Ein Geschenk, das sie empfangen hatte, machte ihr nur dann Freude, wenn sie auch ihren Geschwistern davon mittheilen durfte. Gegen Jedermann war sie stets freundlich und bereitwillig, wer immer ihre kleinen Dienste in Anspruch nahm.

Nach alter christlicher Sitte wurde im elterlichen Hause jeder

Tag mit gemeinschaftlichem Morgengebet angefangen; auch pflegte die fromme Mutter, von der kleinen Anna begleitet, täglich dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, und in diesen heiligen Stunden des Gebetes vergaß das Kind Alles um sich her, und ihre ganze Seele war in Gott versenkt. Oft kniete Anna stundenlang vor den Altären, und wer sie sah, glaubte einen Engel Gottes zu erblicken. Ihr stilles Kämmerlein hatte sie zu einem Gotteshause gemacht, und oft, wenn die Eltern sie suchten, fanden sie das Kind betend auf die Kniee gesunken.

Als Anna fünf Jahre alt war, wurde sie in die deutsche Lehrschule geführt, und schon im ersten Jahre hatte sie sich den Ruf der besten und fleißigsten Schülerin erworben. Mit größter Aufmerksamkeit horchte sie auf jedes Wort während der Lehrstunde; und da sie die Gabe besaß, das Vorgetragene schnell zu fassen und fest im Gedächtnisse zu behalten, so mußten ihre Lehrer die schnellen Fortschritte des Kindes bewundern.

Die liebsten Lehrstunden waren ihr stets diejenigen, in welchen der Seelsorger den Religionsunterricht ertheilte und den Katechismus erklärte. Hier war sie ganz Ohr, und in ihrem Gesichte konnte man ihre Freude und lebhafte Theilnahme lesen. In den Sonntags-Christenlehren in der Kirche mußte sich auch die erwachsene Jugend einfinden. Jene Fragen, welche selbst die Größeren nicht beantworten konnten, löste die kleine Schülerin so ausführlich und lieblich, daß der Seelsorger mehrmal sagte: „„Mein Kind, du hast sicherlich einen höhern Lehrmeister!““

Aber die Religion war für Anna nicht nur ein Gegenstand des Gedächtnisses, sondern die Richtschnur all' ihres Thuns und Lassens. Deßhalb nahm sie der Priester, obgleich sie erst ihr siebentes Lebensjahr vollendet hatte, zur ersten heiligen Kommunion; und von dieser Zeit an genoß sie jeden Sonntag mit ihrer gottesfürchtigen Mutter das Brod des Lebens im heiligsten Altarssakrament. In diesen Stunden der heiligen Feier sah man die Flamme himmlischer Andacht über das ganze Wesen des Kindes ausgegossen. Niemand konnte sie sehen, ohne von ihrer innigen Andacht bis zu Thränen gerührt zu werden.

So war Anna überall, in der Kirche, zu Hause und in der Schule ein leuchtendes Vorbild des freudigen Gehorsams, des unermüdeten Fleißes und des himmlisch reinen Wandels für ihre Geschwister und für alle Kinder. Nie fand sie sich bei Kinderspielen ein, wo es lärmend zuging; sittsam, ohne auf der Straße zu verweilen, sah man sie täglich von der Schule nach Hause eilen, um der lieben Mutter in der Arbeit zu helfen und den

Schwestern zu erzählen, was sie heute in der Schule wieder gelernt habe; auch sah man sie niemals traurig und verdrießlich, sondern die unbefangene Heiterkeit des unschuldigen Herzens glänzte auf ihrem Angesichte. Nur Eins konnte sie traurig machen, wenn sie nämlich sah, daß Andere — sündigten.

Nachdem Anna mit den besten Zeugnissen die Schule verlassen hatte, mußte sie den Vater am Webstuhle, und die Mutter in der Besorgung der Hausgeschäfte unterstützen. Gewissenhaft benützte sie ihre Zeit zum Gebet und zur Arbeit, und vom frühen Morgen bis zum Abend ging sie keine Viertelstunde müßig. Die freien Stunden benutzte sie, um ihren Geschwistern im Lesen und Schreiben nachzuhelfen, oder die Lektionen des Katechismus mit ihnen zu wiederholen. Im ganzen Orte wurde Anna „die fromme Weberstochter" genannt.

In Anna's Geburtsorte war ein Frauenkloster, der Mayerhof genannt. Sie besuchte oft die Klosterkirche; und wenn sie dann die Gebete und Psalmen des Chors hörte, da pries sie jedesmal diese Frauen selig, die der Herr aus dem gefahrvollen Treiben der Welt in die Sicherheit dieser stillen Mauern geführt. Schon als Kind hatte sie an die Mutter oft die Frage gestellt: „Nicht wahr, wenn ich einmal erwachsen bin, darf ich eine Klosterfrau werden?" Je länger sie ihre Besuche zur Klosterkirche fortsetzte, um so mehr regte sich in ihrer Seele der Wunsch, in klösterlicher Abgeschiedenheit, in Gebet und Arbeit und in Uebung christlicher Nächstenliebe ihre Lebenstage zubringen zu dürfen.

Am 5. Juni 1703 nahm Anna vom elterlichen Hause Abschied und wanderte voll Freude dem Kloster zu, das nun ihre zweite Heimath werden sollte. Hier führte sie unter dem Namen „Maria Crescentia" ein überaus gottseliges Leben, und übte die Tugend der Armuth, des Gehorsams und der Herzensreinheit und Demuth in ausgezeichnetem Grade bis zu ihrem seligen Lebensende. —

---

172. Züge aus der Jugendzeit des Kaisers Napoleon III.

Als in Folge des zweiten Pariser Friedens mit den übrigen Napoleoniden die Verbannung auch die Herzogin von St. Leu, Hortensia, die Stieftochter des Kaisers Napoleon, die Gattin seines Bruders Louis, gewesenen Königs von Holland, traf; kam sie gegen Ende des Jahrs 1815 zu Konstanz in der Schweiz an.

In den ersten Tagen des folgenden Jahres bezog sie in

Petershausen ein allein stehendes Haus, das von den Wellen des Rheins am Ausfluß aus dem See bespült wird. Hier lebte die Verbannte in der größten Zurückgezogenheit. Nur selten sah sie kleine Gesellschaften aus dem nahen Konstanz bei sich; ihre Hauptbeschäftigung und ihre Freude war die Pflege und Erziehung ihres Sohnes Ludwig, dem sie ihren Almosenier, den Abbé Bertrand, einen Mann in schon höheren Jahren, zum Lehrer gegeben.

Aus dieser Zeit hat sich ein hübsches Beispiel des Wohlthätigkeits-Sinnes des Prinzen erhalten. Als er nämlich eines Morgens ganz allein in seinem Zimmer war und am offenen Fenster stand, kamen zwei arme Knaben zum Hause heran, die ihn um ein Almosen anflehten. Da der Prinz kein Geld hatte, zog er die Schubladen seiner Commode und warf den jungen Bettlern den ganzen Inhalt derselben, Beinkleider, Strümpfe, Hemden, Taschentücher herunter. Die Buben rafften ihre reiche Beute zusammen und schlugen vergnügt den Weg nach der Stadt ein. Bald darauf trat die Wärterin in's Zimmer, sah mit Verwunderung den geleerten Schrank und vernahm auf ihr Nachfragen die Ursache dieser freiwilligen Beraubung. Ein nachgesandter Diener erreichte die mit den Kleidern beladenen Jungen auf der Rheinbrücke und brachte sie zurück. Diese ließen sich den Tausch gefallen: die Kleider wieder abzuliefern und ein Goldstück dafür zu empfangen, das ihnen die Mutter Hortensia, mit einer Thräne der Freude im Auge, überreichte. — —

Der Abbé Bertrand hatte, ob seiner Altersschwäche, nicht Energie genug, um den frühe schon entschiedenen, willenskräftigen Knaben zu lenken und zum Gehorsame zu bringen. Einst verlangte der Lehrer die Befolgung einer Vorschrift, gegen welche der Zögling hartnäckig sich sträubte. Der Lehrer bestand auf seinem Befehl und wollte den kleinen Trotzkopf brechen. Dieser aber läuft und ergreift seinen — Säbel. Auf die Klage des Abbé wollte nun die Mutter den Sohn auf eine feierliche Weise züchtigen und demüthigen. Der kleine Ungehorsame wurde daher den folgenden Morgen in das Zimmer der Herzogin beschieden. Sie ließ ihn niederknien, hielt ihm in Gegenwart des Lehrers eine ernste Strafpredigt, und nachdem vor seinen Augen ein Diener den Säbel zerbrochen und die Stücke vor ihn hingelegt, mußte der Prinz seinen Lehrer um Verzeihung bitten. — —

Hortensia, die Mutter, versüßte sich auch die Zeit ihrer Verbannung dadurch, daß sie selbst an dem Unterricht ihres Sohnes Theil nahm, und ihm daher in einigen Fächern unmittelbare Anleitung gab. Auch nahm sie Rücksicht darauf, daß Dasjenige,

was sie sich vorlesen ließ, mit Dem, was der Sohn eben zu lernen hatte, in Verbindung stand. Alle Samstage mußte der Knabe wiederholen, was er die Woche durch gelernt hatte, wobei selbst die lateinischen Brocken nicht übergangen wurden. Ein Diener versichert, daß der junge Prinz zu dieser Zeit angehalten worden, des Morgens und Abends auf den Knieen zu beten; sowie auch die Herzogin ihre regelmäßigen Andachts-Uebungen gehalten. Zur Beichte ging sie mit ihrem Sohne zu dem französisch sprechenden Priester der Wallfahrts-Kapelle von Bernrain, das in der Nähe von Schwaderloh auf der Höhe am Saum des Berges liegt. Zweimal wallfahrteten sie incognito nach Maria-Einsiedeln, woselbst sich ein alter französischer Mönch aufhielt. In der Muttergottes-Kapelle zu Einsiedeln empfing Prinz Louis auch seine erste heilige Kommunion, die der Abt selbst diesen beiden Pilgern reichte. — —

Im Jahr 1816 kaufte die Herzogin den Landsitz Arenenberg, ein Wohnsitz so reizender Art, daß er ihr wenigstens den Schmerz der Entfernung vom französischen Boden einigermaßen linderte. Das Haus steht hart am Abhang, so daß gegen den See hin nur ein schmaler Fußsteig um dasselbe herumführt. Das Innere des Gebäudes wurde von der Besitzerin sinnig, wohnlich und geschmackvoll eingerichtet. Neben dem Herrschaftshause hatte Hortensia eine Kapelle erbaut, in der alle Sonntage ein Priester aus Konstanz die heilige Messe las. Der Aufenthalt der Kaiserstochter brachte ein ungewöhnliches Leben in diese ländliche Umgebung. Die Bewohner der Umgegend waren ihr sehr anhänglich, nicht nur weil sie ihnen bedeutenden Verdienst verschaffte und jede Arbeit mit freigebiger Hand belohnte, sondern weil sie sich gegen Jedermann sehr leutselig und theilnehmend bezeigte, und weil kein Armer unbeschenkt von ihrer Thüre schied. —

Gleich nach der Ankunft der Herzogin in ihrer neuen Wohnstätte kam der junge Prinz, begleitet von dem treuen Hausmeister Rousseau, nach dem nahe gelegenen Dörfchen Salenstein, und es wurde ein Knabe aufgesucht, der ihn zu den Nothleidenden des Dorfes führen sollte. Unterwegs begegnete ihm ein buckliges Weiblein, zu dem er hinlief, um ihm seine Gabe zu reichen. Als man ihm bedeutete, daß diese Person es nicht nöthig habe, wollte er sich kaum zufrieden geben, indem er ausrief: „Ach, sie sieht so elend aus!“ — Der Prinz kehrte öfters wieder, und kam stets mit leerer Tasche heim. Er besuchte die Kranken, ging zu ihnen an das Schmerzenlager, fragte sie aus und hatte für Jeden ein freundliches Wort. Schon als Knabe brachte er einmal Einhundert Gulden als Geschenk in die Schule. — Alles wendete sich in der

Noth an ihn. Oft war seine Kasse durch großmüthige Gaben vor der Zeit erschöpft. Wer es verstand, zu rechter Zeit sein Gesuch bescheiden vorzutragen, der konnte einen überraschend milden Geber finden. Als z. B. einmal der Gemeinde-Amtmann von Salenstein mit ihm durch den Wald auf die Jagd ging, begann er dem Prinzen an's Herz zu legen, wie er für alle Zeiten ein Wohlthäter der Gemeinde werden könnte, wenn er derselben zu einer Freischule verhälfe. Der Prinz wollte wissen, was er dafür brauche, und: ob zweitausend Gulden genug seien? Der Jagdgefährte bemerkte: „Prinz, sagen Sie das Doppelte!“ Der Prinz kehrte sich um, klopfte dem Jagdgefährten auf die Schulter und sagte lachend: „„Das heißt nicht wenig verlangt!““ Er sagte nichts mehr; aber später sicherte er der Schule viertausend Gulden zu. — —

Wie seine Mutter Hortensia vorherrschend ruhig, sanft und gut gewesen, so war es auch der Prinz Louis; zwar zurückhaltend, verschlossen, kalt, aber von harmloser Gutmüthigkeit. Keiner seiner Diener hat ihn jemals in heftiger und leidenschaftlicher Erregung gesehen; er war mit ihnen nie barsch, und gab seine Befehle sanft und freundlich. Darum wurde ihm Keiner derselben abtrünnig, und Jeder wäre für ihn durch's Feuer gelaufen. Wer der Mutter gedient, den behandelte der Sohn als ein Glied des Hauses. Alle sprachen mit Rührung von dieser glücklichen Zeit, und doch war der Prinz gegen seine Dienerschaft kurz und wortkarg. Allein er verstand es, mit ein paar Worten Diejenigen, die er für sich gewinnen wollte, zu fesseln. Die alte Negerin Malvina, die Frau eines der kaiserlichen Mameluken, ließ es sich nicht nehmen, sie kam jeden Abend an das Bett und sah, wie ein treuer Pudel, ob der Prinz wohl besorgt und Alles in Ordnung sei. — —

Unter den Gliedern der Familie Napoleons war Hortensia dasjenige, welches am zuversichtlichsten an seinen Beruf und seine Wirksamkeit auf dem Throne Frankreichs glaubte. Der Glaube an eine große Zukunft, und die Pläne zur Verwirklichung derselben, füllte die Seele der Mutter und des Sohnes aus. Daher sie immer ihren Sohn ermuthigte: „Du bist es deinem Namen schuldig, dich deiner Aufgabe würdig zu machen und dich für dieselbe auszubilden!“ Bei aller Schlichtheit des Benehmens und aller Einfachheit seiner Erscheinung, machte sich deßhalb beim Prinzen Louis stets das Gefühl seines Ranges und seiner Hoheit geltend; er vergaß seine Stellung nie, darum in seinem Wesen stets eine gewisse Abgemessenheit und Zurückhaltung fühlbar geworden. Die jungen Männer, die seine Umgebung bildeten, ließen demnach die Rücksichten nie aus den Augen, welche sie gegen den Höhergestellten zu beobachten

hatten; auch wurde die Etikette stets befolgt. Das hinderte indessen die Ungezwungenheit des Verkehres mit dem Prinzen nie. Er war für Diejenigen, denen er wohl wollte, ein vortrefflicher Nachbar. —

Als er später in den Vereinigten Staaten die Kunde vom Verlangen der Mutter zu ihm drang, ihren Sohn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen, vergaß er jede Gefahr, und kehrte nach der Schweiz zurück.

Der Prinz war so glücklich, nach seiner Rückkehr, noch mehrere Monate durch seine Gegenwart die Leiden seiner geliebten Mutter zu erleichtern. Ihr Auge hing mit um so größerer Liebe an ihrem Sohne, da sie noch immer die feste Ueberzeugung nährte, daß er für eine hohe Stellung bestimmt sei. Darum ging sie auch mit ruhiger Heiterkeit und Entschlossenheit ihrem Tod entgegen; sie nahm auch in dieser letzten Zeit liebevollen Antheil an jedem Vorgang, und konnte sich an jedem Blümchen freuen, das ihr der Sohn überreichte. Wie glücklich war sie — wenn sie der Sohn mit einem Gefährten im Hofe herumtrug! Je näher ihr Ende kam, desto liebreicher ward sie. Von allen ihren Dienern nahm sie herzlich Abschied, dankte ihnen und empfahl sie ihrem Sohn. Als dieser nach der letzten Unterredung ohne Zeugen von ihrem Todbett wegging, rief sie ihm immer und immer wieder zu: „A Dieu, Louis, à Dieu, pour toujours!" Sie hielt die Hand eines alten Priesters, bis sie in Gott verschieden war.

Auf dem Grabe Hortensia's betet nun ihr Sohn — der Kaiser von Frankreich, Louis Napoleon III. —

---

173. Der zurückgewiesene Bräutigam.

Die schöne und liebenswürdige Johanna Franziska von Fremiot war durch ihre Unschuld und Frömmigkeit der Liebling Aller, die in ihre Nähe kamen; man nannte sie nur: „Die Krone von Burgund." Ihre Schwester, die sich mit dem Baron von Effran vermählt hatte und demselben auf seine Güter folgen mußte, konnte sich gar nicht von ihr trennen. Sie bestürmte deßhalb den Vater so lang mit Bitten, bis er der Johanna Franziska erlaubte, mitzureisen und einige Monate bei der Schwester zuzubringen.

Auf dem Schlosse des Barons drängte ein Fest das andere, und eine neue Welt erschloß der Unerfahrenen ihren Zauber. Doch inmitten dieser rauschenden Strömungen der Glückseligkeit, wie solche die Welt bietet, lernte sie den immer wiederkehrenden

Schmerz steter Nichtbefriedigung kennen. Es zog sie heim nach den stillen Thälern der Heimath und ihrer Einsamkeit.

Man machte sie aufmerksam, daß ihr auch der Eintritt in das eheliche Leben bevorstehe, und wie man sich dem Umgange mit den Menschen nicht entziehen dürfe; ja man meldete ihr sogar einen Freier. — Diese Kunde erregte ihre neugierige Aufmerksamkeit.

Ein junger, reicher Edelmann hatte wirklich zu Johanna Franziska eine heftige Neigung gefaßt, und die Schwester, hingerissen von Weltsinn und bestimmt durch ihren Gemahl, dessen Freund Jener war, begünstigte seine Neigung; sie suchte die unerfahrene Jungfrau zu bereden, ihre Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, für welche sie den Vater zu gewinnen über sich nahm. —

Franziska versprach ihr Jawort unter der Bedingniß, daß diese Verbindung das Jawort des Vaters erhielte.

Da entdeckte ihr ein Zufall, welchem Glauben der Bewerber zugethan; und die Tochter des Präsidenten Benignus von Fremiot, der keinen Anstand genommen, seinem Könige, Heinrich IV., freimüthig zu bekennen: „Wenn Euere Majestät nicht zuvor gerufen hätte: „„Es lebe die katholische Kirche!““ so hätte ich nie gerufen: Es lebe Heinrich IV!“ *) — die Tochter dieses Vaters nahm keinen Augenblick Anstand, die Hand zurückzuziehen, die sie zu dieser Verbindung geboten.

Unter zärtlichen Vorwürfen meldet sie der Schwester ihren Entschluß: Nie einen Calvinisten zu heirathen.

„Auch dann nicht,“ spricht die Schwester, „wenn er dir verspräche, sich zu bekehren?“

„„Auch dann nicht,““ erwiederte mit Weisheit die Jungfrau; „„denn hiefür hätte ich keine bessere Gewähr, als die seiner Leidenschaft für mich, und hier kann nur Ueberzeugung gelten!““ —

In diesem Sinne begegnet sie standhaft Allem, was die Schwester, was ihr Schwager zu Gunsten des Bewerbers noch vorbringen, und dringt zur Stunde auf Heimkehr. Auf ihr sehnsüchtiges Verlangen von ihrem Vater zurückgerufen, scheidet sie, bereichert mit Erfahrungen und zum Erstenmale belehrt durch Leiden, als Ueberwinderin in den schwersten Versuchungen, die ein jugendliches Herz bestürmen können. —

---

*) Man erinnere sich hier an den Eingang der Erzählung Nr. 146 in diesem Bande.

174. Eine frevelhafte Wette.

Der Graf C. in Paris wettete, daß eines seiner Pferde über einen runden Tisch, mit vierzig Gedecken vollständig servirt, setzen könne, ohne daß etwas zerbrochen würde.

Beträchtliche Summen wurden sogleich geboten; aber kein Jockey war aufzutreiben, der diesen gefährlichen Sprung mitmachen wollte. Graf C. erklärte hierauf, daß er selbst das Pferd besteigen würde.

Als die Gräfin dieß hörte, machte sie ihm die dringendsten Vorstellungen, davon abzustehen. Allein der Graf erwiederte, daß es sich um seine Ehre handle.

Nachdem sie Alles umsonst versucht hatte, ging sie am Abend vor der Ausführung der Wette mit zwei Pistolen bewaffnet in den Stall und schoß den kostbaren Renner nieder. Dann trat sie vor den Grafen hin und sprach:

„Mein Gemahl, die Mutter Ihrer Kinder hat so eben Ihr Pferd erschossen!“ —

---

175. Die Frage nach der Mutter.

Als der Kaiser Joseph II. durch Medwisch in Siebenbürgen kam, redete ihn ein hochbetagtes Weib, die ihn um die Entlassung ihres Sohnes aus dem Kriegsdienste bitten wollte, mit den Worten an:

„Guten Tag, Herr Kaiser! Ich wünsche, daß der Herr noch fein gesund sei! Was macht die Frau Mutter? Ist sie auch noch fein gesund?“

Der Kaiser antwortete ihr auf alle diese Fragen sehr freundlich, gab ihr ein kleines Geschenk und sagte: „„Es hätte ihn auf allen seinen Reisen noch Niemand um seine Frau Mutter gefragt, als diese gute alte Frau; in elf Tagen sollte sie auch ihren Sohn wieder frei bei sich haben.““

Und es geschah. —

---

176. Gutes Beispiel.

Ein wohlgekleideter junger Mann ging an einem Maitage des Jahrs 1842 an einem Laden vorüber, wo mehrere unanständige Gips-Figuren, sogenannte Statuetten, im Schaufenster standen.

Der junge Mann tritt ein und verlangt diese Figuren in der Nähe zu sehen. Der Verkäufer preist ihm die Anmuth und Zierlichkeit derselben und empfiehlt ihm ganz besonders eine kleine Gruppe, die alles Uebrige an Unverschämtheit überbot.

Der junge Mann fragt nach dem Preise, bezahlt und erhebt seinen Stock und zerschlug die gekauften Figuren in tausend Stücke, dann sprach er zu dem erschrockenen Kaufmann:

„Ich muß mit meiner Mutter und Schwester nach kurzer Zeit **hier** wieder vorbeigehen und wollte nicht, daß eine solche Schändlichkeit ihr Auge beleidige!"

Sprach's und ging fort.

Der junge Mann, der dieß gethan, soll ein ausgezeichneter Gelehrter sein. Und das Ereigniß selbst trug sich zu in Paris. —

177. Das Geleit in die Verbannung.

Unter dem griechischen Kaiser Justinian lebte ein Mann, mit Namen Belisar, der, von geringen Eltern entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient und sich dort so ausgezeichnet hatte, daß er endlich bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen.

Der Kaiser war damals in einen bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt und vermochte ihrem großen Heere, welches über vierzigtausend Mann zählte, kaum halb soviel Truppen entgegen zu stellen. Aber Belisar's Klugheit ersetzte mehr, als die fehlende Hälfte des Heeres: er erfocht über das persische einen vollständigen Sieg und zwang den König der Perser zu einem vortheilhaften Frieden. Im folgenden Jahre, nachdem er die Unruhen, welche in Constantinopel selbst ausgebrochen waren und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, sondern auch einen Theil der Stadt in Asche gelegt hatten, mit kräftiger Hand gestillt und seinem Kaiser den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Afrika, um Gelimer, den König der Vandalen, zu bekriegen. Sein Heer bestand nur aus fünfzehntausend Mann; dennoch eroberte er Carthago, besiegte den feindlichen König und führte ihn gefangen im Triumph nach Constantinopel *). Justinian überhäufte den Sieger mit Gunstbezeugungen, ließ ihm zu Ehren sogar Münzen schlagen und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch diesen großen Feldherrn sich neue Siege zu verschaffen. Er sandte ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Ostgothen zu vernichten. —

---

*) Im Jahr 534.

Belisar landete mit seiner Flotte an den Küsten von Sicilien, eroberte die Städte Syrakus, Palermo und Neapel, schlug den gothischen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog siegreich in Rom ein und brachte seinem Kaiser auch die Krone dieses Reichs und den gefangenen König nach Constantinopel. — Auch gegen die Bulgaren zog er zu Felde, und auch hier war ihm der Sieg getreu.

Diese großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet; die Schlachten, in denen er sein Blut verspritzt; die fremden Länder, die er muthig seinem Kaiser erobert, hätten diesen wohl fest überzeugen sollen, Belisar sei ein ebenso ausgezeichneter Mann, als treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid anderer Menschen, die auch gern so groß und so berühmt gewesen wären, wie er, und die doch nicht die Kraft dazu hatten, ihm gleich zu sein, suchte ihn zu stürzen; und der mißtrauische Kaiser war leichtgläubig und undankbar genug, den Verleumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüsterten: „Belisar habe verrätherische Absichten und wolle sogar sich selbst auf den Thron schwingen.“ Dieser wurde wirklich der Verrätherei angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann jetzt ebenso sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ihn in's Gefängniß werfen.

Aber auch dieß genügte ihm noch nicht. Er fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann und wollte ihn wenigstens unfähig machen, ihm zu schaden. Er gab deßhalb den grausamen Befehl, ihm die Augen auszustechen und ihn des Landes zu verweisen. Der grausige Befehl wurde vollzogen: die treuen Augen, welche für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt; und nachdem dieß geschehen war, bemühte man sich, einen Führer auszufinden, der den blinden Mann über die Grenzen des Reiches hinausbringe. Ein öffentlicher Aufruf wurde deßhalb erlassen; aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäfte hergeben? Endlich meldete sich ein Knabe und erbot sich, der Führer des alten, blinden, unglücklichen Mannes zu sein. Man machte dieß dem Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängniß, nahm ihm die Fesseln ab und gab dem Helden darauf, statt des Schwertes, den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen.

Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief gebeugt und über die schreckliche Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert; sondern das Herz war ihm auch zerrissen, daß er das Liebste auf der Welt verlassen sollte,

nämlich seine Familie und vor Allen seine Tochter, des Namens Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihm gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm oft, wann er siegreich aus dem Kampfe zurückgekehrt war, die heiße, blutbespritzte Stirne getrocknet und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes gepflegt hatte. Wann die Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den ruhmgekrönten Helden lautjubelnd pries, blickte sie mit banger Sorge auf den Vater; denn sie kannte nur die zarte Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn und stand wie ein guter Engel ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen: das war zuviel für das Herz des unglücklichen Mannes! Nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch sie an seine Brust drücken und dann als Bettler in die Fremde ziehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen; Belisar wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhof des Gefängnisses befand; er rief ihn zu sich und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könne. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht sprechen; er umfaßte des blinden Mannes Kniee und weinte laut; denn es war die Tochter Irene selbst, die sich von Allem losgerissen hatte, um auch jetzt nicht von dem Vater zu lassen, um auch jetzt als ein schützender Engel seine unsicheren Schritte zu leiten. Und so hat sie ihn dann auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal mit ihm getheilt, bis er sein Grab fand; und so blieb der arme, blinde Bettler dennoch reich durch die treue Liebe seines Kindes.

Gesegnet sei das Kind, das der Schutzgeist seines Vaters ist! —

---

178. Der kräftigste Neujahrswunsch.

Die Glocken des Thurmes begrüßten mit hellem Klange die Ankunft des neuen Jahres. Da erwachte Vater Joseph, der seit zwölf Wochen krank gewesen und das Bett hüten mußte.

„Ei, wie ist mir doch so wohl!“ sagte er zu sich selbst. — „Welche Veränderung! Ich fühle keine Schmerzen mehr; ich fühle mich stark und heiter, wie ein Gesunder!“ — Und er streckte in der Finsterniß die Hände aus zu Gott und dankte für die in dieser Nacht erfolgte Genesung.

Und er erinnerte sich an seine zwei Söhne und seine Tochter

Maria, die seither für ihn so fleißig gearbeitet, und ihn mit dem, was ihre Hände verdienten, ernährt hatten. Sonst kamen sie am Neujahrsmorgen immer zu seinem Bett, und wünschten ihm in Gott ein fröhliches Neujahr. — Jetzt brach der Tag leise an, und sie waren noch nicht gekommen. „Wie?" dachte der Vater, „haben sie mich nicht mehr lieb, wie sonst, da sie nun für mich arbeiten müssen, und ich ihnen Nichts geben kann?" Indem er so dachte, hörte er nebenan in der Kammer bitterlich weinen.

Er stand auf. Er kleidete sich an, und fühlte sich gesund. Er eröffnete die Kammerthür, und suchte seine Kinder.

Ach, da lagen die drei frommen Kinder auf den Knieen, weinten und beteten: „„O Gott, mache unseren lieben Vater gesund! Er ist ja so fromm und gut! Gieb ihm seine Gesundheit, daß er munter und heiter in's neue Jahr eingehe!""

Da konnte sich Vater Joseph nicht halten. Er umarmte seine geliebten Kinder und sprach: „Eueren Neujahrswunsch hat Gott im Himmel erhört! Ich bin gesund; aber stehet nicht auf! Ich will mitten unter euch knien und Gott danken, daß er mir auf dieses euer Gebet so eben meine Gesundheit, und an euch so fromme, gute Kinder gegeben hat!" — —

---

179. Der erschlagene Hund.

Der deutsche Kaiser Albrecht I. war, ob der vielen Treulosigkeiten, die er nach und nach von seinen Vasallen erlitt, fast zum Menschenfeinde geworden, denn er verzweifelte an der Liebestreue der Menschen. In diesem Zustand des bittersten Trübsinnes wandte er seine ganze Hingebung einem Hunde zu, den er als seinen treuesten Diener erachtete und als seinen allerbesten Freund über Alles hochschätzte. Wo man nur den Kaiser erblickte, da schloß man auch auf die Nähe seines Hundes, und wo man diese Dogge schaute, da vermuthete man auch die Nähe des Kaisers.

Da, o Schrecken! lag eines Tages dieser Hund erschlagen an der Pforte des Vorzimmers, das zu dem Schlafgemache des Kaisers führte.

Am Hofe herrschte allgemeine Bestürzung.

In seinem Zorne berief der Gebieter alle seine Hofleute, sein Auge schaute grollend aus den finstern Brauen heraus, und er öffnete den Mund und sprach: „Diese Schandthat hat man absichtlich mir zum Herzeleid vollbracht! Man wußt' es, daß gerade dieser Hund mein treuester Freund gewesen! Ja, er war mein Liebling!

Wohlan, man nenne mir den Thäter, auf daß ihn die ganze Schwere meines Zornes treffe! Der gerechten Strafe wird er nicht entgehen, und wär's — mein eigener Sohn!"

Und ein Schauer des Entsetzens, bald kalt, bald heiß, fährt durch die Reihe der Hofleute; sie starren verstummt; sie blicken ängstlich auf den ältesten Sohn des Kaisers hin.

Und Herzog Leupold, die Schuld im Herzen, stand zerknirscht, und es rang in ihm gewaltig der Schmerz und der Wille, sich vor seinem Vater als den Thäter zu bekennen. Er wollte schon hervortreten und reden — —

Und allplötzlich springt Herzog Friedrich, sein jüngerer Bruder, hervor; wirft sich zu des Vaters Füßen hin und ruft mit stürmischer Hast: „„Ich Vater, ich hab' deinen Hund erschlagen! Darum gebührt mir die ganze Wucht der Bestrafung!""

„Du hättest ihn erschlagen?" fragte erstaunt der Kaiser. Das ist doch wunderlich! Wie konntest denn du, mit deiner zarten, zagen Knabenhand den so mächtigen Bullenbeißer erschlagen?"

„„Nein!"" rief der Herzog Leupold voll Muth; „„nein, mein Herr und Kaiser! Nicht Friedrich, sondern ich, dein ältester Sohn, hab's gethan! Das Thier war auf mich zugesprungen, riß und würgte mich, und um mich zu schützen, schlug ich ihm mit dieser grimmen Faust auf's Haupt, daß ihm der Schädel sprang! Sieh', noch rostet das Blut an meiner Hand!""

„„Glaub's nicht, mein Vater, was Leupold redet!"" rief Friedrich laut und lauter nun. — Er will mich retten vor deinem Zorn, da er mich beben und zittern sah vor deinem Unmuth!""

Der Kaiser stutzte.

Und es eilte Leupold auf seinen guten Bruder Friedrich zu, den in Liebe so opferwilligen, und umhalste ihn herzlich und küßte ihn.

Und als der Kaiser diese Beiden, seine Söhne, so in getreuester Bruderliebe umhalst sah, schwand all' sein Zürnen und sein Herz erwarmte, und er sprach:

„Weil, nach meinen seither so vielen, vielen traurigen Erfahrungen, mir alle Treue von der Erde verschwunden schien, darum ward ein Hund mein Liebling! Jetzt aber vermiss' ich ihn nicht mehr! An diesen meinen Söhnen sah ich die herrlichste Liebestreu', und Gottes Huld und Gnade gab mir in ihnen wieder — den Glauben an die Menschheit!" —

180. Der Traum einer Mutter.

Andreas Corsini, ein Sohn des Nikolaus von Corsini und dessen Gattin Peregrina, war zu Florenz im Jahr 1302 geboren. Obschon er im elterlichen Hause stets Gutes gehört und gesehen, so schied er doch frühzeitig aus der Schule des Kreuzes Jesu Christi, und überließ sich, dem Beispiele wüster Genossen folgend, vielen Ausschweifungen. Statt Freuden bereitete er deßhalb seinen frommen Eltern Kummer und Schmerzen. Es herrschte in ihrem Palaste nur noch die Stille des Grabes, die aber gar oft vom Schluchzen und Seufzen besonders der schwer betrübten Mutter durchbrochen wurde.

Mit wahrhaft christlicher Sanftmuth suchte Peregrina ihren Sohn auf den Weg des Heiles zurückzuführen; doch jedes Wort und jede Bitte flog, wie Windeswehen — ohne Spuren zu hinterlassen — über die felsige Bergeskuppe dahin streicht, unwirksam an seinem eiskalten Herzen vorüber.

Peregrina, überwältigt von ihrem Weh, legte nun alle Pracht der Kleidung, wie sie ihrem vornehmen Stande gebühret, ab, und hüllte sich in Trauerkleider. Stundenlang kniete sie vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes in der Karmeliter-Kirche, und flehte um ihre Fürbitte bei Gott für die Bekehrung ihres armen unglücklichen Sohnes Andreas. Die Stätte, wo sie, in andächtiges Gebet versunken, zu knien pflegte, zeigte sich jedesmal von unzähligen Thränen benetzt.

Eines Tages begegnete Andreas zufällig seiner Mutter in den Trauerkleidern, als sie eben durch das Portal der Karmeliter-Kirche schritt. Er sah ihr rothgeweintes Auge, bemerkte ihre bleichen Wangen und ihr sichtbares Gebeugtsein. Stumm gab er ihr das Geleit. Ihr Anblick hatte ihn betroffen gemacht. Ihr Schweigen auf dem Heimwege drückte ihn noch mehr.

In ihrer Behausung angelangt, fragte er endlich: „Aber Mutter! liebe Mutter! du trauerst ja! Es muß Jemand in unserer Familie gestorben sein, weil ich dich in diesem dunkelen Anzug erblicke? Warum hast du mir den Sterbfall nicht angezeigt? Auch ich hätte dann, wie es sich ziemt, Trauerkleider angelegt!“

„„Ja, mein Sohn, es ist Jemand in unserer Familie gestorben; aber nicht gestorben den Tod des Leibes, sondern — den Tod der Seele! Und dieser Gestorbene bist — **du!** Denn durch dein lasterhaftes Leben, das du seither geführt, bist du todt für Gott und die ewige Seligkeit! Und um diesen deinen entsetzlichen Tod trauere ich und weine ich Tag und Nacht; aber ich

bete auch Tag und Nacht, daß Gottes Huld und Gnade dich erwecken und erleuchten möge, damit du vor meinem Sterbestündlein noch auferstehen mögest zum Leben in Christus Jesus, und dann ich und dein ehrwürdiger Vater im Frieden in die Ewigkeit hinübergehen könnten! — — Ach, du bist wohl der Wolf, den ich ehedessen im Traume gesehen!""

Durch diese Worte fühlte sich Andreas tief erschüttert. Er wurde unruhig, griff nach der Hand seiner Mutter und bat sie, diesen Traum ihm zu erklären.

Und Peregrina sagte ernsten und doch liebesanften Tones: „„Am Tage vor deiner Geburt, mein Sohn Andreas, hatte ich einen seltsam fürchterlichen, nachher aber in einer gar wundersamen Tröstung sich endigenden Traum. Mir war's, als hätt' ich einen — Wolf geboren! Entsetzt und halb ohnmächtig fiel ich zu Boden, flehte zu Gott um Erbarmen in dieser gräßlichsten Noth; und siehe! Gott erhörte mein Gebet, denn der ekle Wolf verwandelte sich alsbald in ein anmuthiges Lamm, das da in die Kirche lief — und ich erwachte. — — O mein Sohn, der erste Theil meines Traumes, der so fürchterliche, ist bereits erfüllt! Durch dein sündhaft Leben bist du dieser entsetzliche Wolf seither gewesen! Wann? ach! wann wird sich auch der zweite Theil meines Traumes, der so tröstliche, erfüllen, daß du ein Lamm in der Kirche Gottes werdest? Wann? ach! wann schlägt diese goldene, diese glückselige Stunde? Ach! sie schlägt vielleicht — nie! O ich ärmste Mutter! Hätt' ich dich nimmer geboren!"" —

Andreas, den in diesen rührenden Worten die Gnade Gottes sichtbar ergriff, sank weinend zu Peregrina's Füßen nieder, bat sie reumüthig und demüthig um Verzeihung, und rief aus dem Herzen seines Herzens das feierliche Gelöbniß ihr entgegen: „O meine gute Mutter, vergieb mir! Ja, meine gute Mutter, ich will fortan ein Lamm in der Kirche Gottes werden und es auch bleiben bis an mein Lebensende! Dazu verhelfe mir die Fürbitte der heiligen schmerzhaften Mutter Gottes und die Barmherzigkeit ihres gebenedeiten Sohnes, meines gekreuzigten Heilandes!" —

Am anderen Tage ging Andreas mit seiner Mutter in die Karmeliter-Kirche, legte dort einem greisen Priester eine reumüthige Beicht ab, und Mutter und Sohn empfingen vor dem Altare der schmerzhaften Mutter Gottes die heilige Kommunion. Noch lange kniete dort der Jüngling, sein seitheriges leichtsinniges Leben mit den heißesten Bußthränen beweinend. Er opferte sich nun Gott unter dem Schutze der gnadenvollen Jungfrau gänzlich auf, und — statt in die Welt zurückzukehren, nahm er das Ordenskleid.

In der Abgeschiedenheit des Klosters bändigte er mit wahrhaft heroischer Kraft alle Versuchungen des bösen Feindes; er kreuzigte, einem Apostel Paulus ähnlich, sein Fleisch und dessen Begierden durch schmerzliche Geißelungen, durch Fasten, durch heiliges Stillschweigen, Gebet und Betrachtungen unter dem Kreuze seines Erlösers, und namentlich durch die Uebung solcher Tugenden, die das Gegentheil bildeten von seinem frühern Lebenswandel.

Nach abgelegter Profession wurde er später Priester, studirte dann noch drei Jahre zu Paris, kehrte hierauf in sein Kloster zu Florenz zurück, dem man ihn ob seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Bildung und Frömmigkeit zum Prior vorsetzte. Durch sein frommes Beispiel und seine salbungsvollen Predigten, die tausende und tausende von seither verstockten Sündern zur Buße riefen, nannte man ihn geradezu den „Apostel des Landes." Man erwählte ihn deßhalb bei der Erledigung des bischöflichen Stuhles zu Fiesoli einstimmig zum Bischof.

Als Bischof verdoppelte er seine Wachsamkeit und sein Gebet und die Uebung aller christlichen Tugenden um so angestrengter, als eine Wohnung auf dem Berge mehr und mehr den Stürmen ausgesetzt ist. Sein Lager waren Reiser von Weinreben, seine Genüsse — Darben, und seine Erholung die Pflege der Dürftigen. Um seinem Heiland in Allem, so viel wie möglich, gleichförmig zu werden, pflegte er an jedem Donnerstage den Armen die Füße zu waschen. Einmal wollte ein Armer seine Füße zum Waschen nicht darreichen, weil sie voll Geschwüre gewesen; der Bischof aber wusch sie dennoch, und der Kranke wurde alsbald vom Aussatze befreit; denn Gott hatte dem großen Büßer auch die Gabe der Wunder verliehen, und nach allen Richtungen hin glich sein Leben einem gesunden Baume, der die reichsten Früchte des Heiles trug.

In der Christnacht 1372 überfiel ihn während der heiligen Messe eine große Schwachheit, die in ein qualvolles Fieber überging. Er bereitete sich durch den Empfang der heiligen Wegzehrung auf die Ankunft des Herrn würdig vor, und starb am 6. Januar 1373, nachdem er auf seinem Krankenlager noch oftmals mit Wehmuth und Kummer gerufen: „O meine gute Mutter im Himmel, wär' ich doch ein Lamm geworden! Ach, mein süßer Jesus, wär' ich doch ein Lamm deiner heiligen Kirche geworden!" Er starb in einem Alter von siebenzig Jahren gottselig in dem Herrn.

Papst Urban VIII. versetzte ihn 1629 in die Zahl der Heiligen. —

181. Ein Gottesgericht.

Anton Franz Prevost d'Exiles, ein französischer Schriftsteller, geboren den 1. April 1697 zu Hesdin in Artois, studirte bei den Jesuiten, trat in ihren Orden, verließ aber denselben schon nach einigen Monaten und nahm als Freiwilliger Dienste. Da er sich jedoch nicht schnell befördert sah, kehrte er zu den Jesuiten zurück, verließ sie aber bald auf's Neue, und ergriff wieder die Waffen und führte ein wüstes Leben. — Allplötzlich jedoch ergriffen von dem Ernste des Gedankens an die letzten Dinge des Menschen, that er Buße und trat dann in den Orden der Benediktiner von Saint-Maur; er wurde später nach Saint-Germain, den Mittelpunkt der Gelehrsamkeit dieses berühmten Ordens versetzt, wo ihm die ernsten Studien vielen Trost gewährten; aber auch hier blieb er nicht; sein alter weltsüchtiger Flattersinn trieb ihn auf's Neue an, das Kloster und den geistlichen Stand zu verlassen. Er führte in England ein sehr abenteuerliches Leben und erwarb sich mit seinen schriftstellerischen Arbeiten viel Geld.

Er kam im Jahr 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig, weil er ernstlich nun seinem wüsten Treiben zu entsagen schien, unter dem Schutze des Prinzen Conti, der ihn zu seinem Almosenier und Secretär ernannte. —

Dieser Abbé Prevost äußerte nun einmal in einer Gesellschaft vertrauter Freunde, daß es eigentlich wenig Menschen gebe, welche, streng genommen, nicht den Strang verdient hätten. Seine paradoxe Behauptung wurde mit Unwillen zurückgewiesen, und man fragte ihn, in der Absicht, daß er diesen harten Ausspruch zurücknehme: Was er denn „Hängenswerthes" gethan habe? — „„Ich habe meinen Vater ermordet!"" erwiederte er, und erzählte nun unter den Ausbrüchen des lebhaftesten Schmerzes, wie sein Vater ihm einmal, um ihn wegen einer Schandthat zu bestrafen, bis auf den Boden des Hauses nachgeeilt sei. Er, der Sohn, habe den Vater gewaltsam gegen die Treppe zurückgedrängt, wo dieser ausgeglitten sei und sich am Kopfe verletzt habe, woran er nachher gestorben; nur die Liebe zu seinem Sohne habe ihn abgehalten, den wahren Grund seines Sturzes bekannt werden zu lassen. In dieser Weise bin ich Armseliger der Mörder meines guten und gerechten Vaters geworden!"" — —

Der Abbé Prevost starb indeß im Jahr 1763 eines gar schrecklichen Todes.

Auf dem Rückwege von Chantilly ward er vom Schlage getroffen; Landleute fanden ihn und trugen ihn zum Pfarrer. Er

schien ohne Leben. Ein zur Hilfe gebetener Chirurgus ließ, nachdem er alle Versuche zur Wiederbelebung vergeblich angewendet hatte, die Justiz herbeirufen. Von dieser wurde die Obduktion angeordnet; jedoch nach den ersten Einschnitten erwachte Prevost mit dem dem herzzerreißenden Schrei: „Jesus am Kreuz, erbarme dich meiner!“ — Die Lungen waren aber bereits verletzt, und der Unglückliche erschloß die Augen nur noch einmal zum Leben, um zu sehen, auf welche gräßliche Weise es ihm geraubt worden war, und um noch im herzzerreißendsten Tone zu rufen: „Armer Vater, das ist Gottes Hand, die schwer auf mir lastet, weil **ich** dein Mörder war!“ —

Der Pfarrer gab ihm die General-Absolution und betete die Sterbegebete. —

---

182. Ein Abschied vom Hause aus der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts.

(Von Adalbert Stifter.)

Veit Hugo hatte bisher keinen anderen Unterricht genossen, als den seines Vaters. Dieser hatte nach vieljährigem Waffendienste sich auf sein Landgut im Gebirge zurückgezogen, wo er an der Seite seines Weibes von den Strapatzen des frühern Lebens ausruhte. Er war schon sehr vorgerückt an Jahren, als er zur Ehe schritt. Sein junges Weib gebar ihm nach mehreren Jahren ihres Ehestandes einen Sohn, dessen Erziehung sie ihm fast ganz allein überlassen mußte; denn kaum hatte dieser die Jahre der Kindheit zurückgelegt, so starb seine Mutter.

Der Vater hatte sich so viele wissenschaftliche und Staatsbildung eigen gemacht, als damals möglich war, und da er seinen Sohn selbst unterrichtete und erzog, weil er meinte, daß es Niemand so gut zu thun vermöchte, als er, so trug er Alles, was er wußte, auf diesen über. Freilich wäre bei dem indessen vorgerückten Stande der Wissenschaften mancher Andere gewesen, der den Unterricht weit besser hätte führen können, als er; allein neben dem Unterrichte gab er seinem Sohn unversehens auch ein anderes Kleinod mit, welches ein Fremder nicht hätte geben können, nämlich sein eigenes einfältiges, metallstarkes, goldreines Männerherz, welches Hugo unsäglich liebte und unbemerkt in sich sog, so daß er schon als Knabe etwas Eisenfestes und Altkluges an sich hatte, wie ein Obrist des vorigen Jahrhunderts; aber auch noch als Mann

von zwanzig Jahren etwas so einsam Unschuldiges, wie es heutzutage selbst tief auf dem Lande kaum vierzehnjährige Knaben besitzen. Das Herz und seine Leidenschaften waren bei dem Vater schon entschlummert, daher blieben sie bei dem Sohn ungeweckt und ungebraucht in der Brust liegen, und er hatte von dem Vater sonst Nichts geerbt, als den Tag für Tag gleichen Frohsinn und die Freude an der Welt. Von der Mutter hatte er die ungewöhnliche Schönheit des Körpers und Antlitzes bekommen, die sie einst in ihrem Leben ausgezeichnet hatte, und diese Schönheit entwickelte sich an ihm, da er empor wuchs, so daß die Blicke aller Menschen mit Wohlgefallen an dem Knaben hafteten; und daß er als Jüngling, obgleich er selbst noch nichts Anderes liebte, als den Vater und die ganze Welt, doch an manchen Stellen, wohin der Himmel seines Auges leuchtete, bereits die heißeste Liebe entzündet hatte, davon er selbst nie etwas wußte.

Als er auf diese Weise ein und zwanzig Jahre alt geworden war, gab ihm der Vater ein Päckchen mit Goldstücken, einen Empfehlungsbrief, mehrere gute Lehren, und sagte, daß er mit allem diesem jetzt in die Hauptstadt gehen müsse.

„Veit," sagte er, „du hast nun von mir genug gelernt, ich weiß Nichts mehr weiter. Du mußt nun in die Welt gehen und auch das Deine thun. Gieb diesen Brief da dem alten Feldobristen, auf den er lautet, er wird dir, wenn er noch lebt, an die Hand gehen; schau' auf das Geld, wir haben nicht viel, aber was ein ehrlicher Mann braucht, werde ich dir immer senden; sieh' zu, daß du noch etwas lernst, das dir gut thut; denn jetzt braucht man viel mehr, als ehedem, weil die Welt aufgeklärter geworden ist; dann, wenn du ausgelernt hast, mußt du auch, wie ich dir immer gesagt habe, auf der Erde Etwas wirken — es sei, was es wolle, ich rede dir da Nichts ein, aber g u t muß es sein, und s o v i e l, daß es einer Rede werth ist, wenn man einmal Abends bei seinem eigenen Ofenfeuer beisammen sitzt, hörst du, Veit! — Dann kannst du in dein Haus zurückkommen, es trägt schon so viel, daß davon ein strenger Mann leben kann, und sein Weib auch, und eine Handvoll Kinder auch noch, und mancher Gast dazu, der zu dir über's Gebirge steigt. So — jetzt geh' und lasse den gesattelten Rappen nicht zu lange warten, ich konnte das nie leiden; mein Bruder, der Franz, dein Oheim, hat es immer gethan, darum haben sie ihn auch bei Karlowitz niedergeschossen, weil er wieder zu spät aufgebrochen ist, wie sonst. Schreib' oft, Veit, wenigstens jeden Monat einmal, und vergiß nicht, und sei kein Narr, wenn du einmal hörst, daß ich gestorben bin! Bei Gott sehen wir uns ja wieder!" —

Nach diesen Worten stand der Knabe, der schon wußte, daß er jetzt fortziehen werde, und bereits dazu vollkommen ausgerüstet war, auf, und ging an der Hand des Vaters, der ihn führte, aus dem Hause hinaus. Sie gingen rückwärts durch den Garten und an den Blumenbeeten entlang. Der Rappe stand am Gitter, von dem traurigen Knechte gehalten.

Der alte Krieger wollte grimmig darein schauen, um sich selbst zu Hilfe zu kommen; aber wie er dem Sohne, der bisher stumm und standhaft den Schmerz niedergekämpft hatte, die Hand gab, und nun sah, daß dessen gute, junge und unschuldige Augen plötzlich voll Wasser anliefen, so kam auch in die starren, eisengrauen Züge des alten Mannes ein so plötzliches Zucken, daß er es nicht mehr zurückhalten konnte. Er sagte nur die ganz verstümmelten Worte: „Dummer Hasenfaß!“ und kehrte sich um, indem er, heftig mit den Armen schlagend, in den Garten zurückging.

Hugo sah es nicht mehr, wie der verlassene Mann, um sich seinem Anblicke zu entziehen, in die allererste Laube hineinging und dort die Hände über dem Haupte zusammenschlug; sondern er ließ sich von dem Knechte den Steigbügel halten, schwang sich auf und ritt mit fester Haltung den Berg hinab, weil er meinte, der Vater sehe ihm nach; aber als er unten angekommen war und die Haselgesträuche ihn deckten, ließ er dem Herzen Luft und wollte sich halb todt weinen vor ausgelassenem Schmerz. Er hörte noch das Dorfglöcklein klingen, wie es in die Frühmesse läutete, und neben ihm rauschte das grüne, klare Wasser des Gebirgsbaches. Das Glöcklein klang, wie es ihm zwanzig Jahre geklungen, der Bach rauschte, wie er zwanzig Jahre gerauscht — und beide Klänge gossen erst recht das heiße Wasser in seine Augen.

„„Ob es denn,““ sagte er gleichsam halblaut zu sich, „„in der ganzen Welt einen so lieben Ort und einen so lieben Klang geben könne, und ob ich denn nur noch einmal in meinem Leben diesen Klang wieder hören werde!““

Das Glöcklein hörte endlich auf, nur der Bach hüpfte neben ihm her und rauschte und plauderte fort.

„„Grüße mir den Vater und das Grab der Mutter,““ sagte er, „„du liebes Wasser!““

Aber er bedachte nicht, daß ja die Wellen nicht zurückflossen, sondern mit ihm denselben Weg hinaus in die Länder der Menschen gingen.

Fuhrleute mit krachenden Wägen begegneten ihm auf der Straße, der graue Gebirgsjäger mit dem Gemsbarte ging über den Weg, Heerdenglocken klangen, der Thau glänzte auf den

Bergen — Hugo ritt langsam aus einem Thal in das andere, und aus jedem derselben kam ihm ein Bächlein nach, und alle vereinten sich und zogen als größerer Bach mit ihm des Weges weiter — der Himmel wurde immer blauer, die Sonne immer kräftiger und das Herz des Reisenden mit.

Nachmittags, als ihm die straffe Gebirgsluft schon längst die letzte Thräne von dem Auge getrocknet hatte und seine Gedanken schon weit und breit wieder ihre Wege gingen, dauerte doch noch eine gewisse Weichheit und Sehnsucht fort, die ihm sonst fremd gewesen waren. Er suchte daher, als er seine erste Nachtherberge erreicht hatte, sogleich sein Lager und entschlummerte todtmüde, während in seinen Ohren Heimathsglocken klangen und Heimathsbäche rauschten. In der ganzen Nacht hing das Bild des abwesenden Vaters vor den zugemachten Augen. —

---

183. Ein Eingriff in den Willen Gottes.

(Aus: Kalender für Zeit und Ewigkeit 1845.)

Warum sieht man so viele fremde Leute von nah und fern in den Straßen zu N.; ist doch heute nicht Jahrmarkt oder Feiertag? Was ist das für ein Getümmel und Auflauf von Menschen, und rennt Alles zum Stadtthore hinaus? Was wimmert und winselt das Armsünderglöcklein so jämmerlich und schaud'rig vom Thurme herab? Was fahrt so langsam und schwer zwischen Soldaten und Volk daher? Wer sitzt auf dem Wagen dort neben dem Pfarrer und hat ein weißes Kleid an mit schwarzen Bändern? Weh! es ist ein noch ganz junger Mensch von zwanzig Jahren und hat große Verbrechen verübt. Der Amtmann hat ihm eben den Stab gebrochen und hat ihm die zwei Stücke des Stabes von der Altane des Rathhauses herabgeworfen, zum Zeichen, daß bei Menschen keine Gnade mehr sei, und jetzt wird der junge Verbrecher hinausgeführt und soll gerichtet werden vom Leben zum Tod. — —

Es war einmal eine Mutter, die hatte ein einziges Kind, ein Söhnlein. Nun geschah es, daß dieses Kind krank wurde; und die Krankheit wurde immer ärger, man konnte wohl sehen, es sei nicht mehr zu helfen und das Kind müsse eben sterben. Die Mutter hatte anfänglich schon grimmige Angst, da aber die Krankheit offenbar dem Tode zuging, da wurde sie wie unsinnig vor wüthiger Verzweiflung; denn das Kind war ihr lieber als die ganze Welt und als — Gott selber, wie denn heutzutage so viele Eltern leicht in

Abgötterei gegen ihre Kinder verfallen. Als das der Geistliche hörte, ging er auch in das Haus, um der Mutter Trost und Ergebung beizubringen; aber es war Alles umsonst. Da probirte er es auf andere Weise; er stand an dem Sterbebettlein des todtkranken Kindes und betete laut, mehr der Mutter als des Kindes und Gottes wegen, unter Anderem auch also: „Herr, wenn es Dein Wille ist, so schenke diesem Kinde Leben und Gesundheit wieder!“ Die Mutter hörte diese Gebetsworte und heulte wie wild: „„Nicht wenn es Dein Wille ist, das kann ich nicht ausstehen, wenn es Dein Wille ist; es muß sein Wille sein, er darf mir mein Kind nicht sterben lassen!““

Der Pfarrer mag erschrocken sein über diese entsetzlichen Worte und ging wieder nach Hause. Aber sieh', gegen alles menschliche Denken und zur unermeßlichen Freude seiner Mutter kam das Kind wieder auf, wurde gesund und wuchs heran.

Ja, es ist gewachsen und groß geworden, jenes Mutterkind, das sie mit Gewalt nicht wollte sterben lassen; es ist gewachsen und groß geworden an Leib und an Bosheit. Und der Bube hat von Jahr zu Jahr der Mutter mehr und ärgern Verdruß, Schande und herzzergrabenden Kummer gemacht. Sie aber hat dieses Alles ausgehalten und erlebte noch, daß der Sohn endlich auch ein Todesverbrechen begangen hatte und vom Scharfrichter gerichtet und getödtet wurde. — —

Es ist jener junge Mensch, den sie eben auf dem Wagen zur Stadt hinausgeführt haben! Ich will nicht in den Geheimnissen Gottes herumgrübeln, denn es geht solchen Grübelgedanken wie den Mücken, wenn sie um die Flammen herumschwärmen, sie verbrennen dran. Aber so viel sag' ich: Greif' dem Willen Gottes nicht mit Sündenreden und mit Sündentrotz in die Arme, er könnte sonst deinen Willen geschehen lassen, was oft ein großes Unglück wäre. Darum sag' ich und sag' auch du allzeit: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden!“ —

---

184 und 185. Zwei deutsche Ehren-Männer.

Zwischen den Städten Langensalza und Tennstedt liegt da, wo die Unstrut sich bei dem Winterberge und dem hohen Lützerfeld durch die düsteren Schatten windet, der uralte Flecken Groß-Vargula, der einerseits seinen Namen von Quintilius Varus [..]leitet, und von dem andererseits die ganze Gegend behauptet, [..]r der Geburtsort Carl's des Großen sei. Wohl hatte der

Carl in Thüringen seine eigenen Güter. Unter diesen war auch Vargula ein königliches Kammergut von sehr beträchtlicher Ausdehnung. Diesen Hof und alle dazu gehörigen Gerechtigkeiten und Dörfer übergab er im Jahre 784 dem Herrn, unserem Heiland, und dem heiligen Martyrer Bonifacius. Vargula kam somit an das Stift Fulda, das später diese Güter an eine Familie aus Vargula übergab, die unter dem Namen „Schenken von Vargula“ berühmt geworden ist. Diese erhielt vom Landgrafen Ludwig III. von Thüringen das Schenkenamt erblich, und wurde bei allen wichtigen Ereignissen und kühnen Unternehmungen verwendet. —

I.

Unter diesen Schenken zeichnet sich besonders **Walther von Vargula** aus. — Er war einer jener Gesandten, welche die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, die schon als Kind zur Braut des jungen Landgrafen Ludwig IV. erwählt war (nachmals unter dem Namen der heiligen Elisabeth allgemein bekannt und verehrt), nach Thüringen begleitete. Dieser getreue Diener fand sich nun immer am Hofe des Landgrafen und stand bei Hoch und Niedrig in der größten Achtung. Dieß beweist namentlich die folgende Thatsache. —

Elisabeth war sehr fromm und tugendhaft. Der Landgraf liebte sie innig und zeigte ihr seine Gunst besonders durch Geschenke, die er bei jeder Heimkehr ihr mitzubringen pflegte. Einstmals aber kam Ludwig nach Hause ohne eine solche Liebesgabe. Im Drange der Regierungsgeschäfte, die ihn gleichsam bestürmten, hatte er sie leider! vergessen. Elisabeth wurde darüber recht sehr betrübt, denn sie wähnte: ihr blühe nicht mehr so innig die Liebe Ludwig's und konnte sich auch nicht entsinnen, wodurch sie dieselbe verscherzt habe. Ihr kindlich reines Herz wurde immer beklommener und verlangte nach Trost und Beruhigung. Endlich entdeckte sie ihr verborgenes Wehe dem edlen Schenken Walther. Der aber erhob ihr Gemüth mit den friedlichsten Worten, die die Nebel so banger Vermuthungen verscheuchten, und versprach ihr, bei der zunächst sich darbietenden Gelegenheit dem Landgrafen die Sache vorzutragen.

Bald darauf reiste Ludwig nach Reinhardsbrunn, wohin Walther ihn begleitete. Sie ritten dem Gefolge voraus, und nun schilderte der Schenk dem jungen Herrscher den Gram der frommen Elisabeth. Eben waren sie am Inselsberge angelangt, als der alte Ritter seine eindringliche Rede schloß.

„Sieh',“ rief entgegnend Ludwig aus, „wenn dieser Berg

durch und durch von feinem Golde zusammengesetzt wäre, so könnte er mich doch nicht bewegen, meiner theuern Elisabeth untreu zu werden!"

Und alsbald holte er aus einem sammetnen Beutel, den er an der Seite trug, einen zierlich gearbeiteten doppelten Spiegel hervor, auf dessen Rückseite der am Kreuze hängende Erlöser abgebildet war.

„Weil ich unlängst die Liebesgabe für meine Elisabeth vergessen, so trug ich Sorge, daß ich bei meiner Heimkehr für dieses Mal ihr ein doppelt werthvolles Geschenk mitbringe!" sprach Ludwig.

Und Walther jauchzte beim Vernehmen dieser Auskunft: „„Ach, wie wird sich die Herrin darüber freuen! Könnte ich doch die Stunde unserer Heimkehr beschleunigen, damit der frommen, gottinnigen Seele um so früher ihr bitteres Leid in die süßeste Freude verwandelt würde!""

Und als der Landgraf diese Worte des edlen Ritters vernahm, übergab er ihm den Beutel mit dem Spiegel unter dem Auftrage: „Weil ich noch nicht heimkehren kann, bis erst mein überaus nöthiges Regierungsgeschäft erledigt sein wird, so eile du nach der Wartburg, und bring' ihr dieses Kleinod mit dem Gruße der treuesten Treue aus meinem Herzen!" —

Da schlug für den biedern Rittersmann fast eine himmlische Stunde. Er durfte sein Roß alsogleich umwenden und flog mit demselben in Hast zurück, um dort in des Schlosses stillstem und bescheidenstem Kämmerlein mit dem so rührenden Geschenke des Gatten — der weinenden Gattin die hellen Freudenthränen in das Auge zu locken.

Und in der Kapelle der Wartburg kniete bald eine Frohlockende vor dem Bilde des Welterlösers mit dem Gebete: „„Gott segne meinen treuen Gatten Ludwig!""

Und Walther kniete lauschend hinter ihr, und flüsterte: „„Amen. Amen."" —

II.

Nicht weniger berühmt am landgräflichen Hofe war der Schenk **Rudolph** von Vargula. Er war Begleiter des Landgrafen, als dieser den König von Ungarn besuchte; ihm wurden die wichtigsten Geschäfte, die das Wohl des Landes förderten, aufgetragen. Bei all' seinen Unternehmungen glänzte er ganz besonders durch Muth, Beredsamkeit und unbestechliche Gerechtigkeit. Ihm verdankte die Landgräfin Elisabeth, daß der boshafte Streich, den ihr des Landgrafen Bruder, Heinrich Raspe, zu spielen gedachte, nicht gelang.

Als nämlich der fromme Ludwig auf seiner im Jahr 1227 unternommenen Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande das Zeitliche gesegnet, hatte Heinrich die Vormundschaft über die Kinder seines verstorbenen Bruders übernommen. Er trachtete nach den landgräflichen Gütern und verstieß die verwittwete Landgräfin, und ließ auch allen Bewohnern Eisenachs und der Umgegend mit seiner Ungnade bedrohen, sobald sie sich der Elisabeth annehmen würden. Und so irrte die zwei und zwanzigjährige Wittwe (die ehedessen im bescheidensten Kleide die Armen und Kranken aufgesucht und sie erquickte; die zur Zeit der furchtbarsten Seuchen mehrere Hospitäler gegründet, und die alle Bequemlichkeiten verschmähte, die ihr Rang und Reichthum dargeboten, um nur dem Elend im Land allum hilfreich zu begegnen), mit ihren Kindern mitten im Winter in der größten Dürftigkeit umher, bis der Bischof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, ihr das Schloß Bottenstein zum Aufenthalt anwies.

Unterdessen langte die Leiche des Landgrafen Ludwig in Begleitung der thüringischen Edlen, denen Elisabeth ihren Kummer zu Bamberg geklagt, in Reinhardsbrunn, dem Begräbnißorte der thüringischen Landgrafen, an. Auch Heinrich Raspe war dort erschienen, um den kirchlichen Feierlichkeiten der Beisetzung anzuwohnen.

Hier trat nun Rudolph von Vargula voll männlichen Ernstes und ritterlichen Muthes an ihn heran und sprach im Auftrage der übrigen Ritter:

„Herr! Euer unbarmherziges Betragen setzt uns in Erstaunen und wir erröthen vor Euerm unweisen Verhalten. Eueres Bruders Gemahlin, eine betrübte Wittwe, eines Königs Tochter, die Ihr trösten, die Ihr ehren solltet, habt Ihr auf die schimpflichste Weise verstoßen und zur Bettlerin gemacht; und die verwaisten Kinder Eueres Bruders, die auf Euere Liebe und Güte so großen Anspruch haben, habt Ihr hartherzig vertrieben! Ist das brüderliche Treue? Die Edelsten von Thüringen rechnen nicht mehr auf Euere Gnade; denn Ihr müßtet sie doch nur den niedrigsten Euerer Unterthanen, Eueren bösen Räthen, stehlen! Ich befürchte nur allzusehr, daß Gottes Zorngericht über unser Land ausbrechen wird! Eilt also — es ist noch Zeit! — versöhnt Euch mit der frommen Frau um der Barmherzigkeit Jesu Christi willen, der Euch gnädig sein möge zu einem seligen End' dereinst, und ersetzet ihr allen Schaden! Die Kinder der heiligen Dulderin werden dann noch Euer Andenken segnen!"

So sprach der Schenk Rudolph von Vargula mit dem Land-

grafen. Dieser wurde so gerührt von diesem Ritter- und Christenworte, daß er in Thränen ausbrach und ausrief: „„Meine Missethat ist mir herzlich leid; meine Rathgeber in dieser so traurigen Angelegenheit werde ich ihres Amtes entlassen; ich bin bereit zu jeglicher Sühne, welche die gekränkte hohe Frau von mir verlangt!““ —

Unaussprechlich war Rudolph's Freude bei dieser Erklärung. Die Herren schickten augenblicklich zu der Elisabeth und ließen ihr Alles melden, was sich zugetragen.

Elisabeth kam, verzieh, und der Landgraf setzte sie wieder in den Besitz ihres Witthums. Da sie aber den Ueberrest ihres Lebens in heiliger Stille zubringen wollte, so räumte er ihr, nebst einem ansehnlichen Jahrgehalt, die Stadt Marburg sammt allen dazu gehörigen Dörfern und Gerechtsamen ein, wohin sie sich 1229 begab. Hier stiftete sie ein Hospital und lebte nur der Andacht und Wohlthätigkeit. Sie starb in diesem Hospital am 19. November 1231 als eine — Heilige. —

Kaiser Lothar verlieh den Herren von Vargula den erblichen Titel der Schenken. — In dem Feldzuge Friedrich's II. gegen die Sarazenen führte der Schenk Rudolph die Hauptfahne. —

---

186. Herzens-Güte.

Franz Alexander Friedrich, Herzog von Larochefaucault-Liancourt, fuhr einst bei sehr strengem Wetter nach Versailles und sah, daß seine beiden Bedienten vor Kälte fast erstarrten. Ein gütiger Herr, wie er war, ließ er sie zu sich in den Wagen steigen.

Als ihn seine Freunde deßhalb rühmten, sagte er: „Es that mir nur leid, daß ich nicht auch den Kutscher und die Pferde mit hineinnehmen konnte!“ —

---

187 und 188. Dienertreue.

1. Der opferwillige Ritter.

Richard Löwenherz, König von England, ging, während seiner Kreuzfahrt in das gelobte Land, eines Tages mit weniger Begleitung auf die Jagd. Er fiel in einen Hinterhalt, und — schon war die ganze Begleitung bis auf einen einzigen Ritter, der Wilhelm von Pourcellets hieß, niedergemacht.

Um seinen König zu retten, welcher seiner tapfren Gegenwehr ungeachtet Gefahr lief, entweder von den Feinden gefangen oder getödtet zu werden, rief Wilhelm von Pourcellets auf sarazenisch aus allen Kräften: „**Ich** bin der König!“ — Sogleich ließen die Sarazenen von Richard ab, nahmen den angeblichen König gefangen, und Richard fand Mittel, sich zu retten.

Saladin, dessen Großmuth und edles Herz sich hier, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, zeigten, begegnete diesem Gefangenen so, wie es eine so schöne Handlung verdiente. Er wurde nachher für zehn der vornehmsten sarazenischen Gefangenen ausgewechselt. —

2. Die schützende Magd.

Die Mutter des Don Juan Alfonso de Guzmann gerieth in die Gewalt König Peter's von Castilien, dem der Beiname des „Grausamen“ nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward. In wüthendem Hasse gegen die Familie Guzmann entbrannt, verurtheilte er die schuldlose Matrone durch einen Machtspruch zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freien Platz errichtet und die alte Frau darauf stehend festgebunden. Ihre Dienerinnen begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle, alsdann traten sie zurück, und in die Thränen dieser Treuen mischten sich die Thränen Vieler im Volke, denen von der edlen Frau in den Tagen des Glücks Gutes zugekommen war.

Der Holzstoß lodert und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor und droht ihren Körper zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau Isabella Davalos; sie liebt ihre Gebieterin bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstoß, ersteigt ihn, kniet nieder, umfaßt fest das Gewand der Unglücklichen, daß der Sturm daran vergeblich seine Macht versucht, und wird so mit jener zugleich in Asche verwandelt.

Welches Opfer! welche Gefühle, die es forderten! —

Die Familie der Guzmann ließ die theuere Asche von Beiden sammeln; eine prächtige Kapelle in der Kirche des heiligen Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone ist diese wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen kniend vor der Verlassenen, sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. — So ehrte die Familie Guzmann das Andenken dieser Großthat und beurkundete ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Familienbund, der jedes

Mitglied der Familie Guzmann feierlichst verpflichtete: keinen von dem Geschlechte der Davalos, der je in Noth sei, hilflos zu lassen, es koste, was es wolle. —

189. Christliche Behandlung der Dienstleute.

Niemals bedrohte der heilige Franziskus von Sales seine Diener; nie sagte er ihnen ein rauhes oder verdrießliches Wort. Hatten sie gefehlt, so würzte er seine Verweise mit so vieler Sanftmuth, daß sie sich alsbald aus Liebe besserten, ohne die eiserne Ruthe zu fürchten, die, wie sie recht gut wußten, der Hand ihres Herrn fremd blieb.

Ein Freund besprach sich eines Tages mit ihm über die Behandlungsweise der Dienstleute, und bemerkte: die Vertraulichkeit erzeuge gar gern Verachtung.

Und der Heilige erwiederte:

„Die unschickliche, rohe und tadelhafte Vertraulichkeit allerdings; nimmermehr aber die Vertraulichkeit, die in den Grenzen der Schicklichkeit, Herzlichkeit und der Ehrbarkeit sich behält. Denn da sie von der Liebe ausgeht, erzeugt die Liebe ihres Gleichen. Die wahre Liebe aber ist immer von Hochachtung, und folglich von Ehrfurcht gegen die geliebte Person begleitet; da die Liebe sich nur auf die Achtung gründet, die wir für sie haben."

„„Auf solche Weise aber,"" sprach der Freund, „„müßte man den Dienern in allen Dingen freie Hand lassen, so daß sie thun könnten, was ihnen beliebte?""

„Keineswegs!" versetzte der Heilige; „denn wenn die Liebe Herrin des Herzens ist, so weiß sie dasselbe so gut zur — Bescheidenheit, Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Großmuth, als zur — Demuth, Unterwerfung, Geduld, Ausdauer und Sanftmuth anzuhalten.

„Alles wohl erwogen, kann ich hinsichtlich der Dienstleute nur so viel sagen, daß sie unsere Nächsten und demüthigen Brüder sind, welche die Liebe uns verpflichtet, wie uns selbst zu lieben. Lieben wir sie also wie uns selbst, diese theueren Nächsten, die uns so nahe und so benachbart sind, daß sie mit uns unter Einem Dach und von unserem Vermögen leben, und behandeln wir sie wie uns selbst, oder vielmehr — wie wir selbst möchten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle wären; dieß ist die beste Weise, mit den Dienstleuten umzugehen.

„Freilich darf man ihre Fehler nicht übersehen, wenn solche

erheblich sind, und ihnen auch die Zurechtweisung nicht erlassen; doch müssen wir auch das Gute erkennen, das uns durch sie geschieht. Es ist sogar rathsam, daß man zur ihrer Aufmunterung je zuweilen seine Zufriedenheit bezeige, und ihnen Beweise gebe, daß man Vertrauen zu ihnen hat, und sie gleich Brüdern oder Freunden hält, deren Noth man lindern, oder deren Glück man befördern will.

„Wie Ein Windstoß, der die Segel schwellt, das Schiff schneller auf dem Meere fortbewegt, als hundert Ruderschläge; also regt auch Ein freundliches Wort und Ein Zeichen des Wohlwollens einen Diener gewiß weit wirksamer an, uns um Gottes willen zu dienen, als hundert rauhe, drohende und harte Befehle!“ —

190. Der beschützte Verfolger.

Aufgebracht über die Weigerung des heiligen Stuhls, die Beschlüsse der griechischen Synode zu unterschreiben, gab Kaiser Justinian II. seinem Stallmeister Zacharias öffentlich Befehl, den Papst Sergius gefangen zu nehmen und nach Constantinopel zu führen.

Der Stallmeister traf das römische Volk unter den Waffen, bereit, seinen Hirten zu vertheidigen. Aus dem Exarchat strömt die Miliz herbei in derselben Absicht. Die Stadt erschallt von Geschrei und Drohungen.

Zacharias, der kaiserliche Stallmeister, verfolgt, sucht in dem Zimmer des Papstes selbst Zuflucht, den er anfleht, ihm das Leben zu retten.

Die in Rom sich aufhaltenden Gesandten der Lombarden schickten Eilboten ab, mit dem Gesuche um Hilfstruppen zum Beistande des Papstes.

Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, durch unbegreifliche List und Kühnheit sei der Papst entführt und auf der Tiber eingeschifft worden. Alsbald dringen die Truppen von Ravenna in den Palast ein, verlangen den Papst zu sehen und drohen, die Thüren zu sprengen, wenn man nicht sogleich öffne. Zacharias, der sich unter das Bett des Papstes versteckt hatte, fürchtet, entdeckt zu werden, und beschwört Jenen, ihn nicht zu verlassen. Sergius versichert ihn seines Schutzes, läßt die Thüren öffnen und zeigt sich dem Publikum. Volk und Soldaten küssen ihm die Hand und die Gewänder. —

Man erinnerte sich, welche unwürdige Behandlung früher Papst

Martin erfahren hatte unter der Regierung des Kaisers Constanz; man wußte, daß Justinian sehr geneigt war, nicht weniger barbarisch zu sein, als sein Ahne. Der Papst aber besänftigt das Volk, ertheilt seinen Segen und bittet für Zacharias, daß ihm das Leben geschenkt wird, und er mit dieser Kunde in der folgenden Nacht zu seinem Gebieter abreisen darf. —

191. Ein gemessenes Wort an einen Bilderstürmer.

Zur Zeit, als der Papst Gregorius der Große glorreich die Kirche Gottes regierte, hatte in seinem unbesonnenen Eifer der Bischof von Marseille die Bilder aus der Kirche werfen lassen — in der Besorgniß: sie könnten angebetet werden.

Darüber schrieb ihm nun Gregorius die wenigen Worte: „Du hättest nicht zerbrechen sollen, was nicht zur Anbetung, sondern einzig nur zur Belehrung der Unwissenden in den Kirchen aufgestellt worden war. Ein Anderes ist es, ein Bild anbeten, und ein Anderes, aus der durch ein Bild dargestellten Geschichte kennen lernen, was man anzubeten habe!" —

192. Die seltsame Credit-Ertheilung.

Als Papst Sixtus V. noch Baccalaureus in dem Kloster zu Macerata war, ging er eines Tages zu einem Schuhmacher, um sich ein Paar Sohlen zu kaufen. Nachdem er lange mit ihm um den Preis gehandelt hatte, überließ sie ihm der Schuhmacher für sieben Julier (ungefähr sieben Groschen), allein Bruder Felix (so hieß früher dieser Papst) konnte ihm nur sechs geben, und bat ihn, sich mit diesem Gebote für seine Sohlen zu begnügen, indem er hinzufügte: „Vielleicht werde ich einmal im Stande sein, euch den siebenten Julier noch zu geben."

„„Aber wann wollt Ihr mich denn bezahlen?"" — fragte der Schuster — „„wann Ihr Papst sein werdet?""

„Wenn Ihr mir bis dahin Credit geben wollt," — entgegnete heiter Bruder Felix — „so verspreche ich euch, denselben mit Zinsen zu bezahlen."

„„Ei ja!"" — antwortete herzlich lachend der Andere — „„da ich sehe, daß Ihr so guten Muthes seid, Euch zum Papste zu machen, so schlage ich ein und will nicht eher als bis dahin meine Bezahlung haben!"" — und reichte ihm die Sohlen.

Felix nahm sie in Empfang, indem er zugleich den Schuhmacher um seinen Namen bat und versprach, sich an Zeit und Ort dieses eben gemachten Handels zu erinnern. Sobald er nun wieder auf seiner Zelle saß, schrieb er sogleich diese kurzweilige Begebenheit in sein Tagebuch. — —

Nicht lange nach seiner Thronbesteigung begegnete Sixtus beim Durchblättern desselben auch diesem Ereignisse. Er gab sogleich Ordre, nachzuforschen, was aus jenem Schuhmacher geworden wäre, und befahl dem Gouverneur von Macerata, denselben, im Fall er noch am Leben wäre, durch einen seiner Leute nach Rom zu schicken, ohne ihn aber den Grund davon wissen zu lassen. Der arme Mann war wie aus den Wolken gefallen über einen solchen Befehl, und da er nach vierzig Jahren sich weder dieser Sohlen, noch des Juliers erinnerte, den ihm noch Jemand schuldig war, so konnte er gar nicht begreifen, was der Papst ihm zu sagen habe, und mit jedem Schritte näher nach Rom wuchs seine Verwunderung, seine Neugierde, aber auch seine Angst und Beklemmung.

Alsobald nach seiner Ankunft wurde er auch dem heiligen Vater vorgeführt, welcher ihn fragte, ob er ihn niemals in Macerata gesehen habe? Der arme Mann antwortete zitternd: „„Nein!““

„Ei doch! erinnerst du dich denn nicht mehr, daß du mir einmal ein Paar Sohlen verkauft hast?“

Der Schuhmacher zuckte die Schultern, und gab damit zu verstehen, daß er sich dessen gar nicht erinnern könne.

„Nun gut;“ — fuhr der Papst ganz freundlich fort — „ich weiß, daß ich dein Schuldner bin, und habe dich deßwegen zu mir kommen lassen, um mich meiner Schuld gegen dich zu erledigen.“

Die Verwirrung des armen Schuhmachers stieg immer mehr und nahm ihm ganz die Sprache. Sixtus mußte seinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. „Du hast mir einstens“ — erklärte er ihm — „als ich noch ein armer Klosterbruder war, ein Paar Sohlen verkauft und darauf einen Julier creditirt mit der Bedingung, denselben mit Zinsen an dich zurückzuzahlen, wenn ich Papst sein würde. Da ich nun dieses geworden bin, so ist es recht und billig, daß ich mein Wort löse.“ Er ließ sogleich seinen Hausmaier kommen, und sagte zu ihm: „Sehen Sie doch einmal nach, wie hoch sich die vierzigjährigen Interessen von einem Julier zu fünf Procent belaufen werden, und dann fügen Sie zu dieser Summe das Capital und übergeben Sie es in die Hände dieses Mannes da“ — welchen er dabei verabschiedete — und befahl seinem Hausmaier, aufzupassen, ob Jener damit zufrieden sein werde.

Der arme Schuhmacher verließ das Kabinet des Papstes in

der Meinung, daß er eine recht große Menge Geldes bekommen werde; aber wie war er verblüfft, als ihm der Majordomus nur gerade drei Julier auszahlte. Beim Ausgang aus dem päpstlichen Palaste traf er auf mehrere Landsleute, welche ihn mit Ungeduld erwarteten, um zu erfahren, was der Papst von ihm gewollt habe. „„Ach,““ — sprach er jammernd zu ihnen — „„Seine Heiligkeit hat mich nur deßwegen so weit her nach Rom holen und eine Reise machen lassen, die mir ohne die Ausgaben für die Rückkehr schon zwanzig Thaler gekostet hat, — um mir drei Julier zu geben!““ — und beklagte sich ganz bitter über diese Ungerechtigkeit.

Der ernste, strenge Sixtus konnte sich, als man ihm dieses hinterbrachte, eines herzlichen Lachens nicht erwehren, weil es nicht seine Absicht war, den armen Mann ohne hinlängliche Entschädigung wieder in die Heimath zu entlassen — und ließ ihn, als derselbe schon die Thore von Rom wieder hinter sich hatte, zurückrufen.

Freundlich trat er dem zitternden Greise entgegen, und fragte ihn, ob er einen Sohn habe? Dieses war glücklicher Weise der Fall, und derselbe war im Orden der Serviten und noch dazu ein ausgezeichneter, musterhafter Priester. Sixtus befahl dem Vater, seinen Sohn alsbald nach Rom kommen zu lassen, und als er sich von dessen Würdigkeit überzeugt hatte, gab er ihm ein kleines Bisthum im Königreiche Neapel, und sagte dann scherzend zu dem Schuhmacher: „Nun macht euere Rechnung und sehet zu, ob ich euch die gebührenden Zinsen für eueren Julier richtig bezahlt habe!“ —

---

193. Der Segen eines alten Mannes.

Der Papst Pius VII. (Gregor Barnabas), aus der gräflichen Familie Chiaramonti, einem Zweige des französischen Hauses Clermont-Tonnère, geboren 1742 zu Cesena, — ward vom Kaiser Napoleon I. zu dessen Kaiserkrönung eingeladen. Er folgte dieser Einladung am 31. October 1804, und hielt am 28. November mit schicklicher Pracht zu Paris seinen Einzug.

Auf den Straßen, durch welche der Festzug sich bewegte, lag Alles auf den Knieen, um in Andacht den päpstlichen Segen zu empfangen. —

Ein junger Mensch indessen verschmähte es, niederzuknien, und nahm eine Haltung an, die einen herben Spott über die rings um ihn Knienden sichtbar und verletzend ausdrückte.

Der Papst bemerkte dieß, nahte sich ihm, legte ihm sanft die Hand auf die Schulter und sprach im mildesten Tone väterlicher Güte:

„Mein junger Herr, Sie scheinen den Segen des Vaters der Christenheit zu verspotten? Nun, wenn Sie den Segen des Papstes verspotten zu müssen glauben, so verspotten Sie wenigstens nicht den Segen eines **alten Mannes**, denn der Segen eines **alten Mannes** hat noch Niemanden Schaden gebracht!“

Dem jungen Menschen stieg Scham in die Wangen und Thränen in das Auge. Tief ergriffen von solchem weisen und wohlwollenden Spruche, sank auch er zu den Uebrigen in den Staub auf die Kniee und ließ sich segnen. —

---

194. Der Papst unter den Schulknaben.

Während am Abend des 9. März 1847 in einer, unweit der Kirche von Sanct Peter in Vinculis gelegenen Abendschule für Knaben aus der untern Volksklasse die Preisaustheilung an fleißigere Schüler stattfinden sollte, traten zwei in Mäntel gehüllte Geistliche ein, die schweigend und anspruchlos ihren Platz unter den in geringer Zahl anwesenden Zuschauern einnahmen.

Niemand nahm auf sie Rücksicht, und schon wollte der Vorsteher, ein frommer, würdiger Priester, die Handlung durch eine kurze Rede beginnen, als plötzlich ein Schrei des Erstaunens die feierliche Stille unterbrach. Trotz der sorgsamen Verhüllung hatte man die beiden Geistlichen erkannt. Der Eine war Papst Pius IX. und der Andere sein Kabinetssecretär und Kammerherr, Monsignor Piccolomini.

Eine der erhebendsten und zugleich der rührendsten Scenen fand nunmehr Statt. Und kann man sich wohl etwas Rührenderes und zugleich Erhabeneres denken, als das Oberhaupt der Christenheit, den geliebten Landesherrn, in einer ärmlichen Schulstube in der Mitte von tiefem Erstaunen durchdrungenen, zugleich aber auch wonnetrunkenen Schulknaben, die alle sich hinzudrängten, um dem liebevollen Oberhirten der Christenheit die Hände, das Gewand, die Füße zu küssen, während die nicht minder betroffenen Lehrer sich vergebens bemühten, die Kleinen einigermaßen in Ordnung zu erhalten? Gleich einem Wesen aus überirdischen Regionen stand der Papst unter den Knaben, und seine ganze Haltung, die nur von Liebe und Milde zeugte, schien die Worte des Erlösers:

„Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ gleichsam schweigend anzudeuten.

Nachdem die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt worden war, ermunterte Seine Heiligkeit die Jugend zum Fleiß und zur Ausdauer, lobte den Eifer der Lehrer und belohnte diese durch Geschenke goldener Medaillen, während er den Knaben silberne schenkte.

Unter Segenswünschen und lautem Jubel Aller verließ der Papst die entzückte Schule. —

---

195. Die Geißel Gottes.

Was der Mensch thut, das ist er! —

Attila, der König der Hunnen, der mit einem furchtbaren Heere Gallien überschwemmte und viele Länder verheerte, nannte sich selbst die „Geißel Gottes,“ weil er sich berufen glaubte, die Sünden und Laster der Völker bestrafen zu müssen.

Schon hatten viele Städte Galliens die Wirkungen seiner Wuth und Raserei peinlichst empfunden; da fiel es ihm ein, seine Geißel auch über die Stadt Troyes zu schwingen.

Als aber die Bewohner dieser Stadt erfuhren, daß er im Anzuge sei, versanken sie in die äußerste Bestürzung; der heilige Lupus, Bischof daselbst, erhob die Hände zu Gott und flehte Tag und Nacht in Gebet, Fasten und Bußwerken, dieses schreckliche Unheil von seiner geliebten Heerde abzuhalten.

Endlich hüllte er sich, auf den Beistand des Allerhöchsten vertrauend, in seinen bischöflichen Ornat, und ging mit heiligem Muthe diesem Barbaren entgegen, der an der Spitze seiner rohesten Horden wie eine blutgierige Hyäne daher zog.

Ob auch ein Heide, ward dennoch Attila bei dem Anblicke des heiligen Bischofs und seines Clerus von Ehrfurcht ergriffen.

Da nun der heilige Bischof dem König nahe war, fragte er ihn: „Wer bist du?“

Attila antwortete: „„Ich bin die Geißel Gottes!““

„Sei uns als solche willkommen!“ antwortete hierauf der Heilige; „denn willig nehmen wir Alles an, was von Gott uns zugesandt wird! Bist du aber die Geißel, mit welcher der Himmel uns züchtigen will, so sieh' wohl zu, daß du Nichts thuest, außer was durch die Hand des Allmächtigen dir erlaubt ist, der dich antreibt und leitet!“

Durch diese Rede schwer betroffen, verhieß Attila der Stadt Troyes zu schonen, und schonte ihrer auch. —

---

196. Der vertriebene Bischof.

Der heilige Lambertus, der zu Mästricht den Bischofsstuhl bestiegen hatte, ließ sich die treue Erfüllung seiner Amtspflichten auf das Ernstlichste angelegen sein. Doch setzten die damaligen gar traurigen Zeitverhältnisse seinem besten Willen ungemein große, fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Der König Childerich II. war im Jahre 673 ermordet, und auf den Thron von Neustrien gelangte Theodorich, auf jenen von Austrasien Dagobert II. In Folge dieser Ummwälzung wurde der heilige Bischof Lambertus, der dem rechtmäßigen Könige Childerich ergeben gewesen und zugethan geblieben, von seinem bischöflichen Sitze vertrieben, und er zog sich mit zwei Dienern in das Kloster Stablo zurück.

Sieben Jahre lang lebte hier der heilige Bischof und befolgte während dieser ganzen Zeit, so genau wie der eifrigste Novize, die Regeln der Ordensmänner; er diente Allen zu dem ermunterndsten Beispiel in der Uebung jeglicher Tugend, und ganz besonders zeichnete er sich durch seine große Demuth aus. In keiner seiner Handlungen merkte man den Bischof, sondern immer fügte er sich genau nach der Ordnung des Hauses, obgleich er, als Gast, durchaus nicht dazu verpflichtet gewesen wäre. Ja, es fanden sich öfters Gelegenheiten, wo seine Demuth schwere Proben zu bestehen hatte, denen sich nicht leicht ein Anderer in seiner Lage würde unterworfen haben; doch seine Tugend wußte nichts von Ausnahmen, und immer zeigte er sich, zur Erbauung aller Ordensmänner, im klarsten Lichte der getreuesten Nachfolge Jesu Christi, seines Erlösers und Seligmachers.

Einst in einer Winternacht stand er zum Gebet auf; beim Ankleiden entfiel ihm einer seiner hölzernen Schuhe und machte ein Geräusch, wodurch die gebotene Stille unterbrochen wurde. Der Abt hörte es und befahl, daß der Schuldige am Fuße des vor der Kirche stehenden Kreuzes beten solle. — Sogleich verfügte sich Lambertus mit bloßen Füßen und nur mit einem Unterkleide bedeckt dorthin und betete. — Erst nach vollendeter Matutin, als die Brüder sich wärmten, fragte der Abt: Ob Alle da wären? Man antwortete: Nur Jener fehle, dem er beim Kreuze zu beten aufgetragen hätte. Er ließ daher diesen Büßer hereinrufen und staunte nicht wenig, als er sah, daß es Lambertus gewesen. Sogleich warfen sich der Abt und die Brüder dem heiligen Bischof zu Füßen und baten um Verzeihung; er aber antwortete: „Gott verzeihe Euch den Gedanken, daß Ihr Euch dieser Handlung wegen

schuldig hieltet! Lehrt mich denn nicht schon der heilige Paulus, daß ich in Kälte und Blöße Gott dienen soll?" —

So lebte der Heilige hier in stillster Zurückgezogenheit und genoß in den Uebungen des Gebets, der Betrachtung und der Bußstrenge des süßesten Seelenfriedens, der nur durch den Schmerz getrübt wurde, den er beim Anblicke des traurigen Zustandes empfand, in den die meisten Kirchen Frankreichs durch die damalige Staatszerrüttung versetzt waren. —

197. Der sichere Blick.

Der heilige Rembert wurde in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts in der Nähe von Brügge in Flandern, zur Zeit der Regierung Ludwig's des Frommen geboren. Unter der Leitung gottesfürchtiger Eltern zeigte der Knabe frühe schon Liebe zur Tugend und Eifer zur Frömmigkeit.

Einst kam der heilige Ansgar, Erzbischof von Hamburg, in die Abtei Turholt, welche in Flandern lag und unter seiner Aufsicht stand; da sah er eines Tags aus einem Fenster die Schulkinder des Orts, nach beendigtem Schulunterrichte, zur Kirche gehen. Die Kinder hüpften und sprangen, schrien und trieben allerlei kindischen Muthwillen. Ein Knabe jedoch, der jüngste und kleinste von Allen, zeichnete sich durch Ruhe und Ordnungsliebe, durch Sanftmuth und Bescheidenheit in Gang und Geberde vor seinen Schulkameraden aus. Noch ernster wurde Rembert, sobald er das Gotteshaus, die geheiligte Stätte des Herrn, betreten hatte. Mit Ehrfurcht nahte er sich dem Altare, wo das Allerheiligste aufbewahrt wurde, fiel nieder auf seine Kniee, bezeichnete sich mit dem Kreuzzeichen, und ging sodann mit niedergeschlagenen Augen auf seinen gewöhnlichen Platz. Auf seinem Angesichte strahlte heilige Freude, und sein ganzes Wesen offenbarte die innere Andacht und Gottseligkeit.

Ein solch frommes und liebenswürdiges Betragen erregte die Aufmerksamkeit des Bischofs; und den Knaben in seinen Gedanken für den geistlichen Stand bestimmend, ließ er dessen Eltern zu sich kommen. Diese waren vor Freude außer sich, und priesen sich glücklich in ihrem gottesfürchtigen Kinde. Bald darauf trat Ansgar seine Rückreise nach Hamburg an, um allda seine apostolischen Arbeiten fortzusetzen; den Knaben aber empfahl er frommen und geschickten Lehrern, die ihn sowohl in der Wissenschaft des Heils, als in den übrigen Kenntnissen unterrichteten. Rembert entsprach

auf's Vollkommenste allen Erwartungen, nahm auf erfreuliche Weise in der Gottesfurcht und in den Wissenschaften zu, und bereitete sich würdig auf den heiligen Priesterstand vor.

In der Folge nahm der Bischof den geliebten Jünger zu sich, ihn selbst noch zu unterrichten, zu leiten und zu erziehen; und nachdem er ihn in Allem wohl erprobt gefunden, theilte er mit ihm die apostolischen Arbeiten, und bestimmte ihn sogar später in seiner letzten Krankheit zu seinem Nachfolger im Bischofsamte mit den Worten: „In Betreff der Verdienste Rembert's kann ich versichern, daß er des Amtes eines Erzbischofs würdiger ist, als ich des Amtes eines Diakons."

Nach dem Tode des heiligen Mannes im Jahr 865 wurde Rembert einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt, und er stand seinem schwierigen und wichtigen Amte viele Jahre zum Segen des Landes vor. —

---

198. Die Büßung fremder Sünde.

Mußte der heilige Erzbischof Thomas von Villanova einen Sünder bestrafen, so war es ihm nicht genug, der Strafe eine väterlich wohlwollende Belehrung und Ermahnung vorangehen zu lassen, sondern er schrieb das Vergehen sich selbst, seiner Nachlässigkeit zu, und büßte fremde Sünde an seinem eigenen Leibe.

So befand sich in seiner Diöcese leider! ein ganz ausgearteter und bis dahin unverbesserlicher Priester. Diesen Wolf in der Heerde Jesu Christi ließ er zu sich kommen, führte ihn sodann in seine Gebets-Kammer, belehrte und ermahnte ihn mit aller liebenden Sorgfalt und apostolischem Ernst, und sagte endlich zu ihm: „Weil deine Sünde, wie auch deine Seele, dereinst von mir gefordert wird, und ich werde Rechenschaft geben müssen, so will **ich** jetzt für deine Sünde büßen!"

Nun warf er sich vor dem Crucifix nieder, entblößte seinen Rücken, nahm die Geißel und vergoß Thränen und Blut zur Abbüßung fremder Schuld.

Dieß entsetzte bis in's tiefste Innerste den armen Sünder, so daß er in sich ging, bitterlich weinte, um Vergebung rief und ihn anflehte, daß er doch aufhören solle sich selbst zu peinigen. In die Kniee sinkend, rief er aus: „„Ach, ich bin ja der verabscheuungswürdige Sünder, mir gebührt ja solche Züchtigung, ich allein will büßen, ich will mich bessern!""

Und er besserte sich wirklich. —

Das ist doch wohl große Achtung für Gottes Gerechtigkeit, große Achtung für das Oberhirtenamt, und großer Eifer für das Heil einer unsterblichen mit Jesu Blut theuer erkauften Seele! —

199. Die verspottete Weissagung des Todes.

Der heilige Udalrich, Bischof zu Augsburg, hatte dem Herzog Arnold in Bayern aus prophetischem Geiste vorhergesagt: — daß er in dem eben laufenden Jahre noch sein Leben unglückselig beschließen werde.

Als Arnold sich einstens bei einer reichlichen Mahlzeit zu Regensburg mit den Seinigen ganz fröhlich befand, auch die Zeitung vernahm, daß der heilige Bischof Udalrich Geschäfte halber zu Regensburg angelanget, schickte er gleich durch einen seiner Diener ein silbernes Geschirr voll des besten Weines zu ihm, mit der Aufgabe: „Udalrich soll es sich recht wohl bekommen lassen, und Arnold, der Herzog selbst, sei noch ganz gesund, er hätte auch nicht verhofft, daß ein Bischof so zierlich lügen könne."

Der heilige Bischof verwunderte sich höchlich über diese Post, und sagte zu dem Diener: „Gehe hin, du hast zwar deinen Herzog frisch und gesund verlassen, du wirst ihn aber nicht mehr — lebendig antreffen!"

Wie es der heilige Mann ausgesprochen, hat es der Diener auch in der That erfahren, und den Herzog todt gefunden. —

200. Der Grund einer spät erfolgten Belohnung.

Esprit Flechier, ein ehrwürdiger Priester, dem seine geistreichen und salbungsvollen Schriften eben so sehr die Hochachtung der Nachwelt erworben haben, als seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe seiner Zeitgenossen erwarb, war am 1. Juni 1632 zu Pernes, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Venaissin geboren, und wurde bei seinem Oheim, dem Pater Hercule Audiffret, in dem Schooße der Wissenschaften und Tugend erzogen.

Er trat in den Orden der Jesuiten, verließ ihn jedoch nach dem Tode seines Oheims, um in Paris als Kanzelredner aufzutreten.

Hier erwarb er sich bald einen großen Ruf und lieferte — unter vielem Anderen — in seinen Trauerreden auf den Bischof Bossuet und den Feldherrn Türenne zwei Meisterwerke, die noch jetzt als solche bewundert werden.

Im Jahr 1685 ernannte ihn der König von Frankreich, Ludwig XIV., zum Bischof von Lavaux mit den ihn so ehrenden Worten:

„Verwundern Sie sich nicht, daß ich Ihr Verdienst so spät belohne; ich fürchtete, des Vergnügens beraubt zu werden — Sie zu hören!“ —

Im Jahr 1687 erhielt Flechier das Bisthum Nismes und starb zu Montpellier am 16. Februar 1710 — allgemein betrauert. —

---

201. Beruhigung bei einem Brandunglücke.

Im Jahr 1697 befand sich Fenelon, der Erzbischof von Cambrai, zu Versailles am Hofe des Königs in einer für ihn hochwichtigen Angelegenheit.

Während seines Aufenthaltes daselbst brach zu Cambrai ein furchtbares Feuer aus, das ihm seinen Palast mit allen Geräthschaften, Büchern und Papieren zerstörte.

Er vernahm aber die Nachricht von diesem Unglücke nicht mit einer erzwungenen Gleichgiltigkeit, sondern mit wahrer Gelassenheit und der ihm gewöhnlichen Heiterkeit seines Geistes. Auch antwortete er dem Abbé von Langeron, der ihm diese Kunde auf eine glimpfliche Weise beibringen wollte:

„Ich wußte es schon, mein lieber Abbé! Es ist jedoch besser, daß der Brand nur mein Haus, nicht aber die Hütte eines armen Bauern ergriffen hat!“ —

Und nun knüpfte er mit derselben Gemüthsruhe das von Langeron unterbrochene Gespräch wieder an. —

---

202. Der Erzbischof und der Savoyarden-Knabe.

(Von O. W. von Horn.)

Saß einmal ein armes Savoyarden-Büblein auf einem Abwehrstein vor dem Schlosse des Kurfürsten und Erzbischofs von Trier, Clemens Wenzeslaus, und der Kasten mit dem Murmelthiere neben ihm, und er dachte an seine ferne Heimath, die liebe Mutter, den Vater und die Geschwister; das Heimweh kam ihn an und die hellen Thränen flossen dabei über seine Wangen. Dann hielt er seine Hände zusammen und betete für seine Lieben daheim und für sich in seiner Noth; denn er hatte eine Zeit lang

schmale Tage gehabt und die Schuhe waren zerrissen und das Hemd sah vorwitzig an den Ellbogen heraus. Da fügte es Gott, daß der fromme Erzbischof an das Fenster tritt und das Büblein weinen und beten sieht; und (wie er denn ein so wohlthätiger und mitleidiger Herr war) er läßt das Büblein rufen und das Murmelthierchen tanzen. „Aber — warum singst du nicht dazu?" sagte er dann zum Büblein. „„Ach,"" erwiederte dasselbe, „„ach, gnädiger Herr, das Singen will nicht gehen in meiner Noth, ich möchte lieber weinen."" Der Bischof, welcher das menschliche Herz wohl kennt und wohl weiß, daß ehrlich verdientes Geld besser zu Rath gehalten wird und größeren Segen bringt, als geschenktes, sagte darauf: „Weißt du was? Ich will dir helfen; ich kaufe dir das Murmelthierchen ab, dann machen wir Halbpart. Du reisest mit ihm und suchst etwas zu verdienen, aber du theilst mit mir allen Gewinn ehrlich und treu und lieferst mir meinen Antheil jährlich am Sylvestertage ab. Ist dir das so recht, — so schlag ein." Dabei streckte er ihm die offene Hand dar. Der Knabe ist überrascht, staunt, zieht sich zurück; doch die liebevolle Güte des Bischofs machte ihm endlich Muth und er schlägt ein. Der Bischof bezahlt ihm nun das Murmelthierchen fürstlich, läßt ihn noch warm kleiden und giebt ihm dann väterlichen Zuspruch: „Nun Knabe! Gehe," sagte er, „suche brav zu verdienen, damit du mir auf Sylvester einen schönen Gewinn bringen kannst; aber merke dir's wohl: ehrlich! daß ja kein ungerechter Kreuzer dabei sei; der möchte mir sonst Unglück bringen und zuletzt mein ganzes, schönes Haus auffressen. Gedenke immer des Zuspruches deiner Mutter, als sie dich von Haus entließ; halte dich stets so, daß du dich nicht schämen und fürchten müßtest, wenn Vater oder Mutter neben dir wäre. Vater und Mutter sehen dich zwar nicht, aber der liebe Gott sieht dich. Dann bete auch fleißig, nicht nur das Morgen- und Abendgebet, sondern auch des Tags in der Stille auf deiner kleinen Wanderung vor dir her. Wenn du noch Aermere antriffst, als du selbst bist, so hilf ihnen nach Vermögen; denn auch der Arme soll Almosen geben. Und nun Glück auf die Reise! Gott sei mit dir! Auf den Sylvesterabend erwarte ich dich."

Seelenvergnügt, reicher und glücklicher als kein Potentat in Europa dünkt sich jetzt der Knabe mit dem empfangenen Gelde, dem neuen Kleide und dem Murmelthier dazu. Aber brav will er auch bleiben und treu, und den Worten des Bischofs folgen und dann auf Sylvester den Verdienst redlich mit demselben theilen. So zieht er aus in die weite Welt. — Der Sylvester mit dem neuen Jahr rückt heran; da denkt der Bischof: Jetzt wird mein

Savoyarden=Büblein kommen, bald kommen und mit mir abrechnen; aber das Büblein kommt nicht und wieder ein Jahr vergeht und der Savoyarde kommt nicht. Das thut dem guten Bischof weh, denn er denkt: Der ist auch auf den breiten Weg gerathen, den so Viele gehen und der in's Verderben führt. Es waren drei, vier, ja am Ende sechs Jahre vergangen; der Bischof hatte die ganze Geschichte längstens vergessen; da ließ sich einmal am Sylvestertage ein junger Mann melden, welcher dringend den Erzbischof zu sprechen wünschte. Als ihn dieser nun vorließ, trat ein schmucker Bursche herein, gut gekleidet und recht reputirlich und manierlich. „„Ihr entsinnet Euch wohl noch, gnädigster Herr,"" hob nach einer ehrfurchtsvollen Begrüßung der junge Bursche an, „„daß Ihr einst einem Savoyarden ein Murmelthierchen auf Halbpart gabet?"" „Ach, ja doch," sagte der Erzbischof, „der hat aber sein Wort schlecht gehalten. Wisset Ihr Etwas von ihm?" „„O,"" sagte der junge Mensch, „„urtheilt nicht so hart über ihn. Dazumal, als er von Euch schied, ging er über den Rhein, durchzog Deutschland, wandte sich dann nach Paris. Er dachte immer an Euch und seine Schuld; aber es war so weit und Sylvestertag ist im hohen Winter. Da meinte er denn, er könne seine Schuld später auf einmal abthun. Als er nach Paris kam, starb ihm das Thierchen. Da war guter Rath theuer; aber der liebe Gott weiß überall ein Thürlein aufzuthun für Den, der Ihm vertraut. Mit dem bisher Ersparten fing er eine kleine Handelschaft an und Gott segnete das Unternehmen. Doch länger konnte er's nicht mehr aushalten; er nahm die Hälfte des gewonnenen Gutes und bringt sie Euch hier in zweitausend Gulden mit tausendfachem Dank."" Damit legte er mehrere Geldrollen auf den Tisch. „Wie?" rief da der erstaunte Bischof, „Ihr seid's am Ende selbst! Habt Ihr denn so viel mit dem Thierlein gewonnen?" „„Das gerade nicht,"" antwortete der Savoyarde; „„aber das, was ich mit ihm gewann, legte den Grund zu dem Anderen; darum gebührt Euch die Hälfte und überdieß der Preis des Thierleins und die Zinsen dazu möget Ihr auch noch berechnen."" Thränen traten jetzt in die Augen des Bischofs, und er sagte: „Du grundehrliche Seele, hast du es denn nicht gemerkt, daß Alles nur ein Spaß war mit dem Halbpart? Nein, nimm dein ehrlich Gut und Gott segne dir's reichlich!" —

203. Der Bischof von Huesca, ein Mann von Charakter. *)

I. Philipp V., König von Spanien, gab unter'm 10. Mai 1713 ein Gesetz (auto acordado), das in seiner Dynastie die Frauen in der Thronfolge ausschloß, so lange noch männliche Nachkommen vorhanden sein würden.

Carl IV., König von Spanien, hob Philipp's V. Erbfolgerecht wieder auf, und that Alles, was zur Ausführung nothwendig war; er versammelte die Cortes in herkömmlicher Form durch ein Decret vom 31. Mai 1789, und schlug ihnen vor, das ältere Erbfolgerecht wieder in Geltung treten zu lassen: „Nach welchem in der Thronfolge, in Ermangelung eines Sohnes, die Tochter eines Königs ihren Oheimen, und selbst die Tochter eines vor dem Vater verstorbenen Sohnes den jüngeren Brüdern ihres Vaters vorgeht." — Die Cortes traten diesem Vorschlage des Königs bei durch eine Erklärung vom 30. September 1789. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe erklärten sich dafür am 7. October 1789, und der König befahl nun die Ausfertigung der neuen Pragmatischen Sanction, zugleich aber, daß sie bis auf Weiteres geheim gehalten werden solle.

So blieb die Sache liegen bis in's Jahr 1830, wo König Ferdinand VII. am 29. März die Bekanntmachung befahl. — (Er nahm zwar diese Bekanntmachung am 21. September 1832 zurück; widerrief aber diese Zurücknahme in einer feierlichen Versammlung der Cortes am 31. December 1832, indem er erklärte: daß ihm die Zurücknahme in dem schmerzlichsten Todeskampfe durch falsche und schreckende Vorstellungen treuloser Unterthanen abgedrungen worden sei.")

In dessen Gemäßheit wurde nach seinem Tode am 29. September 1833 seine älteste Tochter Donna Isabella II. (geboren am 10. October 1830) als Königin von Spanien sowohl von den constituirten Autoritäten, als auch von England, Frankreich und Portugal anerkannt. Ferdinand's Wittwe, Maria Christina wurde, während der Minderjährigkeit ihrer Tochter, Königin-Regentin.

Gegen diese Thronfolge Isabellen's II. protestirte Don Carlos (geboren als Infant von Spanien am 29. März 1788), zweiter Sohn des Königs Carl IV. und der Königin Maria Luisa, Bruder des letztverstorbenen Königs Ferdinand VII. und suchte für sich Parteigenossen in Spanien. Er trat unter dem Namen Carl V. als Prätendent der Krone Spaniens auf. Die spanische Regierung

---

*) Die Redaktion der Zeitung Sentinelle de Bayonne vom Jahr 1837 verbürgt die Wahrheit dieser Thatsache.

ließ in England dem daselbst noch sich aufhaltenden Don Carlos einen bedeutenden Jahrgehalt anbieten, falls er sich verpflichten wolle, keine weitere Versuche gegen die Ruhe Spaniens zu unternehmen. Allein Don Carlos wies nicht nur alle Anträge zurück, sondern war darauf bedacht, sich in die spanischen Nord-Provinzen zu begeben, deren Einwohner seine Sache bereits mit großem Heldenmuthe gegen die Truppen der Königin vertheidigten. Er verließ heimlich am 1. Juli 1834 London, und schon am 10. Juli begrüßten die Navarresen ihren König Carl V. mit unbeschreiblichem Jubel. Und von diesem Augenblick an begann der furchtbarste und grausamste Parteikrieg sich zu entwickeln.

Die Königin-Regentin Maria Christina hatte schon bei Eröffnung der Cortes am 4. April 1834 angekündigt, sie werde ihnen eine Darstellung des Benehmens des Infanten zur Beurtheilung vorlegen. Diese von dem Justizminister Garelly ausgearbeitete Darstellung wurde am 11. August bei den Proceres verlesen. Am 30. stattete die deßhalb niedergelegte Commission ihren Bericht ab, und trug darauf an, den Infanten Don Carlos und seine Nachkommenschaft von der Thronfolge in Spanien auszuschließen. In der Sitzung der Proceres am 3. September wurden darauf folgende zwei Artikel zur Abstimmung vorgelegt.

Die Kammer der Proceres des Reichs erklärt:

1. „Daß Don Carlos Maria Isidro de Buorbon y Buorbon und seine ganze Nachkommenschaft von der Thronfolge Spaniens ausgeschlossen sei." (Von zwei und siebzig anwesenden Proceres stimmten ein und siebzig für die Annahme des Artikels; nur der Graf Nuñez de Taboada enthielt sich der Abstimmung.)

2. „Daß Don Carlos und seine Nachkommen nicht auf das spanische Gebiet zurückkehren dürfen." (Auch dieser Artikel wurde von den Proceres angenommen; nur der vorgenannte Graf und der Marquis St.-Martin de Hombreiros enthielten sich der Abstimmung.)

Dieselben zwei Artikel wurden am 8. October von den Procuradoren einstimmig angenommen und am 25. October erfolgte die königliche Sanction dieses Gesetzes. (Die constituirenden Cortes von 1836 hielten es für nothwendig, dieses Gesetz zu bestätigen, und diese Bestätigung erfolgte durch den am 26. November 1836 mit Stimmeneinheit gefaßten Beschluß.)

II. Der **Bischof von Huesca**, des Franziskaner-Ordens, führte damals den Vorsitz in der Kammer der Proceres, als Don Carlos und seine Nachkommen von den Procuradores auf immer

von der Thronfolge ausgeschlossen wurden. Der Bischof von Huesca legte auch den Proceres diese Abstimmung vor und sprach mit Nachdruck für deren Annahme. Don Carlos und seine Nachkommen wurden darauf hin, wie schon bemerkt, ausgeschlossen.

Sehr bald erwiederte der Prätendent der Krone Spaniens diesem Beschluß mit einem Decret, welches Todesstrafe über alle Proceres und Procuradores aussprach, die an dieser Abstimmung Theil genommen hatten. —

Als nun auf seinem Kriegszuge zur Eroberung des spanischen Thrones Don Carlos am 7. Mai des Jahrs 1837 sich Huesca näherte, bat man inständigst den Bischof, die Stadt zu verlassen, um sich der unausbleiblichen Rache von Seiten des Prätendenten zu entziehen. Beharrlich lehnte er diesen Rath ab, indem er sagte: „Es ist nicht die Gewohnheit der Großwürdenträger der Kirche, in schwierigen Zeiten solches Beispiel von Feigheit zu geben!“

Don Carlos, nachdem er sich der Stadt bemächtigt, bezog den bischöflichen Palast.

Der Bischof verschloß sich in sein Wohnzimmer, in welchem Nichts als ein Gurtbett, zwei gewöhnliche Stühle, ein Tisch und ein Crucifix sich befanden.

Echevarria und ein anderes Haupt der Expedition des Kron-Prätendenten ließen sich zu ihm führen und luden ihn ein, sich dem Don Carlos vorzustellen.

„Ich habe meinen Palast bewaffneten Männern übergeben,“ erwiederte der Bischof mit Nachdruck; „ich erkenne hier keinen legitimen König; zieht Euch zurück!“ —

Darauf kam Merino und drohte, die Zimmerthür einschlagen zu lassen, wenn man sich nicht beeile, sie ihm zu öffnen.

Nun öffnete der Bischof.

„Was wollt Ihr von mir?“ sprach er mit Gelassenheit. „Sind es die Reichthümer, die Ihr im Zimmer eines Bischofs vermuthet, welche Euch antreiben, sein Gebet und seine Einsamkeit gewaltsam zu stören? Sehet zu — und nehmet! . . . Oder erinnert sich vielleicht Derjenige, der Euch sendet, des Präsidenten der Proceres? Wohlan, nehmet mein Haupt; die Revolutionen bedürfen der Martyrer, und das Blut eines Priesters wird der Sache des katholischen Königs fruchtbringend sein!“ —

Der Prätendent Don Carlos wagte nicht, sich von Antlitz zu Antlitz einem Manne von solcher Kraft und Entschiedenheit gegenüber zu stellen.

Die Zelle des Bischofs wurde verschont; aber der Palast schamlos geplündert. —

204. Der abgewiesene Nachfolger.

Vincenz Eduard Milde, geboren am 11. Mai 1777, war der Sohn eines Buchbindermeisters zu Brünn in Mähren, der aber bereits starb, als Vincenz kaum sechs Jahre zählte.

Einem braven Privatlehrer verdankte es der Knabe, daß er zum Studiren hingeleitet wurde, und der durch diesen ihm eingepflanzten Frömmigkeit, daß er später einen Antrag des in Mähren commandirenden Feldmarschall-Lieutenants, Marquis Botta, ausschlug, der ihm, falls er in die Wiener Ingenieur-Academie eintreten wolle, eine Offizierstelle — und bei seinem ausgezeichneten Talent überhaupt eine glänzende militärische Carrière in Aussicht stellte. Vincenz aber fühlte sich zum geistlichen Stande hingezogen, und ließ sich weder durch diese Verheißungen, noch durch den Unwillen seines Stiefvaters in seinem Entschluß irre machen.

Häusliche Verhältnisse jedoch bestimmten ihn, in eine fremde Diöcese zu treten, und er wählte — Wien.

Krank, unbekannt, ohne Unterstützung und Empfehlung, nur mit dem Segen der Mutter ausgerüstet und seinen, freilich glänzenden, Schul-Zeugnissen versehen, bat er im Herbst 1794 um Aufnahme in das Wiener Clerical-Seminar; und obwohl kein Stiftungsplatz mehr erübrigte, verhieß ihm doch der Alumnat-Vorsteher, der alsbald Milde's Werth erkannte, die Aufnahme

Der neue Alumnus mußte sich nun dem Cardinal-Erzbischof, Grafen Migazzi, vorstellen, um von dem Haupte der Erzdiöcese seine Aufnahme besiegelt zu sehen.

Welche Bestürzung für ihn, als ihn dieser Kirchenfürst mit den herben Worten abwies: „Einen **Mähren** kann ich nicht brauchen!“

Von dem liebevollen Vorsteher des Seminars indessen mit dem Bedeuten beruhigt: „„er wolle die Eminenz schon auf andere Gesinnung bringen,““ hatte Milde bald Gelegenheit, aus dem Munde des Cardinals ein tröstlicheres Wort zu vernehmen. Denn als dieser das erste Mal nach Eröffnung der Studien das Alumnat besuchte, und Milde sah, klopfte er ihm auf die Schulter und hieß ihn brav sein, mit dem Beisatz: „Aus einem **Mähren** kann auch etwas werden!“ — —

Nachdem aus dem jungen Mähren inzwischen in der That etwas, nämlich im Jahr 1823 ein Bischof von Leitmeritz geworden war, erhielt derselbe zu Ende des Jahrs 1831 folgendes allerhöchste Handbillet von Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich:

„Lieber Bischof Milde!

Ich gedenke Sie zum Fürst-Erzbischof von Wien zu ernennen. Sie haben mir daher für den Fall, daß diese Meine Absicht in Ausführung kommen wird, Ihre Wohlmeinung zu erstatten, an wen Ich das Leitmeritzer Bisthum mit voller Beruhigung übertragen könnte.

Wien den 8. December 1831.

Franz m. p."

Und als der Bischof bat, das allerhöchste Anerbieten ablehnen zu dürfen, denn er sei nicht adelig, besitze weder Familien-Verbindungen, noch mächtige Freunde, und habe außer Gott und Seiner Majestät keinen Helfer, *) folgte ein neues allerhöchstes Handschreiben des Inhalts:

„Lieber Bischof Milde!

Ich habe die Gründe, aus welchen Sie das Erzbisthum von Wien ablehnen zu sollen glaubten, wohl erwogen, und demungeachtet die beruhigende Ueberzeugung behalten, daß ich den erzbischöflichen Stuhl von Wien keinen würdigeren Händen anvertrauen kann. Ich habe daher bereits das Erforderliche wegen Ihrer Ernennung zum Fürst-Erzbischof zu Wien an Meinen obersten Kanzler erlassen.

Wien den 27. December 1831.

Franz m. p."

Das hatte damals der Cardinal-Erzbischof Migazzi sicher nicht geahnt, daß aus dem jungen Mähren — sein eigener Nachfolger werden würde! — —

Vincenz Eduard Milde starb am 14. März 1853 in einem Alter von sechs und siebzig Jahren.

Auf dem Gebiete der Mildthätigkeit steht er, wie so viele Oberhirten der katholischen Kirche in dem Kaiserstaate, groß und glänzend da; indem er nicht allein während seines Lebens großartige Spenden gab, sondern auch sein mit ungemeiner Sorgfalt und in's Einzelne gehend abgefaßter letzter Wille ein schönes Denkmal seines mildthätigen Sinnes ist. — Seine Universal-Erben wurden

*) Man erzählte um jene Zeit eine artige Anekdote: Als Kaiser Franz auch von anderen Seiten her angegangen wurde, das Fürst-Erzbisthum von Wien nicht an Milde, sondern an diesen oder jenen Herrn aus hohem Geschlechte zu übertragen, soll er geäußert haben: „Es behalte bei Milde sein Bewenden; er könne einen Apostel zum Fürsten; aber keinen Fürsten zum Apostel machen!" —

arme Priester und Schullehrer, zu deren Besten er eine Stiftung gründete; zahlreiche Legate waren den Armen, seinen Dienstleuten und Freunden bestimmt; der Antheil seines „lieben, ehrlichen und redlichen Bruders, Franz Milde, bürgerlichen Buchbinders und Hausinhabers in Wien" bestand lediglich in der Vernichtung eines Schuldscheines, den derselbe aus Anlaß des Ankaufs seines Hauses ausgestellt, aus den Porträts von Vater, Mutter und dem Erblasser und der silbernen Uhr des Vaters. —

205. Ein Gebetlein von Clemens August.

Der Erzbischof von Köln, Clemens August (geboren am 21. Januar 1773, gestorben am 19. October 1845), dieser ruhmvolle Kämpfer und Martyrer für die Freiheit und Rechte der katholischen Kirche, pflegte täglich dieses Gebetlein zu seinem Heiland Jesus Christus emporzusenden:

„Mein Herr und mein Gott! mache mich nach deinem Herzen und gib mir, daß ich dein Kreuz umfasse und daß ich dir folge, wohin du gehst — dein Weg führt über Kreuz!" —

206. Eine Votiv-Tafel.

Am 18. October des Jahrs 1853 ging die Consekration und Inthronisation des Fürst-Bischofs von Breslau, Dr. Heinrich Förster, dieses durch ganz Deutschland hochgefeierten Kanzelredners, den der vorherige Fürst-Bischof, Melchior von Diepenbrock, wie einen Sohn liebte und ihn, bezüglich der amtlichen Wirksamkeit, „seine rechte Hand" rühmend genannt, durch den Cardinal Fürsten von Schwarzenberg in der festlich geschmückten Domkirche unter zahlreicher Betheiligung von Gläubigen (darunter nah' an vierhundert fremde Geistliche) und Ehrengästen, vor sich.

Die Bürger-Deputation, welche sich am anderen Tage zu Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal Fürst von Schwarzenberg, und dem hochwürdigsten Fürst-Bischof begab, überreichte dem Letzteren eine mit den Bildnissen der Apostel-Fürsten Petrus und Paulus und der vier Evangelisten gezierte Votiv-Tafel mit folgender Inschrift:

„Trinitas.

Gelobt sei Jesus Christus!

Dem hochwürdigsten Fürst-Bischof von Breslau, Herrn Dr. Heinrich Förster, widmen am Tage der Consekration

und Inthronisation diese Gedenktafel als Zeichen der Freude über die würdige, glückliche und segenverheißende Wiederbesetzung des altehrwürdigen fürstbischöflichen Stuhls, als Denkmal der Verehrung gegen den gefeierten Mann, welchen Gott mit den höchsten Gaben des Geistes und Herzens begnadigt, mit dem Schatze geistlicher Tugend reichlich geschmückt, mit Weisheit, Muth und Ausdauer gerüstet, den der Allmächtige zum Heile der Diöcese lang erhalten, schützen und leiten wolle, als Pfand der Treue, die sie am Tage der Freude dem hochverehrten Kirchenfürsten feierlich geloben und in der sie bis zum letzten Athemzuge zu Ihm stehen und Ihm folgen werden, wie er ihnen voranleuchtet in heiliger Begeisterung für Christus und seine heilige Kirche, in Anhänglichkeit und Treue gegen den König, in Liebe und Aufopferung für alle Menschen. —

Am Tage des heiligen Lukas im Jahre des Heiles 1853. —

Die katholischen Männer in Breslau.

Crux in petra!" —

---

207. Keiner will Hilfe leisten!

Ein sehr reicher Mann (so erzählt der heilige Alphons von Liguori in seinem Katecheten), der den größten Theil seines Vermögens nur schreienden Ungerechtigkeiten verdankte, wurde gefährlich krank. Er wußte, daß der Brand bereits in seinen Wunden gluthete, und doch konnte man ihn nicht zum Wiederersatze bewegen. Jedes Mal, so oft davon die Rede war, erwiederte er: „Was sollte aus meinen drei Kindern werden? Sie wären dann wahrhaft elend!"

Diese Antwort hinterbrachte man einem Geistlichen. „„Würde,"" sprach dieser, „„ihm Jemand ankündigen, ich hätte ein herrliches Mittel, den Brand zu stillen, so ließe er mich vielleicht rufen, und dann denk' ich, könnt' ich ihn vielleicht zum Wiederersatze des ungerechten Gutes vermögen.""

Man beeilte sich, dem Kranken diese Nachricht zu hinterbringen, der dann auch den Geistlichen bitten ließ, auf's Schnellste zu ihm zu kommen.

Dieser zögerte keinen Augenblick und ward sehr gut aufgenommen.

„„Das Mittel ist unfehlbar,"" sprach der Priester, „„es ist einfach, auch macht es euch Nichts zu leiden; nur ist es theuer, sehr theuer!"" —

„Koste es, was es wolle, tausend, ja fünftausend Gulden,

es ist nicht zu theuer!" erwiederte der Kranke. „Worin besteht es?"

„„Das ganze Mittel besteht darin, daß auf die in Brand gerathenen Stellen etwas Fett von einem lebendigen und gesunden Menschen gegossen wird; man braucht nicht viel; findet sich Jemand, der sich für fünftausend Gulden nur ein Viertelstündchen die Hand brennen lassen will, so reicht dieß hin.""

„Ach!" sprach der Kranke, „ich besorge sehr, es findet sich Niemand."

„„Fasset Muth!"" entgegnete der Geistliche; „„ihr wisset nicht, wie ergeben euere Kinder einem Vater sind, der ihnen ein so großes Vermögen hinterläßt. Laßt eueren ältesten Sohn kommen, er liebt euch, er soll euer Erbe sein; sagt ihm: „Du kannst deinem Vater das Leben retten, wenn du dir eine Hand brennen lassen willst, um mich zu heilen!" Ich hoffe von ihm, er thut es. — Sollte er sich indeß weigern, so macht dem zweiten Sohne den Vorschlag und versprecht ihm, ihn zu euerem Erben zu ernennen; weigert auch der sich, so thut es euer dritter Sohn gewiß, um die Erbschaft zu bekommen.""

Die drei Söhne wurden gerufen; Einem nach dem Anderen wurde dieser Vorschlag gemacht; aber — alle Drei verwarfen ihn. „„Mein Vater soll ja nicht an so Etwas denken!"" rief ein Jeder, und verließ den tief betrübten Vater.

„„Ich begreife euch nicht,"" sprach nun der Geistliche zu dem Kranken, „„wenn ihr für solche Kinder eueren Leib und euere Seele verlieren wollt, um — ewig in dem Feuer der Hölle gemartert zu werden, die, um euch zu heilen und euch das irdische Leben zu retten, nicht einmal eine Viertelstunde lang die Qual des Feuers auf der Erde aushalten wollen. — Welche Thorheit!"" —

„Ihr habt Recht," versetzte der Kranke, „ihr habt mir die Augen geöffnet! Man hole den Notar! Hört, ich bitte euch, unterdeß meine Beichte!" — —

Und in Uebereinstimmung mit dem gewissenhaften Rathe seines Beichtpriesters suchte er nun, so gut er konnte, seine Ungerechtigkeiten — gut zu machen, ohne Rücksicht darauf: was wohl aus seinen Kindern werden würde. —

---

208. Die Folgen eines Sturzes in den Straßenkoth.

Petrus Gonsalez, aus einer angesehenen Familie, ward im Jahr 1190 in der Stadt Astorga im Königreiche Leon in Spanien geboren. Er war mit außerordentlichem Scharfsinne

begabt, machte in den Studien schnelle Fortschritte und trat in den geistlichen Stand, ohne jedoch die Wichtigkeit eines solchen Schrittes genugsam zu überlegen. Sein Oheim, der Bischof von Astorga, hocherfreut über die glänzenden Fähigkeiten des Neffen, gab ihm ein Canonicat an der Domkirche, worauf er ihm auch die Würde eines Dombechanten verlieh.

Der junge Gonsalez war aber von jenem Weltgeist angesteckt, den das Evangelium verdammt. An der ihm gewordenen Ehrenstelle sah er nur, was seiner Eigenliebe schmeichelte, und er wollte, daß die Besitznahme von seiner Würde mit allem möglichen Prachtaufwande geschehe; und in dieser Absicht durchzog er die Stadt mit einem reichlichst geschmückten Pferde.

Das Beifallklatschen der Menge, an dem er sich höchlich entzückte, dauerte aber nicht lange; denn — allplötzlich bäumte sich das Pferd, that einen Fehltritt und warf den stolzen Reiter mitten in den tiefsten Straßenkoth. Dieser Sturz erregte nun unter dem Pöbel ein so gewaltiges und allseitiges Hohngelächter, daß der junge Dombechant die größte Scham und den bittersten Aerger empfand.

Was aber war die Folge dieser außerordentlichen Beschämung?

Gonsalez kehrte in sich und erkannte, daß Gottes Vaterhand dieses peinliche Ereigniß herbeigeführt habe, um seine Eitelkeit zu bestrafen. Er öffnete alsdann das Herz der Gnade aus der Höhe, und nahm sich vor, ihren Eindrücken, den hehren, sich nicht mehr zu entziehen. Und den Anfang machte er damit, daß er sich nach Palencia zurückzog. Abgeschiedenheit, Fasten und Gebet waren die Mittel, deren er sich zur Erkenntniß des göttlichen Willens bediente. Er bekämpfte seinen Stolz durch die Uebung der strengsten Abtödtung, und durch stets wiederholte Selbstüberwindung ward er nach und nach ein Muster der Buße und Demuth.

Obgleich Gonsalez aber die verderbte Neigung der Natur bekämpft hatte, blieb er doch immer sehr mißtrauisch gegen sich selbst; und um die Früchte der über seine Leidenschaften errungenen Siege nicht zu verlieren, trat er in den Orden des heiligen Dominikus, dessen Söhne damals durch ihre hohen Tugenden die Kirche Gottes erbauten. Die Welt verfolgte ihn bis in diese Einsamkeit; sogenannte kluge Leute setzten alle Mittel in Bewegung, um ihn zu bestimmen, daß er seine Ehrenstelle wieder annehme; allein er stand im Aufblicke zu Gott und im Hinblick auf sein Seelenheil unerschütterlich in dem mit reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlusse, Welt gänzlich Lebewohl zu sagen. Am Ende des überaus ernsten

Probejahres legte er seine Gelübde ab, und die strengste Uebung der Ordensregeln erachtete er als sein seligstes Tagewerk.

Etwas später entsprach Gonsalez dem Willen seiner Oberen, die ihm befahlen, wegen seiner vorzüglichen Anlagen, sich zum Predigtamt auszubilden.

Nachdem Gonsalez den größten Theil der Nacht in Betrachtung und Gebet zugebracht, widmete er den ganzen Tag dem Unterrichte der Gläubigen. Die heiligste Liebe, die seine Seele für das Lamm Gottes am Kreuze begeisterte, gab seinen Worten eine solche Salbung und erschütternde Kraft zugleich, daß sich Niemand gegen dieselbe erwehren konnte; selbst die verhärtetsten Wüstlinge zerflossen in Thränen und legten das demüthigste Bekenntniß ihrer Sünden zu seinen Füßen ab. Er war das Werkzeug unzähliger Bekehrungen in dem Königreiche Leon und Kastilien, besonders aber in der Diöcese Palencia.

Der fromme König Ferdinand III. trug ein Verlangen, den Mann Gottes zu sehen, und überzeugte sich dann selbst von der Wahrheit alles Dessen, was man ihm von demselben berichtet hatte. Er erwählte ihn alsbald zu seinem steten Begleiter. Gonsalez benützte das ihm geschenkte Vertrauen des Fürsten zur Beförderung der Ehre Gottes, und brachte es durch Gebet und Ermahnungen dahin, daß die Unordnungen, die an dem Hofe herrschten, großentheils verschwinden mußten. Sein Beispiel gab seinen Reden stets neue Kraft; denn er blieb mitten in Ehren und im Schooße des Ueberflusses ebenso die strengen Regeln seines Ordens beobachtend, als wenn er in den Mauern des Klosters sich befände. Nie sah man ihn auch nur einen Schritt abscheiden von den Uebungen der Geistessammlung, des Gebets und der Abtödtung und aller übrigen Tugenden.

Gonsalez begleitete auch den König in den Krieg, und namentlich in allen Feldzügen gegen die Mauren; und man kann mit gerechtem Grunde behaupten, daß er zu den Siegen dieses Fürsten viel beitrug, sowohl durch seine Gebete und Rathschläge, als auch durch die Zucht, welche er unter den Soldaten und Kriegsobersten verbreitete. — Die Einnahme von Cordova öffnete seinem Eifer ein weites Feld. Er bezähmte die Wuth der Sieger, schützte die Unschuld der Jungfrauen wider die Zügellosigkeit der Soldaten und erhielt mehreren tausend Feinden das Leben. Die Moscheen reinigte er und verwandelte sie in christliche Kirchen. Ferdinand leistete ihm alle mögliche Hilfe bei diesen guten Werken und unterstützte Alles, was er unternahm, durch sein königliches Ansehen. Die größte Moschee von Cordova, die berühmteste von allen in

14*

Spanien, wurde in eine „Domkirche" umgeschaffen. Man fand daselbst die Glocken und all' das Kirchengeräthe, welches die Mauren zweihundert Jahre zuvor auf den Schultern der gefangenen Christen von Compostell dahin hatten tragen lassen. Ferdinand ließ sie durch die besiegten Mauren auf gleiche Weise nach Compostell zurücktragen. —

Indeß verließ der fromme Priester wieder den Hof, ungeachtet der dringendsten Bitten, mit denen man ihn zurückzubehalten sich bemühte. Er wollte endlich dem Drange folgen, den er in seinem Innern fühlte, die Armen und Landbewohner in dem Worte vom Kreuze zum ewigen Leben zu unterrichten. Die steilsten Berge, die unwegsamsten Oerter, die Unwissenheit und die entsetzlichste Rohheit des Volkes, ja Nichts schreckte ihn ab von der freudigsten Erfüllung seiner apostolischen Pflichten. Und sein Predigtamt trug auf's Neue bewunderungswürdige Früchte an Bekehrungen; sogar die Schiffer auf ihren Schiffen suchte er auf, um ihnen den Unterricht des heiligen Evangeliums zu ertheilen.

Und so hielt es Gonsalez bis zu seinem letzten Stündlein! Kein Augenblick der Rast oder der Erlahmung! —

Als ihm eine innere Stimme seinen Sterbetag bekannt machte, verließ er Tuy, um sich nach Compostell zu verfügen, wo er in den Armen seiner Brüder, der ehrwürdigen Dominikaner, sterben wollte; allein auf dem Wege dahin verschlimmerte sich seine Krankheit der Art, daß er an den Ort seiner Abfahrt zurückkehren mußte. — Sein Freund, der Bischof von Tuy, stand ihm in seiner Krankheit und in seinem Sterben väterlich bei. Sein erbaulicher Tod erfolgte am 16. April 1246. Die Leiche wurde in der Domkirche beigesetzt. Seine durch große Wunder berühmt gewordenen Reliquien werden in einem prachtvollen silbernen Kästchen in dem Dom zu Tuy aufbewahrt.

Papst Innocenz IV. sprach im Jahr 1254 den Diener Gottes Petrus Gonsalez — selig, und erlaubte den Dominikanern von Spanien, dessen Tagzeiten zu halten. Dasselbe Vorrecht bekam später auch die Stadt Tuy. Papst Benedikt XIV. gestattete sein Officium dem ganzen Orden des heiligen Dominikus.

Die Schiffer in Spanien und Portugal rufen ihn bei den Stürmen an; und schon mehr als einmal haben sie die unzweideutigsten Merkmale des Schutzes Gottes durch seine Fürbitte erhalten. Sie nennen ihn Sanct Telm oder Sanct Elm. —

209. Entsetzliche Gefahr eines Priesters in seinem Berufe.

Der Abbé Joseph Ludwig Colmar wurde eines Tages zu Straßburg zu einem Kranken gerufen, den man entweder mit Absicht, oder aus Nachlässigkeit nicht von dem wahren Zustande desselben unterrichtet hatte. Er fand auch den Leidenden ruhig und für geistlichen Zuspruch empfänglich. Alles ging den gewöhnlichen ernsten Gang, bis die Aerzte kamen und voll Erstaunen, den Abbé ohne alle Vorsichtsmaßregeln mit einem Wasserscheuen in Verkehr zu sehen, ihm einige lateinische Worte zuflüsterten, um ihn auf die Gefahr, in welcher er schwebe, aufmerksam zu machen. Als der Kranke die fremde Sprache hörte und seine Peiniger sah, gerieth er in furchtbare Wuth. Colmar, der immer noch Nichts ahnte und das Ganze für einen heftigen Fieberanfall hielt, warf sich in seiner ganzen gewöhnlichen Hingebung mit der ganzen Kraft seines Körpers über den Kranken, um ihn zu beruhigen, was aber erst nach geraumer Zeit gelang. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß er zwar keine körperliche Verletzung davon getragen hatte, aber er war im Gesicht und am ganzen Leibe von dem Geifer und Schaume des Unglücklichen wie übergossen. — Es erregte nun Ein Umstand große Besorgnisse. Colmar hatte sich an demselben Tage rasirt und zufällig eine kleine Schnittwunde beigebracht, die noch nicht zugeheilt und so mit dem Gift in Berührung gekommen war. Es wurden sogleich alle zweckdienlichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, die ihn indessen nicht vor einem heftigen Nervenfieber bewahren konnten, das ihn dem Tode nahe brachte. —

Doch Gott rettete den seeleneifrigen Priester, den seine weise Vorsehung ja zum Bischofe von Mainz bestimmt hatte! —

---

210. Ehrlichkeit.

Der ehrwürdige Pfarrer Lepappe de Trevern, später Bischof von Straßburg, hat einmal in einem Christenlehr-Unterricht, den er über die „Ehrlichkeit" gehalten, das folgende Beispiel erzählt:

Im September 1701 wurden zu Paris die Krondiamanten Frankreichs aus der sogenannten Kunst- oder Geräthekammer gestohlen. Die Hauptunternehmer des Attentats, Douligny und Chambon, waren auf frischer That ertappt und ergriffen worden. Aber durch ihre Mitschuldigen waren die meisten Diamanten und

Juwelen schon verschleppt, und sie wurden späterhin nicht alle wieder erlangt.

Dieser Krondiamanten-Diebstahl erregte großes Aufsehen und die strengsten Nachforschungen zum Auffinden des entwendeten Gutes wurden angestellt.

So nahm auch ein Polizeibeamter eine Haussuchung bei der Frau eines der eingezogenen Diebe vor. Diese hatte auf dem Kaminsims einen Becher mit Scheidewasser stehen, in das sie ein reich mit Diamanten geschmücktes Stirnband gelegt hatte, um die Legirung auffressen zu lassen. Von dem Herannahen des Polizeibeamten unterrichtet, bleibt ihr keine Zeit mehr, den Becher zu verstecken, und sie schleudert ihn mit seinem ganzen Inhalte zum Fenster hinaus.

Eine Weile darauf geht eine alte Bettlerin vorbei; gebückt und die Augen auf's Pflaster geheftet — sieht sie die kleinen blitzenden Dinger im Kothe versäet. Aus Neugierde hebt sie die ihr unerklärbaren Funken auf, tritt hundert Schritte weiter bei einem Goldschmied ein, der sie belehrt, daß es Diamanten seien.

Jetzt leuchtet ihr der Zusammenhang ein. Sie meldet sich beim Sections-Comité, legt vor ihm ihren ganzen Fund nieder, läßt sich eine Empfangs-Bescheinigung geben und geht weiter, um wieder zu — betteln. —

Das ist in Wahrheit — christliche Ehrlichkeit! —

---

211. Vielleicht doch noch ein Fünklein Gutes?

Der berühmte deutsche Dichter Johann Ladislaus Pyrker, Patriarch-Erzbischof von Erlau, hielt im Jahr 1807 als Pfarrer zu Tirniz eine Christenlehre über die Sorge für das Seelenheil des Nebenmenschen, besonders des verirrten; und erklärte: wie selten ein Mensch der Art versteint sei für alles Gute, daß auch das letzte Fünklein des Rechtsgefühls in ihm erlösche; wo aber noch Ein Fünklein für's Gute sich finde, da könne es durch eine weise Behandlung wieder zur leuchtenden und erwärmenden Flamme angefacht werden.

Und über das Gewahrwerden dieses letzten Fünkleins vom Rechtsgefühle gab er die folgende Erzählung:

„Ich war im Jahr 1792 auf dem Wege nach Lilienfeld in Unterösterreich, um dort an der Pforte des Cistercienser-Klosters um die Aufnahme in den Orden anzuklopfen. Auf meiner Wande-

rung kam ich auch in ein Dorf, an dem vorn ein großes herrschaftliches Gebäude sich erhob; nebendran stand das Wirthshaus, und demselben gegenüber kleine Hütten friedlich aneinander gereiht. Es war bereits Abend und der Mondschein lag träumerisch auf dem Gelände rings und auf den Strohdächern.

Ich mußte eine Herberge aufsuchen, um dort die Nacht über zu rasten, wozu mich das Wirthshaus freundlich einlud, aus dem aber ein wildes, verworrenes Geschrei mir entgegengellte, das mir eben kein besonders gutes Vorurtheil für meine Herberge einflößte. Doch Müdigkeit, Hunger und Durst, wie auch die Nacht, drängten mich zur Einkehr.

In dem Augenblick, als ich die Thüre zur Gaststube öffnete, sah ich einige junge Leute von rohestem Aussehen und Betragen. Die Cymbal wurde geschlagen und die Bursche tanzten wie wüthend, stampften mit den Absätzen ihrer Schuhe den Boden, daß er wankte und die Fenster erdröhnten. „Ha!“ rief Einer, „du Zigeuner, spiele dein tollstes Liedlein, denn heut' vertanz' ich Leib und Seele!“ — Ein Anderer schrie: „„He da, Wirthin, vom besten Wein, der so alt ist wie mein Urgroßvater war! Heut' muß fröhlich der letzte Heller vertrunken werden!““

Und in dieses Schreien und Toben hinein klopft es plötzlich draußen am Fenster. Man öffnet, fragt nach Begehr, und ein Diener aus dem nahen herrschaftlichen Hause spricht: „Ei, lärmt denn doch nicht so entsetzlich, läßt mein Herr euch bitten, denn er kann nicht einschlafen, und ist's doch schon gar spät in der Nacht!“

Die jungen Bursche verhöhnten mit spöttischen Grimassen und eklem Gekröhle des Uebermuthes den Diener, und schrien: „„Mag dein Herr zur Hölle fahren!““ schlugen das Fenster zu, und Einer befahl dem Zigeuner, die Cymbal noch lustiger zu schlagen, als seither, und müsse er ihm gleich sein Hemd vom Leibe geben, um ihn für diese Musik zu bezahlen.

Und die Becher wurden gefüllt, in Riesenzügen ausgeleert und eine Raserei der Cymbal — des Jubelns und des Tanzes begann, daß man sich auf einen Augenblick wirklich wie in die Hölle versetzt wähnte. — —

Und horch! — es klopft wieder — und erst leise und dann stärker an die Thüre. — Niemand bekümmert sich um dieses Klopfen. — Die Thüre geht auf. — Und ein leichenblasses Kind tritt zitternd herein und öffnet unter Thränen den Mund und bittet: „„Ach, singet doch etwas leiser euere Lieder, meine Mutter ist so krank; ach, sie hält's nicht mehr

länger aus bei euerem Lärmen! Ach, meine kranke, sterbende Mutter! Daß sich Gott erbarme!'"

Das Kind ging schluchzend. — —

Aber siehe da! Keiner dieser rohen Bursche gab dem Kind eine Antwort. Sie winkten dem Zigeuner, mit der Cymbal zu schweigen, tranken rasch ihr Glas aus, bezahlten ihre Zeche und gingen still auseinander, ein Jeder in seine Hütte. —

Es war also **doch noch Ein** Fünklein menschlichen Gefühls im Herzen dieser jungen Wüstlinge! —

Lange kniet' ich noch in meiner Kammer und bat demüthig in meinem Nachtgebet, daß Gottes Barmherzigkeit diese jungen Leute ja nicht gänzlich möge versinken lassen, und daß er diese ihre in der Schenke geübte Liebesthat gegen eine Kranke — mit ihrer Bekehrung und Heiligung segnen möge!

Bald darauf tönte das Sterbeglöcklein des Dorfs in die schweigende Mitternacht hinaus — die arme kranke Mutter war indessen gestorben, da es in der Schenke drunten still geworden. — Und hatte sie doch — auf ihres Kindes Flehen — Ruhe gefunden für ihr letztes Stündlein hienieden. —

---

212. Ein göttliches Wahrzeichen — durch Gebet erlangt.

(Aus: Sagenbuch der bayerischen Lande von A. Schöppner.)

Im vorigen Jahrhunderte bestand noch zu Burghausen in Bayern ein Hochgericht, und ein alter ehrwürdiger Jesuit des dortigen Klosters hatte seit vielen Jahren das schwere, aber bei ihm segensvolle Geschäft, die Verurtheilten zum Tode zu bereiten und zur Richtstätte zu begleiten. —

So ward er denn auch einmal zu einem jungen Menschen in den Kerker gerufen, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt war. Die Umstände und Beweise lagen so eigenthümlich, daß seine Schuld von den Richtern unbezweifelt ausgesprochen und das Urtheil auch in München bestätigt ward. Der gute Galgenpater fand an ihm eine Gelegenheit zu neuer Pflichtübung, nämlich: ihn trotz seiner dringenden Unschuldsbetheuerungen dennoch zur Ergebung in Gottes Willen und zum freudigen Tode als Christ zu bestimmen; und es gelang ihm dieß auch in vollem Maaße.

So kam der festgesetzte Tag der Hinrichtung, und der greise Galgenpater begleitete seinen jungen, ihm liebgewordenen Freund auf dem Armensünderkarren zur Richtstätte.

Unterwegs durchzuckte diesen plötzlich ein Lichtgedanke und er

sprach zum Pater: „Lieber Pater! Ich weiß, Sie glauben an meine Unschuld; aber wie die Beweise liegen, könnten Sie doch noch einmal zweifelhaft an mir werden. Gott giebt mir aber in diesem Augenblicke das lebendige Vertrauen in's Herz; erbitten Sie sich von ihm irgend ein Zeichen für meine Unschuld; ich glaube fest, Gott wird es Ihnen gewähren!“ —

„„Gut,““ sagte der Pater, „„ich zweifle zwar nicht an deiner Unschuld; aber um dich zu beruhigen, bitte ich hiemit Gott, daß zum Beweise deiner Unschuld der größte Sünder auf vier Stunden weit in der Runde sich bekehre und ich Solches erfahre.““ —

„Ich danke Ihnen, lieber Pater, und vertraue zu Gott, Sie werden die Freude erleben.“ —

So kamen sie zur Richtstätte, und der Jüngling starb wie ein Heiliger. — Es war fünf Uhr Nachmittags. —

Gebrochenen Herzens kehrte der Pater in seine Zelle zurück, warf sich auf sein Lager und brachte die Nacht in Schmerz und Gebet zu, im Gedenken an den Verurtheilten. — Morgens um drei Uhr klopft es an seiner Thüre. Der Pförtner meldet, es sei schon seit einer Stunde ein Mensch vor der Kirchenthüre, der dringend verlange, dem Galgenpater zu beichten. Er geht hinab in die Kirche, in den Beichtstuhl, und ein fremder Mann legt ihm ein stundenlanges Bekenntniß ab, wie er, obwohl Galgenpater, noch keines gehört, aber mit solchen Zeichen der tiefsten Reue, mit Schluchzen und Thränen, daß der gute Pater selbst innig bewegt wird.

Als das Bekenntniß vorüber, fragt er ihn: „Aber, lieber Mann, wie kommt Ihr jetzt, zu solcher Stunde, und gerade zu mir?“ —

„„Hört, Herr,““ sagt er; „„gestern Nachmittags arbeitete ich wie gewöhnlich in meinem Stall und dachte nicht an meine Sünden; da fiel's auf einmal wie Feuer vom Himmel in meine Seel' und brannte mir im Geiste wie die Hölle, die ich offen vor mir sah, und alle meine Greuel standen mir vor Augen und ich rief: Ich bin verdammt! Da hörte ich eine Stimme in mir: Verzweifle nicht; mache dich auf, geh' nach Burghausen, frage nach dem Galgenpater und lege ihm eine offene Beicht ab, und Gott wird dir vergeben; und so bin ich die Nacht durch gegangen, bis ich an Euere Kirche kam und Euch endlich fand.““ —

„Um wie viel Uhr war das?“ —

„„Gestern Nachmittags um fünf Uhr.““ — „Und wie weit wohnt Ihr von hier?“ — „„Gute vier Stunden,““ war die Antwort.

Frohlockend blickte der Galgenpater zum Himmel. —

213. Ein gemessenes Wort über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat.

Im Jahr 1835 erschien zu Linz ein Büchlein unter dem Titel: Züge und Schilderungen aus dem Leben des seligen Sebastian Franz Job, K. K. Hofkaplans und Beichtvaters Ihrer Majestät der Kaiserin Carolina Augusta von Oesterreich.

Derselbe befand sich einmal zu Wien, wie vorstehende Schrift erzählt, in einer Gesellschaft gelehrter Männer, in welcher der weit verbreitete Satz zur Sprache gebracht wurde: „Daß kein Staat im Staate sein dürfe, daß die im Staate befindliche unbewaffnete Kirche allen Gesetzen des Staates unterstehe, keineswegs aber der Staat an die Statuten der Kirche gebunden sein könne."

Hier nahm der junge Priester Sebastian Franz Job mit eben so ernster Miene, als großer Bescheidenheit das Wort, und sprach:

„Hierüber bin ich von meinem unvergeßlichen Professor Carl Klocker eines Besseren belehrt. Der Staat, besser der Monarch," versetzte er, „hat von der Vorsehung die Gewalt, das weltliche oder zeitliche Wohl seiner Unterthanen zu bestellen; Niemand unterfange sich, diese Gewalt zu beschränken; aber noch feierlicher und bestimmter ward die Kirche von Christus mit der Macht versehen, das Evangelium allen Völkern zu predigen, die Gläubigen zu weiden, und zu regieren in jenen Stücken, die mit deren Seelenheil in wirklicher Verbindung stehen. Wie könnte die Braut Christi die Throne und Magistrate in ihren Rechten stören, oder selbe gefährden, sie, die zu allen Zeiten die zuverläßlichste Freundin der Könige und ihrer Völker gewesen, welches Lob ihr die Geschichte nicht absprechen kann! Es mag allerdings Fälle geben, wo das Placetum regium seine Dienste thut; die Kirche, eine weise Mutter, hat schon hundertmal Vorstellungen in ihren nicht wesentlichen Verfügungen beachtet, und wird es auch immer thun; aber ihre dogmatischen und rechtlichen Aussprüche, wie könnte sie selbe irgend einer menschlichen Gewalt unterwerfen, ohne mit sich selbst in großen Widerspruch zu gerathen? Darf die Kirche je außer Acht lassen, was ihr von ihrem göttlichen Stifter geboten ist? Hat sie nicht die heilige Pflicht, die Reinheit des Glaubens zu bewahren, den Irrthum zu entschleiern, das Heiligthum zu empfehlen, zu unterweisen und zu mahnen, damit die Kinder Gottes nicht mehr, von den Lehren der Eitelkeit und des Truges herumgetrieben, Gefahr laufen, ihren heiligen Beruf aus den Augen zu verlieren? Und die dießfällige Sorgfalt der Kirche kann in ihrer Ausdehnung nicht etwa bloß

Einen Staat, sie muß mit mütterlicher Pflege alle Staaten umarmen, weil sie eine allgemeine, von jeher eben deßwegen katholisch genannte Kirche ist, die Christus, eben weil für alle Menschen und Völker, so auch für den ganzen Erdenkreis, auf und in welchem sich die Staaten befinden, gestiftet hat. Die Benennungen: französische, englische, deutsche Kirche u. s. w. können nicht passen, indem weder Frankreich noch Spanien, für sich genommen, den ganzen Erdenkreis bilden, sondern nur Theile des Erdenkreises sind, in welchem sich die Kinder einer und derselben für alle Gläubigen des ganzen Erdenkreises gottbestellten Mutter, der katholischen Kirche, befinden. Wie könnte man demnach ohne Widerspruch von der katholischen Kirche sagen, sie sei in einem einzelnen Staate, dessen Vollmacht sie, wie jedes andere Landesinstitut, unterstehe, da alle Staaten des Erdenkreises zusammen genommen erst jenem Umfange gleichkommen, auf welchen sich nach dem Willen des göttlichen Stifters die Sorgfalt der katholischen Kirche auszudehnen hat? Wenn das nicht beachtet würde, dann würde bald eine arianische, bald eine pelagianische Religion hervortreten, und den christlichen, wahren Glauben sammt dem von Christo eingesetzten, zum Wesen des Ganzen gehörenden, daher unverletzbaren Kirchenregiment aus der Welt schaffen. Darum soll nicht etwa bloß einer dogmatischen Bulle die Bekanntmachung von Seite der Staatsgewalt nicht verhoben, sondern es soll auch jede andere, die Disciplin ordnende Bulle, von dem Papst, oder einem allgemeinen Kirchenrath erlassen, auch dann nicht unterdrückt werden, wenn derselben Dinge beigefügt sind, die an sich der Kirche zwar nicht wesentlich, doch einigermaßen den weltlichen Gesetzen entgegen sind; denn in diesem Collisions-Falle mag der Regent seine Verhältnisse und das Unthunliche der nicht wesentlichen Kirchenvorschriften in seinen Landen darstellen, und die Kirche wird, wie so oft in der ältern und neuern Zeit, gerne auf Ort und Lage Rücksicht nehmend, ihre für die gesammte rechtgläubige Christenheit des ganzen Erdenkreises erlassenen katholischen Satzungen nur da als geltend erklären, wo sie nach örtlichen Verhältnissen zum Frommen ihrer Kinder dienen. So wird die Concordia zwischen dem einen Staate Gottes, civitas Dei nämlich, der Kirche und den übrigen auf demselben Erdenkreise befindlichen Staaten hergehalten. Im Gegentheil aber kann der Rechtsgelehrte keinen haltbaren Grund dafür aufstellen, daß das Wesentliche des Staates Gottes darum unterdrückt werde, weil ihm nicht wesentliche und leicht abzuändernde Dinge beigefügt sind, so lange dem Staate noch Mittel genug zu Gebote stehen, wegen Behebung des Nichtwesentlichen in seinem Bereiche mit dem allgemeinen Gottesstaate, der Kirche, in freundschaftliche Unterhandlungen zu treten.“ — —

Aus dieser Einen Aeußerung Job's ist sattsam zu entnehmen, wie er über so wichtige Gegenstände als junger Priester nicht nur klar gedacht, sondern auch recht gedacht hat, indem er weder der einen, noch der anderen Macht Eingriffe in die Sphäre der anderen zugestanden, sondern nur in jener Gerechtigkeit, die Jedem das Seinige ungeschmälert läßt, die Möglichkeit und Ausführbarkeit der Eintracht erblickte. Wenn übrigens die Zuversicht und Ruhe, mit der er über den vorliegenden Gegenstand seine Aeußerung abgab, einerseits keinen Zweifel übrig ließ, daß er eigentlich seine Ueberzeugung ausgesprochen habe; so muß man andererseits die mit so vieler Bescheidenheit gepaarte Freimüthigkeit bewundern, mit der er, sich nur als Klocker's Schüler aussprechend, den Anwesenden zu verstehen gab: daß man die über wichtige Dinge ausgesprochenen Ansichten nicht zählen, sondern prüfen und abwägen müsse, um die richtigste zu finden, indem es nicht die meisten, sondern die ruhigen, tiefen Forscher sind, nach welchen, als den Besten, man sich zu richten habe. —

214. Kaiserliche Milde.

Der Kaiser Theodosius verlieh allen Verbrechern, die Gelegenheit fanden, ihn um Gnade zu bitten, — Gnade.

Seine Schwester Pulcheria glaubte nun, ihm darüber Vorstellungen machen zu müssen, darauf hinweisend, wie gefahrvoll eine solche grenzenlose Milde sei.

„O meine Schwester," erwiederte der Kaiser, „uns ist es leicht, einen Menschen sterben zu lassen; — aber nur Gott allein kann ihn wieder in's Leben rufen!" —

215. Das im Blute verdiente Wappen.

Eine der herrlichsten Bergruinen Sachsens, die Schönburg, ein stattlich bethürmtes Schloß, steht auf einem hohen, wildbewachsenen Berge, von drei Seiten unerklimmbar. Am Fuße des Berges öffnet sich ein weites, liebliches Thal, schön bebaut und reichlich bewässert, in dessen Hintergrund die Hügelkette des fernen Erzgebirges sich hinzieht. — Von der Entstehung des Namens dieser Burg erzählt die Volkssage:

Carl der Große hatte Rom von Desiderius befreit und saß nun zu Pavia auf seinem Herrscherthrone, um die Helden der

Schlacht nach Verdienst zu belohnen. Er vertheilte, als ein Zeichen seiner Gunst, Wappenschilder unter die Edeln seines Reiches, den Löwen, den Adler und den Bären als Sinnbilder der Herrscher-Hoheit, den Ur und den Falken als ein Bild der Stärke, die Gabel als Symbol des währenden Friedens, den nie alternden Kranich als ein Zeichen der Beständigkeit, den Spiegel als Wappenschild der Tugend.

Und Alle waren vor Carl gekommen und hatten die Zeugnisse ihrer Tapferkeit empfangen.

Nur Einer seiner jüngsten Ritter hatte sich ihm nicht genaht, sondern stand still da, den Siegesfürsten anblickend.

Und Carl bemerkte ihn und sprach: „Schönburg, auch deine Thaten sah ich in der letzten Schlacht! Willst du kein Wappen?"

„„Herr und Kaiser,"" erwiederte dieser, sein Knie beugend, „„ich that nur meine Pflicht! Auch focht ich bisher, ohne für Dich zu bluten! Laß mir meinen silberfarbenen Schild, als ein Zeichen meiner Jugend und meines Nichtverdienstes! Noch gebührt mir keines Deiner Wappen!""

„Gut! So sei's," entschied mit Wohlwollen lächelnd der große Kaiser, „bis sich's mit deinem Blute färbt und meiner Ehre! Der Tag deines Ruhmes wird nicht ausbleiben!"

Und also geschah's.

Die Sachsen unter Wittekind hatten sich empört. Carl mußte nach Deutschland zurück, und an der Werra entbrannte der grimmigste aller Kämpfe. Auch die Götzenpriester schwangen die Opferaxt. Die deutschen Ritter, wie die muthigen Provencalen, sanken auf die Leichen ihrer Feinde; die Longobarden und Franken flohen, und enger und enger ward um Carl der Kreis der Getreuen, die, ihn zu schirmen, mit ihren Leibern um ihn einen Schutzwall bilden.

Der gewaltige Kaiser sieht sich umzingelt vom wüthend anstürmenden Feinde. „So nimm mich denn in deine Hände, Herr Jesu Christ!" ruft er laut, das Auge zum Himmel gerichtet, und hoch und flammend das breite Siegesschwert um sich schwingend. Aber ein Felsstein, von Feindeshand geschleudert, zerschmetterte seinen Schild und die Brust ist den Aexten der Gegner preisgegeben. Sein Auge sprüht wild umher; die Stunde des Todes schien auch ihm geschlagen zu haben. Da erhebt sich aus dem Leichenhaufen ein Verwundeter. Todtenblässe deckt sein edles Antlitz; Blut rieselt von Brust und Arm hinab. Er erhebt sich, reicht seinem Herrn den Schild und sinkt ermattet zu Boden. Die Feinde erstaunen, „‚Ein Wunder!'" rufen sie. „‚Die Todten erstehen um den

bedrängten Kaiser!"' — die christlichen Ritter aber werden von neuem Muthe belebt und stürmen wieder gegen den Feind an, und — Carl wird Sieger.

Jetzt blickt der errettete Kaiser auf den Schild, der ihn so unvermuthet aus des Feindes Hand befreit hat. „Das ist ja meines Schönburg Schild!" ruft er freudig. „Wo ist er, daß ich ihm danke?"

Man sucht den Retter lange auf dem Schlachtfeld und zieht ihn endlich aus einem Leichenhügel hervor. Noch strömt das Blut aus den offenen Wunden, er erholt sich, schlägt matt die Augen auf, sieht den Kaiser und stammelt lächelnd: „„Herr, ich blute!""

Der Kaiser drückt ihn gerührt an's Herz, küßt ihm die blasse Lippe, berührt mit drei Fingern die blutende Wunde des jungen Helden und fährt mit ihnen über den reinen, silberfarbenen Schild, so daß drei rothe Streifen des edeln Blutes ihn verherrlichen. „Schönburg, dieß sei fortan **dein** Wappen! Wächter soll es mir sein im Lande der ungetreuen Sachsen! Dein sei das Schloß an der Quelle der Mulde! Und ziehe nun hin, Schönburg, und nimm dir ein frommes Weib aus einem nachbarlich befreundeten Fürstenstamme, bau' dem Herrn einen Tempel im Thal der Mulde und beglücke dein Volk! Laß das Horn und die Axt erschallen auf den Bergen! Die Burg führe aber fortan deinen Namen — Schönburg!" —

Er berührte das Haupt des Wackern mit seinem Scepter, und huldigend küßte Schönburg das heilige Kreuz. Das dreifache Wappen aber prangt noch heute am Eingange der trotzigen Burg. —

---

216. Die Versöhnung in der Christnacht.

Der deutsche Kaiser Otto I., oder: der Große, besuchte im Herbste des Jahres 942 zum ersten Male den „Saal" (Saalhof) zu Frankfurt am Main.

Als er am Morgen des gnadenreichen Weihnachtsfestes aus dem Thor des Palastes schreiten wollte, um die Mette zu hören, warf sich in unscheinbarem Gewand ein Bittender ihm zu Füßen.

Es war sein eigener Bruder — Heinrich, der sich in eine Verschwörung gegen den Kaiser eingelassen, und dann von diesem in's Gefängniß nach Mainz gelegt worden.

Am Abend vor der heiligen Christnacht war Heinrich seiner Haft entsprungen, und im Froste der Winternacht nach Frankfurt

gegangen, um in Reue über sein so schweres Vergehen dort des Bruders Milde anzurufen. —

Feierlich tönte in diesem Augenblicke das Geläute der Glocken vom Sanct Bartholomäusstifte herüber, und ein Chor von Pilgern nach dem Dom, die brennende Fackeln in den Händen trugen, sang das Engelslied, das so rührend und so seligmachend ehedessen über der Flur Bethlehems erklungen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind — heut' ist euch der Heiland geboren!"

Der Kaiser, erschüttert von dem Glocken- und Liedergruß, dem so hehren, und von dem jammervollen Anblick seines von Reue und Frost zermalmten Bruders, legte ihm sanft die Hand auf das Haupt und sagte:

„„Weil auch du guten Willens bist, so sei dir — um des Christkindes willen — Alles von Herzen verziehen!""

Noch läuteten die Glocken und das versammelte Volk jauchzte ob dieser Großthat: „Ehre sei Gott und Dank dem so milden Kaiser!" Und den im Frieden Jesu Christi, des Erlösers, versöhnten Brüdern standen Thränen der Rührung und der Liebe in den Augen. —

---

217. Die Prüfung und die Bewährung.

Jakob II., König von Großbrittanien vom Jahr 1685 bis 1688, der Katholische, verlangte eines Tags eine gewisse Dienstleistung von dem Herzoge von Somerset, wodurch dieser, wenn er sie vollbracht hätte, schweren gesetzlichen Strafen verfallen wäre.

Der Herzog entschuldigte sich deßhalb, daß er diesen verlangten Dienst nicht leisten dürfe, indem er sich auf das Landesgesetz berief.

Und der König fragte ihn: „Ob er nicht wisse, daß **er**, der König, **über** dem Gesetze stehe?"

Und ehrfurchtsvoll geneigt antwortete der Herzog: „„Euere Majestät mögen über das Gesetz erhaben sein — ich bin es aber nicht!""

Der König lächelte mild, reichte dem Herzoge die Hand und sprach: „Ihr habt gut bestanden, mein Herzog, in der Prüfung, die ich Euch auferlegte! Ich kann mich fortan auf Euch ganz verlassen, denn Ihr bewährtet glänzend Eueren Gerechtigkeitssinn und Euere gestrengste Hochachtung gegen die Staatsgesetze!"

Und der König umarmte den Herzog. —

---

218. Ein Exempel fürstlicher Weisheit.

Wie die alten italienischen Novellatoren berichten, so hatte Kaiser Friedrich zu Räthen zwei hochweise Männer; der eine hieß Herr Bolgaro und der andere Martino Gossia.

Nun geschah es eines Tages, daß der Kaiser sich zwischen Beiden befand; der eine stand ihm zur Rechten, der andere zur Linken.

Da hub der Kaiser an und richtete folgende Frage an sie:

„Meine Herren, nach euerem Gesetze steht es mir zu, dem Einen meiner Unterthanen das Seine zu nehmen und es dem Anderen zu geben, ganz wie es mir gefällt, und zwar ohne allen anderen Grund, als weil ich Herr bin. Und lautet das Gesetz: Was dem Herrn gefällt, das ist seinen Unterthanen Gesetz. — Sagt mir also, ob ich es thun kann, weil es mir gefällt?"

Der Eine der beiden Weisen erwiederte: „„Herr Kaiser! mit dem Gute deiner Unterthanen kannst du schalten, wie dir gefällt, ohne alle Schuld.""

Der Andere dagegen erwiederte: „„Herr Kaiser! dieß ist nicht meine Meinung. Da das Gesetz gerecht ist, und um der Gerechtigkeit, nicht aber um der Lust und der Willkür und der Ungerechtigkeit willen besteht, so müssen auch seine Bestimmungen nach der Gerechtigkeit beobachtet und befolgt werden; und wenn Ihr nehmt und wenn Ihr gebt, so müßt Ihr dabei die Gerechtigkeit zum Grunde haben und ziemt sich zu wissen, warum Ihr also thut.""

Dieweil nun der Eine und der Andere der beiden Weisen die Wahrheit gesprochen, so beschenkte der Kaiser sie beide: dem Einen gab er ein Barett von Scharlach und einen schmucken Zelter, dem Anderen den Auftrag, ein Gesetzbuch nach seinem Sinne zu verfassen. — —

Ueber diese Belohnung des Kaisers erhob sich die Frage unter den Weisen: Wen er reichlicher beschenkt habe? — und die Meinungen entschieden sich also:

Den Einen, der da gesprochen, er könne geben und nehmen nach seinem Wohlgefallen, habe er mit einem Kleid und einem Pferd wie einen schmeichlerischen Hofdichter und Lustigmacher beschenkt, weil er ihn gelobt; den Anderen aber, welcher der Gerechtigkeit Zeugniß gegeben, habe er als einen Staatsmann und Richter und Rathgeber mit dem Gesetzbuche beauftragt. —

219. Wer ist der Glücklichste?

Alphons der Große, König von Arragonien, der ein sehr weiser Fürst gewesen, wurde eines Tages gefragt: — Wen er hienieden für den Glücklichsten erachte?

Und er erwiederte: „Denjenigen, der sich voll Demuth in den Willen des Herrn ergiebt, und mit kindlichem Gleichmuth Glück und Unglück aus seinen Händen empfängt!" —

---

220. Lehrworte eines Fürsten an seinen Sohn.

Kostbar sind die väterlichen Ermahnungen, die ehedessen der weise und gerechte Kurfürst von Bayern, Maximilian I., seinem Sohn als sein bestes Erbtheil hinterließ. Wie viele Perlen hoher Fürstenweisheit enthalten sie! Welch' eine Strenge gegen sich selbst, welch' eine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der eigenen Pflichten, und welch' eine Güte und Milde gegen die Untergebenen spricht sich darin aus! Wie weht in ihnen allen ein wahrhaft christlicher Geist, der auch in dem niedrigsten Unterthan das Ebenbild Gottes und die menschliche Würde des Bruders achtet, und hinsichtlich seiner selbst stets der einstigen Rechenschaft vor Gottes höchstem Richterstuhl eingedenk ist!

Davon nur einige Worte zum Beispiele! So sagt der hochherzige Fürst bezüglich der Stellung des Herrschers: „Das Volk übergiebt sich dem Regenten nicht zur Dienstbarkeit, sondern zum Schutze. Er, gleichsam der Hirt und Vater der Völker, ist mehr für sie da, als sie für ihn; und dann erst ist sein Ansehen und seine Macht auf feste Art gegründet, wenn Alle wissen, daß er nicht nur über sie, sondern auch für sie herrscht. Solches aber wird nur dem Fürsten gelingen, der gut und weise ist, und sich bestrebt, besser zu sein als Diejenigen, denen er gebietet. Nach Deinem Beispiele wird sich dein Volk bilden, und zwar eher im Bösen, als im Guten!" —

Hinsichtlich des Rügens eines Fehlers sprach er ein Wort, aus welchem schonende Gesinnung, verbunden mit politischer Klugheit, und große Kenntniß des menschlichen Herzens hervorleuchtet, nämlich: „Mußt du einen Fehler rügen, so thue es nicht selbst, sondern durch Andere. Auf diese Art wirst du dich nicht ereifern oder erzürnen, dein Ansehen auch besser behaupten und die Gemüther der Deinigen minder verletzen!" —

Und welch' ein barmherziges Gemüth gegen die Armen

spricht aus dem folgenden Rathe: „Willst du in Geschenken das Maaß überschreiten, so überschreite es für die Armen, wenn je gegen Die, welche an Gottes Statt empfangen, ein Uebermaaß der Freigebigkeit stattfinden kann. Wie du dich den Armen erweisest, so wird Gott dir sich erweisen. Eine Regierung, unter welcher die Armen verachtet, verlassen und unterdrückt sind, kann nicht lange bestehen!“ —

221. Ein merkwürdiger Unterschied.

Der heilige Wenzeslaus, König von Böhmen, wurde im Kriege geschlagen, gefangen genommen und in einen engen Kerker eingeschlossen.

Eines Tages fragte man den in den Kerkermauern so einsamen Fürsten: „Welch' ein Unterschied mag wohl zwischen einem König und einem Gefangenen bestehen?“

Und Wenzeslaus antwortete mit bewunderungswürdiger, weil echtchristlicher, Fassung: „„Ich kenne keinen anderen Unterschied, als daß der König zeitlicher Dinge gedenken muß, der Gefangene aber himmlischer gedenken kann! Als König lebte ich der Welt; als Gefangener lebe ich **Gott!**““ —

222. Gelassenheit.

Der heilige König von Frankreich Ludwig IX. war höflich gegen Vornehme wie gegen Geringe, und redete Jeden in der mehrfachen Zahl an. Gern hörte er Rath und die Wahrheit, selbst in strenger Form; bei aller Milde strafte er schlechte Beamte mit gebührendem Ernste; unnöthiges, häufiges Schelten war ihm dagegen verhaßt; nie übermannte ihn der Zorn.

Von Letzterem ein rührendes Beispiel!

Als ihm Einer von seinen Dienern ein brennendes Wachslicht auf seinen verwundeten Fuß fallen ließ, fuhr er gar nicht auf, sondern bemerkte mit wehmüthig sanftem Tone: „Ihr solltet doch daran denken, daß mein Großvater Euch aus viel geringeren Ursachen aus dem Dienste weggejagt hat!“ —

223. Verachte Niemand!

Ein junger Edelmann, der bei dem Könige von Frankreich Ludwig XII. als Page diente, war einst einem Bauer sehr übel und verächtlich begegnet.

Der König erfuhr es und befahl, daß man diesem Jünglinge fortan beim Mittagsessen kein Brod gebe, sondern ihm nur Fleisch und Wein vorsetzen solle.

Dieß geschah denn auch.

Der Page forderte nun Brod; aber man gab ihm keins.

Er beschwerte sich deßhalb beim König; und dieser fragte ihn: „Warum bist du mit den Speisen nicht zufrieden, welche dir bereits vorgestellt worden sind?“

Der Page antwortete: „„Man hat mir allerdings Fleisch und Wein verabreicht, aber kein Brod dazu, das doch zur Erhaltung des Lebens so nothwendig ist!““

„Ei!“ entgegnete der König, — „wenn du das Brod nicht entbehren kannst, warum bist du denn so thöricht, daß du denjenigen Menschen übel begegnest, die es dir doch verschaffen? Warum verachtest du die Bauern, die ja durch ihren sauersten Schweiß das Brod aus dem Schooße der Erde allen Menschen, also auch dir, hervorbringen müssen!?“ —

---

224. Er muß seine Spielschulden bezahlen.

Der verstorbene Friedrich August I., König von Sachsen, erwarb sich bei seinem dankbaren Volke den Namen „der Gerechte,“ indem er in Wahrheit allen seinen Handlungen und Entscheidungen den königlichen Stempel der Rechtlichkeit aufprägte.

Davon ein überzeugendes Beispiel!

Einer der vornehmsten Herren am sächsischen Hofe hatte einen Sohn, der, weil ein großer Wüstling, ein ausschweifendes Leben führte und besonders auch an dem Spieltische viel Zeit und Geld vergeudete.

Ungeachtet die Aufsicht in Dresden damals sehr streng gewesen, hatte sich doch ein Spieler von Profession einzuschleichen gewußt und in seine Schlupfwinkel Leute gelockt, denen er in dem bekannten Pharao leichtester und keckster Hand das Geld abnahm; auch jener junge Herr von * fand sich ein, spielte und verlor schon in wenig Tagen alle seine Baarschaft, dann auf Credit gegen sechstausend Reichsthaler, stellte Wechsel darüber aus, dachte aber in seinem

Herzen daran, wie er den Spieler würde zwingen können, auf das Geld Verzicht zu leisten.

Zum Erreichen dieses Zweckes wendete er sich an seinen Vater, der es dem Landesherrn klagen und darauf antragen sollte, daß die Schuld — als ein unerlaubter Gewinn — einem vielleicht sogar falschen Spieler nicht ausbezahlt zu werden brauchte

Da entgegnete Friedrich August:

„Daß der Spieler hier geduldet worden ist, bleibt ein Versehen der Polizei, und dieses werde ich zu bestrafen wissen; daß Ihr Sohn aber spielt, ist sein Fehler, — deßhalb muß er zahlen; — denn, mein Lieber! würden Sie mir das Alles auch gesagt haben, wenn Ihr Sohn **gewonnen** hätte?“ —

225. Der russische Kaiser Alexander und ein katholischer Priester.

Alexander Fürst von Hohenlohe erzählt in seinem Büchlein: „Lichtblicke 2c.“ wie folgt:

Im September des Jahrs 1822 kamen Seine Majestät, Kaiser Alexander von Rußland nach Wien. Dieser Monarch, der gegen die fürstlich Schwarzenbergische Familie wahrhaft freundschaftliche Gesinnungen hegte, äußerte den Wunsch gegen den Fürsten Joseph Schwarzenberg, meine Bekanntschaft zu machen.

Es war am 21. September Abends um halb acht Uhr, daß die Stunde mir bestimmt wurde, in der k. k. Burg mich einzufinden, wo Seine Majestät mir Audienz geben würden. Dieser Tag war und wird mir einer der merkwürdigsten meines Lebens bleiben. Ich redete ihn in französischer Sprache an und sagte:

„Eure Majestät! Die göttliche Vorsehung hat Allerhöchstdieselben auf eine der höchsten Stufen irdischer Höhe gesetzt; darum wird auch Gott viel von Eurer Majestät fordern; denn groß ist der Regenten Verantwortung vor Gott. Er erwählte Eure Majestät zum Werkzeuge, den Völkern Europen's Ruhe und Frieden zu geben. Nicht minder entsprechen Eure Majestät seiner Absicht, den Triumph des Kreuzes zu erhöhen, und durch ihr kräftiges Wollen, der gesunkenen Religion wieder aufzuhelfen! Ich rechne den heutigen Tag unter die glücklichsten meines Lebens, wo mir das Glück zu Theil ward, Allerhöchstdenselben meine tiefste Ehrfurcht zu bezeugen. Gott wolle Sie durch seine Gnade stärken und durch seinen heiligen Engel beschützen. Dieß wird von nun an mein demüthiges Gebet vor Gott sein!“ — —

Hierauf folgte eine Pause, während welcher der Monarch mich anblickte, wornach er auf seinen Knieen um meinen priesterlichen Segen bat.

Wie mir da zu Muthe war, dieß kann ich nicht durch Worte ausdrücken; nur dieß Einzige konnte ich aus der Fülle meines gläubigen Gemüthes sagen:

„Ich dulde es, daß ein so großer Monarch also sich verdemüthigt; denn nicht mir erzeigen Eure Majestät diese Ehrfurcht, sondern Demjenigen, dem ich diene, und der Sie, gnädigster Kaiser, so wie uns Alle mit seinem kostbaren Blut erlöst hat! So segne Sie denn der Dreieinige Gott mit dem Thaue seiner himmlischen Gnade; Er sei Ihr Schild gegen alle Ihre Feinde; Er Ihre Stärke in jedem Kampfe! Seine Liebe möge ausgegossen sein in Ihr Herz, so wie der Friede unseres Herrn Jesu Christi allzeit bei Ihnen verbleibe!“ —

Mehr konnte ich nicht hervorbringen, da die Thränen mir gewaltig aus den Augen quellten. Sodann drückten Seine Majestät mich an Ihr Herz; wornach auch ich im Uebermaaß der Rührung Ihn an mein hochklopfendes Herz drückte.

Es war dann die Rede von verschiedenen Ereignissen, die ich der Feder nicht anvertrauen kann, weil des Monarchen Mittheilung mir heiliges Stillschweigen auferlegt. Ich verweilte bei Seiner Majestät bis drei Viertel auf zehn Uhr. — —

Wie blutete mir das Herz, als nach zwei Jahren sein Tod erfolgte! Nein, kein Tag vergeht, an dem ich Seiner nicht im Gebet vor dem Allerhöchsten gedenke! —

---

226. Der Herzog von Reichsstadt.

Von dem Herzoge von Reichsstadt, dem Sohne des Kaisers von Frankreich Napoleon I., in seiner Kindheit bereits zum Könige von Rom ernannt, und der zu Wien am 22. Juli des Jahrs 1832 starb, erzählt sein vortrefflicher Freund, der jetzige Kaiserliche Bundes-Präsidial-Gesandte und Minister, Ritter Anton von Prokesch-Osten, folgende schöne Züge:

Ich hatte eben eine Beschreibung meiner Reise in dem gelobten Lande herausgegeben. Der Prinz war ganz warm, wenn er von diesen biblischen Monumenten sprach, und in solchen Augenblicken schien sein sonst so festes Herz gleichsam ein flüssiges Metall geworden zu sein.

„Einige Schriften, die ich gelesen,“ sagte er zu mir bei einer

solchen Gelegenheit, „und einige Beispiele, die ich unter meinen Augen habe, haben mich in Zweifel und Ungewißheit versetzt. Der Anblick einer kleinlichen, oft bis zum Uebermaaß, bis zum Aberglauben, getriebenen Religionsübung von so Manchen, die doch in eben diesen Menschen ein Widerspruch mit ihrer sittlichen Aufführung war, hat in mir einen üblen Eindruck hervorgebracht. Aber auf der anderen Seite hat mein Vater (Napoleon), dem Beispiel aller früheren Gesetzgeber folgend, auf das Entschiedenste erklärt, daß die Religion die unentbehrlichste Grundlage des gesellschaftlichen Gebäudes sei; das, was so nothwendig für das Menschengeschlecht ist, kann nicht außerhalb der Wahrheit sein; diese Idee hat zu meiner Vernunft gesprochen. Das, was aber zu meinem Herzen sprach, wo sich eigentlich der Sitz aller religiösen Gedanken findet, ist die genaue Bekanntschaft mit dem Kaiser, meinem Großvater (Franz I., Kaiser von Oesterreich). Für ihn ist die Religion nicht bloß ein Wort auf den Lippen, sondern ein Gedanke im Innersten seines Gemüths; sie ist ihm eine Lebenskraft, deren Aeußerungen man beständig gewahr wird, sei es, daß er betet oder spricht, oder handelt; in ihm finde ich auf gleiche Weise den tief religiösen Menschen, und dieser Anblick, den ich beständig vor Augen gehabt, hat zu mir eine Sprache geredet, die ich glücklicherweise verstanden habe. Ich habe Alles begriffen und gefühlt, was es in der Religion Erhabenes giebt, in ihr, die allein den Weg des Menschen mitten in den Ungewißheiten und Finsternissen, die ihn umgeben, erleuchten kann.“ —

Die außerordentliche Wärme der Sprache des Prinzen — (fährt Herr von Prokesch fort) — machte großen Eindruck auf mich, und ich las in seiner aufgerichteten Seele die ganze übernatürliche Kraft, die ihn später in seinem langen Todeskampfe aufrecht erhielt. In den Augenblicken seiner furchtbarsten Leiden und als er das Ende seines Lebens herannahen sah, flüchtete er sich in das Innerste seiner religiösen Gedanken, wie in den Schooß des treuesten Freundes. —

Beim Schlusse der eben erwähnten Unterhaltung zeigte mir der Prinz ein Gebetbuch: „Albach's heilige Anklänge,“ welches ihm der Kaiser und die Kaiserin gemeinschaftlich geschenkt hatten. Auf das erste Blatt hatten sie eigenhändig geschrieben:

„„Gott wolle dir in jedem Ereignisse des Lebens, in jedem Kampfe Licht und Kraft verleihen!

Dieß der heiße Wunsch deiner dich liebenden Großeltern.

Franz. Caroline Auguste.““

„Dieß Buch ist mir sehr theuer," sagte er; „diese Zeilen, die von Großeltern geschrieben sind, die ich eben so sehr achte als liebe, haben für mich einen unschätzbaren Werth; und dennoch," fügte er hinzu, indem er das Blatt aus dem Buche heraustrennte, „schenke ich es Ihnen; beim Anblick dieses Andenkens erinnern Sie sich meiner Freundschaft; mag das Theuerste, was ich besitze, in Ihren Händen als ein Denkmal dieser Unterredung bleiben, die in meinen Augen die größte Wichtigkeit hat." — —

---

227. Der Zwanziger.

Der Kaiser Franz von Oesterreich hatte von seinem kaiserlichen Schwiegersohne, Dom Pedro von Brasilien, herrliche Exemplare von Thieren jener Südgegenden zum Geschenk erhalten; sie wurden in den kaiserlichen Gärten von Schönbrunn untergebracht und mit seiner gewohnten Freundlichkeit hatte der Kaiser den Wienern gestattet, sie zu sehen.

Ein General, der aus einer Provinzialstadt auf Urlaub in Wien sich befand, wollte auch die Gelegenheit wahrnehmen, die brasilianischen Ankömmlinge kennen zu lernen.

In Schönbrunn wußte er sich indessen nicht zurechtzufinden und suchte lange vergeblich nach dem Aufenthalte der fremden Thiere.

Ein ältlicher, sehr schlicht gekleideter Mann war tief gebückt auf einem Blumenbeete beschäftigt. Der General trat auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Hier, Alter! ist ein Zwanziger, seid doch so gut und zeigt mir den Weg zu den fremden Thieren."

Der Alte nickte mit dem Kopfe, nahm das angebotene Geldstück und ging schweigend neben dem Kriegsmann auf einen Weg seitwärts zu.

Der General sah ihn schärfer an und erschrack sehr — denn es war der Kaiser selbst, den er nur für einen Gärtner oder Handlanger gehalten hatte.

„„Hat nix zu sagen, lieber General!"" antwortete auf dessen Entschuldigungen der Kaiser lächelnd; „„ich will Ihnen auch recht gern den Weg weisen, aber Ihren Zwanziger kriegen Sie nit wieder, es ist das erste Geld, das ich mit den Viechern verdient hab'."" —

---

228. Ein Königs-Jubiläum.

Der König von Bayern, **Maximilian I.**, lebte, in seinen väterlichen Gesinnungen und in seiner Liebe zum Volk immer derselbe, einfach und mäßig, wie in seinem Aufwand überhaupt, so in allen seinen Vergnügen, in hoher Würde und Sittenreinheit. Glücklich, wie wenige Herrscher, auch in seiner Ehe, fand er seine größte Freude im Kreise der Seinen; seine Gemahlin liebte und verehrte er, und kaum war je ein besserer Vater für seine Kinder, als er. Nicht selten fanden ihn die Gesandten fremder Höfe in seinen Zimmern mit einem seiner Enkel auf dem Schooß; es geschah, daß Manche lange mit ihm sprachen, ohne ihn zu kennen, wenn sie zum ersten Mal am Hof erschienen, um ihre Beglaubigungsschreiben zu übergeben; denn er haßte allen Prunk und erborgten Schein: die Würde seines Charakters, seiner Hoheit genügte und verbannte selbst jeden Schatten von Leichtfertigkeit aus seiner Nähe; sein Auge herrschte, wohin es traf.

Gern erschien er auch unerkannt im dichten Volksgedränge, wo er manches Urtheil anhörte und beachtete. Die Liebe des Volkes war sein Streben, sein herrlichster Schatz; diese Liebe zu erringen, zu verdienen, mahnte er auch seine Enkel, und so sprach er einst zu seinen geliebten Enkeln Max und Otto: „Um was ich euch, meine Lieben, bitte, ist, daß ihr mir nicht stolz werdet; unser Stolz soll allein sein, von Allen geliebt zu werden.“

Diese Liebe wurde ihm selbst gewiß im höchsten Grade zu Theil, wo er nur erschien, ja, wo man nur seinen Namen kannte. —

Als er auf der Reise nach Dresden zu seiner geliebten Tochter in Regensburg verweilte, wo alles Volk ihn mit ungeheuerem Jubel empfing, erschien er bei dem wiederholten Freudenrufen öfter auf dem Balkon des Taxis'schen Schlosses, das den königlichen Gast bewirthen durfte, und am Fenster; da aber das Freudengeschrei anhielt und er früh abzureisen beschlossen hatte, sprach er endlich gar freundlich: „Jetzt, meine Kinder, habt ihr mich lange genug hoch leben lassen, nun laßt mich einmal schlafen! Gute Nacht!“ worauf ein allgemeines Jubelgeschrei nachhallte, dann aber Alle still auseinandergingen. —

Als er von Dresden über Ingolstadt zurückkehrte und er schon aus dieser Stadt abreisen wollte, bemerkte er, daß Getreideschranne an diesem Tage war, ließ halten und sprach: „Halt, ich muß noch meine Bauern auf der Schranne besuchen!“ ging dann mitten durch das Gewühl; und als die Stadtdiener vor ihm Platz machen

und die Drängenden zurückzwingen wollten, sprach er: „Geht ihr nur fort, ich will unter meinen Bauern allein sein, sie machen mir schon selbst Platz!“ worauf alles Volk in Ehrfurcht sich um ihn sammelte und er eine lange Zeit mit Vielen leutselig sprach und sich um ihr Wohl und Wehe bekümmerte, und dann unter lautem Jubelruf der Menge weiter fuhr. —

Am 16. Februar 1824 wurden es fünf und zwanzig Jahre, daß König Maximilian die Regierung geführt. Das ganze Land machte Anstalten zur Festesfeier. Er traf den Bürgermeister von München bei der Königin, der derselben Nachricht über die in München getroffenen Festanstalten gab. „Daß ihr mich liebt, ihr Münchener,“ sprach der König zu ihm, „die ihr mich immer in euerer Mitte seht, die ihr mich kennt und wißt, daß ich es gut meine, das ist mir begreiflich; aber wie ich es um alle Dörfer der äußersten Grenze verdient habe, das weiß ich nicht, und meine fast, ich sei solcher Liebe unwürdig. Doch mein Wille war rein und gut immerfort, und meine Bayern sind ein treues, biederes Volk, wie es keins wieder giebt. Dieß habe ich zu den Kaisern von Rußland und Oesterreich gesagt, und möchte mit ihren großen Reichen nicht tauschen; dieß habe ich oft gesagt, und wiederhole es als Greis: Alles für meine Bayern, denn sie thun Alles für mich!“ —

Am 16. Februar 1824 endlich erklangen die Glocken zur Jubiläumsfeier durch das ganze Land; Gebete in allen Kirchen, in allen Hütten; laute Freude auf den Straßen, still daheim; jeder Blick freudig, denn damit alle Bayern, auch die in den ärmsten Hütten und Winkeln, selbst die Kranken sich freuen könnten an diesem Tage, wurden vorzüglich von den reichen Bürgern große Gaben verwendet. — In großartigen Anstalten zur Feier des Festes hatte sich München ausgezeichnet; die Bürger hatten gebeten, ein Denkmal der Erinnerung an die fünf und zwanzigjährige Regierung in ihrer Stadt errichten zu dürfen. Es ward gewährt. Nach elf Uhr wurde an diesem Tag auf dem großen Platze vor dem Theater der Grundstein zum neuen Denkmale gelegt. Eine unermeßliche Menschenmenge war auf dem Platz und in den nahen Häusern versammelt, das Schauspiel zu sehen; rings war eine große Stille wie bei einer hochheiligen Handlung. — Unbemerkt von der Menge sah der König selbst der Feierlichkeit zu; er stand an einem dunkeln, vergitterten Fenster des alten Schlosses (wo jetzt der Königsbau sich erhebt), und hatte einen seiner Enkel auf dem Arm. In Rührung über die allgemeine Theilnahme weinte er. Da bemerkte Ihn Einer aus der Menge, dann Mehre, schnell lief das Wort von Mund zu Mund, auf Ihn

wendeten sich nun Aller Blicke, und in lauten Jubel mit Thränen der Freude brach das Volk aus, und von tausendstimmigem und abermals tausendstimmigem herzlichsten Jubelrufe: **„Hoch lebe Max!“** erschallte die Luft. — —

Am 13. October des Jahrs 1825 starb Maximilian I., aufrichtig von seinem ganzen Volke beweint, das ihn inniglich geliebt, und ihm auf die Gruft dadurch die schönste Ehren- und Dankes-Krone legte, indem es ihn „den Unvergeßlichen“ nannte. —

---

229 — 234. Einiger Fürsten Aussprüche.

1. Dem Kaiser Heinrich I. wird von den Geschichtschreibern dieser löbliche Spruch in den Mund gelegt: „Ein Fürst soll langsam zur Rache, aber eilig zu Gutthaten sein.“ —

2. Als dem Kaiser Heinrich, dem Hinkenden, ein Herzog schrieb, er wolle ihm seinen Feind, den König von Polen, gefangen einliefern, antwortete er: „Der Deutschen Brauch ist, daß sie ihrem Feinde redlich vor's Angesicht treten, denselben männlich und nicht tückischer Weise überwinden!“ —

3. An den Kaiser Friedrich III. wurde die Frage gerichtet: „Wer ihm unter seinen Räthen der liebste sei?“ Und er erwiederte; „„Diejenigen sind mir am liebsten, die Gott den Herrn mehr fürchten, als mich!““ —

4. Den Kaiser Maximilian I., dessen Wahlspruch gewesen: „Halte Maaß und bedenke das Ende!“ erinnerten einmal seine Räthe, daß er nicht so sehr freigebig sein solle. Und die Entgegnung lautete: „Wir Herzoge von Oesterreich haben mehr mit unserer Freigebigkeit gewonnen, als Andere mit ihrer Sparsamkeit!“ —

5. Der Kaiser Ferdinand I. sah einst, daß einer seiner Kammerjunker ein armes Weib, das ihm mit Bitten nahen wollte, zurückstieß; er sagte zu ihm: „Wenn Wir arme Leute nicht anhören, wenn sie bei uns klagen, dann wird Gott auch uns nicht anhören, wenn wir bei ihm klagen!“ —

6. Johann I., Herzog von Cleve, bemerkte einmal einem seiner Freunde: „Drei Dinge giebt es, die Gott allein zukommen: Die Ehre, die Rache und das Urtheil über die Gewissen der Menschen. Und doch sind dieß die drei Dinge, welche die Menschen, besonders die Mächtigen unter ihnen, Gott abzunehmen suchen. Ein Jeder will die Ehre für sich haben, ein Jeder will sich selbst rächen, ein Jeder will über die Gewissen der Menschen herrschen! Und das führt sicher zum allergrößten Unheil!“ —

---

235. Der eine Tanz.

Die heilige Elisabeth von Thüringen mußte unter Anderem am Hof auch, wider ihren Willen, das Tanzen lernen.

Kaum aber hatte sie auf sogenannten Bällen zu tanzen angefangen, so pflegte sie zu sagen:

„Ein Tanz ist genug für die Welt; die übrigen will ich aus Liebe zu Jesus Christus unterlassen!"

Sie hätte übrigens bei solchen Gesellschaften sich lieber gar nicht eingefunden! —

---

236. Entschiedene Wahrheitsliebe.

Die Prinzessin von Longueville hatte sich im Unmuth einige beleidigende Aeußerungen über Ludwig XIV. erlaubt.

Ein Hofcavalier, der die unglücklichen Worte mit angehört hatte, dachte niedrig genug, sie dem Könige zu hinterbringen.

Dieser redete darüber mit dem Bruder der Prinzessin, welcher aber durchaus nicht zugestehen wollte, daß seine Schwester sich so weit habe vergessen können. „Wohlan," unterbrach der König seine Betheuerungen, „wenn die Prinzessin selbst mich des Gegentheils versichert — ihr will ich es glauben."

Der Prinz eilt zu seiner Schwester, die ihm Alles gesteht. Bestürzt müht er sich, sie zu überreden, „„daß sie ihre Sache sehr verschlimmern würde, wenn sie gestünde; dem Könige selbst geschähe damit kein Gefallen.""

Er verschwendet seine Beredsamkeit vergeblich; die hochherzige Prinzessin entgegnet ihm: „„Wollen Sie denn, daß ich meinen Fehler durch einen zweiten, durch eine Unwahrheit, wieder gut machen soll? Ich würde es um keinen Preis der Welt über mich gewinnen können, dem Könige vorzulügen — ihm, der so viel Zutrauen auf meine Wahrhaftigkeit setzt, daß er, wie Sie mir sagten, auf's Wort glauben will. Zudem käme der Edelmann in eine böse Klemme; er hat zwar übel an mir gehandelt, aber deßwegen bin ich nicht berechtigt, ihn als Verleumder zu erklären, da er es in der That nicht ist!""

Des anderen Tages ging sie zum König, fiel ihm zu Füßen, bekannte offenherzig ihr Vergehen und bat um Gnade.

Ludwig zeigte sich ebenso edelmüthig, und verzieh ihr nicht nur von ganzem Herzen, sondern begegnete ihr mit noch mehr Achtung und Güte, als seither. —

---

237. Großmüthige Selbstverleugnung.

Die Gemahlin des Kurfürsten von Bayern Maximilian I., Elisabeth, eine Prinzessin von Lothringen, war eine Frau gleich ausgezeichnet durch Geist wie durch Herzensgüte.

Sie vertrat, während der öfteren Entfernungen ihres Gemahls, gleichsam die Stelle eines geheimen Kanzlers, dem die Pflicht obliegt, die Geschäfte von erster Wichtigkeit in seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen.

Wie sie nun äußerst besorgt war, daß die Geschäftsbriefe und Kriegsberichte ja so schnell als immer möglich beantwortet, daß von den geheimen Kriegsräthen Alles geschwind, ordentlich und pünktlich vorgetragen, beschlossen, und bald wieder zurückbefördert werden möchte: so bemerkte sie im Jahr 1632, da der Kurfürst Maximilian bei Nürnberg dem Gustav Adolph eine längere Zeit gegenüber stand, daß die Thätigkeit des Geschäftsgeistes manchmal etwas zu lange schlummerte, und besonders glaubte sie bei einem der ansehnlichsten Räthe wahrzunehmen, daß er sich bei seinen Arbeiten recht gemächlich Zeit lasse, und daß er seine Zeit öfter an langen Tafeln, als am Arbeitstische zubringe. Da sie zu klug und zu verständig war, um nicht recht gut zu wissen, wie sehr man der brauchbaren und wichtigen Männer schonen müsse: so war sie weit entfernt, jenem Herrn ihre Wahrnehmungen zu verstehen zu geben, oder ihm darüber eine Erinnerung beizubringen; aber ihrem Gemahl, dem Kurfürsten, schrieb sie: er möchte sich in dem nächsten Brief an sie über die Langsamkeit, mit welcher die Geschäfte manchmal betrieben würden, nachdrücklich über sie beschweren, und ihr nicht anders, als wenn sie die Sachen vernachlässigte, nur recht heftige Verweise schreiben. —

Der Kurfürst ließ sich um so etwas nicht zweimal bitten, und die Kurfürstin erhielt unverzüglich einen Brief, der vollkommen nach ihren Wünschen geschrieben war. — Diesen Brief ließ sie nun im versammelten geheimen Kriegsrath ablesen, und zugleich die Herren ersuchen, ihr solche Ausputzer künftig zu ersparen. — —

Wenn du dieß von der edlen Fürstin gelesen hast, so wirst du gewiß sprechen: „Das war schön!“ noch schöner aber wär's, wenn du es ihr auch nachmachen wolltest! —

238. Das hehre Wort einer Landesmutter.

Heute Vormittag um 10 Uhr (so berichtet das Mainzer Journal unter'm 14. November 1853) langten Ihre königliche Hoheiten unser allverehrter Großherzog und dessen Durchlauchtigste Frau Gemahlin in Begleitung Sr. Großh. Hoheit des Prinzen Carl mit Gemahlin königl. Hoheit und höchstderen Kindern und zahlreichem Gefolge, welchem sich auf den Wunsch des Großherzogs die höchsten Spitzen unserer Geistlichen-, Civil- und Militärbehörden angeschlossen hatten, in dem festlich geschmückten Bahnhofe der (neu erbauten) Hessischen Ludwigsbahn an, wo Allerhöchstdieselben von dem Verwaltungsrath und den Beamten der Gesellschaft ehrerbietigst begrüßt wurden. Nach kurzem Aufenthalte setzte sich hierauf der Festzug unter dem Schalle einer im Bahnhof aufgestellten Militärmusik, dem Donner der Kanonen und dem Jubelrufe der Anwesenden nach Ludwigshafen in Bewegung. Die Fahrt glich einem wahren Triumphzuge. An allen Orten, welche die Bahn berührt, waren die Pfarrer mit den Bürgermeistern und an allen größeren Orten sämmtliche Beamte des Bezirks mit dem größten Theile der Gemeindeglieder und der Schuljugend im Bahnhofe versammelt, wo sie den vorüberbrausenden Zug mit Böllerdonner und nicht enden wollendem Vivatrufen empfingen, auch wurden in allen Gemeinden die Glocken geläutet.

In Worms erkundigte sich das hohe Regentenpaar auf's Angelegentlichste nach dem Stande der Saaten, nach dem Ergebnisse der Ernte der Cerealien und Kartoffeln, des Obstertrages und der Weinlese, und bedauerte lebhaft, daß der Fleiß des Landmannes in diesem Jahre nicht so gelohnt worden sei, wie er es wohl erwartet habe; daß viele Leute durch die hohen Preise des Brodes und der Kartoffeln Noth leiden würden; und auf die flüchtig ausgesprochene Bemerkung: wie es auffalle, daß Ihre königliche Hoheit die Großherzogin so genau von allen diesen Verhältnissen unterrichtet sei, gaben Allerhöchstdieselben die Antwort: „Eine Landesmutter ist verpflichtet, sich nach den Bedürfnissen ihres Volkes zu erkundigen und an dessen Freud' und Leid Theil zu nehmen!" *) —

*) Als die allverehrte Großherzogin hörte, daß an den meisten Orten, welche der Festzug berührt hatte, Einwohner mit Trauben und Most gestanden, welche diese ihre Erzeugnisse Ihren königlichen Hoheiten als Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und Liebe hatten überreichen wollen, sprachen Allerhöchstdieselben ihr Bedauern darüber aus, daß Sie davon keine Ahnung gehabt, und wenn Sie es gewußt hätten, jedenfalls würden den Zug haben halten lassen, um den Leuten für diese freundlichen Gesinnungen zu danken. —

Mathilde, die Großherzogin von Hessen, welche dieses hehre Wort gesprochen, ist aber eine Tochter Ludwigs I., des hochherzigen Königs von Bayern. Wie Ihres erhabenen Vaters ganzes Leben, so ist auch das Ihrige — eine reiche, ja überreiche Quelle des Wohlthuns! Gott gesegne den Vater und die Tochter auf noch viele, viele Jahre in Ihrer so segensreichen Wirksamkeit! —

---

239. Das Suchen nach Weisheit.

Der heilige Justinus, der im zweiten Jahrhundert als christlicher Martyrer gestorben, hatte in seiner Jugend mit glühendem Eifer dem Studium der heidnischen Weltweisheit sich hingegeben. Sein Durst nach Wahrheit trieb ihn zu verschiedenen Meistern, deren keiner ihn befriedigte.

Der Erste, ein Stoiker, sagte ihm gar Vieles und Schönes, aber nichts von Gott; und hierüber von Justinus befragt, erwiederte er: „das sei nicht nothwendig."

Da ging Justinus zu einem Zweiten, einem Aristoteliker, der sich selbst sehr scharfsinnig dünkte, aber nach wenigen Tagen schon ein Schulgeld verlangte, „„damit,"" wie er sich ausdrückte, „„unser Umgang nicht fruchtlos sei."" Dieser Eigennutz empörte das edlere Gefühl des Jünglings, so daß er den Mann verließ.

Er wandte sich nun zu einem Dritten, einem Pythagoräer, der im Rufe hoher Weisheit stand. Dieser fragte gleich anfangs den Jüngling: „„Bist du in der Musik bewandert? Hast du die Sternkunde studirt? Hast du die Meßkunst erlernt? Ohne diese Wissenschaften von dem Sinnlichen, kannst du das Uebersinnliche nicht verstehen!"" — Diese hohen Forderungen machten den jungen Freund der Weisheit sehr verlegen. Wie viele Jahre sollte er noch auf diese ihm unbekannten Wissenschaften verwenden, ehe ihm gegönnt würde, in's Heiligthum der Weisheit einzutreten.

Ueberdrüssig solcher Mühen begab er sich zu einem Vierten, einem Platoniker, bei welchem er, wie er glaubte, große Fortschritte in den Ideen machte, so daß er bald — Gott selber schauen würde. Um diese Seligkeit desto früher zu erringen, entzog er sich den Zerstreuungen der menschlichen Gesellschaft, um in stiller Einsamkeit seinen Gedanken nachzuhangen.

Einst, als er am Gestade des Meeres, in Betrachtung versunken, wandelte, wurde er einen Greis gewahr, auf dessen Angesicht Züge hohen Ernstes, durch Freundlichkeit gemildert, lagen. Der ehrwürdige Greis nahte dem forschenden Jüngling, und es entspann sich zwischen

Beiden ein Gespräch über Weisheit, worin der Greis erklärte, daß die Weltweisen weder über die Natur des Menschen, noch über das Wesen Gottes zur lauteren und klaren Erkenntniß gelangt wären. Er ermahnte hierauf den Jüngling, statt der Weltweisen, lieber die Schriften der Propheten zu lesen; denn diese seien Männer Gottes, die nichts Anderes gelehrt, als was der heilige Geist ihnen geoffenbart und die durch schon erfüllte Weissagungen ihre göttliche Sendung bewährt haben.

Durch diese Unterredung, so versichert Justinus selbst, *) ward ein Feuer in seiner Seele angezündet, die Liebe zu den Propheten bemächtigte sich seines Geistes; nun studirte er ihre Schriften, wie die Schriften der Apostel, und ein höheres Licht ging in seiner Seele auf, das göttliche Licht des Glaubens an die Wahrheit, welche Christus Jesus, der Erlöser, uns gebracht, und die kein menschliches Nachdenken, auch des Gelehrtesten, ersinnen kann. — —

Mag der erschienene Greis ein Engel gewesen sein, den in sterblicher Gestalt die göttliche Vorsehung dem jungen Heiden gesandt, oder ein Mensch, den sie ihm zugeführt; immerhin war er ein Bote Gottes an ihn, der in sein empfängliches Gemüth Worte legte, deren großen Inhalt er früher kaum ahnen mochte. — Von nun an ward Justinus ein auserwähltes Gefäß der Erbarmung Gottes, er ward ein Christ, ein Lehrer der Christen, ein kirchlicher Schriftsteller, ein Vertheidiger und Schutzredner des christlichen Glaubens, und im Tode noch ein gewaltiger Zeuge für die Wahrheit, die er mit seinem Blut unterschrieben. —

---

240. Die zurechtgewiesene Frage — nach der göttlichen Gnadenwahl.

Den heiligen und durch göttliche Weisheit erleuchteten Bruder Aegidius aus dem Orden des heiligen Franziskus von Assisi — befragte ein gelehrter und berühmter Theologe über das Geheimniß der göttlichen Gnadenwahl.

Aegidius aber antwortete ihm in kindlichster Einfalt:

„Mir genügt das Wasser am Ufer des Meeres, die Füße und den ganzen Leib zu waschen; und ein Thor wäre, wer da, um sich zu waschen, gerade Wasser aus der Tiefe des Meeres verlangte. Auf gleiche Weise soll, wem die Wissenschaft, fromm zu leben,

---

*) Aus: „Gespräch des heiligen Justinus mit dem Juden Trypho. 2tes Kapitel.“

Gott zu dienen und selig zu werden, genügt, nicht tiefen Geheimnissen nachgrübeln, die die Fassungskraft des Menschen übersteigen und deren Kenntnisse nicht zu seinem Heile nothwendig sind!“ —

241. Die Leidensgestalt des Erlösers.

Die Erinnerung an das bittere Leiden Jesu Christi war das Mittel, dessen sich der barmherzige Heiland bediente, um die heilige Katharina von Genua zu bekehren und in ihrem Herzen das Feuer der göttlichen Liebe zu entzünden, die ihr ganzes Leben lang in ihrem Herzen glühte und sie schon hienieden himmlisch beseligte.

Jesus erschien ihr nämlich, sein schweres Kreuz auf seinen Schultern tragend, mit Blut bedeckt, das reichlich aus all' seinen Wunden floß.

Die Heilige ward bei diesem so erschütternden Anblick von Entsetzen ergriffen, weil der Gedanke in ihr wach wurde, daß auch ihre Sünden ihren Gottheiland, den guten Hirten, in einen so martervollen Zustand gebracht hätten.

Sie begann laut zu seufzen; ihr Herz ward vom heißesten Schmerze durchstachelt, so daß sie ganz außer sich zu sein schien. Und in dieser himmlisch-schmerzlichen Entzückung rief sie aus:

„O Liebe! nie, **nie** mehr eine Sünde, da sie dir so theuer zu stehen kam!“ —

242. Der Schlüssel.

Die heilige Gertrudis, eine Gräfin von Hackeborn, aus Sachsen, lebte im dreizehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, und kam schon als fünfjähriges Kind in das Kloster Rodalsdorf und später in das Kloster Helfde bei Eisleben, wo auch ihre heilige Schwester Mechthildis lebte.

Sie war eine von jenen auserwählten Seelen, in denen Gott auf eine vorzüglichere Weise zu wohnen pflegt. Sie lebte im beständigen Umgang und in einer immerwährenden Unterredung mit Gott, und wurde dadurch ein Licht ihrer Zeit, ja ein Werkzeug des Allerhöchsten zur Erweckung und Bekehrung vieler Menschen.

Aus den Zwiegesprächen, mit welchen unser Herr und Heiland, der Bräutigam ihrer Seele, sie oft zu begnadigen pflegte, stehe hier ein Beispiel.

Jesus: „Sieh', hier bin ich, was willst du mir geben?“

Gertrudis: „„Ach, liebster Herr! ich Unwürdige habe ja nichts, das Deiner göttlichen Herrlichkeit würdig wäre. Aber ich schenke Deiner Güte mein ganzes Wesen, und bitte Dich, daß Du Dir selbst in mir Dasjenige bereitest, was Deine göttliche Huld in mir recht erfreuen kann.““

Jesus: „Wenn du Mir diese Vollmacht in dir ertheilen willst, so gieb Mir den Schlüssel, damit ich frei thun kann, was mir gefällt!“

Gertrudis: „„Welches ist aber dieser Schlüssel?““

Jesus: „Dein eigener Wille! — Du sollst nur leer kommen!“

(Gertrudis bat den Herrn nun um eine Gnade.)

Jesus: „Was willst du mir denn dafür geben?“

Gertrudis: „„Ach, lieber Herr, ich habe ja Nichts, was Deiner würdig wäre! Nur den Willen finde ich in mir, daß, wenn ich Alles hätte, was Du hast, ich Alles entbehren und Dir schenken würde, damit Du es geben könntest, wem Du wolltest!““

Jesus: „Wenn du Dieses in dir findest, so will ich dir geben, was du verlangst, ja um so viel mehr, als meine Liebe und Güte die deine übertrifft!“

Gertrudis: „„Herr! wie soll ich Dir doch entgegen kommen, der Du so mildiglich zu mir kommen willst?““

Jesus: „Ich verlange Nichts von dir, als daß du ganz leer kommest, um Gnade über Gnade zu empfangen!“ —

---

243. Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes.

Die heilige Mechthildis fragte einmal den Herrn: „Woher kommt es wohl, daß meine Schwester Gertrudis jeden Augenblick so bereit ist, zu thun, was sie thun soll?“

Und der Herr antwortete ihr:

„„Ich habe mich so gnädig und unzertrennlich mit ihr verbunden, daß sie mit Mir — Ein Geist wurde; daher ist sie gewohnt, in Allem und Allem mit Meinem Willen übereinzustimmen, wie die Glieder ihres Leibes mit ihrem Herzen übereinstimmen. — Wenn, zum Beispiele, der Mensch in seinem Herzen denkt: „„Thue dieses!““ so bewegen sich die Glieder des Leibes in demselben Augenblick, zu thun, was das Herz will, weil sie mit dem Herzen übereinstimmen und ihm gehorchen. Das Auge öffnet sich, sobald das Herz will, daß es sehen soll. Eben so ist es mit Mir vereinigt, und thut jeden Augenblick, was Ich will. Ich

habe auf eine besondere Weise in ihr zu wohnen erwählt; deßwegen hängt ihr Wille, und also auch das Werk ihres Willens an meinem Herzen, wie meine rechte Hand, mit der Ich wirke, was Ich wirken will.““ —

244. Ein guter Rath zu einer guten Gebetsweise.

Zu Petrus Faber, auf den der heilige Ignatius von Loyola, als er die Gesellschaft Jesu stiftete, besonders sein Augenmerk gerichtet, indem ihn dessen Einfalt, Sanftmuth, Bescheidenheit, Verstand, Klugheit, wissenschaftliche Bildung und Frömmigkeit sehr ansprachen; — kam, während seines Aufenthalts zu Madrid, ein adeliger, reicher Herr mit der anfragenden Bitte: ihm doch aus der Fülle seines Wissens um die religiöse Führung der Seelen eine gute Weise des Gebets und sichere Anhaltspunkte für die Betrachtung christlicher Wahrheiten mitzutheilen.

Faber, der Meister in den geistlichen Exercitien nach der Methode des heiligen Ignatius, sah den Fragenden forschend an, besann sich einige Augenblicke, indem er auf das nahe Crucifix blickte, und sprach dann:

„Lieber Bruder in Christo! um eine recht erhebende Gebets- und Betrachtungsweise zu finden, rathe ich Ihnen an, daß Sie recht oft folgende Gedanken und Anmuthungen in sich erwecken möchten, nämlich:

Jesus Christus, mein Gott und Herr in tiefster Armuth; — ich aber im üppigsten Ueberflusse!

Jesus Christus, mein Gott und Herr in Durst und Hunger; — ich aber bei wohlbesetzten schwelgerischen Tafeln!

Jesus Christus, mein Gott und Herr, nackt und bloß und die Dornenkron' auf dem Haupt; — ich aber in der kostbarsten Kleiderpracht!

Jesus Christus, mein Gott und Herr, in Schmerz und bitterster Todesqual am Kreuz auf Golgatha; — ich aber bei Spiel und Tanz und schnödester Sinnenlust!“ —

245. „Das Alles ist mein!“

Ein Edelmann, der über dem Mammons-Dienste den Dienst Gottes und die Heiligung seiner Seele gänzlich vernachlässigte, und im Irdischen und seinen Genüssen schwelgte und vom Stolz auf

seine vielen Besitzungen sehr aufgeblasen war, — führte einst einen recht gottesfürchtigen Mann auf den Söller seines Hauses, um ihm von dort aus die weite Ausdehnung seiner Besitzungen zu zeigen.

Erst wies er nach rechts hin, mit den Worten: „Das ist ein großer Marktflecken, der mir gehört"

Dann nach links: „Und alle diese Dörfer ringsum."

Weiter: „Sehen Sie dort hinter dem Berge, da liegen zwei noch größere Dörfer, und dazu gehören Schäfereien und noch viele andere Etablissements, die ich Ihnen nicht erst aufzählen mag. — Das Alles ist mein!"

Darauf erwiederte der Fremde sehr gemessenen Tones: „„Und können Sie wohl das kleine Haus dort unten im Thalgrunde mit bloßem Auge wahrnehmen?""

„Ja wohl, — das seh' ich ganz genau!"

„„Nun — da wohnt eine alte, ehrwürdige, wahrhaft religiöse, aber arme Frau; die kann jedoch viel mehr sagen, als Sie.""

„Und was wäre das denn!?" —

„„Sie kann sagen: „**Jesus Christus** ist mein!" denn sie dient ihm von Jugend an mit unverletzter Treue in der freudigsten Nachfolge.""

Der Reiche verstummte und beide gingen mit einander schweigend die Treppe hinunter. —

---

246. Der verlorene Tag.

Der ausgezeichnete Gottesgelehrte und Prediger Johannes Tauler gab Einem, der da gefragt: „Welcher Tag ein verlorener im christlichen Leben sei?" die merkwürdige Antwort:

„„Den Tag soll man für verloren halten, an dem man nicht seinen eigenen Willen in der Liebe Gottes gebrochen hat!"" —

---

247. Der feste Entschluß.

Jakob von Eskobar zu Valladolid, der viele Jahre nacheinander auf mehreren Universitäten Professor der Rechtsgelehrsamkeit gewesen, war von dem Erfahrungssatze durchdrungen: daß alles Gute, unter dem Beistande der Gnade Gottes, nur aus einem festen Entschlusse erzeugt werde. Einen solchen festen Entschluß zu einem echt christlichen Leben faßte er darum auch an jedem neuen Tage, sobald er sein Morgengebet verrichtet hatte:

und dieser Entschluß bestand in folgender Tagesordnung, die man nach seinem Tod in einem Schranke aufgefunden.

Er bestimmte für sich zur strengsten Ausführung:

„Ich nehme mir festiglich vor, wo ich immer sein mag, an keiner verdächtigen Gesellschaft Theil zu nehmen; — das Schwören zu fliehen und zu strafen; — guten Rath zu ertheilen; — Böses mit Bösem nicht zu vergelten; — die Unbilden mit Gleichmuth zu erdulden, so wie auch allen Verdruß und jedes Mißgeschick, das mir begegnen mag. —

Jeden Tag will ich einen Kranken besuchen und ihm nach Vermögen helfen; — Betrübte will ich trösten und Todte zur Ruhe begleiten. — Jedem, der von mir fordert, will ich geben, und mit freudigem Herzen und so viel ich kann; — finde ich Arme, die ohne Obdach auf den Gassen oder Straßen stehen, so will ich sie aufnehmen, will ihnen Speise und Trank und Kleidung reichen, und hierin so viel thun, als mir möglich ist. — Erquickt und erfreut sollen Alle, trostlos und betrübt soll Niemand von mir gehen!

Bin ich der täglichen Geschäfte los, will ich das Leben und Leiden des Heilandes fleißig betrachten, Gottes Erbarmungen erwägen, Ihm dafür danken, Ihn preisen, und Ihn für alle seine Liebe wieder lieben!" —

Dieser Ehrenmann, der einen jeden seiner Tage durch die Ausführung der vorgenannten Entschlüsse vor Gott und den Menschen wahrhaft heiligte, ist der Vater der heiligen Marina von Eskobar! —

---

248. Gottvertrauen.

Die heilige Rosa von Lima war, gleich ihrer Mutter, von Natur aus sehr furchtsam und schüchtern. Um keinen Preis wäre sie bei der Nacht ohne Licht aus einem Zimmer in's andere gegangen, außer allein um zu beten; denn in einem solchen Falle hörte sie auf, sich zu fürchten, oder sie überwand ihre Furcht. Da sie nun einst am Abend sich in den Garten entfernt hatte, daselbst dem Gebet abzuwarten und länger als gewöhnlich ausblieb, gerieth die Mutter in Besorgniß, es dürfte ihr irgend etwas widerfahren sein, und beschloß in ihrer zärtlichen Mutterangst, wiewohl nicht allein, sondern in Begleitung ihres Gemahls die geliebte Tochter aufzusuchen. Sobald Rosa sie ersah, setzte sie ihrem Gebet ein Ziel, entschuldigte sich über ihr langes Ausbleiben und kehrte mit ihnen zurück. Da sie nun unterwegs war, erwog sie bei sich selbst und

sprach: „Wie, meine Mutter, die so äußerst furchtsam ist, fürchtete sich dennoch nicht mich aufzusuchen, weil ihr Gemahl bei ihr war; und ich könnte mich fürchten, die ich immer von meinem göttlichen Bräutigam begleitet werde, der mir zur Seite wandelt und in meinem Herzen wohnt?" — Dieser Gedanke verscheuchte ihre Furcht für immer, und sogar wenn sie späterhin wirkliche Ursache hatte, sich zu fürchten, sprach sie: „Kein Uebel werde ich fürchten, weil Du, o mein Jesus, ja bei mir bist!" —

249. Ein Bekenntniß.

Wenn es der heiligen Katharina von Siena widerfuhr, in irgend einen Fehler zu verfallen, wunderte sie sich dessen nicht im Geringsten; sondern sprach, ohne kleinmüthig zu werden, in aller Demuth:

„Terra dedit fructum suum!"
„Die Erde hat ihre Frucht gegeben!" —

250. Christliche Abtödtung.

Der heilige Carl Borromäus, Cardinal der römischen Kirche und Erzbischof von Mailand, begann den Weg zu seiner so ausgezeichneten Heiligkeit, daß er seinen Leib bändigte unter den Geist, und daß er in der Armuth und Weltentsagung seinem Heilande mehr und mehr gleichförmig zu werden strebte, und das mit seinem Darben Erübrigte den Armen zu geben.

Er oblag darum zuerst einer großen Mäßigkeit in Speis und Trank. — Er hatte von Natur aus eine große Anlage zur Weichlichkeit, die durch Erziehung noch verstärkt ward. Allein ein in Gott gekräftigter Wille und stufenweise Uebung besiegten in ihm die ersten Schwierigkeiten. Zuerst aß er mäßig; dann versagte er sich ein Lieblingsgericht, das eben vor ihm stand; dann brach er sich eine Mahlzeit ab, enthielt sich des Weins und bei heftigem Durst auch eine Zeit lang des Wassers. Sein Mittagsmahl beschränkte er dann auf ganz geringe Speisen; davon ließ er sich einen sehr kleinen Theil auftragen, hierauf begnügte er sich mit Brod nur, und zuletzt gar allein mit Feigen. Das Nachtessen fiel dann gänzlich aus. — An Fasttagen aß er Kohl und Früchte, dagegen nie Eier oder Fische. In der heiligen vierzigtägigen Fastenzeit genoß er nur gedörrte Feigen oder gesottene Bohnen. —

Doch blieb er nicht so ängstlich bei diesen Regeln; denn wenn es in seiner Amtsführung nothwendig wurde, so machte er auch eine Ausnahme. —

Als er im Jahre 1583 von einer Reise nach Rom zurückkehrte, führten ihn seine Geschäfte nach Siena. Dort besuchte er den Erzbischof, um bei ihm bis auf den anderen Tag auszuruhen. Als aber Carl die glänzende Tafel, die Menge und Köstlichkeit der Speisen und Getränke sah, konnte man ihn nach der Mahlzeit nicht mehr länger im Palaste aufhalten. Es stürmte und regnete; der Wind erhob sich mit einer fürchterlichen Heftigkeit: dennoch reiste Carl ab. „Gott bewahre mich," sagte er, „daß ich mit eigenen Augen sehen sollte, wie das Erbtheil der Armen zur Wollust des Gaumens verschwendet wird! Wenn das Nachtessen der Mittagstafel gleichkäme: so würde meine Gegenwart einen Aufwand fordern, der tausend Dürftigen Hilfe und Nahrung entzöge!" —

Seine Kleidung war sehr reinlich, aber fern von aller Pracht. Er begnügte sich mit einem schlichten und tuchenen Hausgewande. Daheim trug er gewöhnlich einen abgenutzten geflickten Oberrock; und da ihm seine Freunde einst riethen, einen neuen zu kaufen, sagte er: „Das ist Carl's Kleid; laßt mich auch Carl sein, ich bin den Tag über lange genug Cardinal!" —

Man schenkte einen solchen abgenutzten Oberrock einst einem Armen, der, fast nackt und in elende Lumpen gehüllt, vor dem Palaste des Erzbischofs um ein Almosen flehte. Der Bettler sah den Rock an, fand ihn sehr abgetragen und schlecht, und wollte ihn kaum annehmen. Er begehrte endlich, man möchte ihn nur bei dem Cardinal selbst melden, weil er ja so viel als nichts empfangen habe, und die Gabe des elenden Rockes wahrscheinlich nur ein Scherz der Hausbedienten sei, die seiner spotten wollten! Der leutselige Cardinal ließ ihn vor sich kommen, hörte ihn gütig an, lächelte und entließ ihn mit einem ansehnlichen Geschenke. —

Das Hausgeräth war auf gleichen Fuß eingerichtet, wie seine Kleidung; zu Hause war sein Lager ein Strohsack, das Hauptkissen ebenfalls mit Stroh gefüllt, und darüber lag ein ungebleichtes Bett-Tuch. Das kälteste Bett dünkte ihm im Winter oft warm, weil sein Körper noch kälter als sein Bett war. Gegen die Kälte war er ebenso abgehärtet wie gegen die Hitze. Auf seinen Winterreisen führte er ohne Handschuhe die Pferde. — Die drei Sommermonate widmete er meistens dem Herumreisen in seiner Diöcese. Und da blieb er nicht während der schwülsten Tageszeit, wie es sonst gewöhnlich ist, in den Häusern um zu schlafen, sondern

begab sich, der sengenden Mittagsgluth ungeachtet, auf die Reise, und zwar stets ohne Sonnenschirm, bald zu Pferd, und bald zu Fuß, wo er die Wanderung unwegsam fand. —

Unausgesetzt blieb auch die Thätigkeit des Heiligen. — Carl schätzte unter allen Mühseligkeiten dieses Lebens nichts höher, als den guten Gebrauch der Zeit. Den ganzen Tag über war er geschäftig; keine Viertelstunde blieb unbesetzt. Mußte er bei der Tafel seiner Hausgenossen erscheinen, so horchte er dem Vorleser zu. Nahm er sein spärliches Mittagsmahl, so las er Briefe oder Bücher, bis das Brod oder die Feigen, oder die gesottenen Bohnen verzehrt waren. Auch beim Reiten las er in einem Buche. Nach dem Essen gab er Audienz.

Als man ihm einstmals vorstellte, daß er, ob seiner Gebetsübungen oder Studien, den nächtlichen Schlaf zum offenbaren Nachtheile seiner Gesundheit abkürze, und daß auch Erholung der körperlichen Kräfte ein durchaus nothwendiges Bedürfniß sei, um sich zu neuen Arbeiten zu stärken, erwiederte der Cardinal: „Der Leib wird einst auf dem Krankenbett, oder gewiß im Grabe lange genug ausruhen! Arbeit ist das erste und wichtigste Bedürfniß des Menschen!“ —

---

251. Zarte Gewissenhaftigkeit.

Der heilige Johannes von Kent, von Geburt ein Schlesier, hatte sich mit frommem Eifer der Gottesgelahrtheit gewidmet und war alsdann nach Palästina zum Grabe des Herrn gewallfahrtet, und nach Arabien, um auf dem Berge Sinai zu beten, dort, wo der Herr zu Moses geredet hatte in Feuerflammen. Er bekleidete hierauf zu Padua den Rang eines Doctors der Theologie und kehrte später, nach langer Abwesenheit, in seine Heimath zurück. Er trug mit sich sein kleines Besitzthum, und immer im Geist unter'm Kreuz auf Golgatha verweilend, vergaß er der Mühen des Weges, irrte zuletzt von der Landstraße ab und gerieth in einem dunkeln Waldgrund unter — Räuber.

Augenblicklich forderten diese Räuber von ihm all' sein Besitzthum und drohten ihm, im Falle der Verweigerung, den Tod. Johannes stand ruhig und sprach voll Gottvertrauen mit der Würde des christlichen Muthes: „Ich zittre nicht für mein Leben! Es steht in Gottes Hand, darum — wie Gott will! Um euch aber nicht die Sünde des Diebstahls begehen zu lassen, will ich euch als ein freiwilliges Geschenk Alles anbieten, was ich mit mir trage; ihr müsset nur so gütig sein, es anzunehmen!“

Die Räuber jubelten ob dieser Einfalt und empfingen von ihm den Beutel mit allem Geld, die goldene Gnadenkette, womit sein Kaiser eigenhändig ihn geziert hatte, ebenso den goldnen Ring, den er an der Hand trug und der ein Erbstück seiner theuren Mutter war.

Darauf wurden die Raubgesellen nur noch begehrlicher und ungestümer in wilder Geldsucht. „„Hast du sonst nichts mehr?““ schrien sie ihn an.

„Ich habe nichts mehr als mein Meßbuch!“ antwortete Johannes, zog dasselbe aus der Tasche seines Reisekleides hervor, und rief: „Aber daran werdet ihr euere unreinen Hände doch nicht legen wollen?“ — Aber sie ließen sich durch diesen Ruf nicht abschrecken und nahmen das Buch, das mit köstlichen Silberarbeiten ausgeschmückt war. Und sie entließen ihn erst dann, als sie ihm die Kleider sorgfältig durchsucht und er mit einem Schwure vor Gott betheuert hatte, daß er nichts mehr an Werth bei sich trage.

Eilend entfernte sich Johannes aus dem schauerlichen Kreis dieser Rotte, und überstürzte seine Schritte der Art, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Da nahm er sein Tuch aus der Tasche und horch! er hörte ein Klingen wie von Geldstücken.

Er forschte nach dem seltsamen Klang und fand alsbald unten am Saume seines Rockes drei Goldstücke, die durch eine getrennte Naht der Tasche gefallen und so der Habgier der Räuber entgangen waren. Nun fiel dem Gottesmann sein Schwur ein; und um keinen Preis wollte er mit einer Lüge sein Gewissen belasten, die er freilich wider Willen ausgesprochen. Die drei Goldstücke brannten wie glühende Kohlen in seiner Hand.

Mit großer Mühsal legte der fromme Priester denselben beschwerlichen Weg wieder zurück, weckte die Räuber aus dem Schlummer und flehte inständig: „Verzeiht mir! Ich habe euch den Schwur gethan, daß ich nichts mehr an Werth besäße, und fand zu meinem Schrecken über meine Lüge noch diese drei Goldstücke, die durch eine zerrissene Naht ohne mein Wissen in den Saum meines Kleides herabgefallen! Da nehmt diese Goldstücke, damit diese Lüge nicht länger mein Ankläger bleibe!“

Johannes legte die drei Goldstücke auf die Erde nieder und wollte sich entfernen. Der Hauptmann, erschüttert von solcher Gewissenhaftigkeit, sprang auf, faßte den Johannes bei der Hand und sagte: „„Frommer Priester, nimm dein Gold und Alles wieder, was du zuvor mir freiwillig gegeben; der Gott, vor welchem der Lügner ein Greuel ist, hat auch geboten: Du sollst nicht stehlen! — Ich will diese Eine Schuld wenigstens von meiner

Seele wälzen, es drückt ohnedem manche andere schon schwer darauf!'''

Und ein zweiter von den Räubern kam und brachte dem erstaunten Johannes die goldene Gnadenkette des Kaisers zurück; ein dritter den Ring seiner verstorbenen Mutter; der vierte, auf dessen Theil das Meßbuch gekommen, küßte es noch zuvor, eh' er es dem Priester zurückgab. Keiner redete jedoch ein Wort dabei; nur ihre Gesichter, die wild und abschreckend bis jetzt ausgesehen, waren plötzlich wie von dem Licht einer bessern Regung des Herzens gemildert. Johannes von Kent aber ward so ergriffen von der sittlichen Umwandlung der Räuber, daß er mit begeisterten Worten den Segen über sie sprach, wobei sie ehrfurchtsvoll ihre Kniee beugten.

Aber der Eindruck, den jene That des frommen Priesters auf ihre sonst so kalten und starren Herzen gemacht hatte, verwischte sich nicht wieder; einmüthig beschlossen sie zum Guten zurückzukehren und gelobten es in des Johannes Hände.

Und der edle Priester zog nun fröhlich von dannen und pries die Gnade Gottes, der im Herzen der Menschen Beides schafft — das Wollen und das Vollbringen des Guten. —

252. Die beschämte Neugierde.

Zu der frommen Johanna Maria von Cambray, die im Spitale zu Menain Vorsteherin gewesen und von deren Heiligkeit der Ruf allum sich verbreitet hatte, kamen am 17. September des Jahres 1627 einige eitle Mädchen aus der Stadt, von der Neugierde getrieben, doch auch einmal eine „Heilige" so ganz in der Nähe besichtigen zu können.

Johanna Maria, der durch göttliche Erleuchtung verliehen wurde, in die Herzen dieser Mädchen zu schauen, fragte: „Was führt euch denn zu mir, der so armen und einfältigen Person?"

Die Mädchen erwiederten: „„Wir sind erschienen, um ein heilsames Wort aus deinem Munde zu vernehmen!""

Da entgegnete Johanna Maria mit gar hohem, ergreifendem und doch von Liebe gemildertem Ernste: „Ihr seid nur aus eitler Neugierde gekommen, um mich zu sehen und euch über mich arme und einfältige Person dann lustig machen zu können! — Doch, wohlan! wenn ihr dennoch von mir ein heilsames Wort hören wollt, so mag das um Gottes willen und um eueres Heiles willen geschehen!"

Hierauf fing sie an, unter mildem Lächeln mit einem jeden der Mädchen über Dasjenige zu reden, was sie in dessen Herzen eben gesehen hatte, und ihr Wort wirkte so wundersam, daß Eines vor Scham erröthete, das Andere vor Schrecken erblaßte, und Einige geradezu ihre Fehler und Vergehungen bekannten.

Sie gingen hierauf Alle mit gerührtem Herzen von ihr hinweg. Ein Mädchen jedoch, und zwar das stolzeste und eitelste unter den Uebrigen, blieb sogar noch ein wenig zurück, bat sie mit Thränen um Vergebung, und dankte ihr für den so deutlichen Vorhalt ihrer vielen Fehler und versprach die aufrichtigste Besserung. —

---

253. Eine herzliche Umarmung.

In der Nähe der Stadt Ancona steht eine Kirche des heiligen Martyrers Stephanus, in welcher ein ehrwürdiger Mann, Constantius mit Namen, den Meßnerdienst verrichtete. Der Ruf der Heiligkeit dieses Mannes verbreitete sich weit umher, denn er achtete das Irdische gering und war aus ganzer Seele für das Himmlische entflammt. Als eines Tags in dieser Kirche das Oel mangelte, und der Diener Gottes nicht mehr hatte, um die Lampen anzuzünden, füllte er im Namen Jesu alle Lampen der Kirche mit Wasser, stellte den Docht in die Mitte des Wassers, zündete ihn an im Namen Jesu und zur Ehre des allerheiligsten Sakraments, und das Wasser brannte in den Lampen wie Oel. —

Weil der Ruhm seiner Heiligkeit sehr groß war, kamen viele Pilger aus den verschiedensten Gegenden, um ihn zu sehen und an seinem vielgerühmten Tugendbeispiele sich zu erbauen. —

Eines Tags erschien auch ein Landmann aus einem entfernten Ort, um ihn kennen zu lernen und sich gleichfalls an seinem frommen Wandel zu erbauen. Constantius, der heilige Mann, saß um dieselbe Stunde auf einer hölzernen Stiege und reinigte die Lampen. Er war aber sehr klein und von unansehnlicher Gestalt. Als der Landmann, der so weit hergereist kam, um ihn zu sehen, ihn aufsuchte, und bat, daß man ihm diesen Mann zeige, deuteten Einige, die den Meßner kannten, auf ihn hin. Aber wie thörichte Leute zumeist das Verdienst nach der Beschaffenheit des Körpers bemessen, wollte er, als er den kleinen unansehnlichen Mann erblickte, nicht glauben, daß dieser der Gesuchte sei. Nachdem man nun ernstlich ihm betheuerte, dieses armselige Männlein sei denn doch Constantius, — lachte er höhnisch und sagte verächtlich: „Ich habe ihn wirklich für einen großen Mann gehalten; Dieser aber da

ist gar kein Mann und auch kein Heiliger!" — Als dieß der Diener Gottes, Constantius, hörte, verließ er sogleich und voll Freuden seine Lampen, stieg eilig von der Treppe herab, stürzte sich in die Arme dieses Landmannes, umarmte ihn, hielt ihn in Liebe umfangen, küßte ihn und dankte ihm für sein Urtheil mit den Worten: „„**Du** bist der Einzige, der mich mit offenen Augen angesehen hat!"" —

254. Jemand sucht eine Schule zur Geduldsübung.

Die Kirche zu Alexandrien unterhielt zur Zeit des großen Athanasius mehrere dürftige Wittwen. Da kam eine vornehme Frau und bat den Heiligen, ihr auf ihre Kosten eine dieser Wittwen zur Pflege zu überlassen, wodurch die Kirche doch einige Erleichterung erlange. Der Bischof lobte ihr großmüthiges Vorhaben und gab einem Diakon den Auftrag, ihr eine sanfte und fromme Person auszuwählen. Sie führte dieselbe in ihr Haus, behielt sie dort eine Zeit lang bei sich und bediente und behandelte sie mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Nun aber die arme Frau nicht aufhörte, sie zu loben und ihr jeden Augenblick für ihre Güte zu danken, so kam sie zu dem heiligen Athanasius und beklagte sich, daß er ihre Absicht verkannt und ihr die Gelegenheit genommen habe, sich in der Geduld zu üben und sich bei Gott ein Verdienst zu erwerben.

Der Bischof wußte Anfangs nicht, was sie sagen wollte, und glaubte, daß sein Auftrag nicht nach Wunsch vollführt worden sei; als er sich aber näher erkundigt und vernommen hatte, daß man eine Person von kindlicher Frömmigkeit und Friedfertigkeit gewählt, verstand er, was die reiche Frau durch ihre Klage ausdrücken wollte und gab ihr zur Antwort: daß er ihrem Wunsch besser willfahren werde. Er ließ daher eine störrige und launige Frau aussuchen, die unter den dürftigen Wittwen der Kirche auch alsbald gefunden war.

Die fromme Wohlthäterin behandelte diese Wittwe mit noch größerer Demuth und Sorgfalt als die andere; dagegen widerfuhr ihr nur Undank, Murren und rohes Benehmen; ja, das böse Weib erwies sich in Allem widerspenstig, und ging in seinem Zorne so weit, daß es sogar seine Hand gegen die barmherzige Pflegerin aufhob. Die Heilige fand demnach an diesem Weibe, was sie gewünscht hatte und noch mehr. Sie fühlte bald die Last, mit der sie sich beladen in ihrer ganzen Schwere, leistete dem Weibe jedoch bis an das Ende ihres Lebens engelsanfte Dienste und dankte noch

vor ihrem Tode dem heiligen Athanasius demüthiglich: daß er ihre Geduld und Nächstenliebe auf solche Weise geübt und den heißen Wunsch, den sie kund gegeben, nach dem Beispiele Jesu Christi freiwillig Abtödtung und Kreuz zu ertragen, auf die Probe gestellt hatte. —

255. Stilles Hinnehmen einer unverdienten Schmach.

Der gottselige Heinrich Suso, genannt „Amandus" kam Einesmals zu einem Städtlein gegangen, und nahe bei der Stadt war ein hölzern Bild, ein Crucifix; das war mit einem Häuslein umdacht, wie etwa Gewohnheit ist, und meinten die Leute, es geschähen viele Zeichen da; darum brachten sie wächserne Bilder und viel Wachs dahin, und hingen es da auf, Gott zu Lob.

Da er vor das Crucifix gegangen kam, trat er hinzu und kniete davor. Als er eine Weile gebetet hatte, da stand er auf und ging mit seinem Gefährten heim in die Herberge.

Dieß Knien und Beten, das er vor dem Crucifix gethan, hatte ein Töchterlein gesehen, das war ein Kind von sieben Jahren.

Darauf in der Nacht kamen Diebe zu dem Bilde und brachen die Thü auf und verstahlen alles Wachs, das sie da fanden.

Da es nun Tag ward, kam die Nachricht in die Stadt und vor den Bürger, der desselben Bildes Pfleger war. Der fragte den Dingen nach, wer den großen Diebstahl begangen hätte. Da sprach das vorgenannte Kind: es wüßte wohl, wer das gethan hätte. Und da man es fest ankam, daß es bekannte und den Bösewicht zeigte, da sprach es: „Es ist Niemand schuldig an der Missethat, denn der Bruder (Amandus); denn," sprach es, „den sah ich gestern spät bei dem Bilde knien und da in die Stadt gehn."

Diese Rede des Kindes nahm der Bürger für eine Wahrheit an, und sagte es fürbaß um und um, daß der böse Leumund also durch die Stadt ging über den Bruder Amandus, und er des schnöden Verdachtes geziehen ward. Es erging manch böses Urtheil über ihn, wie man ihn sollte verderben und als einen bösen Mann von der Welt thun.

Da Amandus diese Rede hörte, erschrack er übel, wie gar er sich auch unschuldig wußte, und mit einem inniglichen Seufzen sprach er hin zu Gott:

„„Ach, Herr! seit ich nun leiden soll und muß, gäbst du mir dann gemeine Leiden, die mir nicht

unehrlich wären, die wollte ich fröhlich leiden; nun aber greifst du mir in mein Herz mit Untergang meiner Ehre, mit den Sachen, davon mir wehest geschieht!""

Er blieb also ruhig da in dem Städtlein, bis daß es verredet ward, denn bald wurden die wahren Diebe angemerkt, als sie das gestohlene Wachs verkaufen wollten. —

256. Ein frommer Wallfahrer.

Bekanntlich pilgern jährlich unzählbare Gläubige nach Loretto, um daselbst in dem heiligen Hause von Nazareth, in welchem Maria ehedessen die glückselige Botschaft von der Menschwerdung des Eingeborenen Sohnes durch den Erzengel Gabriel empfing, und das von Engelshänden hierher getragen worden, ihre Andacht zu verrichten.

Auch der ehrwürdige Diener Gottes Benedikt Joseph Labre, *) „der heilige Arme," wie er überall genannt wurde, richtete seit 1770 hierher alljährlich, wie aus den Prozeßakten seiner Seligsprechung erhellt, seine Pilgerung. Von dem ersten Besuch an war er so mit Liebe gegen dieses heilige Haus erfüllt, daß er nie satt werden konnte, es zu sehen, es zu verehren, Thränen der Andacht zu vergießen, mit Inbrunst dessen Mauern abermals und abermals zu küssen, und sein Herz immer mehr zur innigsten Liebe gegen die heilige Muttergottes zu entflammen.

Folgendes ist die Art und Weise, welche er bei seinen Pilgerfahrten nach Loretto einhielt, und sie mögen zum Theil ein Muster bilden, wie Jemand, der eine solche verrichten muß, sich zu verhalten habe.

Zuerst erweckte er in sich eine glühende Sehnsucht, sobald als möglich im heiligen Hause anzugelangen. Die Liebe, wenn sie aufrichtig ist, entzündet im Herzen ein Feuer, und beflügelt die Schritte; wenn man ihm dann rieth, er möge doch nicht so sehr eilen, damit er sich nicht noch größeren Leiden aussetze, erwiederte er: „Aus Verlangen bald an dem heiligen Ort anzukommen, sei er bemüht, seine Abreise zu beschleunigen, und seine Schritte zu beflügeln." — Auf dem Wege ruhte er nur sehr wenig aus, beständig

*) Geboren am 26. März 1748 zu Amettes in der Diöcese Boulogne in Frankreich; gestorben am 16. April 1783 zu Rom.

mit erneuerter Kraft fortschreitend. Niemals dachte er daran, sich Proviant auf seine Reise mitzunehmen, indem er sich ganz der göttlichen Vorsehung überließ; als ihm daher einmal zwei Pauli zum Unterhalte angeboten wurden, nahm er nur Einen an, und dieß nur aus Gehorsam, weil ihm Einer zum Lebensunterhalte für den gegenwärtigen Tag genügte. So machte er es allzeit; wenn ihm mehr angeboten wurde zum Behufe seiner Reise, wollte er niemals mehr annehmen als einen Pauli. Sein Herz, entflammt von Liebe für Maria, und der göttlichen Vorsehung sich hingebend, dachte auf andere Dinge, als auf die, welche den „elenden Leib,“ wie er ihn nannte, betrafen. Ebenso kümmerte er sich nicht um seine Kleidung, sich vor der Unbild der Witterung zu schützen, sondern leicht und arm gekleidet, wie er war und in Lumpen gehüllt wanderte er dahin, zur Erbauung und Verwunderung Aller, die ihn in diesem Zustande beobachteten.

Als er einstmals durch Cossignano reisete, sah ihn ein frommer Priester so schlecht gekleidet, erkannte jedoch aus seinem Angesicht und seiner andächtigen Haltung den Geist, den er in seinem Herzen nährte, und wünschte, daß er für beständig in seinem eigenen Hause Wohnung nehme, reichte ihm Erfrischungen und bewirthete ihn mit einer Freundlichkeit, die eine Wirkung wahrer Liebe ist. Benedikt's artige Manieren, seine ungekünstelte Frömmigkeit und anmuthige Gesellschaft ergötzten sein Herz so sehr, daß er glaubte, er könne sich von ihm nicht trennen, und suchte ihn auf alle Weise von einer baldigen Abreise abzuhalten; aber die Begierde, das heilige Haus zu erreichen, führte den Sieg davon, und er mußte ihn wieder fortziehen lassen. Dennoch suchte er seine Gesellschaft noch ein wenig länger zu genießen, indem er ihn auf dem Weg eine Zeit lang begleitete; und als er sich von ihm trennte, und die lebhaften Ausdrücke seiner Dankbarkeit hörte, seine Demuth sah, welche ihn veranlaßte ihm ehrfurchtsvoll die Hände zu küssen, war er so ergriffen, daß er nach seiner eigenen Aussage gleichsam seine Seele vom Leibe getrennt fühlte. Er vermochte seine Thränen nicht mehr zurückzuhalten, schloß sich in sein Zimmer ein, und ungeachtet der Verweise seines Mitpriesters und Freundes, äußerte er seinen Gram lange Zeit durch Thränen. —

Auf einer Reise nach Loretto bei einer anderen Gelegenheit überfiel Benedikt gegen Einbruch der Nacht ein heftiger Regen, der ihn vollkommen durchnäßte, so daß er vom Kopf bis zu den Füßen vom Wasser triefte. Ein edelmüthiger Mann, der dieß zugleich mit seinem Bruder von dem Haus aus, das zwischen Monte Lupone und Monte Santo auf dem Lande gelegen ist, bemerkte, bot ihm

auf der Stelle eine Wohnung an. Der Diener Gottes bat als Liebesdienst um eine Unterkunft im Backofen, aber man hielt es doch weniger unschicklich, ihm ihre Stallung hierzu anzuweisen. Obgleich seine zerrissenen Kleider auf sie keinen günstigen Eindruck machten, so fühlten sie sich dennoch durch sein frommes und demüthiges Betragen zur Andacht gestimmt; sie behandelten ihn mit Anstand, und reichten ihm einige Erfrischung. Während seines schmalen Nachtmahls wurde er von ihnen über verschiedene Dinge befragt, aber Benedikt blieb theils stille, theils antwortete er nur mit wenigen trockenen Worten, indem er ganz mit Gott und seiner Reise zum heiligen Hause von Loretto innerlich beschäftigt war. Aus diesem nahmen sie ab, daß er nicht von dieser Welt, sondern ein frommer Diener Gottes wäre; sie versahen ihn dann mit Stroh, und brachten ihn unter Dach, wo er während der Nacht schlafen konnte, verließen ihn, und schlossen das Stallthor. Als sie es gegen die Morgendämmerung öffneten, fanden sie Benedikt auf den Knieen liegend mit ausgespannten Armen beten. Diese fromme Stellung, in der sie ihn fanden, erhöhte noch ihre Meinung von seiner Heiligkeit, welche sie Tages zuvor von ihm gefaßt hatten. Als sie ferner vernahmen, daß er von Rom komme, faßten sie Muth, ihn zu bitten, er möchte ihnen Nummern angeben, welche sie in der Lotterie setzen könnten, denn sie glaubten, Gott werde sie einem Manne, der ihm so lieb wäre, eingeben. Sie zeigten durch ihr Ansinnen, daß sie wohl erkannten, das sichere Erscheinen der Nummer hänge nicht von Dem ab, der sie ziehe, oder von menschlicher Wissenschaft, welche hierin gar nichts nütze, und das Gegentheil zu glauben, sei eine reine Täuschung, denn die heilige Schrift sagt es ausdrücklich, daß es von Gott allein abhange: „Sortes mittuntur in sinum, sed a Domino temperantur.“ — Um zu dieser wichtigen Frage einen gehörigen Eingang zu veranstalten, erkundigten sie sich zuerst, ob er schon in Rom bei Ziehung der Loose gegenwärtig gewesen wäre. Der Diener Gottes schwieg auf dieses still, als habe er es nicht verstanden. Als er aber das zweite Mal befragt wurde, erwiederte er: „Was Ziehung? Was Lotterie? Das ist nicht für die Armen!“ Diese Antwort machte sie erröthen, und sie wagten nichts mehr zu sagen. — Als er sich verabschiedete, wollte man ihm etwas Kleines auf die Reise mitgeben, aber er schlug es aus, „denn Gott,“ sagte er, „würde nicht ermangeln, ihn anderswo Jemand finden zu lassen, der ihn mit der nöthigen Nahrung versehe;“ als man jedoch heftig in ihn drang, nahm er es und setzte seine beschwerliche Reise nach dem heiligen Hause zu Loretto fort. —

Zu der mühseligen Weise, in der er seine Pilgerfahrt anstellte, fügte er noch Etwas, was ihm nicht wenig Beschwerniß verursachen mußte, nämlich, daß er so viel möglich den betretenen Wegen auswich. Als ihn einmal ein Priester fragte, wie viele Zeit er auf seiner Reise nach Loretto brauche, antwortete er: „Ich weiß es nicht, denn ich gehe immer von der Straße ab.“ Wer öfters Reisen macht, wird es wohl verstehen, wie viele Beschwernisse eine solche Art des Reisens verursachen müsse; denn so mußte er Berge und Hügel durchkreuzen, Gießbäche passiren, über Steingerölle und scharfe Felsen wandern, weite Umwege machen, und sich der Gefahr der Abgründe aussetzen. Diese Schwierigkeiten waren für ihn um so größer, da er so elend gekleidet und mit nichts versehen war, als mit zerrissenen Strümpfen und Schuhen, die nur dazu dienten, dem Regen freien Zugang zu gewähren, nicht aber die Füße zu schützen. Aber Benedikt kümmerte sich um das Alles nicht, denn die Liebe hatte ihn außer sich gesetzt. Die Liebe zu Gott und Maria bewirkt, daß wir jede Pein gerne tragen, sie erleichtert sie und verwandelt sie sogar in Freude. Alle Mühsale sind für Den, der Gott und Maria liebt, nicht beschwerlich. —

Sein Benehmen zu Loretto selbst war so erbaulich, daß, mit Ausnahme seines erstmaligen Erscheinens, da ihn noch Niemand kannte, bei allen folgenden jährlichen Besuchen kein Priester oder sonstiger Diener der großen Kirche da war, der ihn nicht für einen Heiligen gehalten hätte. In Folge dessen wurde den am kleinen Thore des heiligen Hauses Wacht habenden Soldaten der Auftrag ertheilt, ihm, so oft er wolle, den Eintritt zu gestatten. Ein Priester, der das Betragen Benedikt's beobachtete, seinen Eifer, seine Selbstverachtung und seine unablässige Emsigkeit, sagte zu sich selbst: „Dieser Mann ist entweder ein Narr, oder ein großer Heiliger!“ Dieß darf uns aber gar nicht wundern, denn es ward auch von unserem göttlichen Heiland gesagt, als er in Palästina außerordentliche Werke verrichtete: „Er ist närrisch geworden!“ (Mark. 3, 21.), weßhalb ihn einige seiner Verwandten zu binden beabsichtigten. — Dieser Priester erkannte nachher deutlich, daß Benedikt's Verfahren gänzlich eine Wirkung der Heiligkeit, und nicht der Narrheit wäre, und er wurde einer seiner größten Bewunderer und eifrigster Verbreiter der Tugenden desselben.

Sobald Benedikt jedesmal in Loretto angelangt war, ging er zerrissen, ermüdet und ermattet, wie er eben von der Reise anlangte, jede freundliche Einladung zurückweisend, unmittelbar hin zum heiligen Hause, Maria seine Verehrung zu zollen. Er verweilte den ganzen Tag in der Kirche, von dem Augenblick an, da die

Thore der Kirche geöffnet wurden, bis zum Schlusse derselben bei Nacht; beständig in knieender Stellung, bewegungslos und in betrachtendes Gebet versenkt. Nur hierin wechselte er ab, daß er theils vor dem heiligsten Sakrament in der Kirche, theils im heiligen Hause, welches von der Kirche umgeben ist, betete. Im letzteren verweilte er gewöhnlich in jenen Stunden, wenn das Gedränge nicht so groß war, was zwischen der Mittagsstunde und der Vesper der Fall ist, damit er seinen Liebesbeweisen gegen die heilige Jungfrau freien Spielraum lassen konnte; denn er weinte dann vor Zärtlichkeit, und achtete sich selbst unwürdig, an einem so heiligen und ehrwürdigen Platze zu verweilen, an welchem die Mutter Gottes gewohnt hatte. Den Litaneien und anderen Gebeten, welche da täglich verrichtet werden, wohnte er allemal bei, aber mit so außerordentlicher Andacht, und mit so klarer Stimme antwortend, und so zerknirscht, daß er unter Allen wundervoll hervorleuchtete. In der Kirche bemühte er sich an einen abgesonderten und verborgenen Platz zum Beten sich zurückzuziehen, damit er weniger beobachtet würde, und seinen innern Affecten freien Lauf lassen könnte, indeß seine Stellung die tiefste Demuth verrieth. Mehrere Personen, welche ihn täglich und den ganzen Tag hindurch mit so großer Beharrlichkeit und Andacht in dem verborgenen Winkel sahen, fühlten sich von Neugierde angetrieben ihn zu beobachten, um sich an ihm zu erbauen und ihn kennen zu lernen; und nachdem sie ihn absichtlich gesehen, gingen sie doch ungesehen von ihm hinweg.

Unter diesen bezeichnen wir Einen besonders, Don Gaspare Valeri, ein bei der Kirche angestellter Priester. Als am Abend die Thore geschlossen wurden, ging er ihm auf dem Fuße nach, um zu erfahren, wo er sein Nachtquartier nehme. Er sah nun, daß Benedikt zunächst an das linke Seitenthor der Kirche gehe, das Haupt mit der Hand unterstütze, wie Einer, der über wichtige Dinge nachdenkt, und seine Augen von Zeit zu Zeit zum Himmel emporhebe. Don Gaspare trat näher und fragte ihn, ob er kein Almosen bedürfe; Jener erwiederte: „Wenn ich Etwas finde, und wenn mir Jemand Etwas giebt.“ Auf die weitere Frage, wo er bei Nacht schlafe, war die Antwort: „Nirgends anders, als hier.“ In der That, wenn Don Gaspare Valeri um die Zeit der Morgendämmerung zur Kirche ging, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, fand er ihn mehrmals vor dem Oeffnen der Thore warten, manchmal auf dem kalten Marmor hingestreckt, manchmal auf seinen kleinen Bündel gelehnt. Er fühlte aber so großes Mitleid für ihn, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen, er würde doch

besser schlafen unter den Säulenhallen, oder in einem Hinterhause auf dem Lande, als da in der freien Luft und auf dem Marmor, was der Gesundheit sehr nachtheilig wäre. Benedikt antwortete: „Ein armer Mann wirft sich hin, wo er kann, er sucht kein bequemes Bett, und er liebt allein zu sein, und Frieden zu genießen.“ Jedoch dem guten Rathe nachgebend begann er von dieser Zeit an in einiger Entfernung vom heiligen Hause in einem Hinterhause auf dem Lande zu schlafen, und von da eilte er jeden Tag um die Zeit der Morgendämmerung zum heiligen Hause, wo er den ganzen Tag ohne Nahrung verweilte.

Eines Morgens kam er von seinem Nachtquartiere ganz ermüdet und mit Schmutz bedeckt an, denn die Nacht hindurch und schon während des vorigen Tages hatte es stark geregnet, wodurch die Straßen aufgerissen und verwüstet wurden, so daß er Don Valeri aufrichtig gestand, er habe viel ausgestanden; indeß mache ihm, wie er sagte, die weite Entfernung dieses Platzes, und die Ungunst des Wetters, wodurch die Zeit seines Aufenthalts in der Kirche abgekürzt werde, weit mehr Betrübniß, und er bat ihn daher, einen Platz auszufinden, der näher bei der Kirche liege. Don Valeri fand Jemand, der ihn gütig aufnahm, und er ging am folgenden Tage mit ihm dorthin; vorerst aber sendete er ihm einen Bündel Kleider, die ihm die Liebe und Sorgfalt der Familie Sori verschaffte, um ihn neu zu kleiden; Don Valeri bemerkte zugleich dem Herrn des Hauses, daß er ihm einen Heiligen gebracht habe. Benedikt begrüßte die Anwesenden mit seinem gewöhnlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und er ward mit Freundlichkeit aufgenommen, und in der Bäckerwerkstätte einlogirt. Don Valeri äußerte den Wunsch, man möchte Benedikt die Kleider zustellen, welche er ihm verschafft hatte, damit er einmal die Lumpen ablege; aber Benedikt wies Alles zurück, mit Ausnahme der Hosen, indem er vorgab, er habe, strenge genommen, nichts von Nöthen, als diese, und das Uebrige möge man einem anderen Armen geben, der es mehr bedürfe, als er. Von dem Abendessen nahm er nur so viel zu sich, als zu seiner Nahrung hinreichte, und den übrigen Theil der Nacht brachte er in frommen Unterredungen mit Gott zu, welche Jemand in der Nähe hörte.

Jedoch in den letzteren Jahren wollte er nicht mehr diesen Platz zur Wohnung benützen, obgleich er näher an der Kirche lag, denn die Menge der benachbarten Leute störte ihn in der Ruhe seines Gebets; andererseits verkürzte ihm eine Wohnung, von wo aus er einen weiten Weg zu gehen hätte, zu sehr die Zeit seines Verweilens in der Kirche, die er doch für kostbar hielt. Don

Valeri wollte ihm aber nicht gestatten, unter freiem Himmel zu übernachten, und in der Verlegenheit, was hier zu thun sei, hatte er sich kaum Don Valeri eröffnet, als ihm dieser selbst sein eigenes Haus zur Wohnung anbot; aber Benedikt wollte diese Gunst nicht benützen, weil er hörte, daß daselbst gar viele Personen seien.

Don Valeri suchte ihm nun eine andere Gelegenheit auf; er sprach mit Frau Barbara und Herrn Gaudenzio Sori, zwei sehr fromme und liebvolle Eheleute; und kaum hatte er Benedikt's Erwähnung gethan, als sie sich nicht allein geneigt, sondern sogar voll Verlangen zeigten, ihn in ihr Haus aufzunehmen. Barbara hatte ihn eines Tags als armen Pilger in der Kirche gesehen, voll Sittsamkeit und Andacht, und ward dadurch so erbaut, daß sie großes Verlangen hegte, ihn bei sich aufzunehmen. Auf gleiche Weise hatte ihn Gaudenzio einmal auf einem öffentlichen Platze in andächtiger Stellung gesehen, seine Augen bald niederschlagend, bald zum Himmel erhebend, und konnte ihn nicht anblicken, ohne vor Zärtlichkeit und Andacht Thränen zu vergießen. Als sie nun die Bitte Don Valeri's vernahmen, wurden sie noch mehr mit frommen Gesinnungen erfüllt, und schätzten sich geehrt, einen solchen Diener Gottes beherbergen zu dürfen. Sie bestellten Jemand, der warten mußte, bis er die Kirche verließ, was gewöhnlich mit Sonnenuntergang geschah, damit er ihn dann zu ihrem Hause führe. Als Benedikt dort angekommen, und sie mit dem so erbaulichen „Gelobt sei Jesus Christus!“ begrüßt hatte, gab er sogleich einen Beweis seiner Demuth, indem er sagte: „er verdiene eine solche Liebe nicht;“ die beiden Eheleute hingegen waren voll Freude, und ließen ihm ein kleines Zimmer mit einem Bett bereiten. Als Benedikt dieß sah, rief er aus: „Warum so viele Gemächlichkeit? Das schickt sich nicht für einen Armen! Für einen armen Mann genügt bei Nacht ein Dach ober seinem Haupte, und ein wenig Erde, darauf zu liegen; da ist kein Bett nothwendig, und ich ziehe einen schlechtern Ort vor, wenn einer hier ist.“ Als er aber hörte, es gebe im ganzen Hause keinen schlechtern, und daß das Bett für arme Leute bestimmt sei, willigte er sogleich ein. Als man ihn zum Abendessen führte, erstaunte er in seiner Demuth über ihre Liebe. „Ist es nicht genug,“ sagte er, „mir einen Platz zum Schlafen zu geben, wollen sie mir auch noch zu essen geben?“ Sie kannten seine Demuth und sein Widerstreben, aber auch seinen Gehorsam: „„Wir wünschen es so,““ erwiederten sie, „„wir wollen, daß Sie essen.““ — Als er einen ganzen kleinen Laibbrod vor sich liegen sah, bat er, man möge ihm einige Stückchen geben. „Der Arme,“ sagte er, „muß Bissen essen.“ Sie mußten

seinen Willen thun, und seinem Geiste der Armuth genügen, die ihm so theuer war. Seine Augen und Hände gen Himmel erhebend und Gott dankend, nahm er dann ein sehr schmales Abendessen. — Nach dem Abendessen ging er in sein Zimmer, wünschte aber, daß man ihn da einschließen möchte, indem er sagte: „Ich wünsche, daß Sie mich einschließen; Sie kennen mich nicht, ich bin ein armer Mann; es ist besser, mich einzuschließen; haben Sie die Güte, und machen Sie es so." So gab seine Demuth zu dem Gedanken Veranlassung, als wäre von einem Armen, wie er selbst, irgend ein Betrug oder ein Diebstahl zu befürchten; aber in der That wünschte er nur deßhalb verschlossen zu sein, um mit mehr Freiheit beten zu können. Und wirklich, als man am Morgen die Thür öffnete, fand man ihn auf den Knieen wie außer sich; das Bett lag ungebraucht und die Bett-Tücher unberührt; wodurch man seine Abtödtung und außerordentliche Tugend noch mehr bewunderte.

Sobald er das Haus verlassen hatte, eilte er stracks zu seiner geliebten Kirche, ohne auf eine Nahrung zu denken, und von dort kehrte er erst am Abend zurück, wenn die Kirchthüren geschlossen wurden. Seine Gastfreunde wunderten sich, wie er nur leben, und bei guter Gesundheit bleiben könne, nachdem er von so vielen Reisen zu Fuß ermüdet, ohne Mittagsessen, nur allein ein spärliches Abendessen zu sich nehme, und den ganzen Tag auf seinen Knieen zubringe. Unser Herr und Gott war es, der an ihm in Wahrheit zeigte, was er bei Matthäus (4, 4.) sagt: „Nicht vom Brod allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt;" und wenn es Gott gefällt, so kann er die leibliche Nahrung durch das Brod des Lebens ersetzen, welches da ist Jesus in seinem anbetungswürdigen Sakrament, das sein Diener oft empfing. „„Ich bin das Brod des Lebens!"" (Joh. 6, 35.) sagt der Herr, und durch das Brod der Verständnisse, welches die hohen Erleuchtungen sind, womit ihn Gott bevorzugte, Erleuchtungen, welche ihm verursachten, mit großer Lust auf seinen Knieen in der Kirche zu verweilen, ernährte er ihn mit dem inneren Tranke seines heilsamen Wassers der Weisheit, ein Wasser, welches jeden anderen Durst löscht: „Sie wird ihn speisen mit dem Brode des Lebens und Verstandes, und mit dem Wasser der Lehre des Heiles ihn tränken." (Eccl. 15, 3.) Und wieder: „Wer von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird nicht mehr dürsten in Ewigkeit." (Joh. 4, 13.) Benedikt konnte auch mit unserem heiligsten Erlöser sagen: „Meine Speise ist, den Willen Desjenigen zu thun, der mich gesandt hat." (Joh. 4, 34.) Und da es der Wille Gottes war, daß er diesen Weg gehe, so erhielt er ihm auch Kraft und

Gesundheit, gleich den vier heiligen Knaben zu Babylon, welche, ohne sich mit den Speisen und Getränken des königlichen Hofes zu verunreinigen, mit Gemüse und Wasser stark und gesund blieben.

Noch mehr war man erstaunt über seine vollkommene Losgeschältheit von allen Dingen, da er Nichts annahm, als was ihm durchaus nothwendig war. Oftmals wurden ihm Strümpfe, Schuhe, Hemden und manchmal Oberkleider angeboten, aber er wies Alles zurück; nur allein einen alten Hut und ein paar abgetragene Schuhe nahm er an, da die Seinigen so zerrissen und elend waren, daß sie der Hausdiener als gänzlich unbrauchbar in den Mist warf. Die Liebe seiner Gastfreunde flößte ihnen den Wunsch ein, ihm einen neuen Rock von grobem Tuch zu geben, weil sie wußten, daß er nichts Elegantes und Feines haben wollte; aber es war nicht möglich, ihn zur Annahme desselben zu bewegen. „Ich habe ihn nicht nöthig," sagte er, „geben Sie ihn einem anderen armen Mann." Als er durch den Gehorsam verpflichtet ward, ein altes Hemd anzunehmen, da das Seinige zerrissen und schmutzig war, neigte er sein Haupt, und nahm es an. Seine frommen Gastwirthe ließen ihm in ihrer heiligen Sorgfalt in der Nacht vor seiner Abreise nach Rom ein Paar Strümpfe und Schuhe in das Zimmer stellen, mit der Anweisung, er möchte sich ihrer auf seiner Wanderung bedienen. Als sie aber nach seiner Abreise nachsuchten, fanden sie dieselben auf dem nämlichen Platze, wo sie hingelegt worden. — —

---

257. Wie die heilige Dienstmagd Zita wallfahren ging.

Wallfahrten gehören zum Leben eines gläubigen Volkes; denn der Mensch ist ein Fremdling und Pilger auf Erden, der einem übernatürlichen Ziel zugeht, und dieß sinnbilden die Wallfahrten. In jeder Zeit waren sie sehr gebräuchlich und Zita war eine fromme und eifrige Pilgerin. Ihre Dankbarkeit trieb sie vorzüglich zu den Gnadenorten hin, wo sie in früheren Jahren während des Interdicts das heilige Sakrament des Altars empfangen hatte und ihre Herrschaft versagte ihr nie die Erlaubniß.

Einst begann sie am frühen Morgen eine Wallfahrt nach Sanct Jakob am Brunnen bei Pisa, ungefähr vier Meilen von Lucca. Ein junges Mädchen begleitete sie. In Sanct Jakob angelangt, schlug Zita vor, fünf Meilen weiter nach Sanct Peter im Kerker zu gehen; allein das Mädchen war ermüdet, wollte ausruhen und dann heimkehren. Zita setzte also einsam ihren Weg

fort, verrichtete ihre Andacht zu Sanct Peter, vertiefte sich in's Gebet und dachte nur an den Rückweg, als sie von der innern Betrachtung sich erhob. Die Sonne stand schon ganz tief, als sie Pisa erreichte. Am Fuß des unwegsamen Berges von Sanct Juliano wohnte ein Bekannter von ihr, der sie dringend bat, bei ihm zu übernachten; aber sie dankte ihm und eilte weiter. Auf halber Höhe des Berges wohnte ein frommer Einsiedler; auch der bat sie, ein paar Stunden in seiner Zelle zu rasten; aber sie dankte freundlich und eilte weiter. Endlich baten sogar Kriegsleute, die das feste Schloß Massa bewachten und die gefährlichen Wege kannten, sie möge doch den Morgen abwarten, es schweife auch viel böses Gesindel umher; aber stark im Geist, überwand sie die Furcht des Fleisches, dankte freundlich und ging weiter. Um die Stunde des Hahnenschreis fühlte sie jedoch plötzlich eine große Ermüdung, setzte sich an einer Quelle nieder und schöpfte ein wenig Wasser mit der Hand. Da legte sich plötzlich eine sanfte Hand auf ihre Schulter und eine sanfte Frauenstimme fragte: „Willst du mit mir nach Lucca gehen, Zita?“ — „„Gern!““ sagte Zita, ohne Verwunderung und ohne Schreck; Hunger, Durst und Ermüdung verschwanden; sie machte sich frisch auf den Weg mit der Unbekannten. Nun kamen sie an die Brücke über den Osorio, die Nachts durch ein festes Thor geschlossen ward. Es öffnete sich vor den beiden Pilgerinnen und that sich hinter ihnen von selbst wieder zu. Dann kamen sie an das Thor von Sanct Peter zu Lucca. Auch das öffnete und schloß sich in derselben geheimnißvollen Weise. Und siehe! zu rechter Zeit stand Zita vor ihres Dienstherrn Fatinelli Haus. Nun wollte sie die Unbekannte in dasselbe einführen, doch die war verschwunden! „Die Magd des Herrn“ hatte nur der frommen Magd das Geleit geben wollen. —

Zu dem Wallfahrtsort Sant' Angelo in Monte, sechs Meilen von Lucca, pflegte sie jeden Freitag zu gehen, und sich durch kein Wetter abhalten zu lassen. Einmal konnte sie wegen vieler Geschäfte erst gegen Abend abkommen, so daß es schon dunkelte, als sie vor dem Thor anlangte. Ein Reiter holte sie ein, fragte, wohin sie gehe und nannte sie „Thörin,“ daß sie diesen Weg, der an Abgründen hinlaufe, im Finstern machen wolle. Zita entgegnete ruhig: „„Setzt nur eueren Weg fort, Herr Ritter! mit Gottes Gnade komme ich schon an.““ Der Reiter sprengte von dannen. Als er nach mehreren Stunden eines scharfen Rittes an der Kirche von Sanct Angelo vorüber will, sah er zu seiner äußersten Verwunderung Zita vor der verschlossenen Thüre knien. Er hielt sein Pferd an und fragte: „O du heilige Frau, wie bist du hergekommen?“ —

„„Der Herr und seine glorreiche Mutter haben mir geholfen!““ sagte Zita. —

Das Fest der heiligen Maria Magdalena zog Zita nach der einsamen Wallfahrtskirche della Cerbaja, zehn Meilen von Lucca. Am Vorabend ging sie fort und trug eine schöne Kerze, welche sie der lieben Heiligen opfern wollte. Zita kam mitten in der Nacht an und wollte vor der verschlossenen Kirchenpforte im Gebet verharren bis zum Morgen. Sie kniete nieder; der Weg war aber so lang gewesen und die Hitze so groß, daß sie einschlief. Da brach ein furchtbares Gewitter aus, von heftigem Regen begleitet, ohne daß sie in ihrem Schlaf gestört ward. Als sie gegen Morgen erwachte, wunderte sie sich, daß die Erde rings umher ganz naß von Regen und ihr Kleid ganz trocken sei, auch daß ihre Kerze brenne, die sie nicht angezündet hatte. Sie stand auf; da öffnete sich von selbst die verschlossene Thüre des Kirchleins, sie trat ein und versenkte sich in's Gebet. Später kam der Geistliche mit anderen Pilgern und Alle wunderten sich, diese Frau dort eingeschlossen zu finden. Der Geistliche wollte sie deßwegen befragen; aber als er sich ihr näherte, fühlte er sich getrieben, ihr schweigend seinen Segen zu geben. —

---

258. Der Verstümmelte.

Die Abendsonne schien hinter den mauretanischen Hochgebirgen und warf ihre letzten Strahlen auf die Zinnen der Paläste von Cäsarea. —

In einem Gemache seines Hauses, durch dessen große Fensterbögen man die Aussicht nach dem mittelländischen Meere gewann — ruhte Arkadius, Einer der angesehensten Bürger der Stadt, das sinnende Haupt in der Rechten haltend.

Neben ihm saß ein naher Verwandter, den er von Jugend auf in seinem Hause gehalten hatte.

Tiefes Schweigen herrschte lang in dem Gemach, bis endlich der Freund die Stille unterbrach und, indem er nach dem Getümmel auf den Straßen hingehorcht, sagte: „Arkadius, hörst du das Toben der Heiden? Wie man behauptet, hat der Kaiser Diocletian an den hiesigen Statthalter neue schreckliche Befehle und Vollmachten zu einer grenzenlosen Verfolgung der Christen erlassen! Die Schergen und Henker rennen wie wilde Thiere umher, und spähen nur nach Christen und binden die Gefundenen und schleppen sie in den Kerker! Väter, Mütter und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen und Greise

schmachten zu Hunderten dem Martertode entgegen. Auch in des Nachbars Haus sind die Blutdürstigen schon eingedrungen!"

Arkadius holte einen tiefen Seufzer aus der Brust, erhob sein thränendes Auge zum Himmel und betete: „„Vater deiner Kinder, gieb uns Muth und Kraft zum Kampfe!"" —

Dann wandte er sich zu seinem Freunde, und erwiederte: „„Auch uns und unseren Glauben werden sie bald entdeckt haben; und ehe wir vielleicht dreimal nur den Aufgang der Sonne sich abspiegeln gesehen in der Meeresfluth, hat uns die Wuth der Heiden unserer Güter beraubt, und in das Elend des tiefsten Kerkers geworfen!""

„Man will," sprach wieder der Verwandte, indem er sich eine Thräne vom Auge trocknete; „man will mit trotziger Gewalt den Glauben an Jesus von der Erde vertilgen. Der Kaiser, dieser heidnische Wütherich, soll seinem Statthalter den strengsten Befehl gegeben haben, alle Einwohner der Städte und Dörfer in seinem Reiche aufzuzeichnen, damit man sogleich erfahre, wer aus der Zahl der Anbeter abgehe, wenn man den Göttern Weihrauch zündet."

Arkadius seufzte abermals, und betete: „„Vater deiner Kinder, gieb uns Muth und Kraft zum Kampfe!"" —

Nun trat der treue Sclave des Arkadius in das Gemach, und brachte zitternd und todesblaß die Kunde: Ein Herold habe soeben ausgerufen, alle vornehmen Bürger müßten sich nach Untergang der Sonne im großen Göttertempel versammeln, um das Opferfest zu beginnen. Wen man vermisse, den träfe unter den füchterlichsten Martern der gewisseste Tod.

Arkadius erschrack — faßte sich jedoch bald wieder, nahm seinen treuen Diener auf die Seite, und entdeckte ihm, was er vorhabe. Zu seinem Verwandten aber sagte er, daß er sich eines wichtigen Geschäftes wegen auf einige Zeit schleunigst entfernen müsse, und floh, so heimlich und still er es vermochte, aus den Thoren der Stadt, an einen einsamen Ort, wo er sich verbergen konnte. —

Der Abend brach herein. Es nahte die Stunde zum Götzenopfer. Im Triumph zogen die Heiden in den Tempel. Hinter ihnen führte man auf Wagen die Foltergerüste und Marterwerkzeuge nach, durch die alle Jene grauenvoll gepeinigt werden sollten, die sich dem kaiserlichen Befehle widersetzen, und die Götter nicht verehren würden. Eine schauerliche Stille lagerte sich über alle Straßen hin. Zitternd bei dem Anblicke dieser Marterzeichen und in Todesangst wankten selbst die frömmsten Christen nach dem Tempel, und knieten vor den heidnischen Figuren. — Aber wie man das genaue Verzeichniß Derer, die zu opfern bestimmt waren, öffentlich vorlas, fehlte der Bürger Arkadius in ihrer Zahl. —

Der Statthalter ergrimmte, und schickte im Augenblick eine starke Wache nach seiner Wohnung, um ihn herbeizuführen. Hunderte von Soldaten umringten das ganze Haus, sprengten die Thüren, durchsuchten alle Winkel — aber Arkadius war nicht zu finden. — Da ergriffen sie den Verwandten, der sich in's innerste Gemach zurückgezogen hatte, und schleppten ihn vor den Richterstuhl des Statthalters.

„‚Wo ist Arkadius?‘“ ward er mit trotziger Stimme angefahren. — „Ich weiß es nicht! entgegnete mit Ruhe der Verhaftete: Er hat in einem wichtigen Geschäfte das Haus verlassen — sonst ist mir nichts bekannt!“ —

„‚Das lügst du, Elender!‘“ schrie der Richter, und gab Befehl, den Mann so lang im tiefsten Kerker hungern zu lassen, bis er des Arkadius' Aufenthalt entdeckt haben würde. Der Unschuldige wurde zur nicht verdienten Strafe fortgeschleppt. —

Arkadius lag an dem entlegensten Orte vor der Stadt unter einem Ahornbaume, dessen herabhängende Aeste mit den umstehenden Gebüschen ihn verbargen, auf den Knieen, und betete seit der Zeit, da er aus seinem Hause entflohen, ohne Unterlaß und voll Inbrunst zum Himmel um Schutz vor den heidnischen Verfolgern, oder wenn sie ihn erspähten, um Kraft und Stärke, seinen Glauben zu bekennen, und als ein Held für ihn zu leiden und zu sterben. — Und er fühlte auch bereits voll Ruhe und Heiterkeit in sein Herz die Gnade eingehen, um die er unter Thränen zu Gott gefleht. —

Da hörte er plötzlich in seiner Nähe ein Geräusch. Er wandte sich um, und sah — seinen treuen Diener vor sich. „Arkadius,“ redete dieser ihn eilig an: „dein Verwandter liegt um deinetwegen in den Banden des tiefsten Kerkers. Die Heiden haben dich gesucht, und weil sie dich nicht gefunden, muß er die Strafe aushalten, die man dir zugedacht. Obwohl er geduldig leidet, und selbst den Martyrtod um deiner Freiheit wegen sterben will, so glaubte ich doch, ich müßte dich davon in Kentniß setzen, damit du dich freuen mögest an der Liebe deines Verwandten gegen dich!“ —

Kaum hatte Arkadius dieß gehört, so erhob er sich schnell von der Erde, dankte dem treuen Diener für die Kunde, gab ihm noch ein ansehnliches Geschenk, empfahl sich mit einem Blick zum Himmel Gottes schützendem Arm und eilte, so gut er konnte, auf dem geradesten Weg in die Stadt zurück. Der Sclave sah ihm traurig nach. Er konnte ahnen, was den frommen Mann bewog, die Einsamkeit so schnell zu verlassen. —

Vor dem Richterstuhle des Statthalters stand Arkadius noch an demselben Tag, und rief unerschrocken und muthig mit lauter

Stimme den Soldaten zu, die ihn umringten: „„**Mich** ergreifet, ihr heidnischen Schergen! Ich bin Arkadius!““ —

Und zu dem Statthalter flehte er: „„Wenn du um meinetwegen meinen Freund im Kerker schmachten lässest — so gieb ihn los. Ich beschwöre dich bei deiner und meiner Seele, er ist unschuldig! Er hat den Ort nicht gewußt, wo ich mich verborgen gehalten! — Nun aber steh' ich ja selbst vor dir, und du kannst von mir umständlich über meine Person Alles erfahren, was er dir doch nie so genau hätte sagen können.““ —

Der Statthalter verbiß die Lippen in der grimmigsten Erbitterung, hielt sich jedoch anfangs zurück, und begegnete ihm mit vieler Freundlichkeit. — Arkadius aber erklärte: „„Ich werde auf all' deine Fragen nichts erwiedern, wenn ich nicht den Freund mit meinen eigenen Augen in Freiheit sehe.““ —

Der Gefangene wurde vorgeführt — und im Augenblicke lagen die beiden Anverwandten in der zärtlichsten Umarmung.

Nun sprach der Richter mit schmeichelnder Ueberredungskraft: „Euch Beiden will ich gerne verzeihen, will euch königlich beschenken, und die Freiheit wieder geben, wenn ihr unter den Opferern im Tempel euch einfinden wollet.“

Allein Arkadius erwiederte: „„Was fällt dir ein, o Richter! ein solches Anerbieten mir zu machen? Es scheint mir fast, du kennst die wahren Christen nicht, weil du glauben kannst, sie zittern vor dem Tod, und verrathen ihre Pflicht aus Furcht vor eueren Foltern. Ich aber will es dir sagen: Jesus Christus ist mein Leben, das ich neu gewinne durch mein Sterben! Ersinne Qualen, wie du kannst! Du sollst nie erfahren, daß ich meinem Gott untreu werde!““

Der Richter erhob sich in grimmiger Wuth, und winkte seinen Schergen. Sie schleppten die greulichsten Foltergerüste herbei. Hohnlächelnd rief Jener: „Sieh her, Christ! diese werden dich sicher bewegen, deinem Gott die Treue abzuschwören!“ —

Allein Arkadius achtete nicht seiner Worte, und fragte ganz gelassen: „„Willst du, Richter, daß ich mich entkleiden soll?““

Noch fürchterlicher raste nun der Statthalter, weil er glaubte, des Christen Ruhe sei erzwungener Trotz. Er zitterte vor Zorn am ganzen Leib, und gab den schrecklichen Befehl: „Henker, was ihr als das Martervollste je ersinnen könnt, das übt an diesem Frevler aus! Ihr müßt ihn also martern, daß er jede Minute den Tod vor sich sehen, aber immer umsonst nach ihm seufzen soll!“

Kaum hatte der Wütherich den Befehl gegeben, so warfen die Henker in der zügellosesten Freude den Heiligen auf die Erde

nieder, nahmen ihre scharfen, zweischneidenden Messer zur Hand, und lösten mit der größten Kaltblütigkeit ein Glied nach dem anderen vom Leibe des armen Dulders. — Er aber blickte unter den unsäglichsten Schmerzen hinauf zum Himmel, und rief: „„Herr Gott, ich bete allein zu dir, um dich zu verherrlichen und um deinen Eingeborenen leide ich diese Qualen! Sende mir deine Kraft und Gnade, damit ich bei jedem neuen Verlust eines Gliedes deiner himmlischen Freuden würdiger erscheine!““

Viele vom anwesenden Volk entsetzten sich bei dem Anblicke des verstümmelten Leibes, aus dem immer noch der Odem des Lebens hauchte. Unter Thränen, die sie voll Mitleid ihm weinten, scheuten sie sich nicht, öffentlich zu bezeugen, solche beispiellose Standhaftigkeit und Geduld müssen aus göttlicher Quelle fließen.

Wie aber der sterbende Heilige in manchem Auge eine Thräne des Mitleids glänzen sah, wandt' er sich zum Volk und rief, so laut er es vermochte: „„Ihr Alle, die ihr mich bluten sehet, lernet hier, daß die irdischen Qualen nichts sind für Den, der in des Himmels glückselige Zukunft schaut! Ich beschwöre euch vor meinem Tode, laßt ab von euerer heidnischen Verehrung! Denn euere Götter sind keine Götter! — Ein Sterbender ruft es euch zu im letzten Augenblick seines Lebens: Es ist nur Ein Gott, für den ich leide und verblute! Sterben für ihn, giebt ewiges Leben! Für ihn leiden, giebt Seligkeit! Brüder, höret mich, ich ruf' es noch einmal: Laßt ab von euerer heidnischen Verehrung!““

Und Mancher zitterte vor der Kraft der Rede dieses Sterbenden, ging hinweg, und bekehrte sich.

Das Blut des Heiligen floß nun in Strömen auf die Erde, denn alle seine Adern hatte das Henkermesser durchgewühlt. Durch seine Nerven zuckte der letzte Lebensstrahl. Er fühlte den ersehnten Tod in seiner Nähe. Da öffnete er noch einmal die Lippen zum Gebete, kehrte den Blick nach dem blauen Himmelsgewölbe, aus dessen Freundlichkeit der ewige Vergelter auf ihn niedersah, und flehete: „„Mein Herr und Heiland, zu dem ich nun bald kommen werde, nimm sie hin meine zerstreut liegenden Glieder, zum wohlgefälligen Opfer! Dereinst, wenn die Menschen hervorgehen aus ihren Gräbern, wirst du sie mir schöner wiedergeben!““

Und wie er so gebetet, neigte er das Haupt zum Herzen — und verschied.

Erschüttert standen selbst die rohesten Heiden vor der verstümmelten Leiche, betrachteten sie noch lange, und kehrten endlich unter allgemeinem Stillschweigen in ihre Wohnungen zurück.

Da aber keine lebende Seele mehr weilte an diesem Orte des

Schauers, kam der Verwandte des Arkadius mit einigen seiner Freunde und dem treuen Sclaven, weinte die Thränen der tiefsten Trauer über ihn, sammelte die gelösten Glieder, und übergab sie sammt dem Körper der Erde von Cäsarea. —

259. Die sieben Söhne der heiligen Felicitas.

Unter dem Kaiser Antonius lebte zu Rom eine fromme und angesehene Matrone, mit Namen Felicitas; sie war Mutter von sieben Söhnen, denen sie frühzeitig die zarten Keime christlicher Frömmigkeit einzuflößen bemüht war. Nach dem Tod ihres Mannes verdoppelte sie als Wittwe ihre Gebete und Lesungen im Worte Gottes und ihre mütterliche Sorgfalt in der christlichen Erziehung ihrer Kinder. Ihr heiliger Sinn und Wandel wirkte nicht nur erbauend auf ihre Kinder, sondern auch auf ihre Mitchristen; sogar die Heiden mußten sie um ihrer Tugenden willen hochachten. Die Götzenpriester besorgten, durch den Glanz der Heiligkeit, welchen diese Wittwe und ihre Söhne verbreiteten, möchten Viele zum Christenthum sich hingezogen fühlen, und suchten deßhalb den Zorn des Kaisers wider dieselben zu entflammen. Der Kaiser befahl hierauf dem Statthalter Publius, die Mutter und ihre Söhne zum Dienste der Götter zu nöthigen. Allein umsonst waren all' dessen Bemühungen, die Mutter zu bestimmen, daß sie den Göttern opfern möchte; umsonst waren all' seine Schmeicheleien und Drohungen. Als Publius sie aufforderte, Mitleid mit ihren Kindern zu haben, die noch in der Blüthe ihres Alters seien; da erhob sie sich voll heiliger Begeisterung und sprach zu denselben: „Meine Kinder, sehet den Himmel an! Schauet aufwärts; dort erwartet euch Christus mit seinen Heiligen! Kämpfet für euere Seelen und erweiset euch treu in der Liebe Christi!" Darüber ergrimmte der Statthalter und befahl, sie auf das Angesicht zu schlagen. Nun ließ er die Söhne, einen nach dem anderen zur Verantwortung hervortreten.

Der Erste, welcher aus dem Kreise der Brüder mit edler Unerschrockenheit vor den Statthalter hintrat, war Januarius. Publius gab diesem die glänzendsten Verheißungen, hielt ihm aber auch die abschreckendsten Drohungen vor. Januarius sagte: „„All' dein Zureden ist unnütz; denn Gottes Gnade stärkt mich, daß ich deine Verheißungen und Drohungen besiege."" Sogleich befahl der Richter, ihn mit Ruthen zu schlagen und in den Kerker zu werfen.

Nun wurde Felix, der zweite Sohn, vorgerufen und ermahnt, den Göttern zu opfern. Allein er sprach standhaft: „„Es ist nur

Ein Gott, den wir verehren und dem wir das Opfer frommer Anbetung darbringen. Glaube ja nicht, daß ich oder einer meiner Brüder von der Liebe des Herrn Jesu Christi abscheiden werde. Mögen uns Schläge drohen und blutiges Urtheil bevorstehen, unser Glaube wird unbesiegt und unverändert bleiben.""

Als nun Philippus, der dritte Sohn, herbeigeführt ward, sprach Publius zu ihm: „Unser Herr, der Kaiser Antonius, hat befohlen, daß ihr den Göttern opfern sollet." Philippus antwortete: „„Die, denen wir opfern sollen, sind weder Götter, noch allmächtig, sondern es sind eitele, elende und gefühllose Götzenbilder. Wer diesen opfert, giebt sich dem ewigen Verderben hin.""

Jetzt ließ Publius den vierten Sohn, Silvanus, vorführen und sprach mit heftiger Stimme zu ihm: „Wie ich sehe, so habet ihr euch mit euerer boshaften Mutter verabredet, daß ihr durch Verachtung der Befehle des Kaisers alle zusammen dem Verderben entgegenlaufet." Silvanus antwortete mit Ruhe: „„Wenn wir den irdischen Untergang fürchteten, so stürzten wir uns in ewige Strafe. Weil wir aber gar wohl wissen, welche Belohnung den Gerechten bereitet ist, und welche Strafe die Sünder erwartet, darum verachten wir die menschlichen Befehle, um die göttlichen Gebote zu halten. Denn wer die Götzen verachtet und dem allmächtigen Gott dienet, wird das ewige Leben erlangen; wer aber die Götzen anbetet, wird mit ihnen zu Grunde gehen und im ewigen Feuer sein.""

Nun mußte der Fünfte, welcher Alexander hieß, vortreten und der Statthalter sprach zu ihm mit erzwungener Freundlichkeit: „Du wirst dein zartes Jugendalter schonen, wenn du dich nicht widersetzlich zeigst, sondern das befolgst, was unser Kaiser so sehr verlangt. Darum opfere den Göttern, und du wirst des Kaisers Wohlgefallen erlangen, das Leben erhalten und hohe Gnade verdienen." Der heilige Knabe sprach mit lauter Stimme: „„Ich bin ein Diener Christi. Ihn bekenne ich mit dem Mund, Ihn bewahre ich im Herzen, Ihn bete ich an ohne Unterlaß. Mein zartes Alter ziert aber eine Weisheit, die sonst nur Christen eigen ist, wenn ich nur dem Einen lebendigen Gott anhange. Deine Götter aber sammt ihren Verehrern werden im ewigen Verderben sein.""

Zum sechsten Sohne, Vitalis, sagte er: „Du wünschest doch wohl lieber zu leben und nicht in's Verderben hinzugehen?" Vitalis gab zur Antwort: „„Wer wünscht wohl mehr zu leben, Derjenige, welcher den wahren Gott anbetet, oder welcher einem Dämon sich gnädig machen will?"" Publius sagte: „Und wer

ist ein Dämon?" Vitalis sprach: „„Alle Götter der Heiden sind Dämonen, und auch Jene, die sie verehren.""

Endlich wurde Martialis, der siebente Sohn, vorgeführt, und der Statthalter sagte: „Ihr wüthet grausam gegen euch selbst, und habt es euch zuzuschreiben, daß ihr die Befehle des Kaisers verachtet und in euerer Verkehrtheit beharret." Der Knabe antwortete: „„O, wenn du wüßtest, welche Strafe den Verehrern der Götzen bereitet ist! Aber Gott verzieht noch, seinen Zorn gegen euch und euere Götzen zu zeigen! Denn Alle, die nicht bekennen, daß Christus wahrer Gott ist, werden in's ewige Feuer geworfen werden!""

Darauf befahl Publius, sie Alle im Kerker zu bewahren und schickte das Verhör an den Kaiser. Jetzt erging der kaiserliche Befehl, die sieben Brüder sammt ihrer Mutter an verschiedene Richter abzugeben und mit ungleicher Todesart hinzurichten. Der Erste wurde mit Ruthen, an denen Bleikugeln befestigt waren, getödtet; der Zweite und Dritte wurden mit Kolben todtgeschlagen, der Vierte wurde von einer Höhe in einen Abgrund hinabgestürzt, die drei übrigen enthauptet. Vier Wochen später wurde auch die Mutter enthauptet, und so sind sie Alle durch verschiedene Todesarten Sieger und Martyrer Christi geworden. Dort aber haben sie die Krone des Lebens als Preis für ihre Standhaftigkeit und muthige Ausdauer empfangen. Christus hat ja gesagt: „„Selig, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich! Selig, wenn euch die Menschen meinetwegen schmähen und verfolgen und allerlei Uebels lügenhaft wider euch reden: Freuet euch und frohlocket; denn groß wird euer Lohn im Himmel sein!"" (Matth. 10, 12.)

---

260. Ein Knabe als — Martyrer.

Die Geschichte des Knaben Cyrillus, der in der Mitte des dritten Jahrhunderts zu Cäsarea in Kappadozien lebte und für den Namen Jesu sein Leben zum Opfer brachte, ist uns in einem Briefe Firmilian's, Bischofs dieser Stadt, aufbewahrt worden. Der Brief lautet:

„Der Martertod des Knaben Cyrillus darf euch, geliebte Brüder, nicht vorenthalten, sondern muß euch bekannt gemacht werden; denn eine höhere Macht, ja Gott selbst kämpfte mit ihm. Die Macht des Glaubens kämpfte mit ihm gegen die ungerechten Richter zu Cäsarea. Das zarte Alter des heiligen Cyrillus versetzte

Jene, die ihn sahen, in Erstaunen, und die Festigkeit seines Glaubens riß sie zur Bewunderung hin. Er war ganz beseelt von Jesus Christus, dessen Namen er immer auf den Lippen hatte. Er ward geläſtert, mit Unbilden überhäuft und hart geplagt, achtete aber dieses Alles nicht, sondern trug es mit freudiger Geduld und mit der größten Bereitwilligkeit, noch viel größere Leiden zu überstehen. Viele, die für den christlichen Glauben gut gesinnt waren, schätzten ihn, und Andere, die gleiches Alter mit ihm hatten, bestrebten sich ihm nachzufolgen. Sein heidnischer Vater enterbte ihn, verschloß ihm sein Haus und versagte ihm jegliche Unterstützung. Einige hießen dieses Benehmen des Vaters gut. Cyrillus, die Enterbung und Verstoßung für Nichts achtend, sagte, sein Vater entziehe ihm nur Geringes gegen Das, was der Glaube an Jesus ihm gewähre. Durch diese Sprache reizte er den Statthalter von Cäsarea zum Zorne. Dieser ließ ihn durch Soldaten ergreifen und vor sich führen, um durch gerichtliche Behandlung ihn in Schrecken zu setzen. Allein er überzeugte sich bald, daß der Knabe nicht so leicht erschreckt werde, indem dieser ganz ruhig und furchtlos dastand, gestärkt durch seinen Glauben, gegen welchen er Alles geringschätzte. Der Stadtrichter sagte zu ihm: „Mein Knabe, ich verzeihe dir deine Vergehungen, und auch dein Vater wird dir alle Beleidigung vergeben, dich in sein Haus wieder aufnehmen, und an seinen Gütern dich wieder Antheil nehmen lassen, wenn du dich zu deinem Glück eines Besseren besinnen wirst.“ Cyrillus erwiederte: „„Freudig ertrage ich die Vorwürfe, die mir gemacht werden. Gerne dulde ich es, daß ich aus dem väterlichen Hause verstoßen bin. Ich werde von Gott bestens aufgenommen werden und ein besseres Haus bei Ihm finden. Mit Freude werde ich arm, damit ich ewige Reichthümer erlange. Ich fürchte den Tod nicht, weil ein besseres Leben meiner wartet.““ Das sprach der Knabe mit himmlischer Würde. Jetzt befahl der Stadtrichter ihn öffentlich zu binden wie Diejenigen gebunden werden, welche man zum Tode führt. Er ließ ihn sofort von den Schergen auf den Richtplatz hinausführen in der Meinung, daß der Anblick der Zurüstungen und Ausführung des Todesurtheils und die Erwartung des Vollzugs desselben ihn in Angst versetzen und seine Standhaftigkeit überwältigen werde. Allein bald berichteten ihm die Schergen, daß der Knabe das Feuer, in welches man ihn hineinwerfen zu wollen sich anstellte, nicht fürchte, nicht einmal eine Thräne vergieße, sondern mit größter Bereitwilligkeit in den Tod gehe. Der Richter rief ihn wieder zurück, redete ihm nochmals zu und sprach: „Knabe, du hast das Feuer

gesehen, du hast gesehen das Schwert, besinne dich anders, damit du wieder in das väterliche Haus und in den Besitz der väterlichen Güter kommest." Cyrillus antwortete: „„Grausamer, du hast mich um ein großes Glück gebracht und sehr übel gethan, daß du mich zurückgerufen. Vergebens hast du mich mit Feuer und Schwert erschrecken wollen. Eine herrlichere Wohnung und bessere Güter als das Haus und die Güter meines Vaters sind, hätte ich vom Herrn, nach dem ich mich sehne, erhalten. Je eher du mich tödtest, desto eher werde ich in den Besitz derselben kommen."" Als die Umstehenden den Knaben so sprechen hörten, fingen sie an zu weinen; er aber sprach: „„Ihr dürfet nicht weinen, müsset vielmehr fröhlich sein und mich gerne zur Richtstätte begleiten. Ihr wisset nicht, welche Stadt ich bewohnen werde, wisset nicht, wie großes Vertrauen ich habe! O wehret es doch nicht, daß ich auf solche Art mein Leben hienieden ende!"" Jetzt ward er zum Martertode wirklich hingeführt, den er zum Wohlgefallen und zur Verherrlichung Gottes und zur größern Erbauung der Gläubigen in Cäsarea mit ausdauernder Standhaftigkeit duldete durch die Gnade Jesu Christi, der da lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit!" —

261. Ein Mädchen als — Martyrin.

Die heilige Agnes stammte aus einer sehr angesehenen und christlichen Familie zu Rom. Sie wurde geboren im Jahr 291 nach Christi Geburt, und mit aller Sorgfalt von ihren gottesfürchtigen Eltern erzogen. Tief senkten sich die Lehren des Evangeliums in die reine Seele des Kindes, und die Flamme himmlischer Liebe zu Jesus erfüllte ihr zartes Herz, verwehrte jeder irdischen Neigung den Zugang, und verlieh ihrer ausgezeichneten Körperschönheit noch höheren Glanz. Agnes war unter Uebungen des Gebets und der Andacht, in Abtödtung und Selbstverleugnung zwölf Jahre alt geworden; da sie an Körper und Geist gleich ausgezeichnet war, so bewarben sich die Söhne der ersten Familien in Rom um ihre Hand, besonders aber der Sohn des damaligen römischen Statthalters Symphorianus. Allein alle Bewerbung war vergebens; denn sie erklärte ganz unbefangen, daß sie bereits einem Bräutigam verlobt sei, welchem an Hoheit, Schönheit, Macht, Weisheit, Güte und Reichthum Niemand gleich komme, und welchen sie mehr als das Leben liebe. Wie scharfe Pfeile fuhren diese Worte in das Herz des jungen leidenschaftlichen Römers; er verstand ihren höhern Sinn nicht und eilte, gefoltert von quälender Eifer=

sucht, zu seinem Vater und klagte über die erlittene Schmach. Der Apostel sagt: „„Der sinnliche Mensch fasset nicht, was des Geistes Gottes ist; denn es ist ihm Thorheit, und er kann es nicht begreifen, weil es geistiger Weise beurtheilt wird.““ (1. Kor. 2, 14.)

Der Statthalter Symphorianus, der die Vermählung dieser ausgezeichneten Jungfrau mit seinem Sohn eifrigst wünschte, meinte eher an's Ziel zu kommen, wenn er selbst die Bewerbung übernähme, und beschied daher die Eltern mit ihrer Tochter zu sich. Allein alle schmeichelnde und lockende Beredsamkeit war umsonst; sie blieb dabei, daß sie die erste Treue weder brechen werde noch könne. Da wurde offenbar, daß sie eine Christin sei, um was man sich bisher nicht bekümmert hatte, und als solche wurde sie nun vor Gericht geladen; man hoffte, durch Schrecken und Furcht ihren Entschluß zu erschüttern. Mit männlichem Muth erschien Agnes vor dem Richterstuhl, und weder die wiederholten glänzenden Versprechungen noch die angedrohten und vorgezeigten Peinigungswerkzeuge, noch das angezündete mächtige Feuer machten sie wanken. Mit Heiterkeit erklärte sie abermals ihre Liebe zu Jesus und betheuerte ihren Entschluß, im jungfräulichen Stande stets zu verbleiben. Zugleich blickte sie mit Freude auf alle die Zurüstungen zu ihrer Marter, ja sie bot sich selbst zum Leiden dar. „„Stark wie der Tod ist die Liebe. Die Wasser vieler Leiden können sie nicht löschen, und die Ströme reißen sie nicht hinweg.““ (Hohelied 8, 6 und 7.)

Der erzürnte Richter ließ sie vor die Götzen schleppen, um sie zu zwingen, ihnen Weihrauch zu opfern; allein Agnes erhob die reinen Hände, um jenen Schild zu ergreifen, womit man jeden Feind besiegen kann, — sie bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Da drohte ihr der Statthalter, daß er sie, weil sie ihre jungfräuliche Reinigkeit so hoch halte, an einem Orte der Schande der öffentlichen Entehrung aussetzen werde. Mit würdevoller Ruhe antwortete sie: „Du bedrohest mich mit dem Verluste meiner Unschuld; aber dieser Verlust steht mir auch an dem Orte der Schande nicht bevor! Ein Engel, einer der unzähligen Diener meines ewigen Bräutigams, ist zu meinem Schutze bereit und wird mich wunderbar schirmen; und mein Herr Jesus selbst, den ihr nicht kennt, umgiebt mich wie eine feste Mauer, und mein Leib bleibt unentweiht!“ Es heißt in David's Psalmen: „„Der Engel des Herrn wird sich um Diejenigen lagern, welche ihn fürchten, und sie erretten. Selig, wer auf den Herrn hofft!““ (Ps. 33.)

Die Antwort des gottvertrauenden Kindes setzte den Richter

in solche Wuth, daß er sie sogleich an den Ort der Unzucht abführen ließ. Und wirklich, der Herr schützte ihre Unschuld. — Jetzt zur Enthauptung verurtheilt, eilte sie voll Freude und Dank gegen Gott, daß er sie würdig erachte, für das Bekenntniß des Glaubens zu leiden, dem Richtplatze zu. Alle Augen der Umstehenden füllen sich mit Thränen; sie allein ist heiter und erhebt den klaren Blick zum Himmel. Selbst der Scharfrichter zittert und ändert die Farbe, als gelte es das eigene Leben. Nur das unschuldige Kind bleibt gefaßt und spricht mit heiliger Ungeduld zu ihm: „Warum zögerst du? Wer hindert dich? Tödte diesen Leib, der noch ein Gegenstand menschlichen Wohlgefallens und irdischer Liebe, die mir zuwider ist, sein kann. Mein Herr und Heiland, mein geliebter Bräutigam, nehme mich auf durch Seine Gnade!“ Sie stand, betete, beugte den Nacken und empfing den Todesstreich.

Der heilige Hieronymus sagt: „„Die selige Agnes hat ihr Alter und den Tyrannen besiegt, und den Ehrennamen der Keuschheit durch die Marter geheiligt.““ Der Kirchenvater Ambrosius sprach einst: „„Heute ist das Fest der heiligen Agnes. Bewundern sollen die Männer, nicht verzagen die Kleinen, erstaunen die Vermählten und nachahmen die Unvermählten. Groß ist fürwahr die Macht des Glaubens, die von einem so zarten Alter Zeugniß empfängt. Die Mädchen dieses Alters können einen finstern Blick der Eltern nicht wohl ertragen, und sie weinen bei einem ernsten Nadelstich wie über Wunden. Agnes stand unerschrocken unter den blutigen Händen der Henker, und unbeweglich unter dem Hin- und Herziehen klirrender Ketten. Kaum war sie fähig, Peinen zu ertragen, und doch war sie schon reif zum Siegen; sie eilte mit freudigem Gange zur Stätte der Marter. Nicht durch gekräuseltes Haar war ihr Haupt geziert, sondern für Christus geschmückt, nicht mit Blumen bekränzt, sondern durch Sitten verschönert!““ —

---

262. Priester und Kind als Zeugen für Jesus Christus.

Der heilige Romanus, Priester und Exorcist an der Kirche zu Cäsarea, kam von seinen apostolischen Wanderungen durch Asien am 17. November des Jahres 303 nach Antiochien, wo bereits die grausamste Verfolgung der Christen begonnen hatte.

Als er gewahr wurde, daß sich viele Christen, beiderlei Geschlechts und jeden Alters, von den Zurüstungen zur Folter erschreckt, den Altären der Götzen näherten, da konnte er solch' einen abscheulichen Verrath an dem christlichen Glauben nicht länger

erdulden, trat deßhalb frohlockend im heiligen Geiste dem Richter entgegen, redete ihn mit hohem Freimuth an und sprach: „Deine Freude wird nicht vollkommen sein, denn noch giebt es getreue Streiter Christi, die zu besiegen dir nicht verliehen ist!"

Asclepiades (so hieß der heidnische Richter), dem bis zu diesem Augenblicke kein Christ Widerstand geleistet, ließ den Fremden ergreifen, entschlossen, ihn seinerseits zu besiegen; deßhalb befahl er, den Romanus mit all' den Foltern zu peinigen, die er sonst auf Mehrere vertheilt hatte. Durch Zurufen und wilde Geberden ermuthigte er die Henkersknechte, und seine Wuth steigerte sich zur höchsten Höhe, als er ihre Ermattung gewahr wurde; eilig stieg er von seinem Tribunal und unterstützte sie mit seinen eigenen Händen.

Doch inmitten der Qualen triumphirte der heroische Martyrer und pries ohne Unterlaß Jesum Christum, ihn, den alleinigen und wahren König der Schöpfung. „Tyrann!" rief er aus, „gestehe, daß du besiegt bist! Doch, da es mir nicht gestattet ist, vor dir Dasjenige, was deinen Verstand überragt, zu offenbaren, und da ich heilige Dinge nicht mit den Füßen unreiner Thiere treten lassen darf; so schlage ich vor, ein Kind zu befragen, und von einem kaum lallenden Munde zu lernen, was deine Götter werth sind und was — mein Gott!"

Sein Vorschlag ward angenommen; man brachte ein Kind, ungefähr sieben Jahre alt, mit Namen Barulas.

Romanus fragte es: „Was ist vorzuziehen: Jesum Christum anzubeten und durch ihn den Vater, — oder: jene Schaar von Göttern zu verehren?"

Und das Kind antwortete: „„Es giebt nur Einen Gott, und der ist der wahre, der ist Jesus Christus!""

Da ließ der Richter die Mutter des Kindes herbeiführen, und es in ihrer Anwesenheit so grausam geißeln, daß das Blut von allen Seiten herabrann. Alle Umstehenden, selbst die Folterknechte, brachen in Thränen aus. Die Mutter allein weinte — nicht; ohne Unterlaß ermuthigte sie ihr Kind, ja sie bezüchtigte es sogar der Schwachheit, als es unter seinen Qualen ausrief: „„Mich dürstet! Reichet mir ein wenig Wasser!"" — Endlich ließ es der Richter losbinden und in's Gefängniß bringen.

Den Romanus aber ließ er wiederholt auf die Folter spannen und verurtheilte sie endlich zum Tode; Romanus sollte verbrannt und das Kind enthauptet werden.

Bis zum Richtplatze hin trug die gottbegeisterte Mutter auf ihren Armen das Kind, küßte es, empfahl sich seinem Gebet, und gab es dann, ohne eine Thräne zu vergießen, dem Henker. Sodann

breitete sie ihren Mantel aus, um das Blut und den Kopf aufzufangen, den sie in ihrem Schooße nach Hause trug.

Indessen schritt Romanus, auf seinen Kleidern die blutigen Spuren der Wunden tragend, mit denen sein Leib bedeckt war, freudig auf den Scheiterhaufen zu. Mehrere Juden waren herbeigerannt, um dieses Schauspiel zu genießen, das sie ebenso wie die Heiden erfröhlichte. „„Es wird wohl sein Jesus kommen und ihn befreien!““ sprachen sie untereinander. „„Unser Gott errettete drei Jünglinge aus dem brennenden Feuerofen, und der Christengott läßt sie verbrennen!““ Als sie so sprachen, siehe! da verfinsterte sich plötzlich der Himmel; die ihn bedeckenden Wolken sandten mit einemmal einen gar reichlichen, mit Hagel vermischten Regen, so daß es unmöglich war, den Scheiterhaufen anzuzünden.

Die erschreckte Schaar zerstreute sich, und augenblicklich zeigte man dieses Ereigniß dem Galerius an, der damals zu Antiochien sich befand. Selbst der Tyrann gerieth in Verwirrung, und ließ dem Asclepiades melden: da sich der Himmel selbst in das Spiel mische, so wolle er mit einem Gott nicht rechten; er solle diesen Menschen in Freiheit setzen, der eines so sichtbaren Beistandes sich erfreut hätte.

Der schlechte Richter dichtete nun aber dem Heiligen mancherlei Verbrechen an, und auf den Grund derselben drang er in den Galerius, daß dieser befahl, ihm wenigstens die Zunge auszuschneiden. — Ein Arzt, der so eben, nicht etwa überwunden, sondern aus Schwachheit seinen Glauben verleugnete, fand sich dazu bereit; er hatte die nöthigen Instrumente in Bereitschaft. Auf den drohenden Befehl hin, schnitt er aus Furcht die Zunge dem Helden aus, die er dann gleich einer heiligen Reliquie bei sich trug, hoffend, sie möge von ihm die Strafgerechtigkeit Gottes abwenden, den er in doppelter Weise verletzte.

Der Martyrer selbst ward wieder in's Gefängniß zurückgebracht. — Jetzt wirkte die göttliche Macht und Erbarmung ein neues Wunder. Als nämlich Romanus in den Kerker zurückkam, fragte ihn der Kerkermeister um seinen Namen. Und sieh'! es sprach der Martyrer und fuhr fort zu reden, und zwar mit weit mehr Leichtigkeit als ehedessen; denn er litt, bevor ihm die Zunge ausgeschnitten worden war, an einem gewissen Stottern, jetzt aber war seine Sprache rein und fest. Und alsbald benachrichtigte man wieder den Statthalter und Kaiser von dieser neuen Merkwürdigkeit, der einen Betrug des Arztes wähnte. „„Dieser Mensch ist noch immer ein Christ,““ sagten sie, „„und ohne Zweifel hat er sich nicht entschließen können, einen seiner Brüder der Art zu verstümmeln!““

Man ließ ihn kommen; doch er zeigte die ausgeschnittene Zunge vor, und sprach: „Wenn man diese Operation auf dieselbe Weise an einem Menschen vornimmt, der nicht von göttlicher Hilfe unterstützt ist, und er stirbt nicht auf der Stelle, so soll man mich der Betrügerei anklagen!“ — Man brachte demnach einen zum Tode Verurtheilten, bemaß genau die abgeschnittene Zunge mit der seinen, schnitt sie eben so tief aus, und er starb auf der Stelle. —

Indessen blieb Romanus im Gefängnisse, schmachtend in den Fuß-Fesseln, nämlich — die Füße weit auseinander gestreckt.

Endlich (im Jahr 304) erschien das Fest der zwanzigjährigen Regierung des Diocletian, bei welcher Gelegenheit für alle Verbrecher die Gefängnisse geöffnet wurden, für Räuber, Brandstifter und Mörder, für Alle — nur den getreuen Bekenner Jesu Christi ausgenommen.

Romanus wurde erdrosselt, ohne daß man ihn vorher von den Fesseln befreit hatte! —

---

263. Der wunderbar gekrönte Gotteskampf.

In der Lebensbeschreibung der heiligen Jungfrau Fides wird erzählt, daß sie von Kindheit an Jesum Christum liebte. Da sie, wegen ihres heiligen Wandels nicht verborgen bleiben konnte, so wurde sie (im Jahr 303) ergriffen und dem Dacian vorgestellt. Als sie nun ihren christlichen Glauben standhaft bezeugte und die Gottheiten der Heiden „teuflische Wesen“ nannte und weder durch Schmeichelеien, noch Drohungen zur Verleugnung des Erlösers, des Gott-Menschen Jesu Christi, gebracht werden konnte, wurde sie auf den Befehl des Richters auf einen eisernen Rost, den man über ein Kohlenfeuer gestellt hatte, mit ausgespannten Armen gelegt. So litt sie gottesfroh, ohne Jammern, und bekehrte durch ihr heldenmüthiges Beispiel Viele aus den Heiden zum christlichen Glauben.

Da sah der heilige Caprasius, ein Einsiedler bei Rom, der aus Furcht vor den Richtern in einer Felsenhöhle neben der Stadt sich verborgen hielt, Alles, was innerhalb der Mauer geschah, ganz klar und deutlich. Als er wahrnahm, daß die hochherzige Jungfrau gestraft wurde, flehte er zuerst zu Gott, daß er sie aus diesem Kampfe siegreich möge hervorgehen lassen; alsdann, daß er selbst den Preis ihres Martyrthums zu sehen gewürdigt werde. Und sieh'! er erblickte sogleich, wie eine schneeweiße Taube vom Himmel herabschwebte, die eine glänzende Krone aus Gold und Edelgestein auf das Haupt der Jungfrau setzte, die ein Engel

mit einem zierlichen Gewand umhüllt hatte; und damit die Kraft Gottes an der Jungfrau desto augenscheinlicher an's Licht trete, löschte die Taube durch ihren Flügelschlag und durch himmlischen Thau das Feuer aus, daß Nichts mehr von dem Brande übrig blieb.

Dieses Alles sah Caprasius und schlug mit seiner Rechten, schon des Sieges versichert, an die Felsenwand, in der er sich verborgen hielt, und alsbald sprang eine Quelle heraus, die durch das Verdienst des heiligen Caprasius allen Kranken, die bis jetzt noch nicht geheilt werden konnten, zum Heilmittel diente.

Er verließ nun seine Höhle, eilte an die Stätte des Kampfes und erklärte sich vor Dacian als einen Bekenner des Gottmenschen Jesu Christi; und auf den Befehl des Grausamen wurde er nun so zerfleischt, daß durch seine geduldige Ergebung nebst anderen Umstehenden, Primus und Felicianus, zwei aus einem Rittergeschlecht stammende Brüder, zu Christus sich bekehrt und zugleich mit Caprasius und der Jungfrau Fides die Martyrerkrone erlangten. —

---

264. Die ihrem Heiland getreuen Ehegatten.

Der heilige Timotheus war zu Perape, im Lande Thebais in Aegypten, ein Vorleser, das heißt — Einer von Denen, welche in der Kirche die heiligen Schriften, die Geschichten der Martyrer, oder auch Briefe von Bischöfen vorlasen. Er war mit einer Christin, des Namens Maura, die erst siebzehn Jahre alt, kaum drei Wochen vermählt, als er, unter der Christenverfolgung der Kaiser Diocletian und Maximian, des Glaubens wegen aufgesucht und dem Landpfleger Arianus vorgestellt wurde.

Diesem antwortete er jedoch auf die dringende Vorstellung, den Göttern zu opfern: „Der Geist Jesu Christi, der in mir ist, erlaubt mir solche Opfer nicht; übrigens fürchte ich keine Peinen!“

Hierauf verlangte Arianus von ihm die heilige Schrift, um sie zu verbrennen. „Ich wollte dir lieber,“ entgegnete Timotheus, „meine Kinder überliefern, wenn ich deren hätte, als die heiligen Schriften!“

Der wüthende Richter befahl, nachdem einige grausame Peinigungen, mit glühendem Eisen vollführt, den Abfall vom christlichen Glauben nicht bewirkten, daß man ihn mit den Füßen an einem Pfahl aufhänge, ihm einen Stein an den Hals binde und einen Knebel ihm in den Mund stecke, damit er nicht mehr reden könnte.

Weil nun auch diese Qualen fruchtlos blieben, so berief man

sein Weib, um entweder mit ihrer jugendlichen Gestalt, oder mit ihren herben Klagen ihn zu besiegen. Sie erschien und ward beim Anblick ihres Mannes von Furcht ergriffen, und sie überschüttete ihn mit herzlichen Bitten, sich ihrer doch zu erbarmen. Man riß ihm den Knebel aus dem Mund, auf daß er sich erklären könne. Allein Timotheus bat seinen anwesenden Vater, er möge ihm doch mit einem Tuch die Augen verhüllen, um nicht durch den Anblick seiner Gattin in seinem Bekenntnisse Jesu Christi wankend gemacht zu werden. Da jedoch ihr Schluchzen immer lauter und bezwingender wurde, redete Timotheus ihr so mannhaft zu und betete so inniglich zu Gott um die Bewährung ihrer Standhaftigkeit im christlichen Glauben, daß Maura, vom heiligen Geist erfaßt, nun mit unbeugsamem Heldenmuth ihren Herrn und Heiland auch bekannte.

Der Richter, erstaunt über diese schnelle Umwandlung, versprach ihr einen anderen und zwar einen vornehmen Bräutigam; sie jedoch bedeutete ihm: „„Ich verlange keinen anderen Bräutigam, als Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes!““

Darob ergrimmt ließ ihr der Richter die schönen Haare ausreißen und bedrohte sie, bei etwaiger Widersetzlichkeit, mit noch größeren Peinen. Da rief Maura: „„Jetzt ist's mir bewußt, daß Christus mir jene Sünde verziehen, die ich auf dein Zureden begangen; du selbst ließest mir nun die Haare ausreißen, die ich geschmückt hatte, um meinen glückseligen Ehegatten zum Abfalle zu verführen!““

Noch wüthender geworden durch eine solche Antwort, befahl der Richter, ihr die Finger abzuschneiden und sie ihr vorzuwerfen!

Da frohlockte Maura: „„Auch dafür danke ich, daß du mir die Finger abschneiden ließest, mit denen ich die Zierden der Eitelkeit mir zurecht machte! Dieß war eine andere Sünde von mir, und du bewirkst mit deinem Befehl, daß ich für dieselbe hinieden noch büßen kann und sie mir jenseits verziehen werde!““

Voll Bewunderung rief Einer aus den Umstehenden: „Maura, stark und tapfer, wie ist dir zu Muth, indem du deine abgeschnittenen Finger ansiehst?“ Und sie entgegnete: „„Nicht viel anders, als wenn man in dem Garten das Kraut von den Wurzeln abschneidet!““

Der Richter drohte, daß, wenn sie nun noch nicht opfere, so werde er ihr glühende Kohlen in den Mund stecken lassen. Und Maura sprach: „„Als der Prophet Jesaias den Herrn auf seinem himmlischen Thron erblickte, und sich selbst anklagte, daß er ein Mann unreinen Mundes sei, flog zu ihm einer der Seraphim und

berührte seinen Mund mit einer feurigen Kohle, und seine Sünde und Schuld war dadurch gesühnt. So magst du mir jetzt auch den Mund mit feurigen Kohlen füllen lassen, damit alle Sünden getilgt werden, welche ich durch die Zunge und die Lippen begangen habe!"" —

Und weil der Richter an ihr dieselbe Standhaftigkeit erblickte, wie an Timotheus, so verurtheilte er Beide zum Kreuztode, und der Art, daß die Kreuze sich gegenüber sollten aufgerichtet werden.

Kaum waren sie auf der Richtstätte angekommen, als plötzlich noch die Mutter der heldenmüthigen Maura erschien und ihr, unter Thränen und Jammergeheul, ihre kostbaren Brautkleider zeigte, mit der inständigsten Bitte, ihre Familie durch einen so entehrenden Tod nicht zu beschimpfen. Die Tochter jedoch antwortete: „„Alle diese Weltpracht gleicht dem Rauche, der in der Luft verschwindet; die Herrlichkeit der treuen Diener Gottes aber ist ewig!"" — Mit diesen Worten entwand sie sich den Armen der Mutter und eilte auf das für sie bestimmte Kreuz zu.

Um ihnen den gewaltsamen Tod durch lange Schmerzen recht peinlich zu machen, ließ sie der Richter lebendig an die Kreuze hangen. Timotheus und Maura aber ermuthigten einander zum guten Kampf und Sieg, und verharrten im Gebete, bis sie ihre Seelen dem himmlischen Vater übergaben — am 19. December des Jahres 305.

---

265. Die Wahl zwischen Schwert und Evangelium.

Marinus, ein reicher und sehr geschätzter Kriegsmann, wurde während der Christenverfolgung unter Valerian ob seiner Verdienste zu einer höhern Stelle im Kriegswesen befördert.

Aus Neid hierüber äußerte Einer seiner Freunde: „Marinus kann diese Stelle nicht annehmen, denn er ist ja ein — Christ."

Die Sache kam vor den Richter.

Marinus wurde gerufen und nach der Wahrheit dieses Gerüchtes befragt. Und er rief mit lauter Stimme: „„Ja, es ist so, ich bin wirklich ein **Christ**!""

Auf dieses Bekenntniß hin gab ihm der Richter drei Stunden Bedenkzeit: ob er den Göttern und dem Kaiser opfern und dann in Ehren leben wolle, oder: ob er Christ bleiben und sterben wolle?

Als er von dem Richter hinwegging, begegnete ihm der Bischof Theotecnus; der nahm ihn bei der Hand, begleitete ihn zur Kirche und suchte ihn da auf eine rührende Weise im Glauben zu stärken;

zuletzt führte er ihn vor den Altar, zeigte ihm mit der einen Hand ein Schwert und mit der anderen das Evangelium und fragte ihn: „„Welches von Beiden ist dir am liebsten?““

Da Marinus voll freudigen Glaubens seine Hand nach dem Evangelium ausstreckte, sprach Theotecnus: „„Nimm hin, o Sohn, was du erwählt hast, und verachte das Leben hienieden; ein ewig-seliges wartet jenseits deiner! Gehe muthig und getrost hin und empfange die Krone, welche der Herr dir bereitet hat!““ —

Die bestimmte Stunde schlägt.

Marinus erscheint ungesäumt und mit heiterm Antlitze vor dem Richter; auch wartet er nicht, bis er gefragt wird, sondern gesteht frei heraus: „„„Mein Gewissen gebietet mir — Gott mehr als den Menschen zu gehorchen!“““

Der Richter wüthete vor Ingrimm und ließ ihn binden.

Nach wenigen Minuten lag das blutende Haupt des muthigen Bekenners Jesu Christi am Boden. —

---

266. Der unerwartete Martyrer.

Eine junge, edle Römerin, Namens Aglae, führte mit Bonifacius, dem Verwalter ihrer zahlreichen Güter, ein durchaus unheiliges Leben, und nicht ohne großes Aergerniß aller frommen Christen zu Rom.

Nach längerer Zeit aber fiel der göttliche Same der Gnade in dieses dornige Erdreich; Aglae, die eine sehr ernste Predigt über die Nothwendigkeit der Bekehrung hörte, fing an nachzudenken, hegte Mißfallen an ihrem seither so gottwidrigen Leben, faßte den Entschluß einer aufrichtigen Besserung und sprach zu Bonifacius: „Ich hoffe, du wirst als Mann dich nicht schämen, dem heilsamen Beispiel eines Weibes zu folgen; ich bin entschlossen, meine zahlreichen Sünden und Vergehungen durch die strengste Selbstkreuzigung zu büßen; und es ist billig, daß Derjenige, der im Laster mein Gefährte gewesen, nun auch in der aufrichtigen Bekehrung mir Gesellschaft leiste! — Damit wir aber Beide um so leichter Verzeihung unserer Sünden erhalten, so reise du nach Cilicien ab und erwerbe dort einige Gebeine von heiligen Martyrern, damit diese gekrönten Gottesstreiter im Himmel, während wir ihre Reliquien auf der Erde verehren, durch ihre Fürbitte die Barmherzigkeit Gottes uns erflehen möchten.“

Es begab sich also Bonifacius mit einigen Dienern auf den Weg, sprach aber beim Abschiede scherzweise zu seiner Gebieterin:

„„Wie dann aber, wenn ich selbst etwa als Martyrer stürbe, und man meinen Leichnam auch als eine Reliquie zurückbrächte!?““

„Lasset eueren Scherz,“ gab Aglae zurück, „und erachtet es als ein großes Heil, wenn ihr nur eine Stelle bei den Füßen der heiligen Bekenner erlanget!“ — —

Nachdem also Bonifacius zu Tharsus angekommen war, erfuhr er: es würden alsbald zwanzig Christen ob ihres Glaubensbekenntnisses, dem sie standhaftes Zeugniß gaben, zur Richtstätte geführt.

Und da entfernte er sich von seinen Reisegefährten, nahte sich dem Kampfplatze der Martyrer, sprach ihnen heiligen Muth ein und rief sie demüthiglich um ihre Fürbitte bei Gott an, daß er sich seiner, des elenden Sünders, in Huld erbarme!

Der Richter befahl ihm, sich augenblicklich zu entfernen; er aber bekannte den gekreuzigten Gottheiland Jesus Christus mit so großer Standhaftigkeit, daß dieser ihn auch alsobald ergreifen, grausam peinigen und zuletzt enthaupten ließ. —

Da nun seine Gefährten ihn vermißten und allum suchten, erfuhren sie: ein noch ziemlich junger Fremdling sei am vorigen Tage ganz ritterlich als Martyrer gestorben; und vielleicht sei er selbst Derjenige, den sie suchten.

Sie aber lachten und gaben diese Antwort und sagten: „„Man müsse ihren Herrn, der freilich ein Christ, nicht bei den Folterknechten, sondern bei den üppigsten Freudengenüssen suchen!““

Indessen gingen sie dennoch auf die Richtstätte hin, und sahen daselbst — starr vor Erstaunen — das Haupt des Bonifacius neben seinem Körper im Blute liegen; die Arme lagen gekreuzt über der Brust.

Da baten sie dem glorreichen Martyrer das über ihn gesprochene vermessene Urtheil ab, erkauften seinen Leichnam um fünfhundert Römer-Pfund, und eilten mit demselben nach Rom.

Aglae aber, die von bitterster Reue über ihr seitheriges Sündenleben tief zerknirschte, die während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit fastete und sich kasteite und betend unter dem Kreuz ihres Erlösers gekniet, hatte durch eine göttliche Offenbarung bereits seinen Tod erfahren; sie zog deßhalb barfuß und in Bußkleider gehüllt seinen Reliquien entgegen, begrub sie, erbaute über denselben eine Kapelle und begab sich hierauf in ein Kloster, wo sie ihr Leben in allerstrengster Buße vollendete. —

Wer wohl hätte so wunderbare Früchte von einem so dornigen Erdreich erwartet? Doch — bei Gott ist kein Ding unmöglich! Der Mensch denkt's und **Gott** lenkt's! —

267. Die gesühnte Lüge des Enkels.

Zu den Zeiten der heidnischen Verfolgungen der Christen lebte Kardias, ein frommer Mann. Er zählte neunzig Jahre, und nur spärlich hingen die grauen Haare von seinem Scheitel herab. Die Kraft seines Geistes aber war noch jung, und sein Antlitz freundlich wie das eines Jünglings. Er lebte streng nach der Lehre des Gott-Menschen Jesu Christi, der auf die Erde gekommen, das Menschengeschlecht von der Sünde und dem Irrthume zu erlösen, und der zum Zeugnisse für die Wahrheit seiner Sendung vom himmlischen Vater, und zur Sühne des Ungehorsams der Menschen gegen Gott nach vielen Verfolgungen und Martern sein Leben am Kreuz auf Golgatha dahinopferte. Des Kardias Wandel blieb die getreueste Nachfolge des Gekreuzigten; darum war sein Wandel Frömmigkeit, sein Thun Segnen, sein Glück Gottseligkeit.

Vor Allem aber hing er streng an der Wahrhaftigkeit und haßte und verabscheute über Alles die Lüge.

Einstmal saß er in seinem Gemache und las in den heiligen Büchern. Da stürzte sein Enkel, ein Kind von zehn Jahren, herein, ergriff den Alten bei der Hand und rief wiederholt: „Sie sind fort, sie sind wieder fort; du bist gerettet!"

„„Ich begreife dich nicht!"" entgegnete Kardias ruhig. „„Sage, wer sind Diejenigen, wovon du so aufgeregt sprichst?""

„Bewaffnete Männer," antwortete der Knabe, „kamen an unsere Thüre und fragten mich nach dir. Sie blickten so wild darein; da hielt ich sie für Feinde des Christenthums und befürchtete, sie möchten auch dich, wie so viele Andere, fortführen und dir Leides thun! — Da sagte ich: „Du wärest hinabgegangen in den Tempel, um zu dem Gott der Christen zu beten. Sie glaubten es mir, und gingen wieder fort, und ich freue mich, dich gerettet zu haben!"

Kardias aber sprach mit strengstem Ernste, der aus seinem Antlitz hervorglühte: „„Sohn, warum hast du die Unwahrheit geredet? Habe ich dich denn nicht gelehrt, in keinem Falle von der Wahrheit abzuscheiden? Wie konntest du mich so betrüben? Dieß ist die erste Lüge deines Lebens; aber durch sie hast du für immerhin den Anspruch auf Glaubwürdigkeit verloren!""

Erschrocken und beschämt bat der Knabe um Vergebung und weinte bitterlich. „O!" rief er, „ich habe allerdings eine Unwahrheit geredet; aber heute hat mich die Liebe zu dir, die Furcht für dein Leben, und die Hoffnung, die blutige Gefahr von dir abzuwenden, dazu bewogen!"

Da nahm der Greis das Wort also: „„O, spreche nie mehr eine Lüge während deines ganzen Lebens fortan! Weder durch Liebe, noch durch Furcht, noch durch Hoffnung laß dich bewegen, auch nur ein einziges unwahres Wort zu reden! Jesus Christus, den auch du bekennst, ist ja der Weg, die Wahrheit und das Leben, dem wir in Allem nachfolgen müssen Gleichwie die Wahrheit es ist, wodurch wir uns Gott am Aehnlichsten bewähren, so ist's die Lüge, die uns am Weitesten von ihm entfernt, die unsere innere Gottähnlichkeit schändet und zerstört; die Lüge war ja das Grundübel von Anbeginn! Gott ist die Wahrheit, und wer die Wahrheit verleugnet, der verleugnet Gott! Wahrheit ist das Heiligste, was Gottes Barmherzigkeit in seinem Eingeborenen Sohn uns verlieh! Wer aber der Lüge pflegt, der wird ein Verbrecher gegen Gott und die Menschen! Der Gerechte verabscheut die Lüge, weil sie böse ist! O fliehe, mein Kind, die Lüge, weil sie höllisch und nicht himmlisch ist! Besser ist's, es entstehe für uns ein Unglück durch das Bekenntniß der Wahrheit, als daß du dasselbe durch eine Lüge von dir abwendest! Wie Jesus Christus müssen auch wir mit Blut und Leben für die Wahrheit einstehen! Durch die Wahrheit fallend — siegen wir und erringen die Krone des ewigen Lebens!““

Und der Knabe gelobte mit Thränen in dem Auge seinem ehrwürdigen Großvater, künftig der Wahrheit stets ein volles und freudiges Zeugniß zu geben, und nahm sich jene Worte tief zu Herzen; denn er liebte den Alten inniglich.

Kardias aber betete laut zu Gott, seinem Heiland, ging dann hin, setzte sich auf den Markt, und verkündete mit heiterem, verklärtem Angesichte laut den Herrn und rief: „„Christus, der Eingeborene Sohn Gottes, ist die Wahrheit und das Leben; er ist wahrhaft von den Todten auferstanden, und lebt auch in Denen, die sein begehren!““ —

Da kamen die Feinde der Christuslehre, vom Kaiser gesandt, und führten ihn zum Tode. „„Herr! verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!““ — betete er, legte dann, schon im Geist ein Gast des bessern Heimathlandes, ruhig sein Haupt unter das Beil des Henkers und verblutete gläubig sein Leben. Den Leichnam des Greises begruben aber seine Angehörigen, und setzten einen Stein auf das Grab und schrieben auf ihn:

„„Hier ist begraben der Mann, der niemal gesprochen ein böses
Oder erlogenes Wort: K a r d i a s war er genannt!““ —

---

268. Eine Flucht der wahren Todesgefahr.

Die Geschichte des christlichen Afrika's erzählt von Saturus, erstem Hofmeister des Vandalenkönigs Hunerich, daß man vergeblich mit Ueberredung und mit Gewalt ihn zu bewegen suchte, den katholischen Glauben mit dem arianischen Irrthume zu vertauschen. Als keine Bemühung fruchten wollte, kam seine geängstigte Gemahlin, die er innig liebte, warf sich sammt allen Kindern ihm zu Füßen, und rief: „Erbarme dich deiner Gattin, und dieses Säuglings an ihrer Brust und dieser armen Kleinen! Siehe, Gott ist so grausam nicht, Gott wird dir verzeihen, wenn du der Gewalt weichst, du bist ja gezwungen!“ —

Saturus aber erwiederte mit den Worten Hiob's: „„Du redest wie eine aus den unvernünftigen Weibern! Wenn du deinen Mann wahrhaft liebtest, so würdest du niemals durch diese Schmeicheleien und verführerischen Reden in die wahre Todesgefahr, in die Gefahr des ewigen Todes ihn stürzen! Lasse sie immerhin Weib, Kinder und Vermögen mir rauben, ich bewahre die Worte des Herrn in meinem Herzen!““

So sprach er, und seine Gattin schied weinend von ihm, er aber wurde aller Güter beraubt, halb todt gequält, und als ein elender Bettler davon gejagt.

Und um was hatte es sich gehandelt? — Um eine Kleinigkeit: er durfte nur die Gottheit Christi leugnen, Christum nur als den Vornehmsten aller Geschöpfe anerkennen, und sein Leben, seine Reichthümer und Würden waren wieder ihm gesichert, freilich aber nicht sein Antheil an Gott und am ewigen Leben! —

---

269. Die mit der Martyrerkrone vertauschte Königskrone.

Zur Zeit der Jugend Alfred's des Großen (geboren 849) brachen die Normannen, auch „Dänen“ genannt, fast alljährlich in England ein und verheerten, was sie immer nur in ihre Gewalt bringen konnten. Sie wurden der Schrecken aller Einwohner, unter denen ganz besonders die Christen von dem heidnischen Hasse blutig verfolgt wurden, weßhalb man auch in allen Kirchen zu beten pflegte: „A furore Normannorum libera nos, Domine! Beschütze uns, Herr, vor der Wuth der Normannen!“ —

Besonders grausam und unternehmend war der Dänenkönig Inguar, der sogar den angelsächsischen König Edmund in seine Gewalt bekam.

Da forderte er von diesem, daß er sich vom Christenthum lossagen solle. Aber Edmund weigerte sich standhaft.

Inguar ließ ihn nun an einen Baum binden und mit Pfeilen auf ihn schießen. — Auch da noch blieb Edmund standhaft und unerschüttert, bis Inguar, durch solche Standhaftigkeit und solchen Glaubensmuth aufgebracht, ihm das Haupt abschlagen ließ.

Und so vertauschte Edmund die angelsächsische Königskrone mit der christlichen Martyrerkrone, die ihm jenseits zur Krone der himmlischen Verklärung geworden ist, kraft der Verheißung seines Herrn und Meisters: „Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein! Die mir auf Erden dienen, sollen mit mir in dem Himmel herrschen!" —

Für diesen christlichen Heldentod wurde Edmund auch in der Sage und im Liede verherrlicht, und seine Verehrung in der Kirche Christi hat bereits viele Jahrhunderte überdauert, denn: „„Das Andenken des Gerechten lebt im Segen!"" —

---

270. Die Bauern-Kelter.

Die Stadt Wertheim am Main, erlitt, wie ganz Unterfranken, im dreißigjährigen Kriege sehr viel Wehe, indem sie bald von den Schweden und bald von den Kaiserlichen besetzt und bedrängt wurde.

Der Haß der Schweden gegen die Katholischen hatte zuletzt gar keine Grenze mehr, und ihm fielen die schrecklichsten Opfer.

So haben die Schweden einmal einige katholische Bauern aus dem Dorfe Eichel zwischen eine Kelter auf der Schloßgasse gelegt, und Blut aus ihnen gekeltert, bis sie unter der unsäglichen Marter starben.

Diese Kelter heißt bis zur heutigen Stunde noch die — „Bauern-Kelter." —

---

271. Vertrauen eines Martyrers.

Thomas Moorus, dieser edle Bekenner Jesu Christi, dem in England die Treue für seine Kirche das Leben kostete, hatte ein so großes Vertrauen auf Gott, daß er den Seinigen, auf ihre Befürchtung — er möchte dennoch durch das zu ertragende schwere Leiden wankend werden — erwiederte:

„So gebrechlich ich auch mich fühle, will ich dennoch der Güte Gottes nie mißtrauen! Ja, seh' ich auch, daß ich aus Furcht falle,

oder mit Petrus schon ganz gefallen bin; so hoffe ich dennoch, daß er mich mit dem Auge seiner väterlichen Barmherzigkeit huldreich anblicken und aufrichten werde, damit ich auf's Neue der Wahrheit Zeugniß gebe!" —

272. Der Patriarch der Mönche.

Antonius, der heilige Patriarch der Mönche, auch mit dem Beinamen „der Große," geboren im Jahr 251 nach Christus in Koman bei Heraklea in Oberägypten, war von frühester Jugend ausgerüstet für einen bis dahin den Christen ziemlich unbekannten Beruf, das „Einsiedlerleben" — nach einem gewissen Zusammenhang und bestimmten Ordnung. Das lebendige Wort der Kirche, Betrachtung der Natur, Reinheit der Sitten, Zurückgezogenheit von der Welt in's innere Leben waren und blieben das hohe Ziel seiner ascetischen Bestrebungen. Das reinste Ideal des Mönchthums hatte an ihm den möchlichst wirklichen Ausdruck gefunden.

Zuerst stiftete er das Kloster Phaium am Nil, anfänglich nur aus einigen zerstreuten Zellen bestehend; diese Zellen vermehrten sich nach und nach der Art, daß die Bewohner derselben sich wieder in einzelne Genossenschaften abtheilten, die alle der heilige Antonius nicht nur unter seiner Leitung hatte, sondern sie auch fleißig besuchte, sie unterrichtete und sie zum getreuen Ausharren in der Nachfolge Jesu Christi ermahnte, laut der Forderung des Herrn selbst, die da lautet: „Willst du vollkommen sein, so geh' hin, verkauf' Alles, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm' und folge mir nach!" (Matth. 19, 21.)

Antonius, an dem jeder Zoll ein Mönch, und der zuletzt der väterliche Vorsteher über beinah' sechstausend Einsiedler gewesen, lebte zuerst in der Wüste, mit Gebet und Handarbeit beschäftigt; später zog er sich noch tiefer von der Welt zurück, indem er zwanzig Jahre in einer alten Grabhöhle zubrachte; und dann später, um noch einsamer zu sein, wohnte er auf dem Berge Kolzin; und so groß war sein Ruf, daß (337) der Kaiser Constantin der Große nebst seinen beiden Söhnen Constantius und Constans an ihn schrieben und um seine Fürbitte bei Gott baten, was aber seine Demuth nicht im Geringsten außer Fassung brachte. —

Nach der Auskunft der ältesten Marthyrologien starb Antonius am 17. Januar 356 in einem Alter von Hundertfünf Jahren, ohne daß ihn, der den schwersten Entbehrungen aller Art freiwillig oblag, Alters-Gebrechen je belästigt hätten.

Seiner Anordnung gemäß ward er stille beerdigt, da er sich das Einbalsamiren als eine Eitelkeit verbeten hatte.

Seinen Mantel vermachte er dem heiligen Athanasius, und sein härenes Gewand dem Bischofe Serapion.

Hiermit war das Zeitliche und Ewige geordnet! —

Seinen im Jahr 561 entdeckten Leib setzte man in Alexandrien bei, und nach der Eroberung Aegyptens durch die Sarazenen im Jahr 635 wurde er nach Constantinopel gebracht.

Von da kam er zu Anfang des elften Jahrhunderts in die Diöcese Vienne, wo er in der Priorat-Kirche von la Motte-Saint-Didier (dem nachmaligen Hauptorte des Antonius-Ordens), beigesetzt wurde.

Im Jahr 1491 kamen diese Reliquien in die Pfarrkirche Sanct Julien in Arles, und es geschahen bei denselben viele Wunder. —

273—277. Einige Züge aus dem Leben des heiligen Abtes Makarius, des Großen.

1. Makarius, der Aegyptier, wurde im Jahr 301 nach Christus in jenem Theile von Ober-Aegypten, der an Thebais grenzt, geboren; seine Eltern gehörten dem Hirtenstand an, und er selbst verlebte die Zeit seiner Jugend bei den Heerden auf den heimathlichen Fluren. — In dieser Zeit vergaß er sich so sehr, daß er einst mit mehreren jungen Leuten in einen Garten einbrach, um Obst zu stehlen. Sobald er jedoch die erste von den gestohlenen Feigen verkostete, überfiel ihn plötzlich ein solcher Schrecken über diese böse That, daß er die Feige nicht verzehren konnte. Und dieser Schrecken war der Anfang seiner Bekehrung. Er erkannte aus dieser Missethat, wie geneigt sein Herz zum Bösen sei, und entsetzte sich vor den vielen Gefahren, die ihn bei seinem längern Verbleiben in der Welt bedrohten. Im schmerzlichsten Reuegefühl über seine Sünden und in der heißesten Sehnsucht, für das Heil seiner armen Seele einzig und allein zu wirken, betrat er die Einsamkeit der Wüste. Dort beschäftigte er sich mit Korbflechten, Gebet, Betrachtung und Psalmengesang, und unter den schwersten Selbstkreuzigungen führte er ein erbauliches, weil echtes, Einsiedlerleben. An jenen Feigendiebstahl aber konnte er sich sein Leben lang nie erinnern, ohne dabei die bittersten Thränen zu vergießen. — Er gedieh auch nach und nach zu einer solchen Reife in der Uebung christlicher Tugenden, daß man ihn allgemein nur „den jungen Greis" nannte. —

2. Um Makarius zu demüthigen und ihm zu zeigen, wie weit entfernt von der höchsten Vollkommenheit er noch sei, fügte es Gott so, daß er einst, nachdem er schon lange in der zwischen Libyen und Aegypten gelegenen Wüste — Sketis genannt — gelebt und das Amt eines geistlichen Vaters über die Brüder verwaltet hatte, zwei Einsiedler kennen lernte, die, entfernt von allen Menschen und umgeben von wilden Thieren, keine andere Nahrung als die der wilden Thiere genossen, in innigster Liebe zu einander schon vierzig Jahre an demselben Orte zugebracht hatten, weder Hitze noch Kälte mehr spürten, und, unabläßig mit Gott und dem Himmlischen beschäftigt, der innigsten Vereinigung mit ihm entgegenharrten. — Diese zwei Männer, die ihm wie Geister vorkamen, fragte er: „Was muß ich, der ich schwach von Natur aus bin und Euch nicht nachzufolgen vermag, thun, um ein Einsiedler zu werden?“ Und sie entgegneten ihm: „„Wenn du nicht Alles, was die Welt hat, entbehren kannst, wie wir; so gehe nur in deine Zelle, und beweine deine Sünden!““ — Und als er dann wieder zu den Brüdern zurückgekehrt, sagte er: „Ich bin noch kein Einsiedler; aber ich habe Einsiedler gesehen!“ —

3. Groß war des Heiligen Scharfsinn, mit dem er die verwickeltsten Verhältnisse klar durchschaute und gerecht schlichtete. — So hatte Makarius der Alexandriner, zwei Einsiedler, die man bei ihm verklagte, aus dem Verbande der Brüder ausgeschlossen; die Anschuldigung war zu bestimmt und die Rechtfertigung der Verklagten zu ungenügend, als daß er sie noch länger hätte behalten sollen. — In ihrer Verzweiflung, in die Welt jetzt zurückkehren zu müssen, kamen sie auf ihrem Wege zu Makarius dem Aegyptier, erzählten ihm ihr so trauriges Geschick, das auf ihnen, den Schuldlosen, mit der Exkommunication so schwer laste. Das Wehe dieser zwei Verstoßenen ging dem heiligen und in seinem Urtheil unbefangenen Manne tief zu Herzen. Er prüfte genau den Thatbestand und erkannte — ihre Unschuld. Er erklärte deßhalb die Exkommunication, mit der sie belegt worden für ungiltig, und sprach sie über Denjenigen aus, der sie exkommunicirt hatte. — So wurden die Seelen dieser zwei Brüder gerettet, und Makarius der Alexandriner, auf den die Exkommunication zurückgefallen, zur Erkenntniß seines Fehlers gebracht. Er suchte den Heiligen selbst auf, fand ihn, blieb bei ihm und übte eine sehr lange und harte Buße für diese Uebereilung. —

4. Makarius begab sich einst zu dem Abte Antonius auf den Berg, wo dieser Heilige wohnte. Als er an der Thüre der Zelle anklopfte, kam Antonius heraus und fragte ihn: „Wer bist

du?" Und die Antwort lautete: „„Ich bin Makarius."" — Antonius ging wieder hinein, verschloß die Thür und ließ ihn draußen stehen. Makarius harrte geduldig. Als dieß Antonius merkte, schloß er wieder auf, trat auf ihn zu und sprach überaus freundlich: „Schon lange wünscht' ich, dich zu sehen, nachdem ich schon so Vieles von dir gehört hatte." Er bewirthete ihn nun liebevoll und sie ruhten Beide mit einander aus, denn sie waren sehr müde. Beim Dämmern der Abendzeit aber weichte Antonius Palmzweige zum Korbflechten ein. Und Makarius sprach zu ihm: „„Befiehl, daß auch ich mir einige einweiche!"" Und als er es ihm geheißen, bereitete er sich einen sehr großen Bündel zum Einweichen. Nachdem dieß geschehen, nahmen sie die Bündel zur Hand, setzten sich nieder, redeten von dem Heile der Seelen und flochten die Zweige zu Körben. Das Geflochtene warf man zur Thüre hinaus in einen Behälter. Am Morgen ging Antonius hinaus, und als er die Menge des Flechtwerkes von Makarius sah, sprach er: „Große Kraft ist in diesen Händen!" —

5. Eines Tages kam der heilige Makarius in seine Zelle und traf da einen Dieb an, der eben damit beschäftigt war, die wenigen Habseligkeiten aus derselben zu stehlen und auf ein Kameel zu laden.

Der Heilige, ohne von dem Dieb erkannt zu werden, trat hinzu, half ihm ausräumen und aufladen und gab ihm noch ein Grabscheit, welches er vergessen hatte, und zeigte ihm sogar noch eine lange Strecke den Weg, indem er zu sich selbst sagte:

„Wir haben Nichts mitgebracht, als wir auf diese Welt kamen, und wir können auch Nichts mitnehmen, wenn wir wieder aus derselben hinweggehen! Gott hat es mir gegeben, Gott läßt es zu, daß man es mir wieder nimmt! Sein heiliger Name sei dafür gepriesen!"

Und mit diesen Worten verließ Makarius den Dieb. —

---

278. Kein Hochmuth! Kein Eigensinn!

Als die heiligen Einsiedler in der Wüste um Antiochien von dem wunderbaren Leben Simeon's auf seiner Säule hörten, beschlossen sie, darüber in's Klare zu kommen: ob er von dem göttlichen Geist oder von Sonderlingslaunen zu etwas so Erstaunlichem getrieben werde?

Einer von ihnen begab sich zu ihm und sprach: „Was ist das, Simeon? Warum wandelst du nicht auf den gebahnten Wegen im frommen Leben, welche vor dir so viele heilige Männer eingeschlagen haben? Warum wählst du diesen unbekannten, von dem man bis jetzt nichts gehört noch gewußt hat? Steige herab von deiner Säule, Simeon, und diene mit uns Gott in der hergebrachten Weise, welche von jeher bei den Altvätern üblich gewesen ist!"

Kaum hatte Simeon diese Worte vernommen, als er sich auf der Stelle und ohne Widerrede anschickte, die Säule zu verlassen.

Als der Abgeordnete diese Bereitwilligkeit sah, rief er ihm erfreut zu: „Bleibe, wo du bist, Simeon! Dein Gehorsam beweis't genugsam, daß du nicht durch Hochmuth und Eigenwillen, sondern durch göttliche Eingebung geführt wirst! Setze dein wunderbares Leben fort: es ist wohlgefällig vor Gott!" —

Hätte Simeon den Gehorsam versagt, so würden ihn die Einsiedler gezwungen haben, von der Säule herabzusteigen, um dem Aergerniß vorzubeugen, welches ein so hochmüthiger, eigensinniger Mensch geben müßte! —

---

279. Das Aufhorchen auf sich selbst.

Der heilige Ephrem berichtet von einem Mönche, der einen Altvater fragte: „Was soll ich thun? Mein Abt schickt mich in die Bäckerei, um dem Bäcker hilfreiche Hand zu reichen; daselbst aber sind auswärtige junge Bursche, welche von vielen Dingen plaudern, die ich nicht schicklich hören kann: Wie nun soll ich mich betragen?" —

Der Greis, ihm sanft die Hand auf die Schulter legend, antwortete: „„Hast du nicht in den Schulen Knaben gesehen, welche unter vielem Gesumse und Geräusch lernen, und die Aufgabe überlesen, welche sie dem Schulmeister hersagen müssen? Da merkt Jeder auf seine Lektion, und nicht auf die der Anderen, weil er weiß, daß er dem Schulmeister über seine und nicht über die Aufgabe Anderer Rechenschaft wird ablegen müssen. Thue du deßgleichen, und merke nicht auf Das, was Andere thun oder sagen, sondern habe nur Acht auf deine Schuldigkeit; denn darüber wirst du Gott Rechenschaft geben müssen!"" —

Auf solche Art können auch wir, obgleich wir mitten im Geräusche der Welt zu wirken haben, im Umgange mit den Nächsten dennoch blind, stumm und taub sein; und Alles, was wir da, wie

immer, hören und sehen müssen, wird uns im Fortschreiten auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit nicht im Geringsten stören! —

280. Gott wirkt — wirke du nur mit!

Zwei Einsiedler gruben in der Wüste gute, fette Erde, und trugen, da es ihnen an Lastthieren und Fuhrwerk fehlte, die Erde in Säcke gefüllt in ihren Garten, um den magern Boden desselben zu verbessern.

Die Sonne sendete vom hohen Himmel ihre glühenden Strahlen, der Schweiß floß von der Stirne und Fliegenschwärme umschwirrten und neckten unaufhörlich die mühselig Arbeitenden. Da bemächtigte sich bitterer Unmuth der Seele des Jüngeren, und er brach in laute Klagen aus.

„O bitte doch Gott um Geduld, lieber Bruder!" — sagte freundlich der Aeltere.

„„Wohl hab' ich ihn schon darum gebeten,"" entgegnete der Jüngere, „„aber seine Gnade hilft mir nichts!""

Ruhig grub der Aeltere fort, bis er wieder einen Sack gefüllt hatte, dann sprach er: „Hilf mir den Sack auf die Schulter nehmen!"

Der Jüngere schob ihm den Sack mit angestrengter Kraft rückwärts auf die Schulter, der Aeltere zog ihn aber vorwärts wieder herab, so daß der Sack wieder zur Erde fiel.

„„Was soll das heißen?"" rief entrüstet der Jüngere; „„meine Hilfe kann dir nichts nützen, wenn du sie vorsätzlich wieder vereitelst!""

„Und sieh', mein Lieber," sagte der Alte, „wird denn dir die göttliche Gnade etwas helfen, wenn du, statt mitzuwirken mit ihr, vielmehr derselben widerstrebest?"

Da schwieg beschämt der Jüngere; die Sonne brannte, der Schweiß floß von der Stirne, die Mückenschwärme neckten, aber kein Laut der Ungeduld entquoll mehr seinen Lippen. —

281. Sonst und Jetzt.

Von zwei Brüdern, die eine Zeitlang zusammen in Constantinopel gelebt, und im Eifer einer aufrichtigen Frömmigkeit die strengste Abhärtung geübt hatten (so erzählt Johannes Eviratus), war der Eine nach Raythu, einem damals berühmten Aufenthalte von Einsiedlern gewandert, und daselbst, nach dem Gebrauche jener

Zeit, in den Mönchsstand getreten, um von den Lockungen der Welt sich für immer zu entfernen

Ungefähr ein Jahr nachher besuchte ihn der Bruder, der in der Hauptstadt zurück geblieben, und bemerkte zu seiner Befremdung, daß der neue Anachoret, gegen die frühere Gewohnheit, schon um die neunte Stunde Speise zu sich nahm. Da fragte er dann: „Wie kommt das, mein Bruder? Als du noch mitten in dem Gewühle der großen Stadt gelebt, hast du an Fasttagen vor Sonnenuntergang keine Speise berührt; und jetzt in deinem neuen Stande führst du eine minder strenge Lebensweise als vordem?“ —

„„Darüber,““ erwiederte der Mönch, „„würdest du schwerlich dich verwundern, sofern du die nöthige Erfahrung erworben hättest. Als ich noch mitten in der großen Welt lebte, da ernährten mich meine Ohren. Die eitle Ehre, die aus dem beifälligen Geflüster oder dem lauten Lobe der Leute mir entgegen kam, welche mich einen „„„Heiligen“““ nannten, erfrischte meinen Muth, und machte mir jede Entbehrung leicht. Jetzt aber muß ich jeder Stärkung der Art entbehren, und darum behauptet der Hunger sein Recht in größerm Maaße.““ —

---

282. Ein guter Rath.

Es kam zu dem heiligen Abt Ammon ein Bruder und bat ihn, seines Heiles wegen, um einen guten Rath.

Und der ehrwürdige Abt sprach zu ihm:

„Gehe hin, mein Bruder, und stimme deine Gedanken gleich einem Gefesselten im Kerker, der ängstlich fragt: „„Wo ist der Richter? Wann wird er kommen?““ und in der Erwartung der Strafe zagt. — Denn also geziemt es sich, daß ein Mönch ängstlich sei, seine Seele selbst rüge und spreche: „„Wehe mir Elenden! wie werde ich vor dem Richterstuhle Christi bestehen?““ —

Ergiebst du dich solchen Betrachtungen, dann magst du selig werden!“ —

---

283. Du lachst!

Ein Altvater der scythischen Wüste sah einen Bruder lachen, und sprach seufzend zu ihm:

„Wir müssen dem allerhöchsten Herrn des Himmels und der Erde Rechenschaft geben über jeden Augenblick unseres Lebens; — und **du** lachst!“ —

---

284. Nicht zu übersehen!

Zwei Altväter besprachen sich mit einander über verschiedene Versuchungen, die ihnen seither begegneten.

„Ich bin dieser Welt erstorben!" sagte der Eine.

Der Andere aber entgegnete ihm: „„Vertraue nicht auf dich selbst, so lange du diesen Körper umherträgst; denn sagst du auch von dir, du seist todt, so ist darum Satan nicht gestorben!" —

285. Die Annahme der Sünder bei Gott.

Ein Kriegsknecht fragte einen Altvater: „Sage mir doch, nimmt Gott wohl einen Sünder an, der in seinem Leben viel Böses gethan hat?"

Der Altvater aber sprach zu ihm: „„Sage mir doch, mein Sohn, wenn dein Kriegesrock einen Riß bekommt, wirfst du ihn dann sogleich hinweg?""

„Nicht doch," gab der Krieger zur Antwort, „sondern ich bessere ihn aus."

„„Wenn also du deines Kleides schonest,"" fuhr der Altvater fort, „„ob auch dasselbe beschädigt ist: wird etwa Gott der unsterblichen Seele nicht schonen, die nach seinem Bild erschaffen ist, wenn dieselbe sich bessern läßt!?"" —

286. Die bewährte Geduld und Sanftmuth.

Ein Altvater, Namens Eusebius, war bei Christen und Heiden hochgeehrt ob seiner wunderbaren Geduld und Sanftmuth, so daß sie zum Sprichwort erhoben wurde, indem man bei peinlichen Ereignissen auszurufen pflegte: „Diese Peinigungen zu ertragen, dazu gehört die Geduld des Eusebius!"

Einst wettete Jemand, als man des Eusebius' Geduld und Sanftmuth rühmte, um 400 Silberlinge, daß es ihm wohl gelingen sollte, den Altvater in Zorn und Unmuth zu bringen.

Es war am Samstag-Abend, um welche Zeit der Altvater gerade von einer beschwerlichen Wanderung zurückgekehrt war und ein Bad nahm. —

Da trat der Wettlustige in's Badhaus und rief, mit Unterlassung eines jeden Ehrentitels: „Eusebius! Eusebius! Ist Eusebius nicht da?"

„„Hier!““ antwortete der Altvater, stieg aus dem Bade, warf seinen Mantel um, trat hinaus und sprach: „„Was wünschest du, mein Sohn!?““

„Ich möchte dir eine kleine Frage vorlegen,“ sagte Jener.

„„Frage, mein Sohn, frage nur!““ entgegnete Eusebius.

„Warum,“ fragte der Mann, „haben die Thermodianer blöde Augen?“ —

„„Gut gefragt, mein Sohn!““ erwiederte Eusebius, „„weil sie im Sande wohnen!““ — —

Der Frager ging fort, und der Altvater kehrte in sein Bad zurück.

Aber schon nach einigen Minuten kam der Wettlustige wieder und rief abermals: „Eusebius! Eusebius! Ist Eusebius nicht da?“

„„Hier!““ antwortete der Altvater zum zweiten Male, stieg aus dem Bade, warf seinen Mantel um, trat heraus und sprach: „„Was wünschest du, mein Sohn!?““

„Ich möchte dir eine kleine Frage vorlegen,“ sagte Jener.

„„Frage, mein Sohn, frage nur!““ entgegnete Eusebius.

„Warum,“ fragte der Mann, „haben alle Afrikaner breite Füße?“

„„Gut gefragt, mein Sohn!““ erwiederte Eusebius, „„weil sie in sumpfigen Gegenden wohnen!““ — —

Der Frager ging fort, und der Altvater kehrte in sein Bad zurück.

Aber schon nach einigen Minuten kam der Wettlustige wieder und rief abermals: „Eusebius! Eusebius! Ist Eusebius nicht da?“

„„Hier!““ antwortete der Altvater zum dritten Male, stieg aus dem Bade, warf seinen Mantel um, trat heraus und sprach: „„Was wünschest du, mein Sohn!?““

„Ich möchte dir eine kleine Frage vorlegen,“ sagte Jener.

„„Frage, mein Sohn, frage nur!““ entgegnete Eusebius.

„Kannst du mir wohl,“ fragte der Mann, „während dem ich auf Einem Fuße stehe und innerhalb der kurzen Zeit, während welcher ich nur auf Einem Fuße zu stehen vermag, kurz und faßlich das Grundwesen des Christenthums und seine Hauptgesetze erklären? — Wahrlich, wenn du dieses kannst, so will ich, der Heide, gern ein Christ werden!“

„„Gut gefragt, mein Sohn!““ erwiederte Eusebius; „„das Grundwesen des Christenthums ist klar in dem Ausspruche seines Stifters bezeichnet: „‚Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden!‘“ und das Hauptgesetz, in dem alle übrigen enthalten sind, lautet: „‚Du sollst den Herrn deinen Gott

lieben, aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe! Dieß ist das größte und das erste Gebot; das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!''' — —

Da sagte der Wettlustige: „Ich hätte dir noch viele Fragen vorzulegen, aber ich fürchte, du mögest böse werden!"

Eusebius zog seinen Mantel dichter an, setzte sich nieder und sprach: „„Frage, mein Sohn, frage doch nur, so viel du immer zu fragen hast!""

„Bist du," begann der Mann, „Eusebius, den man die „Krone der Altväter'" nennt?"

„„Ich bin — Eusebius, aber nur ein schlichter Mönch, den meine Brüder, wenn sie mich wirklich je sollten „die Krone der Altväter'" genannt haben, nur scherzweise so nannten.""

„So gebe Gott, daß Deinesgleichen recht viele seien unter den Mönchen!"

„„Und warum, mein Sohn!?"" fragte Eusebius.

„Weil ich," antwortete der Mann, „heute durch dich 400 Silberlinge verliere; denn um so viel habe ich gewettet, dich durch meine schnöden Belästigungen in Zorn und Unmuth zu bringen!"

„„Sei nicht zu vorschnell, mein Sohn!"" sagte der Altvater; „„besser, du verlierst 400 Silberlinge, als daß Eusebius die Geduld und Sanftmuth verlöre!"" —

287. Das Klosterleben zu Clugny.

Der heilige Odo, Kanonikus von Sanct Martin in Tours, hatte sich von der Welt zurückzuziehen begonnen, um sich dem Studium der heiligen Schrift, sowohl des Alten wie Neuen Bundes in der Einsamkeit völlig hingeben zu können. Bald aber drangen die Verkündigungen der Propheten von den Strafgerichten Gottes und auch die Verheißungen Christi so gewaltig in seine Seele, daß er dem Erlöser sich gänzlich zu weihen und den Aposteln in freiwilliger Armuth nachzueifern beschloß. Er gab, was er hatte, den Armen, las fortwährend in den heiligen Schriften und beweinte das Verderben der Menschen. Nicht lange jedoch vermochte er eine solche Abgeschiedenheit vor den Menschen zu bewahren; erst waren es die Wallfahrer zum Grabe des heiligen Martinus von Tours, des hochverehrten Apostels Galliens; dann versammelten sich, von gleicher Sehnsucht erfüllt, die Welt zu verlassen, viele Jünger um

ihn, die nach seinem Vorbilde leben wollten. Zuletzt regte sich in Allen das Verlangen, die Welt gänzlich zu verlassen und sich vollkommen der regulären Zucht eines Klosters hinzugeben. Sie machten sich deßhalb auf und durchwanderten ganz Frankreich; nirgends aber konnten sie finden, was sie begehrten. Endlich beschloß Adhegrin, ehemals des Grafen Fulco treuester Ritter, nun Odo's Jünger und Gefährte, deßhalb nach Rom zu ziehen. Als er aber auf dem Wege dahin nach Ober-Burg und zum Kloster Balmea kam, und daselbst gewahrte, welche Zucht und Sitte Abt Berno in demselben eingeführt, schrieb er freudig an Odo zurück: „Er möge nach Balmea kommen; hier habe er gefunden, was sie gesucht.“ — Sogleich eilte Odo herbei, unterwarf sich dem Abt und ward von diesem zum Schulmeister des Klosters ernannt.

Odo wurde hier durch seine echte Gleichförmigkeit mit Christo das schönste Vorbild für alle seine Brüder. Und es geschah, daß, als Abt Berno schwer erkrankte, er die Klostergemeinschaft bat, ihn seiner Würde zu entheben und mit derselben den Odo zu betrauen. Odo wurde gewählt und Berno starb in Frieden im Jahr 916.

Vielen Brüdern war aber das Ordensleben in der Weise, wie Odo es übte und geübt haben wollte, viel zu strenge und verlangten Milderung. Da betrieb Odo den Ausbau des Klosters zu Clugny und zog mit den älteren Brüdern dahin, den jüngeren Balmea überlassend; dort brachte er die Regel des heiligen Benedikt, welcher die Kirche schon längst ihre Zustimmung gegeben hatte, auf ihre ursprüngliche Strenge und Reinheit zurück. Und es erhob sich das Kloster zu Clugny nach und nach zu einem solchen Muster kirchlicher Zucht, Frömmigkeit, Ordnung und Wissenschaft, daß sein Ruf bald durch alle christliche Länder drang und die Mutter und Pflanzschule zahlreicher Klöster wurde, die von gleichem Streben beseelt wurden.

Das hauptsächlichste Mittel, dessen der heilige Odo sich bediente, ein wahrhaft heiligmäßiges Leben in den Mönchen hervorzubringen, war die Zurückführung des Menschen in sich selbst — durch Stillschweigen und Gebet. Man bedurfte in Clugny kaum mehr der menschlichen Zunge; Zeichen ersetzten die Stelle von Worten. Nur zum Dienste Gottes ward die Sprache gebraucht, da täglich zu sieben verschiedenen Malen dem Herrn des Lebens jene Lobgebete gesungen wurden, deren Darbringung altkirchliches Herkommen jedem Mönche und jedem Priester gebietet. — Täglich wurden auch zwei feierliche Messen gelesen; an den Tagen des Herrn pflegten immer fünf, an den übrigen Tagen je drei Brüder die heilige Kommunion zu empfangen; die übrigen genossen, nach der Weise der Eulogien, vor der gewöhnlichen Mahlzeit, gesegnete Brode. Drei Tage vor

Ostern empfingen Alle gemeinsam den Leib und das Blut des Herrn. — In vorgeschriebenen Stunden verrichteten die Mönche auch Handarbeiten; damit aber auch diese Gott geheiligt würden, geschahen sie unter Absingung von Psalmen. Vor aller Handarbeit ward aber auf jene eine gar besondere Sorgfalt verwendet, wodurch man das Brod zum heiligen Abendmahle bereitete. Unter Psalmengesängen wurde hierzu der Same der Erde anvertraut, die reife Frucht gesammelt und unter dem Preise der göttlichen Allmacht und Liebe Korn für Korn ausgelesen, dieses sodann sorgfältig gewaschen und in einem eigenen Sacke von einem der unbescholtensten Brüder zur Mühle getragen. Dort wusch dieser zuerst die beiden Steine, behing sie von oben bis unten mit Tüchern, kleidete sich selbst ganz in Weiß und begann dann mit verhülltem Gesichte, so daß nur die Augen unbedeckt waren, das Korn zu mahlen. Mit gleicher Sorgfalt wurde dann der Sieb gewaschen und das Mehl geseihet. Aus dem Mehle das Brod zu bereiten, war aber das Geschäft des obersten Hüters der Kirche, zweier Mönche und eines neu eingetretenen Bruders, welche mit nicht minderer Sorgfalt die heilige Arbeit unter sich theilten, und, rein gewaschen, in weißen Anzügen in einem geweihten Gefäße die Hostien bucken. So war Clugny recht eigentlich auf die beständige Feier des Opfers der Versöhnung gegründet, das der Heiland auf Golgatha vollbracht und durch die Hand des Priesters noch täglich am Altare dem Gott der Liebe zur Vergebung der Sünden des Menschengeschlechts dargebracht wird. — Auch wurden im Kloster Clugny täglich achtzehn Arme gespeist. — Die Mönche selbst fasteten nach der Regel des heiligen Benedikt, hielten so auch die täglichen Meditationen und sorgten für Unterricht und Erziehung der ihnen anvertrauten Knaben. — Jeden Tag wurden den Brüdern Stücke aus dem Alten und Neuen Testamente vorgelesen und immer in Einem Jahre der ganze Cyclus vollendet. Auf diese Weise bemächtigte sich der Brüder ein Geist der Demuth und Gottinnigkeit, der ihre Seelen von irdischen Begierden reinigte und sie in die Betrachtung himmlischer Wahrheit sich zu versenken lehrte. — Oft bekannten Einzelne ihre Sünden vor Allen und flehten, wohl selbst mit jeder christlichen Tugend geziert, die Gesammtheit der Priester um Buße und Lossprechung an. —

Es entstand sonach in Clugny und in den von da aus angeleiteten Klöstern jene königliche Priesterschaft von Männern, welche, ohne daß Alle die Weihe empfangen hätten, durch das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, sowie durch engelgleichen Wandel ihre Leiber zu Wohnungen des heiligen Geistes

umschufen, und, während sie selbst noch auf der Erde wandelten, längst schon aufgehört hatten, ihr anzugehören.

Der Ruhm des heiligen Odo wetteiferte mit dem des heiligen Benedikt; in den Hunderten, ja Tausenden, die von Clugny in alle Länder des Abendlandes ausgingen, gewann die Kirche wieder einen Stamm gottbegeisterter Männer voll apostolischen Sinnes, kindlicher Demuth, unerschütterlichen Glaubens und voll glühenden Eifers für die Ausbreitung des Evangeliums. Zwei Jahrhunderte hindurch wurde der Orden von Clugny einer der Grundpfeiler des gesammten christlichen Lebens; die geistige Wiedergeburt des Abendlandes im zehnten und elften Jahrhunderte durch Ascese und Wissenschaft ging aus ihm hervor, und fast jede bedeutende kirchliche Erscheinung bis zu den Zeiten des heiligen Bernardus steht mit ihm in Verbindung.

Odo starb am 28. November 944, und sein Andenken ist das gesegnete eines Heiligen. —

288. Die versagte Bitte.

Der ehemalige Professor der Philosophie an der Universität zu Mainz Dr. Johann Neeb, erzählt im Jahrgang 1828 des Unterhaltungsblattes „Ameise“ die nachstehende Handlung von Friedrich Carl Joseph Freiherr von Ehrthal, der zu Mainz am 3. Januar 1719 geboren und daselbst am 18. Juli 1774 zum Kurfürsten und Erzbischof von Mainz gewählt worden war.

Des Erzählers Worte lauten:

Als Friedrich Carl Joseph, der letzte Kurfürst und Erzbischof von Mainz, zufällig zu Aschaffenburg in seinen letzten Tagen vernommen hatte, daß seine Säugamme noch lebe, ließ er sie zu sich kommen, beschenkte „sein altes Mütterchen“ wie er sie vertraulich anredete, und fragte sie: ob sie Nichts entbehre, das er ihr zu gewähren im Stande sei. Das Mütterchen, mit diesem Angebot ein großes Glück in den Händen habend, wollte es auch festhalten und nicht so unüberlegt verscherzen; sie bat sich einige Tage zum Ueberdenken aus. Auch dieß bewilligte ihr erhabener Pflegesohn. Nach Verlauf der Bedenkzeit meldete sich die alte Frau wieder bei dem Kurfürsten und erklärte: „„Für sich und ihre eigene Person habe sie bei diesem hohem Alter nichts, als von Gott bald den Himmel zu erbitten; wolle der gnädigste Herr doch etwas für die Ihrigen thun, so möge er sich bei dem Pater Kapuziner-Quardian verwenden, daß dieser ihrem Enkel, der in den Orden treten

wolle, die Aufnahme nicht ferner, wie auf sein früheres Ansuchen, versage.““ — Der Kurfürst, bei seinem scharfen Urtheile, besann sich nicht, und schlug die Bitte sogleich und kurz ab, mit dem Bemerken: „Der Bursche müsse durchaus zu Nichts taugen, weil auch die Kapuziner (denen es damals schon an Aspiranten fehlte), ihn nicht haben wollten“

Der Kurfürst hatte richtig geschlossen.

Der junge Mensch, der in den Klassen des Gymnasiums zu Aschaffenburg mein Schulkamerad gewesen, war immer in jedem Fach Ultimus, und was sein Herz betrifft, so wäre auch kein edler Bruder aus ihm geworden. —

---

289. Das geforderte Wunder.

Zu Dom Bruno d'Affringues, dem Prior des Klosters der großen Karthause bei Grenoble, kam einst ein Jüngling und verlangte in den Orden aufgenommen zu werden.

Dieser ehrwürdige Vater sah aber, daß der Jüngling, wie die meisten Kinder aus vornehmen Häusern, von sehr zartem Körperbaue war, und stellte ihm deßhalb die Strenge des Ordens und das Rauhe des Ortes dar.

Der Jüngling erwiederte, er habe dieses Alles vorgesehen, und Gottes Gnade würde seine Stärke sein.

Da der Prior ihn so entschlossen sah, sprach er im strengern Tone zu ihm: „Was denken Sie nur, daß Sie in unseren Orden treten wollen? Glauben Sie, daß dieß ein Kinderspiel sei? Wissen Sie auch — daß Jeder, der bei uns Aufnahme begehrt, zur Probe ein Wunder thun muß? Werden Sie je eines thun?“

„„Nicht ich, wohl aber die Macht Gottes in mir!““ entgegnete der Jüngling. „„Ich vertraue fest auf seine Güte, daß er, der mich in diesen Orden zu seinem Dienste berufen und mir einen mächtigen Widerwillen gegen die Welt eingeflößt hat, es nicht gestatten wird, daß ich zurücksehe, noch zur Welt zurückkehre, der ich aus ganzem Herzensgrund entsagt habe. Fordern Sie was immer für ein Zeichen Sie wollen von mir, Gott wird es zum Zeugnisse meines Berufes durch mich vollbringen.““ — Bei diesen Worten wurde er ganz entflammt, und seine Augen funkelten dabei wie Sterne.

Dom Bruno, über diese Festigkeit erstaunt, umarmte den Jüngling, benetzte dessen Angesicht mit zärtlichen Thränen und

sprach hierauf, zu den Umstehenden gewendet: „Sehet hier, meine Brüder, einen Beruf, der die Feuerprobe besteht!“

Darauf kehrte er sich abermal zu dem Jüngling und sagte: „Habe Vertrauen, mein Sohn! Gott wird dir beistehen und dich lieben; auch du wirst Ihn lieben und Ihm dienen; was wohl eben so viel werth ist, als ein Wunder!“ —

---

290. Beruhigung eines Klosternovizen.

Ein mächtiger, ehrenreicher und an Weltfreuden gewöhnter Jüngling hatte den Orden des heiligen Franziskus von Assisi (wie in der Chronik dieses Ordens erzählt wird) sich erkoren. Der Satan nahm diesen seinen Eintritt gar übel auf, und weil er ihn um diese Lebensänderung beneidete, so fing er an, ihn zu versuchen, und stellte, um ihn abzuschrecken, die Strenge dieses Ordens vor; denn weil er statt der köstlichen Speisen, der bequemen Kleidung und des weichlichen Bettes, welche er in der Welt gehabt hätte, hier nur Gemüse, eine rauhe Kutte von Zwilch, einen Strohsack, und statt der vorigen Reichthümer die äußerste Armuth fand: so mußte ihm diese neue und plötzliche Umwandlung allerdings als überaus schwer erscheinen. Der böse Feind zeigte ihm das Peinliche dieser Dinge, und drang sehr in ihn, daß er sie aufgeben und in die Welt zurückkehren solle. —

Diese Versuchung erreichte ihren Zweck, und der Jüngling beschloß, aus dem Orden zu treten.

Während er in diesem Entschlusse schwankte, ging er durch das Kapitelzimmer, warf sich vor das dort stehende Crucifixbild auf die Kniee und befahl sich der Barmherzigkeit Christi. Hier gerieth er in eine Verzückung, und, emporgehoben im Geiste, sah er Jesus, den Herrn, und seine glorwürdige Mutter vor sich stehen, die ihn fragten: warum er im Sinne habe, von der erwählten Lebensweise sich zu entfernen? — Er antwortete mit vieler Ehrerbietung: „Herr! ich bin in der Welt so weichlich erzogen worden, und deßhalb kann ich die Strenge dieses Ordens, besonders in Kost und Kleidung und Lager, nicht ertragen.“ — Da hob der Sohn Gottes seinen rechten Arm in die Höhe, öffnete ihm die von Blut triefende Seitenwunde, und sprach: „„Strecke deinen Arm aus und lege da herein deine Hand, und salbe sie ein mit dem Blute meiner Seite; und wenn irgend etwas Strenges und Rauhes im Orden dir begegnen wird: so besprenge es mit diesem Blut, und

es wird dir alsbald jede noch so harte und schwere Entbehrung oder Arbeit weich und süß werden!““

Der Noviz gehorsamte dem Rathe des Herrn, und so oft eine Versuchung sich bei ihm meldete, stellte er sich das Leiden Christi, des Herrn, vor, und auf der Stelle verwandelte sich ihm Alles in eine ungemeine Süße und Lieblichkeit. —

Und wohl: was auch darf dem kleinen Menschen und schlechten Erdwürmlein schwer und rauh vorkommen, wenn er Gottes Eingeborenen Sohn aus Liebe zu uns Sündern mit Dornen gekrönt und an's schmachvolle Kreuz geschlagen erblickt? Was wird er nicht für die eigenen Sünden tragen und aushalten, wenn er den Herrn der ewigen Glorie und den König der himmlischen Majestät so Grausames für die Sünden Anderer leiden sieht? — —

291. Der standhafte Bettelmönch.

Der heilige Laurentius Justiniani, aus einer berühmten adeligen Familie zu Venedig im Jahr 1381 geboren, hatte schon in seiner ersten Jugendzeit die größte Neigung zum Klosterstand. — Auf den Rath seines Oheims, eines frommen und gelehrten Priesters der Congregration regulirter Chorherrn zu Alga, machte er auch einen Versuch von Bußübungen, um sich zu dem Leben in der Klostereinsamkeit vorzubereiten; aber dieser Versuch war mehr als ein Versuch, er war ein Muster der Bußübung, so zwar, daß seine Abtödtung jene der Mönche übertraf und seinem Eifer Schranken gesetzt werden mußten. Er fastete strenge, schlief nur wenige Stunden und zwar entweder auf Holzscheiten, oder auf bloßer Erde. Einstmal sagte er zu sich selbst, indem er einerseits den Weltgenuß und andererseits die Selbstkreuzigung des Büßerlebens betrachtete: „Hast du auch Muth genug, meine Seele! den Weltgenuß zu verachten und unaufhaltsam auf dem harten Wege der Buße fortzuschreiten?“ Dann, einige Augenblicke nachsinnend, warf er seine Augen auf ein Bild des Gekreuzigten und sprach weiter: „Du bist meine Hoffnung, o mein Gott; in dir ist aller Trost und alle Kraft!“ Und von nun an war der Weg der Vollkommenheit betreten. Er ließ sich in der Congregation zu Alga das Ordenskleid geben.

In dem Orden fand er keine Bußart, die er nicht schon geübt hatte; im Fasten und Nachtwachen übertraf er Alle; Speise und Trank nahm er nur zur höchsten Nothdurft; an Allem, was da Andacht, Selbstverleugnung und Demüthigung hieß, hatte er ein

inniges Wohlgefallen; er war stets der Erste und der Letzte in der Kirche; ein Wink von den Oberen, und sein Gehorsam zeigte sich schon thätig; das väterliche Haus betrat er nie wieder, außer um als Tröster am Sterbebett seiner Mutter zu erscheinen. —

Einst, während des Almoseneinsammelns, bei einer augenscheinlichen Gelegenheit verspottet zu werden, machte ihn sein Begleiter darauf aufmerksam; er aber entgegnete: „Laßt uns nur hingehen und Verspottung einsammeln! Wir haben noch nichts gethan, wenn wir der Welt nur dem Worte nach entsagt haben; wir müssen heute über sie siegen mit unseren Säcken und unseren Kreuzen!" —

Als einst des Klosters Vorrathskammer in Feuer aufging und die Brüder laut wehklagen wollten, rief er: „Warum haben wir denn das Gelübde der Armuth abgelegt? Gott hat uns diese Gnade erwiesen, damit wir auch die Armuth recht fühlen könnten!" —

Seine Zunge beherrschte er so sehr, daß er sich nicht einmal ein Wort zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung erlaubte. — Eines Tages wurde er im Kapitel der Uebertretung einer Ordensregel angeklagt; darauf schwieg er still, obschon die Anschuldigung grundlos und er damals Vorsteher gewesen; er entsagte aber seiner Stelle, schlug die Augen nieder, fiel auf die Kniee und bat die Brüder um Verzeihung und um eine angemessene Buße. Beim Gewahren dieser heroischen Selbstüberwindung des Heiligen wurde der Ankläger so beschämt, daß er dem Heiligen zu Füßen fiel, dessen Unschuld betheuerte und sich selbst verdammte. —

Einst wurde Laurentius von einem Jugendfreunde, der nun in der Republik Venedig eine bedeutende Stelle bekleidete, auf eine harte Probe gestellt. Dieser wollte ihn von seinem frommen Entschluß abbringen und aus dem Kloster ziehen, und zwar durch lockende Schmeichelei, dann durch beißenden Spott, und endlich durch Schmähungen. Er erschien als Weltmann, umgeben von einer Schaar Musikanten, im Kloster vor Laurentius. Der ernste Ordensmann jedoch stand ruhig vor seinen Augen, und als er zu reden begann, sprach er mit solcher Rührung über die Eitelkeit der Welt, den Tod diesseits und die ewige Vergeltung in dem Leben jenseits, daß der Edelmann zerknirscht wurde, der Welt entsagte und nun selbst mit in den Orden trat, dem er seinen Freund entreißen wollte, dort den allerstrengsten Bußübungen eifrig oblag und in den heiligen Mauern ausharrend auf einem Bündlein Stroh, seinem Lager, des Todes der Gerechten starb. —

292. Wider den Argwohn.

In seiner neunten Predigt erzählt der heilige Dorotheus: Als ich noch im Kloster mich befand, hatten wir einen Mitbruder, der an der Krankheit des Argwohns sehr stark litt. Und der Art war er schon diesem Uebel ergeben, daß er sich auf keine Weise mehr überzeugen konnte, wie sich eine Sache anders verhalte oder anders sein könne, als sein mißtrauisches Herz es ihm vorspiegelte. Von Tag zu Tag wuchs dieses Uebel, die bösen Geister setzten ihm so stark zu und überzeugten ihn so sehr der Fehler Anderer, daß es ihm, als er einmal in dem Garten war, um auf Andere aufzulauern (denn er hatte immer zu belauschen und wurde immer von seinem Argwohne getäuscht), schien, als hätte Einer aus den Brüdern Feigen gestohlen und gegessen. Es war dieß aber um die zweite Stunde am Gründonnerstage.

Nachdem er sich also recht überredet hatte, daß das wirklich geschehen sei, schlich er sich wieder heimlich fort, und beobachtete nun die Stunde der Kommunion (das ist, wenn die Mönche zum Empfange der heiligen Kommunion sich versammelten), um zu erfahren, was denn dieser Bruder, der doch, wie er es deutlich gesehen, eben Feigen gestohlen und gegessen hatte, bei der Kommunion thun werde.

Als er aber sah, daß er seine Hände wusch, um desto reiner zum Empfange des heiligsten Sakramentes hinzutreten, lief er zu dem Abt und bat ihn, daß er den Bruder, der eben mit den übrigen Brüdern eintreten wollte, von der Kommunion ausschließe, „denn ich habe ihn,“ so sprach er, „heute Morgen Feigen stehlen und essen sehen.“

Indessen trat jener Bruder mit der größten und tiefsten Rührung zum allerheiligsten Opfer ein, denn er war einer der ehrwürdigsten Mitglieder des Ordens.

Als ihn der Abt kommen sah, rief er ihn, bevor er zu dem Priester, der ihnen die heilige Kommunion darreichte, näher trat, zu sich und sprach zu ihm:

„Sage mir, Bruder, was hast du heute gethan?“

Dieser erschrack und fragte: „„Wo, Herr?““

Der Abt entgegnete: „Im Garten, wo du ja heute Morgen gewesen; was hast du da gethan?“

Dieser aber glaubte sich wie vom Blitze getroffen und erwiederte: „„Herr, ich habe den Garten heute nicht einmal gesehen, ja ich war heute nicht einmal im Kloster; denn alsogleich nach den Morgengebeten sandte mich der Hausmeister hinaus, um ihm eine

Nachricht zu überbringen; der Ort aber, an welchen er mich geschickt, ist mehrere tausend Schritte entlegen; ich bin eben zur Stunde der Kommunion zurückgekommen!‟‟

Da berief der Abt den Hausmeister. Als dieser erschien, fragte er ihn: „Wohin hast du diesen Bruder heute geschickt?‟

Der Hausmeister antwortete: „„Ich sandte ihn an denjenigen Ort, den er genannt hat,‟‟ und warf sich ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. „„Vergieb mir, Vater,‟‟ sprach er, „„du ruhtest nach dem Morgengebete, darum getraute ich mir nicht, ihn mir zu diesem Gange von dir auszubitten.‟‟

Der Abt war überzeugt, glaubte diesen Aussagen, und entließ Beide mit seinem Segen zur Kommunion.

Jetzt befahl er dem anderen Bruder zu ihm zu kommen, der so sehr vom Argwohne beherrscht war, tadelte mit ernsten Worten sein Benehmen und gestattete ihm nicht die Kommunion.

Und nicht nur dieß allein that er, sondern nach der Kommunion ließ er alle Brüder zusammenkommen, und erzählte ihnen mit vielen Thränen das Ereigniß; er weist den argwöhnischen Bruder zurecht, und tadelt ihn vor allen; er wollte ja dadurch ein Dreifaches bewirken, nämlich: den bösen Feind zu Schanden machen; den Bruder, der voll Argwohn war und Mißtrauen aussäte, öffentlich seiner Verkehrtheit überführen und dieselbe mißbilligen, und dieß Vergehen dem auf solche Weise beschämten Ankläger nachlassen und vergeben, damit er alsdann auch bei Gott Hilfe erlange; er wollte zuletzt auch die Brüder mit Vorsicht bewaffnen, daß sie niemals dem Argwohn in ihr Herz Eintritt gewährten und das Mißtrauen in ihrer Seele nicht duldeten.

Er redete noch Vieles über diese Angelegenheit, hieß jenen Bruder ruhig sein, sich in Zukunft vom Argwohn nicht mehr quälen zu lassen und stets der Worte der heiligen Schrift eingedenk zu bleiben: „Sinnet nicht Böses Einer gegen den Anderen in seinem Herzen!‟ (Zach. 7, 10.) —

---

293. Die Flucht vor der Würde eines Abtes.

Als der selige Mönch Fastredus, ein eben so weiser als heiliger Mann, erfahren hatte: er sei zum Abte von Clairvaux und zum obersten Vorgesetzten seines Ordens erwählt worden, nahm er vor Angst die Flucht und begab sich in eine Karthause, wo er mehrere Tage hindurch sich verborgen hielt.

Da er nun daselbst Tag und Nacht im Gebet verharrte, ward er einmal plötzlich entzückt, und sah in einem Gesicht in großer

Glorie die seligste Jungfrau Maria, die das Kindlein Jesus auf den Armen trug. — Bei diesem Anblick fiel er ihr zu Füßen und flehte in aller Andacht zu ihr, seiner sich zu erbarmen, und diese so schwere Last von ihm abzuwenden. — Die glorreiche Jungfrau aber antwortete ihm: „Warum ängstigst du dich gar so sehr?“ Und sie legte ihm dann, wie einem anderen Simeon, ihr göttliches Kind in die Arme und sprach: „Nimm hin meinen Sohn und bewahre ihn mir!“

Nach diesen Worten aber verschwand die Erscheinung.

Fastredus kam zu sich zurück, erkannte, daß die Wahl der Brüder vom Herrn sei, und daß Diejenigen, welche seiner Fürsorge anvertraut wurden, fürwahr als Kinder Gottes und lebendige Glieder Jesu Christi sich erwiesen.

Ermahnt also und getröstet durch diese Erscheinung, wagte er es nicht länger, sich zu widersetzen, nahm die Last der Regierung seines Ordens auf sich, und leitete — als ein milder Vater — die ihm Untergebenen zu allen himmlischen Tugenden an. —

---

294. Das Wunderkräutlein.

Es verbreitete sich einmal das Gerücht, daß die Väter der Gesellschaft Jesu ein Kräutlein bei sich trügen, das ihnen Schutz biete gegen alle Versuchungen, und so auch vor der Sünde sie bewahre.

Dieses Gerücht drang auch zu Philipp, dem König von Portugal, der deßhalb durch Johannes von Cuniga bei einem der Väter um den Namen des geheimen Kräutleins fragen ließ.

Johannes erfüllte alsbald den Auftrag seines Herrn, und bat inständig den Pater Araosius um die Mittheilung dieses Geheimnisses, damit er dem Könige die gewünschte Auskunft geben könnte.

Araosius zögerte eine Weile mit der Antwort, und verhieß ihm erst dann den klarsten Aufschluß zu ertheilen, wenn er ihm das Versprechen gebe, die empfangene Antwort auch getreulich Seiner Majestät zu berichten.

Der Gesandte gab sein Ehrenwort, und Araosius sprach:

„Es ist wahr, was man von den erstaunlichen Wirkungen unseres geheimen Kräutleins erzählt; denn es besitzt eine so gewaltige Kraft, daß es nicht nur ganz geeignet ist, die Macht der unreinen Begierden zu brechen, sondern daß es auch als ein sicheres Mittel sich bewährt, die Zunge stets im Zaume zu halten, den Hochmuth tief zu beugen, und als Arznei alle Krankheiten der Seele zu heilen;

ja es besitzt solche Kräfte und Eigenschaften, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß es von dem König und von dem ganzen Hofe gekannt und gebraucht werde. Niemand kennt die von Gott in dasselbe gelegten Kräfte, als nur Diejenigen, welche das Kräutlein, nachdem sie es erkannten, auch gebrauchen!"

Diese Worte steigerten noch mehr die schon sehr rege gewordene Neugierde des Johannes von Cuniga, so daß er jetzt nur noch eifriger von dem Pater den Namen des Wunderkrautes zu erfahren verlangte, um ohne Verzug die gar freudenvolle Nachricht dem König bringen zu können.

Und Araosius sprach: „Diese Wunder-, Segens- und Heils-Pflanze heißt in unserer Landessprache: — Die Furcht des Herrn! — Diese hat ja alle Eigenschaften, die ich aufgezählt habe und noch viele andere an sich; diese ist das wunderbare Kräutlein, das uns beschützt und bewahrt in den Versuchungen, das wir stets mit uns tragen, mit dessen Hilfe wir überall den rechten Weg finden, und auf diesem auch das Wohlergehen und den Frieden im Herrn, laut der schon im Alten Bunde gegebenen Verheißung:

„‚Wer den Herrn fürchtet, dem widerfährt nichts Böses, sondern Gott beschützt ihn in der Versuchung!'" (Sir. 33, 1.) —

295. Tiefste Selbstverdemüthigung.

Der Pater Jakobus Egula, Beichtvater des heiligen Ignatius von Loyola, pflegte zu sagen: „Wer da meint, er tauge etwas, der taugt sehr wenig; und wer meint, er tauge viel, der taugt gar nichts!"

Dieser fromme Priester war aber auch selbst so demüthig, daß er von sich bezeugte: „Der gütige Gott werde ihn, ob er auch nichts sei und nichts tauge, dennoch — um seiner Gefährten willen — dulden und gleich einer mangelhaften Geldmünze unter so vielen anderen trefflich geprägten Münzen übersehen und mitlaufen lassen." —

296. Ein Pater Superior im Morgenlande.

Der bekannte französische Dichter Alphons von Lamartine kehrte auf seiner Reise nach Jerusalem am 29. October 1832 auch in dem Kloster Sanct Johannes in der Wüste ein, und giebt nun folgende Beschreibung über seine daselbst gemachten Erfahrungen. Er sagt:

„Das Kloster Sanct Johannes in der Wüste ist ein Hilfskloster des lateinischen Klosters zum heiligen Lande in Jerusalem. Diejenigen Mönche, welche Alter, Schwäche oder Geschmack an reiferer Zurückgezogenheit zu strengeren Cönobiten machen, werden in dieses Haus geschickt. Das Gebäude ist groß und schön, umgeben von Gärten, welche in den Fels gehauen sind, von Höfen und von Keltern, um den herrlichen Wein von Jerusalem zu bereiten; es wohnten ungefähr zwanzig Mönche darin, meistens alle Spanier, welche den größten Theil ihres Lebens mit der Ausübung des geistlichen Amtes in Jerusalem oder Bethlehem oder in anderen Städten Palästina's zugebracht hatten; Einige waren Novizen, die kaum aus ihren Klöstern in Spanien angekommen waren. Die acht oder zehn Tage, die wir unter ihnen verlebt, haben in uns den besten Eindruck ihres Charakters, ihrer christlichen Liebe und Lebensreinheit zurückgelassen; namentlich der Pater Superior ist das vollendete Muster christlicher Tugenden: ein Muster von Einfalt, Sanftmuth, Demuth, unerschütterlicher Geduld, jederzeit liebevoller Verbindlichkeit, ein Muster der Dienstbeflissenheit, die stets an ihrem Platz ist, von unermüdlicher Sorgfalt gegen seine Klosterbrüder und gegen Fremde, ohne Ansehen des Ranges oder Reichthums, von einem zugleich thätigen und beschaulichen Glauben, von einer Heiterkeit der Seele, der Rede und des Gesichts, die keine Widerwärtigkeit je im Stande war zu trüben. Er ist eines der seltenen Beispiele, was ein tief religiöses Princip in der menschlichen Seele hervorbringen kann; er ist nur noch seiner sichtbaren Gestalt nach — Mensch; die Seele ist bereits umgewandelt in etwas Uebermenschliches, Engelhaftes, Gott-ähnliches, das der Bewunderung ausweicht, aber sie gebieterisch fordert. Wir Alle, Herren und Diener, Christen oder Araber, waren gleich stark getroffen von der fruchtbaren Heiligkeit dieses herrlichen Mönches; sein Geist schien ausgegossen über alle Väter und Brüder des Klosters; denn wir bewunderten in Allen nach verschiedenen Graden Etwas von den Eigenschaften des Superiors; — und dieses Haus der Liebe und des Friedens hat eine unauslöschliche Erinnerung in mir zurückgelassen.“ —

---

297. Bei den Franziskanern zu München.

(Im Jahr 1833.)

Es folge hier im Auszuge die Schilderung, die der geistreiche Schriftsteller August Lewald, ein Protestant, von seinem Besuche bei den ehrwürdigen Franziskanern in dem 1840

erschienenen Werke: „Panorama von München,“ gegeben hat. Er erzählt:

„Ich war gestern (an einem October=Abend) in einem Kloster armer Bettelmönche. Eine beneidenswerthe Armuth, ein glückliches Betteln! Im Gebete der Frommen ist Kraft, und das haben sie vor anderen Bettlern voraus. Eine hölzerne Brücke führte mich an der offenen Kirche vorbei, woraus die Lichter des Hochaltars schimmerten, in das weiß übertünchte Haus, worin etwa siebzehn fromme Brüder des heiligen Franziskus wohnten. Ich hatte von einem Freunde eine mündliche Empfehlung an den jungen Pater Eusebius erhalten, der erst seit Kurzem den Stand der härenen Kutte ergriffen.

Ich trat in den langen Gang, der das ganze beträchtliche Gebäude durchschnitt. Alles war reinlich; die Wände, weiß getüncht, waren in einer gewissen Höh' mit schlechten Bildern geschmückt, wie es sich für ein Haus von Bettelmönchen in jetziger Zeit schickt, wo kein Leonardo, kein Carraci mehr daran denkt, umsonst und von frommem Eifer getrieben, die Wände solch armer Brüder mit unvergänglichen Fresken zu schmücken.

Ein alter Mönch, der den Gang herunter mir entgegenkam und dem ich mich näherte und mein Anliegen vorbrachte, den Pater Eusebius sprechen zu wollen, führte mich mit großer Bereitwilligkeit die Treppe hinan. Oben wohnten die Patres. Ueber den Thüren, die zu den Zellen führten, waren die heiligen Schutzpatrone auf die Wand gemalt und darunter der Name, und so war es denn gar leicht, die Zelle des Pater Eusebius zu finden.

Ehe ich sie erreichte, sah ich, wie einige Mönche eine einfache Bahre von schwarzem Holz und einiges andere befremdende Geräth aus einer Kammer hervorzogen und sich damit beschäftigten. Mir waren diese Attribute des Todes sehr kennbar, und zum ersten Male lenkte sich mein Sinn in diesem Gebäude auf einen ernsten Gegenstand, das — Sterben.

„Pater Martinus wird das Zeitliche segnen,“ sprach mein Führer, „und da wird denn Alles in Bereitschaft gesetzt!“

„„Alles in Bereitschaft!““ dachte ich bei mir, und ein leiser Schauder überkam mich. „„Der gute Pater Martinus lebt noch, und sie setzen schon Alles für ihn in Bereitschaft! Eine Bahre, einen Sarg, ein schlichtes Leintuch, das hält man für den armen Mönch wie für das reiche Weltkind in Bereitschaft; und die guten Brüder hanthieren schon emsig daran, obgleich Pater Martinus noch lebt; und während wir Alle noch leben, ist der Hanf zu unserem Leichenhemd schon reif, und der Wurm schlummert schon im Erdgehäuse, der einst über unserer Leiche zum Leben erwachen soll!““

So dachte ich und wollte suchen, mich in der Stimmung zu erhalten, wurde aber bald herausgerissen. — Wir hatten die Thür des Pater Eusebius erreicht. Mein Führer verließ mich mit tiefer Reverenz.

Ich fand einen jungen, recht blühenden Mann. Er stand in der reinlichen Zelle am Pult und schrieb, kam mir jedoch bei meinem Eintritte sogleich mit Höflichkeit entgegen. Die Grüße seines Freundes empfing er mit sichtbarer Freude, und er sagte, ohne Scheu vor der Erinnerung zu zeigen, daß er oft mit ihm Musik gemacht habe und noch immer jener Zeiten gedenke. Das gefiel mir von meiner neuen Bekanntschaft.

Ich bedauerte, durch meinen Besuch seine Arbeit unterbrochen zu haben.

„Ich schreibe die Predigt nieder, die ich am Sonntag halte," sagte er leicht lächelnd, „und da muß ich mich denn ein wenig zusammennehmen, weil heute schon Donnerstag ist."

Ich ergriff diese Gelegenheit, um mich ihm sogleich zu empfehlen, und versprach, zu einer anderen Zeit wiederzukommen. Er aber sagte ganz mit dem heitern Ton eines Mannes der guten Gesellschaft:

„Wie? Sie wollten schon fort? Es war stets eine schöne Sitte der Klöster, gastfrei zu sein, und unsere Häuser scheinen mir ganz dazu bestimmt, manche Sitte der Vorzeit zu bergen und zu schützen vor Untergang. Wir wollen Niemand überreden, unser Loos zu theilen, und mögen es auch nicht Jedem verdenken, wenn er es geradezu verschmähte; aber interessant muß es doch auch in gewissen Fällen seien, ein schönes Klosterleben zu beobachten und zu sehen, wie es sonst in der Welt aussah. Denken Sie daher, Sie seien ein Pilgersmann und bringen dem frommen Pater Eusebius den Gruß des Ritters, seines Jugendfreundes. Glauben Sie nun wohl, Eusebius würde Sie fürbaß ziehen lassen, ohne Imbiß und Trunk? Gastfreundschaft ist unsere Pflicht, die wir üben, so gering auch unsere Mittel sind. Ein Bettler kann Nichts, viele Bettler vermögen Etwas. Im Vereinzeln schwindet die Kraft. Folgen Sie mir zum Pater Kellermeister, er soll Ihnen einen frischen Trunk vorsetzen."

Eusebius hatte mich freundlich bei der Hand genommen und schritt mit mir der Treppe zu. Als wir bei der Bahre vorbeikamen, fragte er die dort beschäftigten Brüder, wie es dem Pater Martinus gehe? „„Er ist sehr schwach!"" war die Antwort. Eusebius lispelte ein Gebet und ließ mich los, um das Kreuz zu machen; dann ergriff er wieder meine Hand, und führte mich in den untern Gang zu einer Thür, wodurch wir in das geräumige

Refektorium traten. Die Tische waren gedeckt, jedoch auf ganz eigene, seraphische Weise. Auf jedem Platze lag eine grobe Serviette halb ausgebreitet, die andere Hälfte zusammengeschlagen. Auf dem ausgebreiteten Theile standen zwei irdene Krüge, durch einen Griff verbunden, wovon der größere zum Wasser, der kleinere zum Bier bestimmt war; daneben ein hölzerner Teller, ein Löffel von Horn, Messer und Gabel mit eisernen Stielen. An dem obern Tafel=Ende war für den Prior gedeckt; die Serviette war etwas feiner, die Krüge weiß glasirt, der Teller und das Besteck von Eisen, so wie der Löffel, durch zinnernes Geräthe ersetzt. Ringsum hingen große Gemälde, von schlechter Hand ausgeführt, die Geschichte des Heiligen vorstellend, vor den Fenstern standen Vogelbauer mit schreienden und singenden Bewohnern, und den Garten, den noch buntes herbstliches Laub und viele Astern schmückten, und der sich an der Rückseite des Gebäudes durch die Fenster zeigte, durchzog der Bruder Küchenmeister, um in hochaufgehobener Kutte etwas Sellerie und anderes Gemüse zu sammeln, die Abendsuppe der frommen Brüder damit zu würzen.

Es wurde mir nun auf den Wink des Paters Eusebius ein Glas Bier und ein Stück Brod credenzt. Ich fragte meinen artigen Wirth, ob er nicht auch davon genießen wolle, er bemerkte aber, daß es ihnen nicht erlaubt sei, außer ihren zwei regelmäßigen Mahlzeiten Speise und Trank zu nehmen. Dann kniete er vor dem Tische nieder, hinter dem ich auf der Bank saß, die längs der Mauer hinlief, stützte seinen Ellenbogen darauf und legte seinen Kopf in die flache Hand, indem er sagte: „Außer den Mahlzeiten pflegen wir uns auch nicht zu setzen. Sind wir müde, so machen wir es so, wie ich es jetzt zeige. Lassen Sie sich's schmecken und seien Sie überzeugt, daß wir von diesen einfachen aber vortrefflichen Nahrungsmitteln genug besitzen, um unseren Gästen, die uns beehren, reichlich davon vorsetzen zu können."

Bier und Brod waren überaus kräftig und wohlschmeckend, ich lobte Beides und wunderte mich, daß es in der ganzen Stadt nicht so angetroffen werde.

„Das geschieht aus dem einfachen Grund," erwiederte Eusebius, „weil wir es nicht bereiten, um beim Verkaufe zu gewinnen. . . . Niemand, er sei wer er wolle, erhält hier Trunk und Imbiß für Geld; zu bewirthen ist uns gestattet, und will der Gast den armen Mönchen dafür eine Gabe reichen, so dürfen wir sie in Demuth nicht ausschlagen."

Ich sah lächelnd dem Pater Eusebius in die hellen Augen, die er nicht niederschlug. Er erhob sich dann aus seiner knienden Stellung.

„Sie entschuldigen, wenn ich Sie nun allein hier lassen muß Meine Predigt zu beendigen, brauche ich noch ein Stündchen vor dem Nachtmahle. Bleiben Sie indeß nur ungestört hier.“

So sprach er, indem er mir die Hand drückte.

„„Und wie lange bringen Sie beim Nachtmahle zu?““ fragte ich.

„Eine Stunde.“

„„Da ist ihr Mahl wohl reich bestellt?““

„Nichts als eine Wassersuppe und ein Ei, hart oder weich gesotten. Bier wird Abends auch nicht getrunken.“

„„Und bei solch frugalem Mahle bringen Sie eine volle Stunde zu?““

„Wir hören den Vorlesungen zu aus den Schriften der Heiligen, die ein Bruder, sowie ihn die Reihe trifft, von jenem Catheder herab während der Mahlzeit halten muß.“

„„Und nach dieser Stunde, was beginnen Sie da? Wie bringen Sie den Abend zu?““

„Einsam auf unserer Zelle, mit Lesen oder Schreiben, so weit uns dieses erlaubt ist. Dieß darf wieder eine Stunde dauern, im Sommer wohl auch eine halbe Stunde länger.“

„„Und dann?““ —

„Dann legen wir uns zur Ruhe. — Ja, ja,“ setzte er hinzu, „was man da draußen Leben nennt, davon ist hier keine Spur zu finden. Hier entfaltet sich aber ein inneres Leben dafür, das höhern Werth hat. — Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen; besuchen Sie mich öfter, und Sie werden immer mehr die Wahrheit von Dem einsehen, was ich Ihnen so eben sagte, uns mehr und mehr verstehen, und dann begreifen, daß selbst im Jahr 1833 noch ein Kloster von Bettelmönchen einen würdigen Platz ausfüllt und selbst eine höhere Bedeutung haben kann, als manche gepriesene neuere Institution, der Menschen Werk; denn das ist eben unser Vorzug, daß die Religion von Gott ist.“

Er grüßte und ich sah ihn in seiner langen verschossenen und geflickten Kutte davon gehen, mit gebeugtem Kopf, und er erschien mir groß, dieser Bettler, in der seltsamen Stimmung, die mich ergriffen hatte. —

Dieser strenge Zwang und diese Freiheit, diese Armuth und diese sorgenfreie Existenz, diese Entsagung und doch keine Entbehrung, freie Bewirthung, gastliche Aufnahme und milde Spende, Almosen sogar — welche Widersprüche scheinbar, und doch keine! — Nie hat die Welt einen vollkommnern Organismus gesehen, als den der katholischen Hierarchie. Lange schon ging das Bestreben der Welt

darauf aus, ihr ein ähnliches Werk an Macht und Herrlichkeit entgegenzustellen, doch was auch unternommen wurde, jeder Versuch scheiterte. —

Ich legte ein Geldstück auf den Teller, dankte dem Bruder Kellermeister, der mir einen jungen Burschen, der dem Frater Gärtner beim Umgraben geholfen hatte, als Novizen vorstellte. Ich kannte ihn, er war Kellner in einem besuchten Gasthofe gewesen. Auf meine Frage, was ihn dazu bewogen habe, in's Kloster zu gehen, erwiederte er lächelnd: „Ich habe große Lust daran!"

Auch der Bruder Kellermeister lächelte und reichte ihm mein Glas hin zum Reinigen. Als ich fortging, dachte ich noch lange an das: „Ich habe große Lust daran!" des Jungen. —

Im Gange draußen fiel es mir ein, wie ich Weihrauchduft bemerkte, nach dem kranken Pater Martinus zu sehen. Ich stieg die Treppe hinan. Die Thür seiner Zelle stand nun offen, die Bahre mitten im Zimmer, und der alte Mönch lag auf seinem harten Lager, die Hände kreuzweis und ein Crucifix darin — er war todt.

Ein tiefer Glockenton ließ sich hören. Die Mönche verließen ihre Zellen, auch Pater Eusebius kam heran. Er ging auf mich zu und sagte mit derselben Heiterkeit, die ich früher an ihm bemerkt hatte, indem er mir die Hand drückte:

„So leben wir — so sterben wir!" —

Die Mönche gingen zum Refektorium, ihr Nachtmahl zu nehmen, und der Todte lag einsam und stumm in seiner Zelle. —

Ich aber verließ das Kloster mit anderen Gefühlen, als die, womit ich es betreten hatte. —

— Wie ich kurze Zeit darauf meinen geistlichen Freund wieder besuchte, konnte er mich nicht annehmen, weil König Ludwig eben beichtete. Er aber war Beichtvater des Königs." —

---

298. Der letzte Benediktiner der aufgelösten Abtei Seligenstadt.

Am 7. Mai des Jahrs 1844 wurde zu Seligenstadt in der Diöcese Mainz unter allgemeiner Theilnahme der Einwohnerschaft der hochwürdige Pater Laurentius Meininger, im Leben Priester und Conventuale der aufgehobenen Abtei Seligenstadt, beerdigt.

Geboren im Jahr 1766 zu Königheim, bei Bischofsheim an der Tauber, von frommen christlichen Eltern, unterrichtet anfangs

an dem Gymnasium der genannten Stadt, und später gebildet in den theologischen Wissenschaften in dem Kloster Seligenstadt, und theils an der damals sehr berühmten Universität Mainz; trat er im Jahr 1786 als Mitglied in die Seligenstädter Abtei, und erlebte, zur unaussprechlichen Betrübniß seines Herzens, deren Auflösung, und wohnte seitdem, ohne ein besonderes Amt zu übernehmen, in der Nähe seines Klosters.

Merkwürdig war der Gehorsam, den er stets seinem Orden selbst bewahrte. — Der Verewigte war, als das Kloster noch bestand, Sakristan gewesen; und auch nach der Aufhebung der Abtei bis zur Uebergabe der Klosterkirche an die Pfarrgemeinde, behielt er, obwohl selbst Priester, freiwillig, ohne irgend eine Art von Belohnung, dieß beschwerliche Klosteramt, täglich zu frühester Morgenstunde das Gotteshaus aufschließend und seine Mitbrüder, besonders seinen Hochwürdigsten Herrn Abt, freudig und demüthig bedienend. Diesem seinem Abte blieb er treu, bis zu dessen im Jahr 1815 erfolgten Tod; — er war in dessen Leben sein beständiger Gefährte, bei dessen letzten Krankheit sein liebender Verpfleger, in allen Stücken sein folgsam ergebener Sohn; und nicht eher glaubte er der Pflicht des klösterlichen Gehorsams entbunden zu sein, als bis Niemand mehr für ihn vorhanden war, dem er solchen klösterlichen Gehorsam leisten, oder den er als seinen Vorsteher im Namen seines Ordens betrachten konnte. – Immer aber blieb er im strengsten Sinne des Wortes ein Ordensmann; darum hat mit dem Tode desselben für Seligenstadt sein altehrwürdiges Kloster erst vollkommen aufgehört; denn die dem Benediktiner-Orden eigenthümlichen Gebete, von denen einstens die Hallen des Tempels daselbst wiedertönten, wurden von ihm wenigstens noch in seiner stillen Wohnung auf das Gewissenhafteste verrichtet; die Regel des Ordens, ehedessen die Regel jenes palastartigen Klosterbaues, wurde wenigstens nach Möglichkeit noch in demüthigen Kämmerlein beobachtet; und wenn er an den feierlichsten Tagen des Kirchenjahrs in seinem Ordensgewande zum Hause Gottes ging, dann erbaute sich Alt und Jung an ihm, und die Großeltern zeigten ihn ihren Kindern und Enkeln, und sagten: „Sehet, das ist das Benediktinerkleid, so trugen sich die Priester unserer alten Abtei!" —

Der Verblichene war auch ein Mann von gründlicher Frömmigkeit. Oft und viel sah man ihn beten. In harter, rauher Winterzeit, wenn der Schnee ringsum Alles hoch bedeckte, wenn der schneidendste Nordwind wehte, wenn auch die sonst Eifrigsten der Gemeinde zögerten: da konnte man den alten, mehr als siebzigjährigen Mann, am frühesten dunkeln Morgen, den Ersten an den

Pforten der Kirche finden, während er zitternd in einer Hand das geöffnete Brevier, in der anderen die Lampe hielt und betend die Eröffnung des Gotteshauses erwartete, das er alsdann zuerst betrat, und zuletzt, nach verrichtetem heiligen Meßopfer und vollbrachter mehrstündiger Andacht, verließ. — Aber so viel man ihn auch beten sah, so bemerkte man von seinen frommen Uebungen doch nur den kleinsten Theil; denn obwohl der Dahingeschiedene den Spruch des Heilandes kannte: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie euere guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist!" so befolgte er doch noch lieber und öfter jene andere Lehre Jesu Christi: „Wenn du betest, so geh' in dein Kämmerlein, verschließ' deine Thür und bete im Verborgenen, und dein Vater, der in's Verborgene sieht, wird es dir vergelten!" Aber auch das verhältnißmäßig Wenige, was man von ihm sehen durfte, die unvollständigen Blicke, die den Einwohnern von Seligenstadt sein äußerer Wandel in sein inneres Leben verstattete, sie haben Jedermann erbaut. Ja, Wer konnte ihn beten sehen, ohne gerührt, ohne besser zu werden? Wem mußte dabei nicht in die Gedanken kommen: „Wer so beten kann, wie muß Der auch leben!" —

Mit dieser Liebe zu Gott vereinigte der fromme Benediktiner auch eine innige Liebe zu seinen Nebenmenschen. Seine Wohlthätigkeit grenzt an's Unglaubliche. — Sein ganzes Einkommen belief sich nur auf einige hundert Gulden im Jahr; aber dabei fehlte es ihm nie an Geld zur Unterstützung der Dürftigen. Großartig sind all' die bei seinen Lebzeiten noch gemachten Schenkungen und Stiftungen für Arme und Kranke, für Schulkinder und Studirende, für Anschaffung von Kirchengeräthschaften und Pfarrei-Gründungen. Ueber diese, — nach menschlicher Ansicht fast unklug scheinende — Freigebigkeit, die oft an's Unglaubliche grenzte, glaubte ihm der würdige Ortspfarrer einmal einige Bemerkungen machen zu müssen; und was erwiederte der Edelsinnige? Seine Antwort lautete: „Ich bin ein Mönch, und will nicht reich sterben! Ich mag es weder vor Gott verantworten, noch sollen es einst die Menschen von mir sagen, daß ich, dem Gelübde meines Standes untreu, auf Erden Geld gesammelt hätte!" — Und so war er denn arm für sich, aber reich für Andere! — Hätte man bei der liebenswürdigen Taubeneinfalt des Verewigten an eine Nebenabsicht bei dieser seiner Handlungsweise auch nur denken können, so hätte man vermuthen mögen, er wolle seinen Zeitgenossen stillschweigend durch die That den Vorwurf machen: „Ihr habet Unrecht gethan, daß ihr uns aufstörtet aus unserem stillen Klosterfrieden! — Ihr habet uns üppiges Wohlleben aufgebürdet; aber ihr

müsset doch gestehen, daß ich im Kloster etwas Besseres lernte! — Ihr habet uns selbstsüchtige Anhäufung von Reichthümern vorgeworfen; allein ich will euch beweisen, daß ein wahrer Mönch seine Habe nur für Andere besitzt! — Ihr habet uns träger Unthätigkeit beschuldigt; wohlan, ich will euch erbauen, für euch beten, will durch mein Beispiel auch eueren Sinn himmelwärts richten; — ihr werdet mir dann einstens an meinem Grab immerhin das Zeugniß geben müssen, daß ich nicht vergebens, nicht ohne wahren Nutzen, in euerer Mitte gewesen bin!" —

Erhebend war auch dieses Gottesmannes Hinblick auf seine Sterbestunde. — Er bereitete sich auf dieselbe in jeder Hinsicht sorgfältig vor. Um stets an diesen entscheidenden Augenblick erinnert zu werden, hatte er in der Flur seines Hauses seinen Grabstein schon frühzeitig aufstellen lassen, der ihm — als ein stets ernster Mahner an die Ewigkeit sich erweisen sollte. Dieser Grabstein war sogar schon mit den drei ersten Ziffern des Todesjahres seines Eigenthümers versehen, und nur die Eine Ziffer seines Todesjahres und der Monatstag mußten in denselben noch eingegraben werden. Jeder Blick auf diesen Grabstein wurde dem greisen Pilger zu einem: „Memento mori!" und zugleich auch zu einem feierlichen: „Sursum corda!" — Und der Mönch, der hienieden schon im Himmel wandelte, konnte deßhalb auch mit Ruhe und Freude an seinem Sterbetag dem Ortspfarrer sagen: „Ich bin nun ganz nah' an der Pforte der Ewigkeit!" Und im Herzen seinen Gottheiland tragend ging er, der treue Knecht, freudig zu seinem Meister hinüber. — Und als man die schmerzliche Kunde von seiner Auflösung vernahm, konnten sich Viele, im Andrang ihrer Rührung, der Worte nicht enthalten: „Mit diesem Manne möchte ich auch gestorben sein!" —

Wahrlich, der Verblichene hat seinem Orden keine Schande bereitet! Der heilige Benedikt, der Stifter seines Ordens, und Eginhard, der Gründer der Benediktiner-Abtei zu Seligenstadt, machten ihm, dort Oben ihn aufnehmend unter die Zahl ihrer würdigen Söhne und Nachfolger, gewiß nicht den Vorwurf, „daß er die lange Reihe der Benediktiner in Seligenstadt auf unwürdige Weise beschlossen habe!" —

Auf dem Kirchhofe von Seligenstadt, erhebt sich ein steinernes, von der Einwohnerschaft vielfach verehrtes, Bild der heiligen Mutter Gottes. In der Nähe dieses frommen Bildes hatte Pater Laurentius Meininger selbst seinen Ruheplatz ausersehen, und dort gab man ihm denselben auch. Und wer an dieser ehrwürdigen Stätte vorübergeht, der feiert unter Gebet und Thränen sein

Gedächtniß und denkt wohl: daß nicht leicht ein frömmerer, liebevollerer, wohlthätigerer, demüthigerer und anspruchsloserer Christ und Priester jemals hier wird begraben werden, als — dieser letzte Benediktiner der aufgelösten Abtei Seligenstadt war! —

---

299. Die verschiedenen Kreuze in der Himmelsglorie.

Humbert, ein durch Heiligkeit berühmter Mann und Generalmeister des Prediger-Ordens, erzählt:

Ein gewisser Mönch sei nach einigen Tagen, wo er gestorben war, einem anderen, seinem Genossen, im himmlischen, herrlichen Strahlenglanz erschienen und habe ihn aus der Zelle gerufen.

Er zeigte ihm dann eine sehr große Menge Menschen, die mit leuchtend weißen Kleidern angethan waren. Sie trugen sehr schöne Kreuze auf den Schultern und eilten, wie in einer Bitt-Prozession, dem Himmel zu.

Ein wenig darnach habe er ihm eine andere Prozession gezeigt, die noch schöner und glänzender als die vorige war, in der Alle, die dazu gehörten, ein überaus kostbares und ziemlich licht scheinendes Kreuz mit der Hand, und nicht wie die Vorigen auf den Schultern, trugen.

Endlich sei ihm eine dritte Prozession vorgekommen, die unvergleichlich prachtvoller war, als die beiden vorher; die Kreuze dieser Schaar übertrafen an Schönheit und Glanz die Kreuze der Anderen; und sie trugen diese weder auf den Schultern noch in den Händen — sondern einem Jeden trug sein Kreuz ein Engel, der ihm voranging, so daß sie ihm nur fröhlich und heiter nachfolgen durften.

Der Religios wunderte sich über dieses Gesicht, und bat seinen Genossen, der es ihn hatte schauen lassen, er möchte es ihm erklären.

Das that er nun auch unverzüglich und sprach:

Die Ersten, welche er gesehen mit Kreuzen auf den Schultern, seien Solche, die im bereits weit vorgerückten Alter in den Orden getreten waren; — die Anderen, welche das Kreuz in der Hand trugen, seien Solche, welche sich in der Jugend in den Orden begaben; — die Letzten endlich, welche so heiter und fröhlich einher gingen, und denen ihr Engel ihr Kreuz vorantrug, seien Diejenigen, die bereits im Knabenalter ein religiöses Leben begonnen und der Welt für immer entsagt haben. —

---

300. Die Friedensstifterin.

In dem Kloster der Karmeliterinnen zu Madrid bestanden zwischen der Oberin und den Schwestern schwere Mißverständnisse, aus denen gleich schwere Mißhelligkeiten hervorgingen, die auf lange hin den Frieden in den heiligen Mauern zu stören drohten.

Die ehrwürdige Schwester Anna Garcias war ob dieses traurigen und trostlosen Zustandes tief bewegt; denn sie kannte das edle Herz der Oberin und ebenso den guten Willen der Untergebenen, und erflehte sehnsüchtig von Gott die baldige Einigung der so bitter getrennten Herzen.

Und was geschah? — Nach einiger Zeit wurde Anna Garcias sowohl von den Schwestern als auch von der Oberin als Vermittlerin auserfehen.

Und was that sie, um den Frieden zu stiften?

Zu den Schwestern, die sich über die maßlose Strenge der Oberin beklagten, sagte sie: „Wisset, meine lieben Schwestern, daß eure ehrwürdige Oberin euch Alle sammt und sonders von Herzen lieb hat, und nichts als euer Heil sucht! Erlaubet daher den widrigen Gedanken keinen Eingang und Aufenthalt in eueren Herzen! Versuchet es einmal, und unterredet euch mit ihr in Einfalt und Aufrichtigkeit; ich weiß gewiß, sie verlangt — euch nur zu dienen, und zwar in Allem, was ihr erlaubt und möglich ist!“

Und zu der Oberin sagte sie: „Meine liebe Mutter, die Schwestern haben euch sehr lieb; darum bitte ich: tröstet sie, wenn sie zu euch kommen; denn obwohl sie Alle fromm und tugendhaft sind, so sind sie doch etwas blöde und verschlossen; darum bitte ich, ihr wollet sie, wenn sie kommen, freundlich empfangen, anhören und trösten!“

Und siehe — diese milde Belehrung wirkte; denn von diesem Augenblick an schien Jesus Christus selbst unter ihnen zu stehen mit seinem Ostergruße: „Der Friede sei mit Euch!“

Nie mehr trübte eine Uneinigkeit diese Klostergenossenschaft. —

---

301. Dank für eine Gelegenheit — etwas zu leiden.

Die heilige Magdalena von Pazzis lag todtkrank auf ihrem Bett und konnte kein Glied bewegen. Als sie aber hörte, eine Mitschwester, die ihr eine schwere Beleidigung angethan hatte, sei erkrankt, so ließ sie sich mit großen Schmerzen zu ihr hintragen und tröstete sie mit den Worten des ewigen Lebens.

„Das hättest du auch unterlassen können!" sprach eine alte Schwester, „sie hat dir wehgethan! Das Verzeihen ist genug! Warum dich noch hintragen lassen?" —

Magdalena erwiederte: „„Ich that es mit Freuden, um ihr zu danken für die Wohlthat, die sie mir erwiesen hat. Denn ich bin froh, daß sie mir vor meinem Tode noch eine Gelegenheit gab, etwas für meinen Erlöser zu leiden!"" —

302. Die Armen-Clarissen-Nonnen zu Mainz.

In dem im Jahr 1829 erschienenen Werke: „Mainz, geschichtlich, topographisch und malerisch dargestellt von Heinrich Brühl," *) — liest man:

Gegen die große Bleiche zu, in der Clarengasse, ist das ehemalige Armen-Claren-Kloster."

Das Gelübde der freiwilligen Armuth und Entäußerung alles Eigenthums war bei den Armen-Clarissen-Nonnen kein Scheingelübde, und doch ging der Dürftige nicht unbefriedigt an ihrer Thüre vorüber. Was sie gaben, war dem Scherflein der Wittwe im Evangelium zu vergleichen, möchte nur auch ihr Vorrath gewesen sein, wie der Oelkrug der Wittwe zu Sarepta! — Der ging aber nur zu oft auf die Neige. — Um sie daher in ihrer Freigebigkeit zu unterstützen und vor gänzlichem Mangel zu sichern, war ihnen unter der Kurfürstlichen Regierung ein gewisses, jährlich zu beziehendes Naturaleinkommen in Brennholz und Lebensmitteln angewiesen, das zu vermehren verschiedene geistliche Stifter als eine Ehrensache betrachteten. — Sollte nicht die folgende Begebenheit, **) wenigstens zum Theil, eine Veranlassung dazu gewesen sein, da die Erbauung des Klosters in das Jahr 1620, also in die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges fällt? —

Nachdem der Schwedenkönig Gustav Adolph seinen Einzug in Mainz gehalten, und besonders die geistlichen Stifter die Schwere seines Zorns hatte empfinden lassen, war er begierig sich selbst zu überzeugen, ob der Name: — „Arme-Clarissen-Nonnen" — auch mit der That übereinstimme? Er verfügte sich zu dem

*) Der Verfasser ist ein — Protestant.

**) Sie war aufgezeichnet in der Klosterchronik, die nach Aufhebung des Klosters verloren ging. Noch lebende Nonnen und ein, als ein wahrheitsliebender Mann bekannter Geistlicher, der oft in dem Kloster die heilige Messe gelesen hatte, bezeugen sie.

Ende unangemeldet in ihr Kloster, ließ sich die Nonnen vorstellen und in dem ganzen Gebäude herumführen. Was er hier sah, trug das Gepräge der größten Reinlichkeit, aber auch der größten Armuth. Einen kleinen Haufen Frucht bezeichnete man ihm als ihren ganzen Vorrath, fügte aber hinzu, daß der ungleich größere und unerschöpfliche, aber unsichtbare, das Vertrauen auf Gottes Hilfe und Schutz sei, der die Herzen der Völker und ihrer Herrscher lenke. Gerührt durch Das, was er selbst gesehen und gehört hatte, traf der König die Verfügung, daß sie jedesmal, wenn Mangel sie bedrohe, ein **Glöcklein** läuten sollten, worauf sie mit dem Nöthigsten versehen werden würden. — Es geschah so. — Harte Zeiten kamen, aber des Königs Wille soll auch noch nach seinem Tode geehrt worden sein. Und als endlich die Schweden von Mainz abgezogen waren, fanden die armen Nonnen noch drei Fäßchen mit Leinenzeug, und in einem derselben etwas Geld, die vor dem Thor ihres Klosters waren niedergestellt worden. Gallas, der kaiserliche Feldherr, kam. Todesstrafe wurde Dem gedroht, der schwedisches Eigenthum zurückbehalten würde. Die ehrlichen und furchtsamen Nonnen stellten die Fäßchen hin, wie und wo sie sie gefunden hatten. —

Aus gemeinsamer Entbehrung ging festes Zusammenhalten unter den Klosterfrauen, und eine solche Anhänglichkeit gegen das Kloster hervor, daß bei dessen im Jahr 1800 erfolgter Aufhebung mehrere derselben nur mit Gewalt dazu konnten gebracht werden, das liebgewonnene Asyl zu verlassen, und der dadurch hervorgebrachte schmerzliche Eindruck bei einigen sogar Geisteszerrüttung zur Folge hatte. Durch ihre dürftige Lage vor Uebermuth geschützt, war die allgemeine Zuneigung die einzige Hilfsquelle für ihre Lebensbedürfnisse, und der unerschöpfliche Fond für ihre Almosenspendungen. Ihre Frömmigkeit war so ungeheuchelt, daß selbst die Israeliten, deren Gasse sich dem Kloster gegenüber doppelt in die Clarastraße einmündet, bei Krankheitsfällen oder sonstigem ihnen drohenden Unglück sich ihrem Gebet empfahlen und ihnen dafür ihre Gaben zuflossen. —

Wie ehrwürdig erscheinen uns daher diese gottesfürchtigen Armen-Clarissen-Nonnen! —

---

303. Die Himmelsbraut.

Es war am 9. Juni des Jahrs 1751, da in dem Hause des Kaufmannes Johann Adam Zorn zu Ehrenbreitstein, das von Außen und Innen auf's Sauberste herausgeputzt war, ein

ungewöhnlich reges Leben und Treiben herrschte. Die Dienerschaft rannte emsig hin und her, und eine Menge festlich gekleideter Personen waren in dem Prunkgemache versammelt. Alles deutete darauf hin, daß hier eine wichtige Feier vorgenommen werde; — und so war es denn auch.

Heute sollte nämlich die einzige, in blühender Jugendfrische prangende Tochter mit dem Auserwählten ihres Herzens vermählt werden. — Lange hatten die Eltern ihre Einwilligung zu dieser Verbindung versagt, weil ihnen weder der Charakter noch die sonstigen Verhältnisse des Bräutigams gefielen. Doch das inständige Flehen der Tochter und die fortgesetzten Bemühungen des Auserwählten hatten endlich den Sieg davongetragen.

Alles war nun zur Hochzeit vorbereitet und zum feierlichen Zug in die Kirche angeordnet; nur fehlte noch Eine der beiden Hauptpersonen — der Bräutigam.

Mehrere an ihn abgeschickte Diener kehrten unverrichteter Sache zurück; es entstand unter den geladenen Gästen ein unheimliches Geflüster, und die Verwandten der Braut hielten in einem Nebenzimmer eine Berathung; — jedoch immer noch wurde die Ursache dieses so ängstlichen Treibens den Ohren der Braut, die, von dem Kreise ihrer Freundinnen umgeben, in munteren Gesprächen unterhalten wurde, verheimlicht.

Als aber die Unruhe unter den Anwesenden sichtbar zunahm, die Eltern mit verweinten Augen in's Zimmer zurückkehrten, und der sehnlichst erwartete Bräutigam immer noch nicht erschien, — da wurde endlich die Braut selbst aufmerksam und äußerte die Besorgniß: daß vielleicht ihrem Bräutigam etwas begegnet sei, was ihn vom Erscheinen abhalte.

Nicht länger im Stande, die Besorgniß der Tochter zu beschwichtigen, eröffneten endlich die jammernden Eltern derselben: daß der Bräutigam nicht erscheinen werde, weil ihm die Verbindung leid geworden und er deßhalb plötzlich abgereist sei.

Wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft wirkte diese Nachricht auf das zarte Mädchen, das, so nah' am Ziele seiner Wünsche stehend, von dem Manne seiner Wahl so empfindlich zurückgestoßen worden war. Mit einem Schrei des Entsetzens sank es seinen Freundinnen in die Arme und starrte mit thränenlosen Augen eine Zeit lang, wie in tiefem Nachdenken begriffen, vor sich hin. Doch plötzlich raffte es sich zusammen, trat ganz gefaßt vor die betrübten Eltern mit den Worten: „Weinet nicht, ich bin **dennoch** Braut und werde noch heute meinem Bräutigam angetraut werden!“ Sie erklärte sodann, daß es ihr unwandel-

barer Entschluß sei, sich in das „Kloster der Bernhardinerinnen“ zu Besselich unweit Ehrenbreitstein zu begeben und dort ihr Gelübde als — Braut des Himmels — abzulegen.

Alle Bemühungen der Eltern und alles Zureden der Freunde und Verwandten, sie von diesem Vorsatz abzubringen, waren fruchtlos; und so bestieg denn die Braut noch an demselben Tag und in ihrem Hochzeitschmuck einen Kahn, der sie mit ihren Angehörigen bis nach Mallendar brachte. Von dort begab sie sich in das auf der Höhe gelegene Kloster, und that bei dem Eintritt in dessen Mauern einen feierlichen Eidschwur: „Daß sie diese Räume bis an ihres Lebens Ende **nie mehr** verlassen wolle.“ —

Bald darauf wurde sie, nach bestandenem Noviziat, als Nonne eingekleidet.

Des Klosterbuches Aufzeichnung lautet hierüber:

„1751 den 9. Junii ist dem wohlachtbaren Burger Johann Adam Zorn aus dem Dhal Ehrenbreitstein seine eheliche Tochter Maria Jacobe, manchmal Maria Franziska genannt, dahier für eine geweihte Chorschwester eingekleidt worden, und hat folgendes Jahr 1752, den 11. Junii, die heilige Profession gethan, ihres Alters im 19. Jahr.“ — —

Es waren mehrere Jahrzehnte verflossen, während welcher die Schwester Maria Franziska durch ihr gottesfürchtiges Leben sämmtlichen Bewohnern von Besselich als ein Muster wahrer Frömmigkeit vorgeleuchtet, und sogar das Amt einer würdigen Mutter des Klosters von 1778—1787 bekleidet hatte, als plötzlich in Folge der französischen Revolution und der dadurch herbeigeführten Säcularisation der geistlichen Stifter die Kunde im Kloster erscholl: daß der Landesherr die Aufhebung desselben beschlossen habe. Indessen diese Nachricht alle Mitglieder des Convents mit Trauer erfüllte, lastete sie doppelt schwer auf Schwester Maria Franziska, die ihres Eides eingedenk war, wonach sie nie und unter keinen Umständen die Mauern der geweihten Stätte zu verlassen gelobt hatte. Auf Anrathen ihrer Bekannten wandte sie sich an den Regenten, stellte demselben ihre Lage vor und bat sich die Erlaubniß aus, auch noch ferner: nach Aufhebung des Klosters in Besselich wohnen und dort ihr Leben beschließen zu dürfen. Ihr Gesuch fand Erhörung; und es wurde ihr nicht nur gestattet, ihre Zelle zu bewohnen, sondern es wurde ihr auch eine Laienschwester als Aufwärterin beigegeben.

Selbst bei den späteren Verkäufen des Klosterguts wurde jedesmal ausbedungen: daß Schwester Maria Franziska ungestört

in ihrer Zelle belassen werden müsse. Dieß erhellt z. B. aus dem Protokolle der am 28. September 1807 mit dem Kloster Besselich vorgenommenen Versteigerung im Artikel 12: „Bleibt der pensionirten Klosterfrau ehemaligen Vicarissin Franziska Zorn und der sie bedienenden Laienschwester Clara Kraus auf die Lebensdauer der ersteren die freie Wohnung im Kloster, so wie sie solche bisher genossen, vorbehalten."

Und so wohnte diese Maria Franziska noch manche Jahre in den ihr so lieb gewordenen Räumen, bis sie unter dem vorletzten Besitzer von Besselich in einem hohen Alter starb und auf dem Klosterkirchhof, unter großer Theilnahme der Bewohner der Umgegend, beigesetzt wurde.

Das fromme Volk sagte unter Gebet und Thränen: „„Wir haben heute die Himmelsbraut begraben!"" —

---

304. Pflichttreue.

Der Graf Julius de Mornay starb im Jahr 1852 zu Paris, und zwar im Hôtel des Marschalls Soult.

Eine barmherzige Schwester saß am Fuße des Bettes des Grafen Mornay, dem sie ihren Beistand mit wahrhaft evangelischer Sorgfalt und Hingebung angedeihen ließ. —

Die Nonne war ein Mädchen von zwei und zwanzig Jahren und von unbeschreiblicher Schönheit. — Der Graf lag im Sterben. — Die barmherzige Schwester sah ihn mit Thränen an. — Da schlägt die Pendeluhr im Gemache halb neun Uhr. — Die Nonne erhebt sich, neigte sich nochmal schluchzend über die Stirne des Sterbenden, und schickt sich an zu gehen.

„Meine Schwester!" — ruft ein Priester, der am Bett des Sterbenden kniete, — „was machen Sie?"

„„Ich muß gehen!"" entgegnete das Mädchen, in Thränen gebadet.

„Bleiben Sie doch! Sie werden doch ihrem Vater die Augen schließen?"

„„Nein!"" entgegnete die Nonne. „„Meine Ordensregel gebietet mir, um neun Uhr im Kloster zurück zu sein! Ich muß gehorchen; der Schmerz, den ich mitnehme, wird mein Opfer und meinen Gehorsam um so verdienstlicher machen!""

Wieder umarmte sie ihren Vater, der dieses letzte schmerzliche Lebewohl gar nicht fühlte, und entfernte sich unter Gebet und Thränen.

Der Graf Mornay starb noch in derselben Nacht. — —

Das Mädchen war Louise von Mornay, Enkelin des Herzogs von Dalmatien, die vor etwa vier Jahren Novize geworden und jetzt barmherzige Schwester im Spitale Enghien ist, das von der Herzogin von Aumale in dem Fauburg Saint Antoine gestiftet worden. Sie konnte hunderttausend Livers Renten haben und zu ihrem glänzenden Wappen ein zweites, eben so glänzendes, hinzufügen. Sie hat es aber vorgezogen, — „Schwester Louise“ — zu heißen, und ihre schöne Jugend der sorgsamsten Pflege unbekannter Menschen zu widmen, die in Spitälern von einem traurigen Erdenleben Abschied nehmen. —

---

305. Der erbetene Gruß.

Seine Majestät der König Max II. von Bayern kam im Jahr 1853 auf seinem Heimweg von Rom nach Deutschland in Viterbo an, und nahm in der Kirche des Klosters der heiligen Rosa daselbst jene zwei großen historischen Bilder in Augenschein, die ein geborener Bayer, der vorzügliche Künstler Michael Wittmer aus Murnau, der aber seit fünfzehn Jahren in Rom verweilt, gemalt hat. Beide Bilder sind in ihrem Plan und in ihrer Ausführung gleich vortrefflich und gehören zu den anerkannt ausgezeichnetsten Werken. Und wenn es Bilder giebt, welche man bewundert, und solche, vor denen man betet; so erzählen Reisende: daß man vor diesen Bildern in Bewunderung stehe und bete. Das eine fünfzehn, das andere neunzehn Palmen hohe Oelgemälde stellen die Schutzheiligen Viterbo's und eine Madonnen-Glorie mit der heiligen Clara, dem heiligen Franziskus von Sales, der heiligen Franziska von Chantal, dem heiligen Bonaventura und dem heiligen Stanislaus Kostka dar. Nur jenes hängt frei in der Kirche aus, dieses aber im innern Verschlusse des Chors der Franziskanerinnen, die bekanntlich unter strenger Clausur leben. Der Bischof Cardinal Pianetti hob für den König Max die Clausur auf, der auf diese Art zur genußvollen Betrachtung dieses schönen Bildes gelangte. — Mit rührender Einfalt bat die Aebtissin beim Abschied den Monarchen: „Er möchte doch ja seinen Landsmann, den Maler Wittmer, recht herzlich von ihr und den Nonnen grüßen,“ was denn der König auch in der leutseligsten und gnädigsten Weise gleich am folgenden Tage brieflich ausrichten ließ. —

---

306. Was ist der Mensch?

Pater Abraham a Sancta Clara, der am 1. December 1709 zu Wien als Provinzial des Augustiner-Ordens und kaiserlicher Hofprediger starb, der von der Natur zu einem Volksredner berufen war, und der unter seiner barocken Außenseite einen tüchtigen Verstand, tiefe Menschenkunde und große Wahrheitsliebe barg, schilderte einmal in einer Predigt den „Hochwerth des Menschen" und sprach:

„Weißt du, o Mensch! wer du bist? — Wann es dir und deinem schlüpfrigen Gedächtniß entfallen, so beschaue nur das erste Blatt der heiligen Schrift, allwo dir undankbarem Geschöpf die Erschaffung der Welt, wie auch die eigentliche Beschreibung deines ersten Stammhauses wird vor Augen kommen, und dir fein weisen, dir's verweisen, und dich unterweisen, wie, daß dich der gütigste Gott, vermöge seiner Allmacht, erschaffen habe zu seinem Ebenbild. Du bist demnach, mein Mensch, ein wahrhaftiges Contrafei Gottes, an dem weder Gunst noch Kunst gesparet. Du bist ein edles und schönes Bild. Du hast einen Willen, und der ist frei; du hast eine Seele, und die ist unsterblich. Du lebst mit den Thieren, und wächsest mit den Bäumen; du verstehest mit den Engeln; du trotzest mit allen Geschöpfen. Sonne und Mond sein weniger als du. Himmel und Erd' sein weniger als du. Du hast etwas vom Feuer; du hast etwas von der Luft; du hast etwas von der Erden; du hast etwas von den Thieren; du hast etwas von den Engeln; du hast etwas von Gott. Du bist ein Inhalt aller Geschöpfe; du bist ein Meisterstück der göttlichen Hände. Du erkennst das Gute und unterscheidest das Böse; du verwirfst das Schlechte und umfangest das Gerechte. Du mit Einem Worte, Mensch, du bist das schönste und edelste Contrafei Gottes; und schämst dich nicht, diesem ansehnlichen Ebenbild Gottes eine spöttliche Narrenkappen — die Welteitelkeit — aufzusetzen!?" —

---

307. Der Mensch, eine Stadt.

Der fromme und gelehrte Mönch aus dem Dominikaner-Orden, Johannes Tauler, trug einst in einer Predigt das folgende Gleichniß über den Menschen vor, indem er sagte:

„In jeder Stadt findest du drei Häuser: ein Wirthshaus, ein Rathhaus, ein Gotteshaus; das Wirthshaus für den Leib, das Rathhaus für die Vernunft, das Gotteshaus für den Gottesdienst.

Eine solche Stadt ist der Mensch, und diese drei Häuser müssen in ihm sein. Das Wirthshaus ist — die Sinnlichkeit, das Rathhaus seine natürliche Klugheit und Vernunft, das Gotteshaus seine Religiosität.

Gewöhnlich aber haben die Menschen nur die beiden ersten Häuser, und halten das letzte für unnöthig. — Der jedoch ist ein weiser Mensch, der seine Sinnlichkeit durch seine Vernunft in Ordnung zu halten, und seine Vernunft durch die Religion zu erleuchten und auf den rechten Weg zu leiten weiß!" —

---

308. Der Mensch, Gottes Ebenbild.

Der als Domkapitular und Geistliche Rath der Diöcese Regensburg verstorbene Johann Baptist Weigl, der am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten eine Predigt hielt über die Frage Jesu an seine Feinde: „Wessen ist dieses Bild?" (Matth. 22, 20) begann diesen seinen Vortrag mit den sinnigen Worten:

„Ein römischer Kaiser war der Besitzer eines gar herrlichen Hirsches, den man gänzlich gezähmt hatte. Diesem Thiere, weil der Liebling seines Herrn, streute man das Futter im Palaste selbst, dann eilte es hinaus in die grüne Waldesnacht und kehrte hierauf, wenn es die frische Waldesluft genossen, regelmäßig wieder in seine vornehme Hürde zurück. Aus Besorgniß, es möchte bei diesen seinen Ausgängen einmal verfolgt, verwundet oder gar erlegt werden, ließ ihm der Kaiser ein goldenes Halsband anhängen, auf dem die Worte standen:

„Rühret mich nicht an!
Ich gehöre dem Kaiser!" — —

Meine lieben Christen! Wir Alle kommen von Gott, dem Herrn aller Kaiser und Könige, wir gehören Gott an, wir sind Gottes Eigenthum, und er hat uns mit seinem Siegel bezeichnet; unsere Seele und ihre geistigen Kräfte und unser Körper mit seinen wunderbaren Sinnenwerkzeugen tragen an sich das Gepräge der Allmacht und Weisheit Gottes; kurz, auf unserem ganzen Wesen leuchtet die heilige Inschrift:

„„Rühret mich nicht an!
Ich gehöre Gott!""

Ja, noch mehr, meine Theueren! Gott der Herr hat sogar durch den Verstand und freien Willen, den er uns gab, durch das

Selbstbewußtsein (die Persönlichkeit), unserer Seele sein Bildniß eingedrückt; und wie einst Christus die Juden fragte: „Wessen ist dieses Bild?" ebenso sollen auch wir Alle oft und öfter die Frage an uns stellen: „„Wessen Bild bist **du**?"" Und darauf antworten: „„Ich bin Gottes Bild, und eben deßhalb muß ich auch Gott geben, was Gottes ist! Meine Seele, ja meine Seele ist nur von Gott, darum auch nur für Gott!""

Gar schön drückt dieß ein christlicher Dichter in dem folgenden Reimlein aus:

„„Das Bildniß Gottes ist der Seele eingeprägt;
Wohl Dem, der solche Münz' in reiner Leinwand trägt!"" —

---

309. Der Stammbaum des Todes und der Hölle.

Von dem Stammbaume des Todes und der Hölle giebt Dr. Johann Michael von Sailer, der verstorbene Bischof von Regensburg, die hier folgende Schilderung:

Der Anblick hat gezeugt den Gedanken;
Der Gedanke hat gezeugt das Wohlgefallen;
Das Wohlgefallen hat gezeugt die Begierde;
Die Begierde hat gezeugt die That;
Die That hat gezeugt die Gewohnheit;
Die Gewohnheit hat gezeugt die Verzweiflung;
Die Verzweiflung hat gezeugt Tod und Hölle. —

---

310. Die Weisheit.

(Nach einer Handzeichnung von dem Apostel Paulus.)

Die Weisheit hat eine ewige Blüthe, eine ewige Frucht, eine ewige Wurzel.

Die ewige Blüthe ist die Liebe, die ewige Frucht ist Friede und Freude im heiligen Geist, die ewige Wurzel der Abgrund der Gottheit.

Der Mensch, welchen Gott erschaffen hatte, wurzelte in Gott, und trieb die genannte Blüthe, und brachte die herrliche Frucht.

Aber der abgöttische Blick auf sein Selbst hatte ihn aus seiner Wurzel gerissen: verdorrt war die Blüthe, dahin die Frucht!

Mit der Wurzel wieder vereinigt mußte der losgerissene Zweig

werden, wenn er wieder Leben gewinnen, Blüthe treiben, Frucht bringen sollte.

Wiedervereinigen konnte nur Gott, der Dreieinige.

Und der Vater hat wieder vereinigt durch seinen Eingeborenen Sohn, der da Mensch geworden und das vollgiltige Opfer der Genugthuung für die Sünde des Menschen dargebracht hat.

Jetzt treibt der Mensch wieder Blüthen, bringt wieder Früchte.

Diese Wiedervereinigung soll in allen Menschenseelen geschehen.

Dieß ist das Werk des heiligen Geistes in der Kirche, der alle Nationen umfassenden Kirche.

Bis die Wiedervereinigung vollendet sein wird, bleibt die streitende Kirche im Streite; dann geht sie zur triumphirenden über, und verliert sich jauchzend vor Gottes Thron in ihren zahllosen himmlischen Chören! —

---

311. Das Geheimniß.

Die Schrift des alten Tertullian, welche den Titel führt: „Von dem Zeugnisse der Seele," enthält die folgende wahrhaft köstliche Stelle, indem er die Fragen aufwirft:

„Wer hat die Wahrheit erkannt — ohne Gott?
Wer hat Gott erkannt — ohne Christus?
Wer hat Christus erkannt — ohne den heiligen Geist?
Wem hat sich der heilige Geist geoffenbart — außer im Geheimnisse des Glaubens?" —

---

312. Die drei Geburtstage.

Michael Feneberg, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Pfarrer zu Seeg, in der Diöcese Augsburg, gewesen, hat uns einen recht trostreichen Ausspruch über „die drei Geburtstage der Kinder Gottes" hinterlassen, der da lautet:

„Die Kinder Gottes haben dreierlei Geburtstage.

Zuerst kommen sie als natürliche Menschen zur Welt; sie weinen, und ihre Verwandten freuen sich. —

Hernach werden sie durch die geistige Wiedergeburt stufenweise aus dem engen und finstern Naturzustand, nach erhaltenem Leben aus Gott, immer mehr in's Licht der Gnade versetzt. Zwischenein weinen auch die Kinder Gottes oft jämmerlich; aber es freuen sich die Engel im Himmel, so oft ein Sünder Buße thut. —

Endlich: Was wir Tod nennen, das nannten und feierten die ersten Christen als einen Geburtstag der Martyrer und Heiligen. — Auch da geht es für die Kinder Gottes nicht ohne Weh und Thränen ab; aber es folgt das: „„Es ist vollbracht!““ und dann hebt der Jubel des ewigen Lebens auch für die Kinder Gottes erst recht an, und ist kein Weinen mehr in des Himmels ewiger Herrlichkeit!“ —

313. Ein unglücklicher Kauf.

Der heilige Hieronymus, einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller der Kirche, schrieb eine Auslegung der Schriften des Propheten Sophonias, der, von einem vornehmen Geschlechte zu Jerusalem entsprossen, zu den Zeiten des jüdischen Königs Josias lebte, und in drei Kapiteln den Untergang Ninive's und die babylonische Gefangenschaft verkündete, aber auch am Schlusse sein Volk mit der Rückkehr in's Vaterland und der allgemeinen Ausbreitung des messianischen Reiches tröstete.

In dieser Auslegung erzählt nun der Heilige als Augenzeuge: daß die Juden die Trümmer der zerstörten Stadt Jerusalem nicht besichtigen und nicht darüber weinen durften, ohne die Erlaubniß — zu sehen und zu weinen — mit Geld von den Heiden zu erkaufen; und bemerkt dann:

„Die das Blut Christi um Geld erkauft hatten, mußten jetzt ihre Thränen um Geld erkaufen!!“ —

314. Das zerstörte Heilands-Bild.

Nicephorus erzählt in seiner Kirchengeschichte, es habe zu Cäsarea eine Bildsäule gestanden, die den göttlichen Heiland darstellte, wie er jenes mit dem Blutflusse behaftete Weib heilte; am Fuße dieses Standbildes aber sei ein Kraut gewachsen, das verschiedene Krankheiten heilte.

Dieses Bild erhielt sich bis zu den Zeiten des Kaisers Julian, des Abtrünnigen, des geschworenen Feindes Jesu Christi, der im entsetzlichsten Frevel sich vermaß, solches entfernen zu lassen, und, statt desselben, sein eigenes aufzurichten.

Es säumte aber Gottes Strafgerechtigkeit nicht, diese Schmach zu rächen; denn es erhob sich ein fürchterliches Gewitter, und der Blitz schlug in das neu errichtete Standbild und zertrümmerte den

Kopf des Kaisers, den dieses darstellte, und der selbst kurz hierauf in einem Treffen gegen die Perser fiel. — —

Dieß Ereigniß ist eine Andeutung der Strafe, welche über Denjenigen kommt, der das Bild Gottes zerstört und — statt desselben — das Bild seines Feindes aufstellt! —

315. Ehrenhafte Gesinnung.

Die Maurer in Belgien bedienen sich zum Anrühren des Mörtels eines sogenannten Kolkes.

Den aber gebrauchen die Maurer zu Mecheln ausnahmsweise nicht, weil der heilige Romuald mit einem solchen erschlagen wurde; sie rühren den Mörtel mit einer gewöhnlichen Schaufel an. —

316. Die Liebe zu Gott.

Groß war die Liebe des seligen Nikolaus von der Flüe zu Gott; darum durfte er seinen Zeitgenossen wohl mit Recht zurufen: „Fürchtet und liebet Gott vor Allem! denn die Liebe ist Mutter aller Tugenden im Himmel und auf Erden!“

Es war ihm eines Tags, als wandelte er durch ein Dorf, wo in Mitte weniger Häuser ein herrlicher Palast sich erhob. Das Thor war offen, und er trat durch dasselbe herein. Da sah er eine Treppe mit zehn Staffeln. Unter diesen floß ein Brunnen mit Wein, Oel und Honig. Auf der obersten Staffel aber stand ein Geschirr mit dem nämlichen Tranke des Quelles gefüllt. Dann rief eine Stimme: „„Wenn Jemand dürstet, der komme zu Mir und trinke!““ (Joh. 7, 37.) Nur Wenige kamen; er aber eilte, trank und sättigte sich mit unbeschreiblicher Lust. Hernach verwunderte er sich, warum nur so Wenige zu diesem köstlichen Quelle kommen. — Als er in's Freie heraus trat, so erblickte er eine zahllose Menge Menschen, welche sehr beschäftigt waren. Einige zäunten ihre Aecker ein, Andere bauten Brücken, um Zoll zu beziehen, Andere machten Musik um den Spiellohn. —

Nun verschwand das Gesicht.

Der fromme Mann erkannte die Deutung, und es graute ihm vor dem Treiben der Welt. —

317. Der verfolgte Hase.

Der heilige **Anselmus**, Erzbischof von Canterbury, ein sehr weiser und liebreicher Mann, besaß die schöne Gabe, aus allen Erlebnissen herrliche Gedanken zu schöpfen, und an alle Begebenheiten im menschlichen Leben wichtige Lehren zu knüpfen. Aus den verschiedenartigsten Blumen verstand er einen geschmackvollen Strauß zu flechten.

Er zog einst zu Rosse mit Gefährten über Land. Da hörten sie aus der Ferne Hundegebell und Geschrei von Menschen, das immer näher vernommen wurde. Sie sahen ein Häschen aus dem Gebüsche laufen, verfolgt von einer Schaar von Hunden, welches gerade auf den Heiligen zulief, und unter sein Roß sich flüchtete. Die Hunde aber schlossen einen Kreis um das Roß, bellten, winselten und wiesen die Zähne, wagten aber nicht die Freistätte zu verletzen, die das arme Thierchen sich erkiesen. Die Gefährten lachten ob dieses neuen Schauspiels. Der Heilige aber war bis zu Thränen gerührt, und sprach: „Ach, ihr lachet, aber das arme Thier lacht nicht! Sehet, wie es bebt und keucht! — So ergeht es auch der Seele, die, von ihren Feinden verfolgt und auf vielfältigen Irrwegen von Sünde zu Sünde herumgetrieben, endlich in des Todes Engen von ihnen erwartet wird, um ergriffen und verschlungen zu werden. Sie aber, voll Schrecken, sucht Hilfe und Zuflucht überall, und wird, findet sie keine, der Feinde Gespött.“ — —

Also sprach der Heilige, und stieg von seinem Roß, und lockte das bebende Thierchen und sprach: „Du hast ein Asyl bei mir gesucht im Unglück; du sollst es finden! Verstößt ja auch mein Heiland die arme Seele nicht, so da schwebet in großer Bedrängniß, wenn sie flüchtet zu ihm!“ —

Und der Heilige griff nach dem Häschen, und es ließ sich willig von seinen Händen fassen, und schmiegte sich traulich an ihn, und verbarg sich in seinem Busen. Denn die Heiligen sind mit der ganzen Natur und mit allen Geschöpfen befreundet, und sie haben miteinander Frieden geschlossen. Die erste Sünde brachte den Zwiespalt, Heiligkeit bringt die alte Freundschaft wieder hervor.

Als der Heilige das Thierchen eine Strecke getragen, es streichelnd und liebkosend, und die Hunde sich schon weit entfernt, da setzte er's an die Erde, und sprach: „Nun bist du noch einmal gerettet, sei vorsichtig, sieh' zu, daß du nicht nochmals unter deine Feinde geräthst, auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre!“

Also der Heilige, und er setzte seinen Weg fort. Die Gefährten aber erwogen in ihrem Herzen, was der Heilige gesagt und gethan. —

318. Unerlaubtes und erlaubtes Schatzgraben.

Die Schatzgräberei verdankt ihren Ursprung hauptsächlich den früheren langwierigen Kriegen in Deutschland, besonders dem dreißigjährigen Krieg, in welcher so greuelvollen Zeit viele Leute ihr Geld unter Bäume, in die Keller oder in altes Gemäuer vergruben, und gar oft starben, bevor sie diese ihre vergrabenen Schätze aus der Verborgenheit wieder hervorholen konnten.

In der Folge ward nun beim Aufgraben der Häuser und Bäume oder bei dem Abbrechen des alten Gemäuers das Geld hie und da wieder aufgefunden, und so erwachte bei Manchen die Lust, solchen Schätzen auch nachzugraben.

Schlaue Betrüger benützten indeß die Leichtgläubigkeit dieser Leute und versprachen für eine gewisse Summe, deren Hälfte zumeist voraus entrichtet werden mußte, ihnen verborgene große Schätze zu entdecken.

Mit diesem Betruge verband sich bald der schändlichste Aberglaube, der sich leider! in manchen Gegenden sogar bis in unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Die Betrüger mißbrauchen dabei oft die heiligsten Namen und kirchlichen Gegenstände; sie verrichten gewöhnlich ein sehr langes Gebet, das sie „Christophorus-Gebet" nennen, rufen die Heiligen an, beschwören den Teufel aus der Hölle, und treiben sonst noch allerlei Gaukelspiel und sakrilegisches Unwesen.

Schon gar viele Menschen, die sich bei inniger Religiosität, Gottvertrauen, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hätten ehrlich ernähren können, wurden durch Schatzgräberei an den Bettelstab, ja selbst auch in die Zuchthäuser gebracht, und haben dabei noch durch ihren Aberglauben und durch Anbetung und Anrufung des Teufels ihre Seele der Gefahr der ewigen Verdammniß ausgesetzt. Mit Recht hat daher die Kirche diese abergläubische Schatzgräberei ihren Kindern auf's Strengste verboten; denn sie wollte nicht, daß ihre Kinder durch solch ein schnödes und sündhaftes Schatzgraben — sich Reisegeld in eine unglückselige Ewigkeit erwerben möchten. — —

Ist aber dem katholischen Christen alles und jedes Schatzgraben untersagt?

Nein! das geistige Schatzgraben ist den Gläubigen nicht untersagt, sondern sogar ernstlich geboten!

Die Kirche gebietet mit ihrem göttlichen Stifter den Gläubigen, daß sie vor Allem nach dem Gnadenschatze des Himmelreiches und Seelenheiles trachten, laut der feierlichen Mahnung Jesu

Christi: „Suchet zuerst das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit, und alles Uebrige wird euch gegeben werden!“ (Matth. 6, 13.)

Und worin besteht wohl das Geheimniß, diese geistigen Schätze ganz gewiß erheben zu können? —

Ein großer Geisteslehrer hat es uns entdeckt, und nach seiner Anleitung besteht es in fünf **A**, die man anwenden muß, um zu dem so lohnenden Ziele ganz sicher zu gelangen.

Das erste **A** bedeutet die Andacht. — Der heilige Paulus sagt: „Die Andacht (Gottseligkeit) ist zu Allem nützlich und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens!“ (1. Tim. 4, 8.) —

Das zweite **A** bedeutet die Arbeit. — Gott hat den Adam auf diese Erde gesetzt, damit er sie bebaue. (1. Mos. 3.) Arbeit ist sonach auf dieser Welt unser Aller Loos. Der Mensch darf bei derselben keine Mühe scheuen, er muß vielmehr immer wacker zugreifen. Darum sagt der König David: „Von der Arbeit deiner Hände wirst du essen; Heil dir, es wird dir gut gehen!“ (Psalm 127, 2.) —

Das dritte **A** bedeutet den Ablaß der Sünden. — Der Christ reinige sein Herz oftmal im Richterstuhle der Buße, und der Herr wird ihn beglücken und der Friede Gottes wird hienieden schon in seinem Herzen wohnen. An ihm erfüllt sich die so hehre Verheißung unseres Erlösers: „Selig, die eines reinen Herzens sind!“ (Matth. 5, 8.) —

Das vierte **A** bedeutet das heiligste Altarsakrament. — Dem Christen, der mit Liebe und Heilsverlangen dem gnadenreichen Opfer der Messe beiwohnt, seinen Heiland in der Eucharistie oft und anbetend besucht und durch den würdigen Empfang der heiligen Kommunion sich mit ihm auf das Innigste vereinigt, kann es nicht an Glück und Segen fehlen; denn wer Jesum Christum besitzt, der besitzt Gott, und aus ihm empfängt er alle Gnaden zum Unterpfande seiner ewigen Beseligung. Lautet ja doch sein eigenes Wort: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben!“ (Joh. 6, 55.) —

Das fünfte **A** bedeutet das Almosen. — Der Christ, der aus Liebe zu Gott und durch diese Liebe auch aus Liebe zu seinem Nebenmenschen Almosen spendet, streut einen Samen aus, der da hundertfältige Frucht bringt. Daher das alte aus der Erfahrung herrlich gereifte Sprüchwort: „Einen Heller (um Gottes willen) zum Fenster hinaus, und — hundert Gulden (durch Gottes Segen) zum Dache hinein!“ Und der Gottheiland selbst ruft uns zu: „Gebet, so wird euch gegeben werden! Ein gutes, eingedrücktes, gerütteltes und übervolles Maaß werden sie euch in den Schooß legen!“ (Luk. 6, 38.) —

Mit Einem Wort: Allzeit Gutes thun, — dieß ist das große Geheimniß, hier den Schatz des göttlichen Segens und dort den Schatz der ewigen Glorie zu erheben. —

319. Buchstaben-Deutung.

Die Buchstaben, diese Grundpfeiler alles menschlichen Wissens, haben auch oft dazu gedient, dem scheinbar Unbedeutenden Bedeutsames zu verbinden.

So lautet eine altdeutsche Warnung: „Drei große G soll Niemand beleidigen, dem seine Seelenruhe lieb ist, nämlich: Gott — Gerechtigkeit — Gewissen!"

Und eine altdeutsche Mahnung heißt: „Drei große S gehören Gott allein an, nämlich: Sorgen — Segnen — Seligmachen." —

320. Die vier Stücke zur wahren Tugend.

Ein wißbegieriger und ernstlich nach dem Heile seiner Seele trachtender junger Mann, aus vornehmer Familie geboren, fragte einmal den heiligen Philippus Neri: „Saget mir doch, ehrwürdiger Herr, mit kurzen Worten — wie viele Stücke denn eigentlich die wahre christliche Tugend ausmachen?"

Mit einem milden Blick auf das an der Wand hängende Crucifix, erwiederte der Heilige: „„Zur wahren christlichen Tugend gehören folgende vier Hauptstücke; nämlich:

Die Welt verachten.
Keinen seiner Mitmenschen verachten.
Sich selbst verachten.
Die Verachtung verachten."" —

321. Ein Geleits-Brieflein.

Der gefeierte Prediger Sebastian Winkelhofer zu München gab einst einem Jünglinge, der aus dem Elternhause schied, um zu seiner weitern Ausbildung die Hörsäle der Universität zu besuchen, das nachstehende Geleitsbrieflein mit, das er den Schriften des seligen Bruders Aegidius entnommen hatte.

Und dieses Geleitsbrieflein, das zu des Jünglings geistigem und leiblichem Wohle dienen sollte, und auch wirklich dazu diente,

und auch uns dazu dienen soll und kann, enthielt folgende zwölf seltsam lautende Anweisungen; nämlich:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!

1. Willst du wohl sehen, so stich dir die Augen aus!
2. Willst du wohl reden, so werde stumm!
3. Willst du wohl gehen, so haue dir die Füße ab!
4. Willst du recht lieben, so hasse dich selbst!
5. Willst du wohl leben, so stirb dir selbst ab!
6. Willst du gewinnen, so verliere!
7. Willst du reich sein, so werde arm!
8. Willst du in Sicherheit stehen, so fürchte dich!
9. Willst du in Freude leben, so kreuzige dich!
10. Willst du erhöht werden, so erniedrige dich!
11. Willst du das Gute haben, so leide das Böse!
12. Willst du ausruhen, so arbeite! —

---

322. Die Uhr des Christen.

Der kluge Seelenführer P. Friedrich Spee hat uns eine gar erbauliche Anleitung hinterlassen, wie wir Christen nämlich bei jedem Stundenschlage der Uhr Gott loben und in uns einen heilsamen Gedanken erwecken könnten.

Dieser Unterricht lautet:

„So oft du schlagen hörst die Stund',
So lobe Gott mit Herz und Mund!"

Um ein Uhr. — Wenn die Glocke Eins schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich, daß nur Ein Gott sei, Ein Glaube, Eine Taufe; und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß du in diesem Einzigen Glauben verharren und am Ende deines Lebens jenseits den Einzigen Gott ererben mögest! —

Um zwei Uhr. — Wenn die Glocke Zwei schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich weiter, daß Zwei Testamente sind, das Alte und das Neue; ferner zwei Tafeln des Gesetzes, von der Liebe Gottes und des Nächsten; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß du dein Leben nach diesen Vorschriften und Tugenden recht einrichten mögest! —

Um drei Uhr. — Wenn die Glocke Drei schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die dich erschaffen, erlöst und geheiligt hat; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß der Herr dir unwandelhaft deinen

Glauben an dieses hochheiligste Geheimniß bewahre und du ausharrest in dem Bekenntnisse dieses Einen Dreipersönlichen Gottes! —

Um vier Uhr. — Wenn die Glocke Vier schlägt, so lobe Gott und erinnere dich der vier letzten Dinge des Menschen, das ist, des Todes, des Gerichtes, der Hölle, des Himmelreiches; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß derselben dich die Huld des Herrn stets recht eingedenk sein lasse! —

Um fünf Uhr. — Wenn die Glocke Fünf schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der heiligen fünf Wunden Jesu Christi, deines Erlösers; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß deine Seele ihre Wohnung in denselben nehmen und allda zu ihrem Heil allzeit verbleiben möge. —

Um sechs Uhr. — Wenn die Glocke Sechs schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der sechs steinernen Krüge, die man bei jener Hochzeit zu Canaa in Galiläa vorgefunden, und deren Wasser die Allmacht des Heilandes in köstlichen Wein verwandelte; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: Gott wolle dein oft so kraftloses Herz mit dem Weine der rechten Andacht erfüllen! —

Um sieben Uhr. — Wenn die Glocke Sieben schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der sieben heiligen Sakramente und der sieben letzten Worte, die der Weltheiland sterbend am Kreuze noch gesprochen; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: Gott wolle dich nicht ohne den vorherigen würdigen Empfang der heiligen Sakramente, noch ungetröstet durch sein heiliges Wort sterben lassen! —

Um acht Uhr. — Wenn die Glocke Acht schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der acht Seligkeiten, die der Herr in seiner Bergpredigt verheißen hat; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: Gott wolle den lebendigsten Eifer in der Nachfolge Jesu in dir anfachen, damit sie dir im Himmel dereinst alle zu Theil würden. —

Um neun Uhr. — Wenn die Glocke Neun schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der neun Chöre der seligen Geister, das ist: „der Cherubim, Seraphim, Kräfte, Throne, Herrschaften, Fürstenthümer, Mächte, Engel, Erzengel;“ — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: Gott wolle dich dereinst in ihre Gemeinschaft aufnehmen, auf daß du ihn durch alle Ewigkeit auch würdig verherrlichen könntest! —

Um zehn Uhr. — Wenn die Glocke Zehn schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der zehn Gebote Gottes, die der Herr unter feierlichen Ceremonieen ehedessen auf dem Berge Sinai

gegeben; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß Gott dir die Gnade verleihe, dieselben in allen Verhältnissen deines Lebens genau zu beobachten! —

Um elf Uhr. — Wenn die Glocke Elf schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich des letzten Ausganges des Hausvaters um die elfte Stunde, auf daß er Arbeiter für seinen Weinberg finde; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer: daß wenn die elfte und letzte Stunde deines Lebens hienieden schlägt, du jenseits für deine Arbeit in seinem Weinberge den Zehner der ewigen Belohnung durch seine Huld und Barmherzigkeit erhalten mögest! — *)

Um zwölf Uhr. — Wenn die Glocke Zwölf schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der zwölf Apostel Jesu Christi, die, weil sie ihm auf Erden treu gedient, nun, nach seiner eigenen Verheißung, mit ihm in dem Himmel richten; — und bitte mit einem demüthigen Gebetsseufzer, daß sie durch ihre Fürsprache dir erlangen: Gott, der Allmächtige, wolle, so oft du fortan die Tagesstunden schlagen hören würdest, dir seinen väterlichen Segen vom hohen Himmel herabsenden, damit dein Tagewerk nichts anderes sei — in Sinn, Wort und That, — als der verwirklichte Liebes- und Huldigungs-Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" — und du dereinst im Gerichte bestehest und ewig selig werdest. —

323. Gebet beim Stundenschlage.

Die selige Victoria war überaus wachsam über alle ihre Werke, um auch nicht Eine Minute ihres Lebens nutzlos zu verlieren.

Sie trug in ihrem Herzen das lebendigste Verlangen, ein engelreines Leben zu führen; da es aber, ungeachtet aller ihrer Behutsamkeit, dennoch zuweilen ihr widerfuhr, daß sie aus Unachtsamkeit

*) Um elf Uhr ist auch bei Vielen die Essensstunde. Wenn also die Glocke Elf schlägt, so lobe Gott, und erinnere dich der Speise der Engel und der Seelenspeise der Christen, des allerheiligsten Altarsakramentes; — und bitte im demüthigen Gebetsseufzer: Gott wolle dich so begnaden, daß du oft und öfter im Leben die heilige Kommunion empfangest, aber daß sie auch ganz besonders in deiner Abschiedsstunde zur Wegzehrung deiner Seele dienen möge, und du so den wahren und lebendigen Osterkeim der seligen Unsterblichkeit deiner Seele und der Auferstehung deines Leibes am jüngsten Tage — in dich aufnehmest!

in leichte Fehler und läßliche Sünden fiel, seufzte sie oft in tiefem Schmerz und Thränen, und nahm die Gewohnheit an, so oft die Stunde schlug, zu beten:

„Mein Gott und Herr, gestatte nicht, daß ich Dich beleidige; und lass'mich lieber sterben, als die Anzahl Derjenigen vermehren, die deine göttliche Güte durch Sünde lästern!" —

324. Die Kleider der ersten Menschen.

Moses erzählt im ersten Buche der Genesis, Vers 21, nachdem die beiden ersten Menschen in die Sünde gefallen waren: „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen, und that sie ihnen an."

Hierüber wurde einmal die Frage aufgeworfen: „„Von welchem Thiere waren denn die Felle, die Gott den ersten Menschen als Kleider gab?""

Und die heilige Hildegard gab die sinnige Antwort: „„Vom Lamme, das sich zuerst opferte!"" —

Die Heilige wollte sagen: Es war diese Sich-Selbst-Opferung des Lammes ein rührendes Vorbild von dem wahren Hohenpriester, dem Gott-Menschen Jesus Christus im Neuen Bunde, von dem Johannes der Täufer ausgerufen: „Sehet das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!" (Joh. 1, 29.) und der, durch seinen freiwilligen Opfertod am Kreuz auf Golgatha, das hochzeitliche Kleid der Begnadigung den sündigen Menschen erworben hat. —

325. Die Thränen.

Zu einem frommen Priester kam einst ein altes Mütterchen, das gar traurig war, und richtete an ihn die Frage:

„Hochwürdiger Herr, saget mir doch: kann wohl das Meer all' die Thränen fassen, die auf der weiten Erde geweint werden?"

Der Priester antwortete ihr augenblicklich mit den Worten:

„„Wenn wir die thörichten, die kindischen und unreinen Thränen abziehen, so findet der Rest in einer Schale Raum, die ein Engel zum Himmel trägt, um sie für den Tag der Vergeltung aufzubewahren!"" —

326. Ein guter Spruch ist Goldes werth!

Ein König traf, wie er einst um seinen Palast lustwandelte, auf einen wunderlichen alten Mann, der ihn laut mit den Worten anredete: „Mein Herr, wenn du mir hundert Denare schenkest, so will ich dir einen guten Rath ertheilen!“ Der Monarch, überzeugt, daß es wenige Rathschläge von einem solchen Werth gebe, und sich einbildend, etwas ganz Außerordentliches zu hören, ließ sie ihm auszahlen. „Sire,“ fuhr hierauf der Alte fort, „mein Rath ist folgender: Unternimm **niemals** eine Sache, wenn du nicht zuvor das Ende und die Folgen derselben reiflich erwogen hast.“ Die Würdenträger des Reichs und Alle, welche sich im Gefolge des Königs befanden, fingen heftig an zu lachen, wie sie sahen, daß er einen so gemeinen, obgleich im Grunde sehr vernünftigen Rath so theuer bezahlt habe. Aber der König dachte nicht wie sie; er sah ein, daß die wichtigsten Lebensregeln diejenigen sind, welche man am seltensten befolgt, weil man sich ihrer nicht zu rechter Zeit erinnert. Der Monarch, der den Rath vortrefflich fand, machte ihn daher zu seinem Lieblingswahlspruch, und ließ ihn auf alle seine silbernen Gefäße und sogar auch auf sein Barbierbecken, das von Gold war, schreiben und eingraben.

So standen die Sachen, als ein großer Herr an seinem Hof, in der Hoffnung auf den Thron zu steigen, eine Verrätherei gegen das Leben seines Monarchen anspann. Er ließ dem Barbier des Königs den Antrag thun, ihm mit einem vergifteten Messer, welches ihm auf der Stelle den Tod bereitete, den Bart abzuscheeren. Um diesen Unglücklichen zur Ausführung einer so schwarzen That geneigt zu machen, versprach er ihm eine beträchtliche Summe, wovon er sogar einen Theil gleich einhändigen ließ; indem er ihm zugleich, sobald er das Verbrechen vollzogen hätte, ein großes Glück zusicherte.

Der Barbier verstand sich dazu leicht, und begab sich mit diesem abscheulichen Vorsatz zum Könige. Man brachte das Becken, der Barbier nahm es mit ruhigem Gesicht in die Hand; aber als er den Bart des Monarchen wusch, fielen seine Augen zufälliger Weise auf den Wahlspruch; — er ward mit einemmale nachdenklich und eine Menge Betrachtungen bestürmten sein Gemüth. „Warum,“ sprach er zu sich selbst, „begeh' ich dieses Verbrechen? Was kann Gutes daraus für mich entspringen? Nichts! Ich werde kaum den König umgebracht haben, so wird man mich wegen seines plötzlichen Todes in Verdacht haben; ich werde in Verhaft

genommen, vielleicht auf der Stelle getödtet werden; oder schiebt man meine Strafe auf, so wird es nur geschehen, um mich auf die grausamste Weise zu foltern und durch unsägliche Martern zu zwingen, mein Verbrechen zu gestehen und meinen Mitschuldigen anzugeben: mein und sein Untergang werden unvermeidlich sein; das Geld, welches ich bereits erhalten habe, und das mir versprochen ist, wird mir nichts nützen. Doch gesetzt, daß alles Dieses sich nicht ereignete, daß man mich weder in Verdacht hätte, noch verhaftete, würde dadurch mein Leben sicherer sein? Nein; Derjenige, der mich vermocht hat, das Verbrechen zu begehen, wird auch, um keine Spuren seiner Verrätherei übrig zu lassen, meinen Tod beschließen!"

Während dieser Betrachtungen hatte er das Becken auf einen Tisch gesetzt und sein vergiftetes Rasiermesser genommen; aber in dem Augenblick, da er sich desselben bedienen wollte, verwirrte er sich und zauderte ganz verlegen; endlich steckte er es wieder in seinen Sack und nahm ein anderes. — Der König, der wohl bemerkt hatte, daß der Barbier in ernsthafte Betrachtungen versunken war, und sah, daß er sein Rasiermesser veränderte, wollte den Grund davon wissen, und sprach: „„Barbier, du scheinst mir nachdenkend zu sein, du veränderst dein Rasiermesser: warum das? Es steckt ein Geheimniß darunter; ich verlange darüber Aufschluß zu erhalten; sage mir die Wahrheit."" —

Der Ton des Monarchen erschütterte den Barbier; seine Verwirrung nahm zu, er veränderte seine Farbe; endlich warf er sich dem Könige zu Füßen und gestand ihm, daß er durch einen Großen, der ihn verrieth, und der ihn durch das Geld, welches er ihm gegeben habe, und durch das Versprechen, einst ein bedeutendes Glück ihm zu verschaffen, vermocht hätte, seinen Untergang zu beschließen, verführt worden sei. —

„„Wer hat dich denn abgehalten, dein Verbrechen zu vollstrecken?"" sprach der König

„Der Spruch, welchen ich auf deiner Barbierschüssel eingegraben gelesen habe!" erwiederte der Barbier, indem er ihm die Betrachtungen mittheilte, welche derselbe in seinem Gemüth erregt hatte.

Der Fürst sah jetzt mehr als jemals die ganze Wichtigkeit desselben ein; er verzieh dem Barbier wegen seines offenen Geständnisses, ließ auf der Stelle den Großen verhaften, der sein Verbrechen nicht leugnen konnte, und befahl ihn strenge zu bestrafen. Er ließ aber auch den wunderlichen Alten holen, den er mit Ehrenbezeugungen und Schätzen überhäufte, und sprach zu den

Würdenträgern des Reiches, welche gegenwärtig waren: „„Habt ihr nicht einst gelacht, als ich einen guten Rath mit hundert Denaren bezahlte? Wisset nun, daß dieser Rath mir eben das Leben gerettet, und euch vor dem Unglück beschützt hat, meinen Mörder zum Herrn zu haben.““ Er erzählte ihnen darauf, was vorgefallen war. —

Lerne hieraus: „Ein guter Spruch ist Goldes werth!“ — (A. Th. Hartmann.)

---

327. Das richtig erkannte Fieber.

Stanislaus Hosius (später Cardinal und Bischof von Ermland) betrat mit einem wahrhaft brennenden Durste nach gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung die Universität seiner Vaterstadt Krakau. Seine geistige und sittliche Vervollkommnung war das Ziel seines Strebens. Was ihn darin fördern konnte, war ihm lieb, was ihn darin störte, unlieb und verwerflich. Zwei Orte blieben ihm die angenehmsten — das Universitätsgebäude und die Kirche, und zu diesen kannte er, wie einst der heilige Basilius in Athen, die Wege am besten und wandelte sie am liebsten.

Was den Gang seiner geistigen Ausbildung betrifft, so verlegte er sich mit besonderem Eifer auf die humanistischen Studien, und brachte es bei seinem vorzüglichen Sprachtalent und eisernen Fleiß in wenigen Jahren zu erstaunlicher Fertigkeit in der griechischen und lateinischen Sprache, sowie in der Philosophie und Rhetorik. Doch wollte der fromme Jüngling im menschlichen Wissen nicht auf Kosten des göttlichen zunehmen; deßhalb erwarb er sich auch in der Religion die reichsten Kenntnisse und setzte sich in den Stand, über alle Dogmen der katholischen Kirche genügenden Aufschluß zu geben.

An dieser Mutterkirche hing er mit ganzer Seele, hielt es, in ihr die alleinige durch den Gott-Menschen Jesus Christus auf der Erde gestiftete Heilsanstalt erblickend, für das größte Glück, deren Mitglied zu sein, und sah jede religiöse Neuerung als ein großes Verbrechen an. Darum vernahm er das Auftreten der sogenannten Reformatoren zu seiner Zeit und deren Kampf gegen die katholische Kirche und ihr Oberhaupt mit dem größten Schmerzgefühl. — Es ist bekannt, welcher Mittel sich damals die Anhänger der neuen Lehre bedienten, um diese an allen Orten auszubreiten. Schriften, voll Schmähungen wider die katholische Kirche und deren Oberhaupt wurden in alle Lande getragen und dringlichst dem

Volke zum Lesen anempfohlen. Man hatte dabei auf der Leute Hang zu Argwohn und Verdächtigung gerechnet und daraus die Hoffnung geschöpft, die Lektüre jener, noch dazu scheinbar für Gottes Wort eifernden Bücher werden bei Vielen ihre Wirkung thun.

Nachdem solche Schriften die deutschen Gauen durchwandert und eine Menge schwacher Seelen verwirrt hatten, betraten sie zu gleichem Zweck auch den Boden Polens, und manche derselben fielen dem jungen Akademiker Hosius in die Hände. Allein, weit entfernt — sie zu lesen, geschweige denn — sich daran zu ergötzen, warf er sie sofort in's Feuer, um sie unschädlich zu machen.

Sein Eifer für die Bewahrung der Unverfälschtheit des heiligen katholischen Glaubens war aber so stark, daß er, was er selbst that, auch von Anderen aus Ueberzeugung verlangte.

Um dieselbe Zeit besuchte Hosius seinen Studiengenossen und Freund Fabian von Zehmen, einen Preußen, der am Fieber erkrankt lag, um ihn zu trösten und zu pflegen. Zehmen, der Neuerung schon theilweise zugethan, las seit einiger Zeit heterodoxe, in deutscher Sprache abgefaßte Bücher. — Eines Tages nun, als Hosius wieder an dessen Bett saß, fand er ein Buch unter dem Kopfkissen, erkannte es als ein akatholisches und rief, voll Wehmuth über diese Entdeckung: „Das ist das Fieber, das dich so quält! Dieses Uebel ziehst du dir selber zu, indem du solches Gift in deine Seele schlürfest! Willst du das Fieber los werden, so entferne eilig von dir all' den Wust häretischer Schriften!" — Sprach's, und warf das Buch in's Feuer.

Des anderen Tages fand er seinen Freund gesund; das Fieber hatte ihn alsbald verlassen. —

---

328. Ein alter deutscher Bürgerspaß.

(Von Clemens Brentano.)

Als unser lieber Herr Gott noch auf Erden gewandelt ist von einer Stadt zur anderen, das Evangelium gepredigt und viel Zeichen gethan hat, ist auf eine Zeit ein guter, einfältiger Schwabe zu ihm gekommen, und hat ihn gefragt: „Mein lieber Gesell, wo willst du hin?" Da hat unser Herr Gott ihm geantwortet: „„Ich ziehe um und mache die Leute selig."" Da sagte der Schwab: „Mein lieber Gesell, willst du mich mit dir lassen?" „„Ja,"" sagte unser Herr Gott, „„gern, wenn du fromm sein und leidlich beten willst."" „Ja!" sagte der Schwab.

Als sie nun mit einander gingen, kamen sie zwischen zwei Dörfer, darin man läutete. Der Schwab schwatzte gern und fragte unsern Herr Gott: „Mein lieber Gesell, was läntet man da?“ Unser Herr Gott, dem alle Dinge wissend waren, sagte: „„In dem einen Dorfe läutet man zur Hochzeit, in dem anderen zu einem Todten.““ „Geh du zu dem Todten,“ sprach der Schwab, „so will ich zu der Hochzeit gehen.“

Unser Herr Gott ging in das Dorf und machte den Todten wieder lebendig: Da schenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab that sich auf der Hochzeit um mit Einschenken und Bedienen. Und da die Hochzeit ein Ende hatte, schenkte man ihm einen Kreuzer, daß der Schwab wohlzufrieden war, sich auf den Weg machte und wieder zu unserm Herr Gott kam. Als bald der Schwab unsern Herr Gott von weitem sah, hob er sein Kreuzerlein in die Höhe und schrie: „Schau, mein lieber Gesell, ich hab' Geld! was hast du?“ trieb also viel Prangens mit seinem Kreuzerlein. Unser Herr Gott lachte seiner und sprach: „„Ach, ich habe wohl mehr als du!““ und that den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der Schwab aber war nicht faul, warf sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und sagte: „Gemein! Gemein! wir wollen gemein miteinander haben.“ Das unser Herr Gott gut sein ließ.

Als sie nun miteinander weiter gingen, kamen sie zu einer Heerde Schafe, da sagte unser Herr Gott zum Schwaben: „„Schwabe, gehe zu dem Hirten, lasse uns ein Lämmlein geben und koche uns das Geschlinge auf ein Essen.““ — „Ja,“ sagte der Schwab, ging zu dem Hirten, ließ sich ein Lämmlein geben, schlachtete es, zog es ab, und bereitete das Geschlinge auf ein Essen. Im Sieden schwamm nun das Leberlein des Lammes stets empor. Der Schwab drückte es mit dem Löffel hinunter; es wollte aber nicht bleiben. Das verdroß den Schwaben; er nahm ein Messer, schnitt das Leberlein von einander und aß es auf. Als nun das Essen auf den Tisch kam, fragte unser Herr Gott: „„Wo ist denn das Leberlein hingekommen?““ Der Schwab antwortete alsbald: „Es hat keins gehabt.“ „„Ei,““ sagte unser Herr Gott, „„wie wollte es gelebt haben, wenn es kein Leberlein gehabt hätte?““ Da sprach der Schwab zornig: „Es hat aber bei Gott und allen Gottes Heiligen keins gehabt.“ Was wollte unser Herr Gott thun? Wollte er haben, daß der Schwab still schwieg, mußte er wohl zufrieden sein.

Nun begab es sich, daß sie wieder miteinander wanderten, da läutete man abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte:

„Mein Lieber, was läutet man da?“ „„In dem einen Dorfe läutet man zu einem Todten, in dem anderen zur Hochzeit,““ sagte unser Herr Gott. „Ja,“ sagte der Schwab, „gehe du zur Hochzeit, so will ich zum Todten.“ Er vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen und fragte darum weiter: „Lieber, was hast du gethan, da du den Todten auferweckt hast?“ „„Nun,““ sagte unser Herr Gott, „„ich sprach zu ihm: Steh' auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes! — da stand er auf.““ „Ist gut, ist gut,“ sagte der Schwab; „ich weiß ihm wohl zu thun!“ und zog zu dem Dorfe hin, wo man ihm den Todten gerade entgegen trug.

Da der Schwab dieses sah, schrie er mit heller Stimme: „Halt da, halt da, ich will ihn lebendig machen! Wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohn' Urtheil und Recht.“

Die guten Leute waren froh, verhießen ihm hundert Gulden. Sie setzten den Sarg vor ihm nieder; der Schwab machte den Sarg auf und fing an zu sprechen: „Steh' auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes!“ Der Todte wollte aber nicht aufstehen. Dem guten Schwaben ward Angst, er sprach seinen Segen zum anderen und zum dritten Mal. Da aber der Todte immer nicht aufstehen wollte, sprach er: „Ei, so bleib' liegen in tausend Kuckucks Namen!“ Als nun die Leute sahen, daß sie von dem Gecken betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, packten den Schwaben und liefen mit ihm zum nächsten besten Galgen. Sie legten die Leiter an und führten den armen Schwaben hinauf, um ihn zu hängen.

Unser Herr Gott war dem Schwaben fein allgemach nachgezogen, denn er wußte wohl, wie es dem Schwaben ergehen würde, und wollte sehen, wie er sich doch zu dem Gericht anstellen würde. Er kam heran und sprach: „„O, guter Gesell, wie hast du zur Sache gethan, in welcher Gestalt seh' ich dich da?““ Da fing der Schwab an zu schelten und sagte: „Du hast mich nicht recht gelehrt.“ „„Ich habe dich recht gelehrt,““ sprach unser Herr Gott, „„du hast aber nicht recht gethan. Dem sei nun wie ihm wolle, willst du mir sagen, wo das Leberlein hingekommen ist, so will ich dich erledigen.““ „Ach,“ sagte der Schwab, „es hat wahrlich kein Leberlein gehabt, was zeihest du mich?“ Da sprach unser Herr Gott: „„Ei, du willst es nur nicht sagen. Wohlan, sage es, so will ich den Todten lebendig machen und dich erledigen.““ Da fing der Schwab an zu schreien: „Henkt mich nur, henkt mich! so werde ich der Marter los; der will mich nur herumzerren mit dem Leberlein, und hört doch, daß es keins gehabt hat; henkt mich

nur flugs auf!" Wie nun unser Herr Gott hörte, daß er sich eher wollte henken lassen, als die Wahrheit bekennen, befahl er, ihn herabzulassen, und machte den Todten selbst lebendig.

Nun zogen sie mit einander heim; da sagte unser Herr Gott zu dem Schwaben: „„Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen; denn wenn ich dich allerwegen sollte vom Galgen erledigen, würde es mir endlich zu viel werden."" Er nahm also die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als solches der Schwab sah, sagte er: „Ei, Lieber, warum machst du drei Theile, es sind doch unsrer nur Zwei." „„Ja,"" sagte unser lieber Herr Gott, „„der eine Theil ist mein, der andere dein, und der dritte Dessen, der das Leberlein gefressen hat."" Da solches der Schwab hörte, schrie er alsbald: „So habe ich's bei Gott und allen Gottes Heiligen gefressen!" und vorher wollte er sich eher henken lassen, ehe er es bekennen wollte: aber da er das Geld sah, bekannte er es ungenöthigt. —

---

329. Der Greis, die Natur und die Gnade.

(Ein Gespräch.)

Der Greis: „Liebe Natur! so viel ich an mir wahrnehme und in mir empfinde, arbeitest du sehr fleißig daran, den Todesschädel an mir fertig zu machen. — Habe Dank dafür; denn auch der Leib seufzet nach Ruhe, so wie die eingejochte Seele nach Ausspannung von dem Joche!"

Die Natur: „„Da ich an dir das Kind, den Knaben, den Jüngling, den Mann allmählig fertig gemacht habe, so ist es billig, daß ich mein Tagewerk an dir auch zum Schlusse bringe, das ist — den Greis an dir vollende!""

Der Greis: „Du, Natur, thust dein Werk — wenn nur auch die Gnade Gottes das ihre thäte und das Ebenbild Gottes in mir fertig machte!"

Die Gnade: „„Bis die Natur das Bild des Todes an dir fertig gemacht haben wird: werde ich wohl auch das Bild des Lebens in dir hergestellt haben, wenn du nur mich wirken lässest!""

Der Greis: „Ich muß gehorchen der Natur, und will gehorchen der Gnade!"

Die Natur und die Gnade: „„Dann wird der Herr mit uns, und du mit ihm zufrieden sein!"" —

---

330. Die heiligen Apostel Petrus und Paulus zu Rom.

Die Lehre unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi wurde zuerst durch den heiligen Petrus im Jahr 42 zu Rom verkündigt. Der Tradition zufolge wohnte der heilige Apostel am Fuße des Esquilinischen Berges, nah' an der Straße Suburra in dem Hause des Senators Pudens, der mit seinen Söhnen Timotheus und Novatus, so wie mit seinen zwei Töchtern Praxedis und Pudentia, die Ersten waren, welche dem Götzendienste abschwuren. Die Stelle dieses Hauses nimmt jetzt die kleine Kirche der heiligen Pudentia mit ihrem hohen byzantinischen Thurm ein. Die Predigt des heiligen Petrus war in der Hauptstadt der Welt von gleichem Erfolge, wie zu Jerusalem und zu Antiochia, und die Anzahl der Gläubigen erhob sich schon über mehrere Tausende, als ihn eine gegen die Juden ausgebrochene Verfolgung zwang, seine Heerde in Italien zu verlassen. (Apostlg. 18, 2.) Die Aufsicht der neuen Kirche wurde damals dem Andronikus, Urban und anderen geliebten Söhnen des Apostels anvertraut. (Röm. 16.) In der Stille wuchs die Kirche von Tag zu Tag: ihr Glaube ertönte schon überall in der Welt, und der heilige Paulus brannte vor Verlangen, sie zu sehen, und ihr die Schätze der Gnaden mitzutheilen, zu deren Ausspender und Diener ihn Gott berufen hatte. (Röm. 1.) Um das Jahr 58 richtete Paulus seinen dogmatischen Brief an die Römer, und sprach zu ihnen, wie zu alten Bekehrten. Er predigte dem auf seine Vernunft so stolzen Volke die Schwäche und Hinfälligkeit der Vernunft, sagte ihm, daß seine Philosophen in ihren Gedanken eitel und in ihren unverständigen Herzen so verfinstert geworden, daß sie sich für Weise ausgäben, aber Thoren seien; er warf ihnen ihre zahllosen Verbrechen und Laster, ihre unnatürlichen Neigungen, ihren Stolz und ihre Treulosigkeit vor, und, sich weit und kräftig über die befleckten Trümmer der alten Welt erhebend, predigte er der neuen Demuth und Gelehrigkeit; denn es giebt außer dem Glauben an Jesus Christus kein Heil, und der Glaube kömmt nicht von selbst, er muß gelernt werden; fides ex auditu. —

Der heilige Paulus begab sich hierauf nach Jerusalem; man weiß, daß er dort gefangen genommen, mit dem Tode bedroht wurde und daß ihm der Herr erschien und, ihm Muth einflößend sagte: „Sei gutes Muths! denn wie du von mir gezeugt in Jerusalem, so mußt du auch in Rom zeugen!“ Wirklich wurde auch Paulus kurze Zeit hierauf unter Bewachung nach Rom geschickt. Sie stiegen zu Puteoli (Puzzuoli) an's Land,

trafen Christen daselbst, welche sie baten, sieben Tage bei ihnen zu bleiben, und kamen endlich zu Fuße nach Rom Die Gläubigen waren ihnen theils bis nach Forum Appii, theils bis nach Tres tabernae entgegen gekommen. *) Der heilige Paulus dankte Gott, als er sie sah, und ging nach der ewigen Stadt mit ihnen; (Apstlg. 28.) er vereinigte sich bald mit dem heiligen Petrus und beide wohnten nach der Tradition beisammen, da wo sich jetzt die Kirche *Santa* Maria *in via lata* dem Capitol gegenüber erhebt. Hier bekehrte der heilige Paulus den Onesimus, hierhin überbrachte ihm Epaphrodit die Geschenke der Philipper; von hieraus schrieb er an Philemon, Titus, die Philipper und Kolosser; hier predigte er die Thorheit des Kreuzes mit jener feurigen Begeisterung und ungekünstelten Beredsamkeit, welche vom Kampfe genährt und durch Ermuthigung von Oben noch erhabener wird.

In der Stimme des heiligen Petrus war mehr Sanftmuth und vielleicht auch mehr Salbung; ohne Mühe sieht man hier ein, wie sich leidende, von der kranken Moral des heidnischen Aberglaubens gedrückte Seelen, alle, welche nach einem reineren Gesetze und Gute seufzend, das sie mit Liebe umfassen konnten, wie diese Praxedis, Pudentia, Basilissa, Anastasia, willig von der Lieblichkeit seines Wortes anziehen ließen.

Paulus richtete vor Allem sein Augenmerk auf die Wissenschaft, die er zu Schande machen, und auf die Vernunft, die er demüthigen sollte. Hatte er nicht schon einen Proconsul Sergius Paulus und den Areopagiten Dionysius bekehrt? Zu Rom wuchs sein Ansehen, seine Macht, wie überall. Mochten sich auch noch Einzelne die Ohren verstopfen, so war doch die Mehrzahl unterworfen; selbst Hofleute des Nero, seine Verwandten, Flavius Clemens unter Anderen und Domitilla, seine Gemahlin, beugten ihr Haupt vor der Macht Gottes, die sich so deutlich in den Belehrungen seines Dieners offenbarte. *) Den Apostel aber umgaben eifrige Schüler: der Ephesier Onesiphorus, welcher sich der Ketten nicht schämte, die Paulus trug (2. Tit. 16 und 17.), Epaphras von Koloß, der sein Mitgefangner war, concaptivus meus; der heilige Timotheus, den ein inneres Band so an Paulus knüpfte, daß sie

*) Das heutige Cassarillo di Santa Maria e Cisterna.

) In dieser Zeit bekehrte sich wohl Flavius Clemens, aber es ist nicht gewiß, ob es durch den heiligen Paulus geschah. Wir bemerken nur, daß der heilige Paulus am Schlusse seines Briefs an die Philipper der Christen aus dem Hause des Kaisers erwähnt: **Salutant vos omnes sancti, maxime autem qui de Caesaris domo sunt.

Ein Herz und Eine Seele waren, und der so an ihm hing, wie ein Sohn an seinem Vater, sicut patri filius; (Philipp. 2, 22.) Hermas, dem ein Engel in Gestalt eines Hirten erschien, und ihm die tiefen Geheimnisse der christlichen Moral offenbarte; Aristarch, Markus, Demas und der Arzt Lukas, des Apostels treuer Gefährte und innigst geliebter Schüler, Lucas medicus charissimus. (Kolos. 4, 14.)

Nach zwei Jahren begab sich Paulus von Rom weiter nach Italien, ging wieder nach Asien, nach Ephesus, Kreta, und kehrte erst im Jahr 64 nach Rom zurück. Endlich fingen die Fortschritte des Christenthums an, die Auguren aus ihrem bisherigen Schlafe zu wecken. Der Magier Simon, ein erbitterter Feind der Apostel, ging mit ihnen in der Hauptstadt des Reichs eine offene Fehde ein. Man erzählt, er habe dem Volke durch Betrug eine Auferweckung vorspiegeln wollen und sei schon so weit damit gekommen, daß sich das Haupt des Todten bewegt; als aber Petrus befohlen, man solle das Bett, auf welchem der Todte lag, hinwegnehmen, so zerfiel seine Betrügerei in ihr Nichts, und Petrus gab der kalten und leblosen Masse das Leben wieder. Hierauf glaubte Simon sich mittelst seiner Zauberkünste schwebend in der Luft erhalten zu können; er erhob sich auch wirklich von der Höhe des Capitols, aber auf das Gebet des heiligen Petrus und Paulus fiel er zur Erde und zerschmetterte seine Gebeine. *)

Diese Wunder, der täglich wachsende Einfluß der neuen Lehre, die hinreißende Beredsamkeit ihrer Verkündiger, setzten alle Leidenschaften in Bewegung, welche den alten Sauerteig des Heidenthums noch erhielten. Man ahnte eine Verfolgung, der heilige Petrus selbst sagte: „Ich weiß gewiß, daß meine Hütte bäldest abgebrochen wird.“ (2. Petr. 5, 14.) Darum dachte vielleicht auch damals der Apostelfürst daran, Rom zu verlassen. Er ging, so erzählt eine heilige Tradition, nach der appischen Straße zu; aber kaum war er dort angekommen, wo sich jetzt eine kleine, runde Kapelle erhebt, **) als ihm Jesus unter der Kreuzeslast erschien. — Herr,

*) Die Apologeten der ersten Jahrhunderte lassen dieses Faktum unerwähnt, weßhalb man es in Zweifel ziehen könnte. Nach Anderen sollen die Römer dem Simon auf einer Insel der Tiber ein Monument errichtet haben. Tertullian spricht ebenfalls davon in seinem Apologetikum: „Ihr errichtet dem Magier Simon eine Statue mit der Inschrift: Dem heiligen Gotte“ ... Apolog., c. XIII.

**) Diese kleine Kapelle hat den Namen: „*Domine quo vadis.*“ Sie ist in der Nähe der Sebastianuskirche. — Siehe hierüber die Legende in den Bollandisten am 29. Juni.

wo willst du hin? rief Petrus. „Auf den Kalvarienberg, um mich von Neuem kreuzigen zu lassen, antwortete des Menschen Sohn.“ Und der heilige Petrus, bestürzt, wie einst bei Kaiphas, kehrte zurück, um mit seinen Brüdern die Gefahren zu theilen. Vielleicht erinnerte er sich damals der Worte, die sein göttlicher Meister wenige Tage vor seinem Leiden zu ihm sprach: „Wahrlich, wahrlich, sag' ich dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten, und dich führen, wohin du nicht willst!“ (Joh. 21, 18.)

Um diese Zeit wurde Rom durch eine fürchterliche Feuersbrunst verheert, die Alle mit banger Furcht erfüllte; nur die Augen des grausamen Nero blitzten freudetrunken aus ihren Höhlen. Er sah hier eine Art von neuer Wollust sich offenbaren. Blut war dem Ungeheuer, gleich einem wilden Thiere, zur Lust geworden und er konnte ohne dasselbe nicht mehr leben. Daher wurden die Christen als Urheber dieses Brandes eingekerkert, und ihre Strafe diente dem Kaiser zum blutigen, grausamen Spiel. Die Unglücklichen wurden in die Gärten des Nero geführt, die von der Tiber her bis zum heutigen Sanct Peters-Platze sich erstreckten; man drängte sie im Cirkus zusammen, der sich auf der Stelle der heutigen Kirche des Vatican befand; dort wurden (wie der heidnische Schriftsteller Tacitus im 15. Buche seiner Annalen erzählt) sie theils mit Thierfellen bedeckt, um von wilden Hunden zerrissen, theils verbrannt oder gekreuzigt zu werden, oder sie wurden mit Pech überstrichen, um Abends als Fackeln die Vergnügungen des Fürsten zu beleuchten. Bald nach diesen fürchterlichen Auftritten wurden Petrus und Paulus mit Ketten beladen in das Mamertinische Gefängniß gebracht. — Dieses Gefängniß, heute San Pietro in carcere, wurde (wie Titus Livius berichtet) von Ancus Martius und Tullus Hostilius mitten in der Stadt auf dem Forum erbaut. Es enthielt zahlreiche Gewahrsame und tiefe unterirdische Gewölbe, welche heute noch vorhanden sind. Auch war in diesen unterirdischen Gewölben eine Art Verließ, in das zuweilen die Verbrecher gestürzt wurden; auch erstickte man dieselben öfters in diesen Gefängnissen, und warf ihre Leiber auf die zu diesen dunkelen Höhlen führenden Treppen, welche Gemonies hießen.

Die Leiden, welche auf die Apostel in dieser verhaßten Höhle warteten, konnten übrigens den Glauben derselben eben so wenig schwächen, als ihren Eifer vermindern. Petrus predigte fort, und auf sein Wort umfaßten die Gefangenwärter Processus und Martinianus nebst sieben und vierzig Gefangenen den christlichen

Glauben. Eine aus der Erde hervorsprudelnde Quelle gab das Wasser zur Taufe der Neophyten. Der feurige Apostel Paulus berief sich vor Nero auf die Rechte des Gewissens und die Gerechtigkeit Gottes, als er seine letzten Worte überselig in das Herz seines geliebten Sohnes und Schülers ausgoß. „Gott hat uns nicht den Geist der Furcht, sondern der Kraft gegeben," sagte er ihm. „Schäme dich also nicht des Zeugnisses von unserem Herrn, . . . um dessentwillen ich leide; . . . aber ich werde nicht zu Schanden, denn ich weiß, an Wen ich geglaubt habe. . . . Ich beschwöre dich vor Gott und Jesu Christo, der die Lebendigen und die Todten richten wird: Predige das Wort, halte an damit, es sei gelegen oder ungelegen, überweise, bitte, strafe in aller Geduld und Lehrweisheit; . . . Du aber sei wachsam, ertrag' alle Mühseligkeiten, thu' das Werk eines Evangelisten, erfülle dein Amt, sei nüchtern; . . . Denn ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahret!" (2. Tim. 1 und 4.)

Der Tag nahete, an welchem der heilige Apostel die ihm hinterlegte Krone der Gerechtigkeit empfangen sollte. Petrus und Paulus wurden den 29. Juni 66 aus ihrem Gefängnisse herausgebracht, und gingen zusammen auf dem Wege nach Ostia bis an die Stelle, wo sich heute eine kleine Kapelle zu ihrer Verehrung erhebt. *)

Dort wurden sie, wie die Tradition meldet, von der Wache getrennt, und Petrus auf den Berg Janiculus gebracht, wo das Judenquartier war. Ehe er diesen Leidensort erreichte, nahm er das eiserne Band, welches seinen mit Wunden bedeckten und von Ketten aufgeriebenen Fuß umschlang, hinweg, und warf es dahin, wo seitdem die kleine Kirche della Fasciola **) errichtet worden ist. Nun wurde ein Kreuz für ihn zubereitet, das dem seines Meisters ähnlich war; aber der Jünger wollte aus Achtung für Denjenigen, der dieses Marterwerkzeug geheiligt hatte, mit dem Kopfe nach unten daran geheftet werden. So starb er, Gott lobend und preisend, von Henkersknechten umgeben und heiligen Frauen, die sich an an seinem Martyrertode zu erbauen und dann sich seines

*) Sie heißt: Santi - Pietro e Paolo qui separati. Ist diese Tradition richtig, so muß man annehmen, daß die Apostel ihr Gefängniß gewechselt haben; denn die Straße von Ostia ist sehr weit von der Richtung entfernt, welche man nehmen muß, um auf das Capitol, in die Gärten des Nero oder auf den Janiculus zu kommen.

**) Die Kirche des heiligen Nereus und Achilleus vor den Bädern des Caracalla.

Körpers zu versichern, heimlich gekommen waren. Zwei derselben, Basilissa und Anastasia, wurden augenblicklich, als sie das Blut des heiligen Apostels auffingen, verhaftet und auf der Stelle enthauptet.

Der heilige Paulus verfolgte den Weg nach Ostia. An dem Orte, wo heute die Kirche San Salvator steht, begegnete ihm eine Frau, Namens Plautilla, die er um ein Tuch bat, um sich mit demselben die Augen zu verbinden, und versprach es ihr wieder zu bringen. Plautilla gab ihm das Tuch, und in der folgenden Nacht erschien ihr der Heilige und gab es ihr zurück. Seine Wächter führten ihn nach den Salvianischen Quellen, die sich in einem freundlichen, kühlen, drei Millien von Rom entfernten Thale befinden; dort angekommen, wurde er an eine Marmorsäule gebunden und enthauptet. Sein Haupt hüpfte dreimal auf die Erde, und bei jedem Sprunge soll, wie man versichert, eine Quelle hervorgesprudelt sein.

Der Leichnam des heiligen Petrus wurde auf dem Vatican beigesetzt, ein Ort, der die daselbst zu seinem Gedächtniß errichtete Kirche für immer berühmt machen mußte; der Leichnam des heiligen Paulus wurde von Lucinia, einer Römerin, nicht weit von den Salvianischen Quellen auf ihrem Landgute beerdigt, wo sich jetzt die seit dem vierten Jahrhundert erbaute, nach ihm genannte und unter seine Anrufung gestellte Basilika befindet.

Heute erheben sich an allen Orten, welche durch die Anwesenheit der beiden heiligen Martyrer geheiligt worden sind, herrliche Kirchen. Im ersten Jahrhundert ließ der heilige Anaclet, dritter Bischof von Rom, auf dem Vatican ein Oratorium unter der Erde einrichten, welches die Reliquien des heiligen Petrus aufnehmen sollte. Schon im vierten Jahrhundert krönte die schöne Kirche des heiligen Petrus in Montorio die Höhe des Berges Janiculus, auf welchem, wie Viele meinen, der heilige Petrus gekreuzigt worden sei. Im fünften Jahrhundert ließ die Kaiserin Eudoxia die herrliche Basilika des heiligen Petrus zu den Ketten — „ad vincula" — hinter den Bädern des Titus erbauen, um dort die Ketten, welche man dem heiligen Petrus zu Jerusalem und zu Rom angelegt hatte, aufzubewahren und den Gläubigen von Zeit zu Zeit zur Verehrung auszusetzen. Ebenso wurde auch das Mamertinische Gefängniß in ein Oratorium und zum Wallfahrtsort umgeschaffen. Der Tisch, worauf der erste Statthalter Jesu Christi gewöhnlich Brod und Wein gesegnet, wurde ein Altar in der Kirche des heiligen Johannes von Lateran, worauf nur der heilige Vater oder ein von ihm mit einem Breve versehener Cardinal das Opfer der heiligen Messe darbringen darf. Endlich wurden die Salvianischen

Quellen durch eine Kapelle geheiligt, in der noch die weiße Marmorsäule verehrt wird, deren man sich bei der Enthauptung des heiligen Paulus bediente, so wie die drei Quellen als stumme Zeugen seiner Hinrichtung.

Aber dieß sind die frommen Huldigungen noch nicht alle, welche der christliche Glaube den glorreichen Verkündern der Lehre Jesu gebracht hat, noch nicht alle Kirchen, Gemälde und Meisterwerke der christlichen Kunst, womit die moderne Bildung Diejenigen verherrlichte, welche den Keim dieser Künste und Bildung in den Boden Roms gelegt haben; die Denkmäler des Heidenthums mußten sich auch ihrerseits vor Denjenigen erniedrigen, die es einst in den Staub trat, unterdrückte und marterte; sie müssen nun zum Piedestal der christlichen dienen, die sich triumphirend über ihnen erheben! Auch ist es gewiß bemerkenswerth, an der Stelle jener abgelebten Kaiserbilder jetzt die viel edleren und reineren Formen des Fischers von Tiberias und des Cilicischen Zeltenmachers über den zwei schönsten Werken der alten Kunst, über den Säulen des Trajan und Antonin, zu erblicken. —

---

331. Das Asylrecht der Kirche.

Der König Chilperich wurde von seiner Gemahlin Fredegunde gegen ihren Stiefsohn Meroveus aufgehetzt, und deßhalb ließ er ihm die Haare abschneiden und in ein Kloster einschließen. Als Meroveus da verweilte, gab ihm einer seiner Freunde den Rath, er solle entweichen und sich nach Tours in die Kirche des heiligen Martinus flüchten. — Dieß that Meroveus und kam eines Tags in der Sanct Martinskirche zu Tours an, als der Bischof Gregorius (der uns dieß berichtet hat) selbst die heilige Messe las. Meroveus bat den Bischof um seinen Segen und dieser gewährte ihn auf vieles Bitten und nahm den verfolgten Königssohn dadurch in seinen Schutz.

Darauf schickte er Boten zum Könige Chilperich und ließ ihm sagen: „Siehe, dein Sohn ist hier!“ – Fredegunde aber sprach: „„Das sind Kundschafter, sie wollen sehen, wie es mit dem Könige steht!““ und bat ihren Gemahl, er solle diese Botschafter gefangen setzen. — So wurden denn die Boten alsbald beraubt und in den Kerker geworfen.

Alsdann schickte Chilperich Gesandte an den Bischof und ließ ihm sagen: „„Wirf den abtrünnigen Menschen aus der Kirche; wo nicht, so will ich das ganze Gebiet von Tours verheeren!““ —

Der Bischof Gregor aber war entschlossen, das alte Recht der Kirchen zu wahren und entgegnete: „Was zur Heidenzeit nicht geschehen ist, soll wahrlich auch zur Christenzeit nicht geschehen!" Denn auch in heidnischen Zeiten hatte ein Tempel oder Altar den Bedrängten Schutz verliehen. Darum behielt er den Meroveus unter seinem Schutze. —

Der König Chilperich kam nun mit einem großen Heeresgefolge heran und wollte doch seinen Sohn gern ausgeliefert haben; aber er wagte es nicht, alsogleich Gewalt zu gebrauchen.

Deßhalb ließ er durch einen Diener auf das Grab des heiligen Martinus einen Brief niederlegen, der die Bitte enthielt: daß der heilige Martinus ihm wieder schreiben möchte — ob **er** ihm gestatte, seinen Sohn Meroveus mit den Freunden desselben aus der Kirche hervorzuholen oder nicht.

Der Diakonus, welcher auf Befehl des Königs den Brief desselben auf das Grab des heiligen Martinus niedergelegt hatte, mit einem unbeschriebenen Blatte dabei, auf welches der Heilige seine Antwort schreiben könnte, wartete drei Tage; und als das Blatt am dritten Tage noch ganz unbeschrieben war, brachte er es dem Könige zurück, und der König sah ein, daß der Heilige ihm nicht antworten wolle. —

Meroveus indessen versuchte auch sein Heil auf dem Grabe des heiligen Martinus, und legte den Psalter, das Buch der Könige und ein Evangelienbuch auf dasselbe nieder. Dann durchwachte er eine ganze Nacht im Gebet und flehte den Heiligen an: daß **er** ihm eine Weissagung dessen geben möchte, was sich mit ihm ereignen würde.

Er fastete noch drei Tage und am dritten Tage öffnete er die Bücher, zuerst das Buch der Könige und dann den Psalter. Beide Sprüche, auf die zuerst sein Auge fiel, schienen ihm Unglück zu bedeuten; und als er das Evangelienbuch aufschlug, las er die Worte: „Ihr wisset, daß wir nach zweien Tagen das Passah-Lamm essen werden und des Menschen Sohn wird in die Hände seiner Feinde gegeben werden, daß sie ihn kreuzigen!"

Da überfiel ihn Schrecken und er suchte zu entfliehen; aber unterwegs wurde er von einer Schaar des Königs Gunthram gefangen, der ihn bei sich behielt.

Chilperich, überaus ergrimmt über die Einwohner von Tours und den heiligen Martinus, überfiel später das Gebiet der Stadt und verheerte Alles auf die schrecklichste Weise, namentlich Alles, was der Kirche des heiligen Martinus als Eigenthum angehörte.

Die Kirche des heiligen Martinus war aber eine der angesehensten im ganzen fränkischen Reiche. — —

Nachbemerkung: In dieser Geschichte der alten Zeit sieht man die Ereignisse der neuern Zeit sich spiegeln. Dort steht ein Diakon, ein Diener der Kirche, als Parteigänger gegen die Kirche und ihr Recht auf des Königs Seite; und man sieht einen König, der mit der grausamsten irdischen Gewalt Rache an der Kirche Gottes nimmt, weil sie seiner rohen Faust nicht ihre heiligen Gerechtsame feige preisgegeben! — —

---

332. Zwei Kaiserkrönungen.

Carl der Große hatte ein großes und zwar christliches Reich gestiftet, wie seit Jahrhunderten keines war gesehen worden, denn alle deutschen Stämme gehorchten ihm und die Völker in Italien und Frankreich, die Sarazenen am Ebro, die Slaven an der Elbe und die Avaren an der Raab. —

Ueber dreißig Jahre waren unter wechselnden Geschicken verflossen, und es geschah, daß Carl wiederum nach Italien (wie ehemals gegen die Longobarden zum Schutze des Papstes) ziehen mußte, denn abermals hatte der Papst Leo seinen Schutz angerufen. Gegen ihn erhoben sich seine Feinde; und als er im feierlichen Zuge durch die Straßen ritt, fielen sie über ihn her und verwundeten ihn. Da aber seine Wunden geheilt waren, entfloh er aus der Stadt und eilte nach Deutschland, damit Carl ihm helfe.

Als dieser die Bitte Leo's vernommen hatte, wurde er zornig über die geschehene Frevelthat, bot seine Mannen auf und zog nach Rom. Hier untersuchte der König Alles nach dem Rechte, strafte die Frevler und stellte den Frieden wieder her.

Da es nun um die Weihnachtszeit war, so beging er zu Rom das hohe Fest, wie es sich ziemt. In der Sanct Peterskirche war er zugegen mit seinen Rittern bei dem feierlichen Hochamt; und als er niedergekniet vor dem Altare, da setzte ihm der Papst vor allem Volk eine Kaiserkrone auf das Haupt und begrüßte ihn als „Kaiser und Herr der Christenheit.“ Das Volk aber rief mit lauter Stimme: „„Heil und Sieg dem erhabenen Carl, dem großen und erlauchten römischen Kaiser, den Gott gekrönt hat!““

Das war ein großer und feierlicher Augenblick, denn das war der Ursprung und Anfang des deutschen Kaiserthums, das 1000 Jahre bestanden und auf die Geschicke vieler Völker eingewirkt hat.

Carl aber nannte sich von nun an „Kaiser von Gottes Gnaden" und erachtete sich für einen Schirmherrn der Kirche und Vorsteher der Christenheit. Als ein wahrer Kaiser trug er jetzt Sorge für das Große wie für das Kleine, für Recht und Gerechtigkeit, für den Schutz der Armen und Bedrängten, für Schulen und Unterricht der Kinder und die Wissenschaft. Alles dessen nahm er wahr neben den Angelegenheiten des Staates, den Kriegen, Heerzügen und Botschaften, die er aus allen Theilen des Reichs anhörte. Auch durchwanderte er das Land und wollte überall selbst sehen und hören, wo zu helfen sei. Dann versammelte er die Bischöfe, Aebte und Grafen und berieth mit ihnen das Wohl des Landes, gab Gesetze und ordnete Jedes, wie es am Besten schien. Vor Allem aber sorgte er für die Kirche, für ihre Erhaltung, wo sie eben gepflanzt war, für ihre Förderung, wo sie schon länger bestand. Auch stellte er im ganzen Reich alle verfallenen Gotteshäuser wieder her und erbaute neue, unter diesen aber war ihm keines lieber als das zu Aachen. Dieses schmückte er mit kaiserlicher Pracht und ließ Säulen, Marmor und Kunstwerke aus Rom und Ravenna kommen, und hier feierte er am liebsten die hohen Feste Weihnachten und Ostern. —

* * *

Als Carl nun längere Zeit geherrscht hatte, verbreitete sich sein Ruhm weit hinaus über die Grenzen seines Reiches zu fremden Fürsten und Völkern bis in das Morgenland; da schickten sie alle Gesandte nach Aachen an den Hof, daß sie mit dem Kaiser die gemeinsamen Dinge besprächen. So thaten die stolzen Kaiser in Constantinopel und auch der Khalif des arabischen Reiches, der ihm herrliche Geschenke übersandte. Auch der Patriarch von Jerusalem schickte ihm die Schlüssel des heiligen Grabes, weil der Kaiser unter allen Königen der Christenheit der mächtigste war und die heiligen Orte unter seine Obhut nehmen sollte; denn auch die Christen zu Jerusalem und Alexandria, und wo sie sonst in Asien und Afrika seines Schutzes bedurften, hatte er zu allen Zeiten unterstützt. Weil aber nun Carl so viel Gewaltiges vollbracht hatte, darum nannten ihn seine Zeitgenossen „den Großen." Er aber nannte sich nicht so, sondern demüthigte sich in seinem Herzen und sprach: „Gott allein ist groß, ihm allein gebührt die Ehre!"

Doch auch an vielen schweren Prüfungen neben den vielen Kriegen und Siegen hat es ihm nicht gefehlt. Am Schmerzlichsten aber traf ihn der Tod seiner besten und tapfersten Söhne, Carl und Pipin, die schon in mancher heißen Schlacht muthig für ihn

gekämpft hatten. Das beugte den Kaiser tief, denn er dachte sein Reich unter sie zu theilen, daß sie dereinst neben einander herrschen sollten in der Weise des Vaters.

Seit der Zeit alterte Carl rasch, und nachdem er sechs und vierzig Jahre rastlos gewirkt hatte, sehnte er sich von seinem großen Tagewerk auszuruhen, und er fühlte, daß er nun bald sterben werde.

Auch trugen sich (wie sein treuer Eginhard erzählt) in dieser Zeit Ereignisse zu, die nicht nur Andere, sondern auch Carl selbst, auf seinen nahen Tod deuteten. — Zum Beispiele:

Die drei letzten Jahre hindurch waren häufige Sonnen- und Mondfinsternisse und in der Sonne sah man einmal einen großen schwarzen Flecken sieben Tage lang. — Der Säulengang, welcher zur Verbindung seines Palastes und der Kirche mit großen Kosten erbaut worden, stürzte am Himmelfahrtstage bis auf die Grundfeste in einen Schutthaufen zusammen. — Die Brücke über den Rhein bei Mainz, welche er in zehn Jahren mit unsäglicher Mühe und Anstrengung aus Holz so erbaut hatte, daß sie schien Jahrhunderte überdauern zu können, ward innerhalb dreier Stunden so völlig vom Feuer verzehrt, daß außer Demjenigen, was das Wasser bedeckte, auch nicht ein einziger Balken übrig blieb. *) — Als Carl seinen letzten Zug nach Sachsen unternahm gegen den Dänenkönig Gottfried, erblickte er an einem Tage, da er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der Linken flog; und indessen seine Umgebung nach der Bedeutung dieses wundersamen Schauspiels forschte, ward das Pferd des Kaisers von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehenk zerriß; der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt, war mehr als zwanzig Schritte weit weggeschleudert. — Dazu kam, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte, und die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten; — ferner, daß in die Kirche, in welche er nachher begraben wurde, der Blitz einschlug, und einen goldenen Apfel, der die Spitze des Daches zierte, fortschleuderte bis über die Priesterwohnung, welche an die Kirche stieß.

Darum begann Carl sein Haus zu bestellen und berief (813)

---

*) Carl faßte freilich den Entschluß, diese Brücke fester und stärker aus Stein wieder aufzubauen; aber er starb bald, und nach ihm fand sich kein Anderer, der diesen stolzen Gedanken ausgeführt hätte bis auf den heutigen Tag

seinen jüngsten Sohn Ludwig, den alleinigen Erben des weiten Kaiserreiches, nach Aachen.

Hier versammelte er einen großen Reichstag, wie er ihn oft gehalten, und ermahnte die Großen und Mächtigen, daß sie seinem Sohne die Treue bewahren sollten unverbrüchlich, wie sie ihm gethan hätten.

Dann aber war ein feierliches Hochamt in der Kirche.

Da erschien Carl noch einmal in seiner kaiserlichen Pracht, aber schon war er schwach, und wenn er ging, mußte er sich auf seinen Sohn stützen. Dann knieten Beide nieder und beteten lange, und auf dem Altare vor ihnen lag eine Kaiserkrone.

Als sie sich erhoben hatten, sprach der Kaiser mit lauter Stimme zu seinem Sohne, und vor den Bischöfen, Grafen und unzähligem Volke ermahnte er ihn zum letzten Male: Er solle Gott alle Zeiten vor Augen haben, die Kirche solle er schützen vor aller Bedrückung und Unbill, die Bischöfe ehren als seine Väter, das Volk lieben wie seine Kinder, den Frevlern ein strenger Richter sein, den Armen ein Vater, Gerechtigkeit solle er üben gegen Jedermann und selbst unsträflich wandeln vor Gott und allem Volke.

„Willst du mir in allen diesen Dingen gehorsam sein?“

Da antwortete Ludwig: „„Ich will es mit Gottes Hilfe!““

Dann befahl der Kaiser, daß er mit eigenen Händen die Krone vom Altare nehme, und sich dieselbe aufsetze: zum Zeichen, daß er das Reich nur **Gott** verdanke.

Ludwig that, wie ihm geheißen, und sie stimmten mit allem Volke den Lobgesang an und kehrten in den Palast zurück. —

* * *

Also schloß Carl mit der Welt ab. Nun lebte er still in seinen Gemächern, ging bei Tag, und, wenn er es vermochte, bei nächtlicher Weile zum Gebete, las viel in dem Evangelium und verbesserte dessen Abschriften mit eigener Hand.

Nicht lange nachher aber ergriff ihn ein heftiges Fieber, seine Kräfte schwanden mehr mit jedem Tag und er fühlte, daß nun sein Ende nahe. Da ließ er seinen Vertrauten, den Bischof Hildbald kommen und empfing aus dessen Hand das heilige Abendmahl. Als nun der Morgen des 28. Januar des Jahrs 814 anbrach, war um neun Uhr seine letzte Stunde gekommen. Da bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände über der Brust, schloß die Augen und betete mit leiser Stimme: „Herr, in

deine Hände empfehle ich meinen Geist!" Das waren seine letzten Worte. Dann verschied er sanft und selig.

Bald aber verbreitete sich die Kunde, daß der Kaiser, der so viele Jahre ruhmvoll geherrscht hatte, gestorben sei, und überall war tiefes Trauern und Klagen, denn Alle fühlten, daß ein wahrhaft großer Mann von ihnen geschieden sei.

Noch an demselben Tage ward der Leichnam des Kaisers gewaschen und geschmückt und einbalsamirt, und alsdann in der Kirche zu Aachen, die er selbst hatte bauen lassen, feierlich beigesetzt. Man brachte ihn im vollen kaiserlichen Schmuck in die Gruft, mit einem Stücklein des heiligen Kreuzes auf dem Haupt unter der der Krone, einem goldnen Evangelienbuch auf den Knieen und der goldnen Pilgertasche um die Hüften. So saß er da in aufrechter Stellung, auf einem goldnen Stuhle, so daß er auch im Tode noch als Kaiser zu herrschen schien. Die Gruft ward mit Weihrauch und Spezereien angefüllt und verschlossen und versiegelt.

Ueber das Grab ward ein prachtvoller Bogen gesetzt mit folgender Inschrift in lateinischer Sprache:

„Hier ruht der Leichnam Carl's, des großen und rechtgläubigen Kaisers, des Mehrers des fränkischen Reiches, das er sechs und vierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Er starb, zwei und siebenzig Jahre alt, im Jahr unseres Herrn achthundert und vierzehn, am acht und zwanzigsten Januar." —

---

333. Ein Kirchenbann.

Cyrene und die Pentapolis machten eine eigene Provinz aus, die einen besondern Statthalter hatte, der bei der Entfernung von der Hauptstadt und der herkömmlichen Aufsichtslosigkeit der Beamten unumschränkt herrschte.

Andronikus hatte in Constantinopel noch die Statthalterschaft dieser Provinz zu erlangen gewußt, und fand sie, als er dort hinkam, durch Uebel aller Art heimgesucht. Erdbeben, Pest, Feuersbrünste, dazu innere Unruhen und äußerer Krieg hatten die unglücklichen Einwohner in die drückendste Noth gebracht.

Andronikus, anstatt diesem Zustand abzuhelfen, verwandelte ihn in einen grenzenlosen Jammer. — Er hatte, da in der Provinz politische Unruhen gewesen waren, von Constantinopel den Auftrag, die begangenen Verbrechen zu bestrafen, über die politischen Gesinnungen der Einzelnen genaue Untersuchung anzustellen und künftige Verschwörungen möglichst zu verhüten.

Und er entledigte sich dieses Auftrages, der nur Recht und Ordnung wollte, mit der empörendsten Grausamkeit; besonders blieb er im Erfinden neuer Strafen und Qualen unerschöpflich und ebenso unermüdlich in der Anwendung der gräßlichsten Marterwerkzeuge. Er ließ unter Anderem die Daumen schrauben, die Füße verdrehen, die Gliedmaßen zusammenpressen, die Nasen einquetschen, Ohren und Lippen mit Scheeren und Zangen zerreißen und dergleichen mehr.

Die unglücklichen Bewohner litten und schwiegen; aber die Verzweiflung trieb sie in Menge bis zum — Selbstmorde.

Die Geistlichen allein widersetzten sich diesem Beginnen, und zwar für's Erste mit Bitten und Vorstellungen. Aber diese halfen nichts.

Einer der geachtetsten und reichsten Bewohner der Provinz hatte dem so grausamen Andronikus die Hand seiner Tochter versagt; dieser läßt ihn ergreifen und in glühender Mittagshitze, unter dem Vorwand irgend eines politischen Vergehens, martern.

Synesius, der Bischof, erfährt diese neue Grausamkeit; sogleich eilt er an den Ort, wo der Unglückliche litt, und wendet — das Schutzrecht der Kirche — auf ihn an.

Andronikus erklärt: „Daß er des Schützlings des Bischofs Synesius schon habhaft werden wolle; aus seinen Händen könne sich Niemand losreißen, selbst wenn er sich an die Füße Christi anklammere!"

Darauf aber versammelte Synesius die Synode der Provinz, und Andronikus ward in den Bann der Kirche gethan mit sammt den Genossen seiner Grausamkeiten.

Da erst — zittert Andronikus, bittet, indem er Reue bezeugt und Besserung verspricht, um Aufschub der Bekanntmachung.

Und als die Besserung doch nicht erfolgte, da sprach Synesius feierlich den Bann der Kirche über ihn aus, der sogleich die erwünschte Wirkung hatte. —

---

334. Peter der Einsiedler veranlaßt den Kreuzzug.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts waren die Christen in Jerusalem in der bedrängtesten Lage. Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, die Geistlichen wurden geschlagen und gestoßen, ja der Patriarch bei Haar und Bart zur Erde gerissen. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden,

ein Goldstück für die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen. Die Einwohner dieser Stadt konnten nicht Jeden unterstützen, allgemein verbreiteten sich Wehklage, Elend und Mangel. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hilfe eilten.

Um diese Zeit, im Jahr 1093, trat Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester, ebenfalls eine Wallfahrt an. Seine Gestalt war klein und unansehnlich, die Farbe seines Gesichts dunkel, gering das Gewand und die Füße unbekleidet. Die größte Enthaltsamkeit in Allem zeichneten ihn selbst in jener Zeit aus, und wenn ihm die Worte beredt von den Lippen strömten, ward auch sein Auge der Abdruck eines lebhaften Geistes. Er zahlte den Zins und betrat die heilige Stadt. Er hörte, was die Christen litten und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an, er möge Hilfe schaffen und für die Rettung der Verlassenen wirken. Der Patriarch Simeon erwies, daß die zur Strafe ihrer Sünden gelähmten Kräfte der morgenländischen Christen zur Befreiung nicht genügten und die entnervten Griechen binnen wenig Jahren selbst das halbe Reich verloren; ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sei das Abendland und nur von dorther die Erlösung möglich. Peter verlangte jetzt Schreiben des Patriarchen an den Papst und an die abendländischen Fürsten. — Er werde das Geschriebene selbst bestätigen und die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Gern bewilligte Simeon diese Forderung, und noch einmal eilte der Einsiedler in die Auferstehungskirche, um für das seine ganze Seele erfüllende Unternehmen den Heiland anzuflehen. Er sah die ungeheueren Schwierigkeiten, die einem unbekannten Pilger im Wege standen, welcher sich vornahm, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen. Es übermannte den Betenden der Schlaf. Da erschien ihm Christus und sprach: „Stehe auf, Petrus, und eile, und vollbringe kühn, was dir aufgetragen worden; ich werde mit dir sein, denn es ist hohe Zeit, daß das Heiligthum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde!" — Petrus erwachte gestärkt und geweiht, er fühlte die Kraft in sich, das Größte zu unternehmen. —

Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papste Urban, dann über die Alpen zu Fürsten, Prälaten und zu allem Volke. Seine Reden setzten die Gemüther in Bewegung und seine Hoffnungen wuchsen, denn der Papst war gewonnen für den Plan, und das Schwierigste gelang in jener Zeit, wenn es vom Oberhaupte der Kirche befördert wurde. Bereits Gregor VII. hatte alle Gläubigen zum Beistande der Christen im

Morgenland aufgefordert; die Kriege wider Heinrich IV. hemmten jedoch die Ausführung dieser Pläne, und erst jetzt bot sich, nachdem der Gedanke in den Gemüthern Eingang gefunden, eine dringendere Veranlassung und günstigere Gelegenheit. Auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza wurde neben anderen wichtigen Dingen auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hilfeflehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosporus beherrschten.

Wichtiger war die große Versammlung von mehr als dreihundert Bischöfen und Aebten, welche sich im November des Jahrs 1095 nach Urban's dringender Ladung zu Clermont in Auvergne einfanden. — Es war Hauptzweck des Papstes, hier für die Rettung des heiligen Landes zu wirken. Auf einem freien Platze, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme:

„Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in ursprünglicher Reinheit bewahrt, ist auch Jahrhunderte lang in Asien frei verkündet und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt erscheinen lassen mit den Bewohnern jener Länder; allein wir haben sie stets geachtet als Christen und nie vergessen, daß wir Brüder Eines Hauses, Kinder Eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, was Jeder weiß? Wie jene über das Heidenthum gewonnenen Länder den Christen wieder entrissen und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? Und doch giebt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist; denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde. — Der Erlöser unseres Geschlechts, welcher menschlichen Leib und Gestalt annahm zum Heile Aller, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat; jede Zeile des Alten und Neuen Testaments beweiset, daß Palästina als Erbtheil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheimnisse rein bleiben soll von jeder Befleckung. Und diese Stadt, die Heimath Jesu Christi, die Wiege unseres Heils, ist nicht mehr theilhaft der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreinigt würde, wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündet! — Wer darf noch zu Maria der Jungfrau flehen, wer in der Kirche des heiligen Grabes andächtig Den anrufen, welcher dem Tode die Macht genommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubniß, solch' Elend zu

schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen geschändet und gemordet: Wehe uns, wenn wir leben und solchem Unheile nicht steuern! Besser ist sterben, als der Brüder Unglück länger dulden! — Jeder verleugne sich selbst und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne! Kein Christ streite mehr wider den anderen, damit das Christenthum selbst nicht untergehe, sondern verbreitet und befördert werde. Es höre auf Mord und Feindschaft und Bedrückung, es beweise Jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Marthyrer erwerben. Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herrn streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan; Keiner fürchte Mangel und Noth, denn wer den Herrn gewinnt, ist überall reich; Keiner lasse sich durch Klagen der Zurückbleibenden vom Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen!" —

Noch hatte der Papst seine Rede nicht beendet, als die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme ausrief: „„Gott will es!""

Endlich ward die Ruhe wieder hergestellt und Urban fuhr fort:

„Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: „Wo auch nur Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen sein;" denn nur des Herrn Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch Allen, und das gleiche Wort ausgesprochen wurde von jedem Einzelnen. So möge dieß Wort euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Christi, das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Des apostolischen Stuhles Fluch soll Jeden treffen, der sich unterfängt, das Unternehmen zu hindern, sein Beistand dagegen im Namen des Herrn euere Bahn ebenen und euch geleiten auf allen Wegen!" — —

Sobald der Papst seine Rede geendet hatte, nahte ihm Ademar von Monteil, Bischof von Puy, und bat niederkniend um die Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen; ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung. —

Nach der Rückkehr in ihre Heimath predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter; beide mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung in allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich freudig der Mann von dem Weibe, das

Weib von dem Manne; die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr der Heerde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen sein von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung. —

335. Johannes Capristanus, der gewaltige Prediger.

I.

Der heilige Johannes Capristanus aus dem Minoriten-Orden (geboren am 23. Juni 1385 zu Caprista, einem kleinen Städtchen in den Abruzzen), begabt mit vorzüglichen Geistesanlagen, trat, nachdem er sich zu Perusia dem Studium der Rechte mit glänzendem Erfolge gewidmet hatte, in die Dienste des Königs von Sicilien. Er erwarb sich bald den Ruf ausgezeichneter Verwaltung und stand bei dem König wie bei dem Volk in großem Ansehen.

In den Kriegshändeln zwischen dem König und der Stadt Perusia wurde er gefangen und in den Kerker geworfen. Hier in tiefem Elende schmachtend, hinabgestürzt von der Höhe der irdischen Herrlichkeit, in Ketten und Banden, wendet er seine Augen gen Himmel. Und in dem längern ernsten Betrachten der Hinfälligkeit alles Irdischen ward ihm eine Erscheinung, und in dieser die Aufforderung gegeben, die Welt zu verlassen und sich dem Dienste Jesu Christi zu widmen.

Mit Geld aus dem Kerker losgekauft, trat er, dreißig Jahre alt, in den Franziskanerorden und wurde Schüler des heiligen Bernardinus von Siena. Er zeichnete sich in seinem Klosterleben durch wahre Demuth, strengen Bußgeist und unermüdete Thätigkeit, namentlich im Beten, Studiren, Besuchen der Kranken und Predigen aus.

Eine großartige, beispiellose Thätigkeit entwickelte er aber ganz besonders als Prediger, welchem Amt er vierzig Jahre hindurch zuerst in Italien, dann in Deutschland und zuletzt in Ungarn, von unermeßlichem Segen begleitet, vorstand. Wo er hinkam wurde er von Volk und Geistlichkeit in feierlichem Zug und unter Freudenjubel empfangen, und weil die geräumigsten Kirchen oft die Zahl der Zuhörer nicht fassen konnten, so predigte er zumeist im Freien, und fast an jedem Tage.

II.

Eine viel wichtigere Mission erhielt Capristanus im Jahr 1451. Nach dem Schlusse der Synode zu Constanz (1418) war die Wuth der Hussiten in Böhmen gegen die Kirche ausgebrochen und steigerte sich zur wüthenden Kriegsflamme. Auf Ansuchen des Kaisers Friedrich III. wurde er als päpstlicher Legat nach Deutschland entsendet, um durch die Kraft seines Ansehens, seines weitverbreiteten Rufes und seines Wortes, die Hussiten in Böhmen zu bekehren und das Ansehen der Kirche überhaupt in Deutschland zu befestigen. Auf dem Wege nach Wien predigte er allenthalben Buße. Nebst der außerordentlichen Macht seines Wortes, der Würde seines Alters, dem überaus ascetischen Aussehen und jugendlicher Rüstigkeit, hatte Gott ihm auch die Gabe der Heilungen verliehen, so daß, wie er überall die Sünder bekehrte, er auch wunderbar die Kranken heilte. Je weiter er voran schritt, desto größer wurde das Zusammenströmen der Menschenmassen; er mußte fortwährend im Freien predigen; das Volk bestieg die Dächer, um ihn zu sehen; glücklich erachtete sich, wer sein Kleid berühren konnte. Durch ganz Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, bis Wien kam ihm das Volk in unabsehbaren Prozessionen zum Empfang entgegen. In Wien harrten an Einem Tage hunderttausend Menschen im Freien seiner Predigt entgegen; unter Schluchzen und Thränen hörte ihn das Volk, obgleich es seine Sprache nicht verstand, indem er lateinisch predigte und ein Begleiter dann seine Predigt deutsch vortragen mußte; unzählige Bekehrungen waren die Früchte: Frauen entsagten der Eitelkeit, Spieler dem Spiele, Kaufleute dem Wucher, Lasterhafte aller Art ihren Missethaten, und viele junge Leute verließen die Welt und gingen in's Kloster. (Bis zu diesem Augenblicke sieht man noch in Wien auf dem Sanct Stephans-Kirchhofe die steinerne Kanzel, auf der seine Beredsamkeit so großartige Bekehrungserfolge erwirkt hatte.)

Noch in demselben Jahr begab er sich nach Böhmen; in's Innere von Böhmen konnte er, ungeachtet seiner vielen Versuche, nicht eindringen; er umkreiste deßhalb mehrere Jahre dieses Land, in welchem die hussitische Irrlehre weit um sich gegriffen hatte, und durch Predigen, Unterredungen, Katechesen und Schriften bekämpfte er diese Irrthümer. Er hat elftausend Hussiten bekehrt, die in seine Hand dem Irrthum abgeschworen, und unter ihnen befanden sich Menschen aus allen Ständen.

So segensreich wirkte er auch in den mährischen Städten Olmütz, Brünn, dann in Eger, Friedberg; dann durchreiste er

predigend Deutschland, Thüringen und Sachsen, predigte zu Erfurt vor sechzigtausend Menschen, dann zu Weimar, Halle, Leipzig, Nürnberg, Regensburg, Magdeburg und in Breslau, in welcher letzteren Stadt er namentlich eine große sittliche Umwandlung hervorbrachte.

Auch nach Polen war sein außerordentlicher Ruf gedrungen, und der König Casimir lud ihn ein, dorthin zu kommen und das große Verlangen seines Volkes zu befriedigen, die Ruthener in seinem Reiche wieder in die Kirche aufzunehmen, da sie versprachen, durch Capristanus von dem griechischen Schisma zurückkehren zu wollen. Und auch dort wirkte er mit der Siegsgewalt seiner Predigten außerordentlich segensvoll.

III.

Aber auch in der politischen Weltgeschichte hat Capristanus sich einen Platz erworben, und zwar bei folgender Gelegenheit: Am 29. Mai 1453 hatten die Türken unter Anführung ihres Sultans Muhamed II. sich zu Herren des byzantinischen Kaiserreichs aufgeworfen und die Hauptstadt desselben, Constantinopel, mit stürmender Faust erobert. Ganz Europa erbebte über dieses Ereigniß und der Papst forderte die gesammte abendländische Christenheit zu einem Kreuzzuge wider die siegreich vordringenden Moslems auf. Aber Friedrich III., römisch-deutscher Kaiser, hatte dem andringenden Feindesschwarm nur Worte, aber keine Heeresmacht entgegenzustellen. Die deutschen Fürsten traten zwar auf mehreren Reichstagen zusammen, um über einen Zug gegen den Erbfeind zu berathen; es gab jedoch der einheimischen Zwistigkeiten so viele, daß man unthätig blieb und die Ungarn, statt der ihnen zugesicherten Hilfe, dem alleinigen Kampfe mit der überlegenen Heeresmacht der osmannischen Eroberer preisgab. Um diese Zeit (1456) war es, wo Johannes Capristanus sich an das Volk der Deutschen wandte und dieses aufforderte, das zu vollbringen, was dem Kaiser und den Fürsten unmöglich schien. Und siehe da! aus allen Gegenden, welche er zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufrief, strömten die Bewohner in Massen herbei und folgten ihm, der das Panier des Kreuzes schwang, in das bedrohte Land der Magyaren. Als Johannes eintraf, stand der siegreiche Sultan bereits vor Belgrad und beschoß diese hartbedrängte Stadt mit dreihundert Kanonen. In Belgrad selbst hielt der Statthalter Johann Hunyad mit seinen begeisterten Kriegern dem übermächtigen Feinde tapfer Stand und wollte, als Vorkämpfer der abendländischen Christenheit, nichts von Verträgen und noch weniger von Uebergabe wissen.

Seine Schaar ward durch das deutsch-mährische Kreuzheer Capristan's um ein Bedeutendes verstärkt und nun fest entschlossen, die Vertheidigung nur mit dem Tod aufzugeben. Der Sultan, des langen Zauderns überdrüssig, befahl am 21. Juli 1456 den Sturm auf die Festungswerke, und mit fürchterlichem Allahrufe brausten die beutegierigen Schaaren der Türken heran. Ihre Leichen füllten die Gräben. Tausende ihrer besten Streiter fielen, aber dieß hielt die Ueberlebenden nicht zurück. Vorwärts über den sterbenden Kampfgefährten eilte ihr Rachelauf und rings um Belgrad raste mehrere Stunden lang die mörderischste Schlacht. Schon hatten die Türken mehrere Basteien erobert, schon gab selbst der mannhafte Hunyad die Stadt für verloren; doch Capristanus, starr wie ein Fels, ließ kalten Blutes die brandenden Feindeswogen gegen die von ihm besetzten Mauern andrängen, um sie eine nach der anderen mit hartem Verluste wieder zurückzuweisen. Er pflegte, das Crucifix in der Hand, von Glied zu Glied seines Heeres zu gehen, und dann selbst dem Zuge, das Kreuz in der hocherhobenen Hand tragend, wie ein Herzog, voranzuziehen. An seiner kühnen Entschlossenheit scheiterte endlich die Tapferkeit der Moslems, und ermattet zogen sie sich endlich in ihre alten Stellungen zurück. Um aber die errungenen Vortheile sich durch einen entscheidenden Schlag vollkommen zu sichern, machte Johannes am folgenden Tag einen neuen Ausfall gegen das türkische Lager. Zwei seiner Ordensbrüder, ein Bannerträger und nur tausend Streiter folgten ihm. Mit dem Feldgeschrei „Jesus!" stürzte sich die kleine Heldenschaar auf den überraschten Feind. Und dieses muthige Wagen ward mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Die erschreckten Osmannen suchten ihr Heil in der Flucht, der stolze Sultan, welcher noch kurz zuvor prahlend ausrief: „„Es solle nur Ein Herr auf Erden und Ein Gott im Himmel sein!"" mitten unter ihnen. Belgrad war gerettet und vier und zwanzigtausend gefallene Türken bedeckten die Ebene.

Aber nicht lange sollten die beiden christlichen Heerführer sich ihres Siegs erfreuen. Hunyad starb schon zwei Wochen darauf, und Capristanus, der, nachdem er dem Herrn der Heerschaaren für den so glänzenden Sieg gedankt, sich in das Kloster Villach in Ungarn begeben, starb hier, nach drei Monaten seines Aufenthalts in demselben, am 23. October, in einem Alter von ein und siebzig Jahren.

Sein ehrwürdiger Leichnam befindet sich zu Ellok bei Wien. —

336. Die Bekehrung eines berühmten Dichters.

Jean de Labruyere, der feinste Charakterzeichner und einer der vorzüglichsten Prosaisten Frankreichs, wurde bei Dourdan in der Normandie 1644 geboren, und kam später, auf die Empfehlung des großen Bischofs Bossuet, an den königlichen Hof zu Paris, wo er die Untergouverneursstelle bei dem Herzoge von Bourgogne erhielt, dessen eigentlicher Erzieher Fenelon war. Er blieb den Rest seines Lebens am Hofe, genoß eine Pension von tausend Thalern, wurde im Jahr 1693 Mitglied der Academie und starb zu Versailles am 10. Mai 1698. Dieser Mann war ein echter Lebensphilosoph, der keinen anderen Wunsch hatte, als ruhig mit seinen Büchern und Freunden verkehren zu können, in welcher beider Wahl er sehr umsichtig gewesen. Seine Schriften zeichnen sich aus durch einen tiefen, religiös-sittlichen Ernst, dazu sich eine vortreffliche Sprache gesellt, deren hohe Eleganz den Schilderungen zugleich das Siegel der rethorischen Vollkommenheit aufdrückt.

In einer Schrift dieses Jean de Labruyere las einst Jean de Racine, der größte Tragiker der Franzosen (geboren zu Laferté-Milon bei Paris am 21. December 1639, und seit dem Jahr 1673 Mitglied der Akademie), während einer stillen Stunde, umklungen vom feierlichen Samstags-Abendgeläute, den Satz:

„Es giebt zwei Welten, die eine, wo man nur kurz verweilt, und die man verlassen muß, um nie dahin zurück zu kehren; die andere, in die man bald eingehen muß, um niemals sie zu verlassen. Gunst, Freunde, Macht und hoher Ruf und große Güter dienen für die erste, — Verachtung aller dieser Dinge für die andere Welt!“ —

Racine, der durch die ganze gebildete Welt gefeierte Theaterdichter, lebend in der Gnade seines Königs und schwelgend in der Ueberfülle des ihn umblühenden Erdenglückes — las aufmerksam und wiederholt diesen Satz, und mit dem letzten Klange der Abendglocke rief er: „„Auch ich will alle diese Dinge verachten, die nichts für die andere Welt nützen!““

Und er vollführte auch seinen Entschluß.

In seinem acht und dreißigsten Lebensjahre (1677) zog er sich vom Theater zurück; und er, der bis dahin etwas weltlich gelebt hatte, ohne jedoch mit der Religion und der Kirche gebrochen zu haben, wendete sich wieder dem religiösen Leben zu. Zu diesem Schritte drängten ihn auch noch ganz besonders, und wie mit einer heiligen Gewalt, die Erinnerungen an seine frommen Jugendtage; es war sein vom bloßen Ruhme unbefriedigtes, der göttlichen

Liebe bedürftiges Herz; ein Herz, so weich, daß Racine nie der Einkleidung einer Nonne beiwohnen konnte, ohne Thränen zu vergießen. Dieß zog ihn wieder in die milden Mutterarme der heiligen katholischen Kirche zurück; und so lebte er glücklich im Schooße seiner Familie, von deren innerem Zustande die Briefe, welche er an seinen ältesten Sohn nach Holland schrieb, ein rührend erfreuliches Bild geben, und genoß die ausgezeichnete Gunst des Königs, der ihn zum Edelmann und zum Schatzmeister der Generalität von Moulins erhoben, mit einer Wohnung in seinem Schlosse. —

Sein zweiter Sohn Louis (1692 zu Paris geboren), ebenfalls Poet, und eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern zweiten Ranges einnehmend, ein Mann, der in einer sittenlosen Zeit als ein Muster religiöser und bürgerlicher Tugenden dastand, und durch eine liebenswürdige Bescheidenheit ausgezeichnet, — schreibt in den Memoiren über das Leben seines berühmten Vaters, dieser habe eingestanden: „Die Verfasser der (unchristlichen) Theaterstücke seien öffentliche Vergifter.“ *) Auch habe er bisweilen bedauert: „daß man ihn ehedessen abgehalten „„Karthäuser““ zu werden.“

---

337. Verschmähung des ungerechten Beifalles.

Prosper Jolyot de Crébillon, der Aeltere, ein zu seiner Zeit berühmter Trauerspieldichter Frankreichs, geboren zu Dijon am 15. Februar 1674, den seine Landsleute sogar mit dem griechischen Dichter Aeschylus verglichen haben, zeigte schon in der Jesuitenschule seiner Vaterstadt dichterisches Talent.

Er wurde im Verlaufe der Zeit der Verfasser vieler dramatischer Dichtungen. In der Blüthe seines Strebens gab ihm König Ludwig XI. die Stelle eines Censors beim Polizeigericht, eine jährliche Pension von tausend Francs und eine Stelle bei der Bibliothek.

Den Sorgen entnommen, beendete er sein Drama „Catilina,“ das im Jahr 1749 auf königliche Kosten mit allem Prunke des damaligen Hoftheaters aufgeführt ward.

---

*) Mit diesem Ausspruch hat Racine dem Desmarets de Sanit-Sorlin eine Sühne gegeben, der da vormals gesagt hatte: „Die Theaterdichter in ihrer Entchristlichung sind öffentliche Vergifter, nicht der Leiber, sondern der Seelen der Gläubigen!“ und gegen den er früher ein beißendes Pamphlet geschrieben hatte.

Vor der ersten Vorstellung dieses Werkes bat ihn sein Sohn um einige Freibillets für seine Freunde.

„Du weißt wohl," bemerkte ihm der Dichter, „daß ich den Spruch meines hochverehrten Lehrers, des Paters Severin, in der Jesuitenschule stets im Gedächtnisse bewahrte, der da lautete: „„Der Beifall der Menschen hat keinen sittlichen Werth, wenn ihn nicht die unbestochene Gerechtigkeit ertheilt!", und deßhalb will ich Niemanden zwingen, mich zu applaudiren."

„„Seien Sie ruhig, mein Vater!"" erwiederte der Sohn; „„dieses Lehrwort aus der Jesuitenschule, das Ihre Güte mir schon öfters in's Gedächtniß gerufen, ist auch mein und meiner Freunde Grundsatz; Ihre Freibillets werden Ihnen deßhalb keine Gnade verschaffen, wenn das Stück sie nicht verdient!"" —

„In dem Falle kann ich die Freibillets geben!" erwiederte freundlich und zufrieden der alte Crébillon. —

Er starb zu Paris am 17. Juni 1762 und wurde in der Kirche Saint Gervais begraben, wo ihm Ludwig XV. ein marmornes Mausoleum von dem bekannten Bildhauer Leomine errichten ließ. —

338. Der beschämte Versediebstahl.

Alexis Piron, geboren zu Dijon am 9. Juli 1689, ein französischer Dichter von entschiedenem Talente, war besonders merkwürdig durch seine Witzworte, mit welchen er die dünkelhafte Selbstsucht und den schnöden Uebermuth der Menschen zu geißeln pflegte, indessen er auch jedem ächten Streben gern die hilfreiche Hand bot zur gedeihlichsten Entwickelung.

Eines Tages las ihm ein sehr anmaßender Dichterling ein angeblich von ihm verfaßtes Gedicht vor, in welchem eine Unzahl gestohlener Verse vorkam, die alle das siebente Gebot Gottes auszuseufzen schienen: „„Du sollst nicht stehlen!"" —

Jeden Augenblick während der Vorlesung nahm Piron seine Mütze ab und neigte sein Haupt höflich und freundlich.

Dem Autor aber, dem diese gar oft sich wiederholende Bewegung auffiel, und der deßhalb um die Ursache fragte, erwiederte er: „Geben Sie ja nicht Acht darauf; es sind nur Leute meiner Bekanntschaft, die ich grüße!" —

339. Franz Joseph Haydn.

Franz Joseph Haydn wurde am 31. März 1732 zu Rohrau geboren, einem Dorf an der österreichisch-ungarischen Grenze, sieben Stunden von Wien. Er war der älteste Sohn einer sehr zahlreichen Familie. Sein Vater Mathias, ein armer Wagner, der zugleich den Küsterdienst an der Pfarrkirche versah, spielte ein wenig die Harfe, und an Sonn- und Feiertagen, des Nachmittags nach beendigtem Gottesdienste, musicirte er, seine Frau sang dazu, und der fünfjährige Knabe figurirte dabei, mit einem Brettchen und Stäbchen, als Geiger; ihre Lieder waren zumeist schlichte Gotteslieder, und dienten ihnen zu einem bescheidenen Erwerbe. Ein Schulmeister aus Haimburg, der zufällig einem dieser Trios beiwohnte, gewahrte, wie der kleine Haydn richtig Takt hielt und mit großer Genauigkeit den angeblichen Bogen, das Stäbchen, führte. Er glaubte an dem Knaben Talente zu erkennen, die ausgebildet zu werden verdienten, und nahm ihn unentgeltlich in die Schule auf. Joseph lernte nun, nebst lesen und schreiben, auch singen, etwas Violin spielen und die Pauke schlagen u. s. w., und seine schöne Stimme machte sich bald am Chorpulte bemerkbar. Nicht lange, so wurde er vom Dechanten zu Haimburg dem kaiserlichen Kapellmeister von Reuter empfohlen und seines herrlichen Sopranes wegen als Chorknabe in der Sanct Stephanskirche zu Wien angestellt. Beim Abschiede von seinen Eltern rief ihm noch sein Vater freundlich zu: „Behüt' dich Gott, Sepperl! Hab' nur immer Gott vor Augen!" — Der achtjährige Joseph machte zu Wien in den Kenntnissen der Musik sehr erfreuliche Fortschritte, und in seinem zehnten Jahre schrieb er bereits dreistimmige Lieder, welche später in London gedruckt wurden.

Haydn fühlte in seinem Eifer für die Musik nach und nach die Nothwendigkeit einer gründlichen Unterweisung in der Tonsetzkunst, sie aber zu erhalten, fehlten ihm alle Mittel; und da er im sechzehnten Jahre mit seinem Soprane seine bisherige Stelle verlor, mußte er vor Allem auf seinen Unterhalt bedacht sein. Er spielte im Orchester mit, gab Unterricht und studirte zugleich die theoretischen Werke der berühmtesten Meister; an diesen Studien fand er solches Vergnügen, daß, arm, wie er damals war, er oft ganze Nächte hindurch, in seinem ungeheizten Stübchen, vor Kälte starrend, an seinem alten Klaviere zubrachte. Ein kleines hölzernes Crucifix, das ihm seine Mutter als bestes Geleit mit auf den Weg gegeben, hing über dem Klavier; und wenn's ihm manchmal so recht elend ging und ihn jämmerlich fror, dann sang er ein Gotteslied aus

seinen ehemaligen Sonntags-Concerten und rief ganz heiter: „Mein Jesus hängt ja auch nackt und bloß am Kreuzlein da!“

Als der berühmte Porpora, den venetianischen Gesandten begleitend, zu Wien sich aufhielt, gab Haydn sich alle mögliche Mühe, mit diesem Componisten in Annäherung zu kommen. Es gelang ihm endlich, und er nahm ihn mit in das Bad von Manensdorf. Hier nun unterzog sich Haydn, um sich bei Porpora in Gunst zu setzen, den Verrichtungen eines Bedienten; er stand jeden Morgen sehr früh auf, reinigte die Kleider und putzte die Schuhe und ordnete die Perücke des neapolitanischen Mästro. Porpora schien anfangs diese Dienste nicht zu beachten; als er aber die Talente des jungen Menschen bemerkte, gab er ihm belehrenden Rath und ließ ihn sogar seine Compositionen accompagniren, eine Uebung, welche für Haydn sehr fruchtbringend war.

Sein erstes Quartett, welches er in seinem achtzehnten Jahre schrieb, und mehr noch seine ersten sechs Trios erregten in der Kunstwelt allgemeine Sensation; in seinem sechs und zwanzigsten Jahre hatte er bereits einen gewissen Ruf erlangt.

Der Fürst Antonio Esterhazy stellte ihn im Jahr 1760 als Dirigenten seiner Hauskapelle an, und unter einem solchen Beschützer, der ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik war, konnte es ihm an Gelegenheit, seine Talente auf's Glänzendste zu entwickeln, nicht fehlen.

Nach dessen Tode wurde Haydn bei dessen Bruder, Nicolaus Esterhazy, als Kapellmeister angestellt. Dieser Fürst hatte beschlossen, seine bisherigen Musiker alle zu entlassen und andere zu gewinnen. Die Meisten von ihnen aber waren Familienväter, und ihre Brodlosigkeit würde sie in's größte Elend gestürzt haben. Haydn, an seine eigene Noth in früherer Zeit und seines guten Vaters Spruch: „Hab' immer Gott vor den Augen!“ sich erinnernd, griff, voll Mitleid über das ihnen bevorstehende Loos, zu einem sinnreichen Mittel, ihnen ihre seitherige Stellung zu erhalten. Er componirte eine Symphonie, in der ein Instrument nach dem anderen leise verstummte, wie der Seufzer eines Sterbenden, und jeder Musiker, sobald er geendigt, sein Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte und wegging. Haydn selbst war der Letzte geblieben; auch er wollte sich nun entfernen; aber Esterhazy, von der allegorischen und so rührenden Composition tief ergriffen, hielt ihn zurück, indem er mit bewegter Stimme rief: „Haydn! wo gehst du denn hin? Es soll nichts geändert werden!“ — und die Musiker blieben alle in ihrem seitherigen Dienste.

Mit dem Tode des Fürsten (1790) löste sich auch die Kapelle

auf, welcher Haydn vorgestanden; aber die Zahl seiner Bewunderer war jetzt schon so groß geworden, daß er einer solchen Stelle nicht mehr bedurfte, und ob seiner Werke verbreitete sich sein Ruf durch ganz Europa.

Eine musikalische Gesellschaft, die sich zu London gebildet, lud ihn ein, dahin zu kommen und garantirte ihm für seinen dortigen Aufenthalt die Summe von vier und zwanzig hundert Pfund Sterling Er folgte dieser Einladung und componirte für die musikalischen Festlichkeiten von Hanover-Square sechs neue Symphonien, welche enthusiastischen Beifall erhielten.

Als Haydn eines Tags in London spazieren ging, bemerkte er eine Musikalienhandlung mit einem, wie es schien, wohl versehenen Lager von Noten. Er trat in den Laden und fragte den Verkäufer: ob er eine Auswahl guter Musikstücke habe? „So viel, als Sie wollen," versetzte dieser; „ich habe Haydn's Werke in allen Ausgaben." — „„Nach diesen frage ich nicht!"" — „Wie" sagte der Musikalienhändler, „Sie lieben die Haydn'sche Musik nicht? Was haben Sie an ihr auszusetzen?" — „„Vielerlei!"" erwiederte der von ihm ungekannte Meister; „„aber es genüge Ihnen, zu erfahren, daß ich sie nicht brauche. Zeigen Sie mir andere Compositionen!"" — Der Verkäufer, ein eifriger Verehrer der Haydn'schen Musik, versetzte kurz: „So habe ich keine Musikalien nach Ihrem Geschmacke!" — In diesem Augenblick trat ein Herr in das Magazin, zu welchem der Besitzer des Magazins sagte: „Sehen Sie hier einen Fremden, der Haydn's Musik nicht liebt und nicht kaufen will!" — Der Eintretende, welcher Haydn von Person kannte, brach in ein lautes Lachen aus, und theilte dem Musikalienhändler mit, wer Derjenige sei, der Haydn'sche Musik nicht kaufen wolle. —

Schon 1786 hatte Haydn durch die im Auftrag eines Kanonikus zu Cadix componirten „Sieben Worte des sterbenden Erlösers," diese wunderbar rührende und den tiefsten Schmerz aushauchende himmlische Musik, sein großes Talent zu oratorischen Leistungen bekundet. —

Nach Wien zurückgekommen, schrieb er in seinem fünf und sechzigsten Lebensjahre die „Schöpfung," ein Umstand, der um so merkwürdiger ist, da dieses Werk durchgängig das Feuer eines jugendlichen Geistes belebt. Gleich nach der ersten Aufführung schon, die am 19. März 1799 stattfand, hatte dieses Meisterwerk einen glänzenden Erfolg, und alsbald ward ihm die Bewunderung aller Hauptstädte Europa's. — Im Jahr XI der Republik Frankreichs wurde es in dem großen Opernhause gegeben, an dem

denkwürdigen Tag, an welchem die Explosion der Höllenmaschine dem Leben Napoleon's ein Ende machen sollte. Das Oratorium brachte einen solchen Effekt hervor, daß die französischen Musiker dem Componisten einen besondern Beweis ihrer Anerkennung geben zu müssen glaubten; sie ließen eine goldene Medaille von mehr als vierzig Dukaten Werth schlagen, auf der einen Seite mit dem Bilde Haydn's, auf der anderen mit einer sterngekrönten Lyra, und überschickten ihm diese Ehrenmünze mit einem höchst anerkennenden Schreiben.

Nach seiner zweiten Rückkehr aus England (1801) wohin ihn abermals eine ehrenvolle Einladung berufen hatte, kaufte er sich in einer der Vorstädte Wien's ein kleines Häuschen nebst einem Garten, und obgleich nun schon ein Greis, bewährte er auch jetzt noch seine Kunstproductivität, wie er denn hier die „Vier Jahreszeiten" schrieb, die er in elf Monaten vollendete. — Als er nach der Aufführung dieses Werkes sich einst in der Gesellschaft mehrerer namhafter Tonkünstler befand, warf Einer von Ihnen die Frage auf: was wohl die innere Kraft am schnellsten und besten wieder stärken könne, wenn sie durch anhaltende Arbeit ermattet sei? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich am sichersten mit einer Flasche Champagner-Wein; ein Anderer äußerte: er suche irgend eine heitere Gesellschaft auf. Nun fragte man Haydn, wessen Stärkungsmittels er sich bediene? Und er antwortete bescheiden: „Ich habe in meiner Wohnung eine kleine Hauskapelle; dahin geh' ich und bete, wenn ich mich ermattet fühle. Und dieses Mittel hat seine stärkende Wirkung bei mir noch nie verfehlt!" —

Haydn war von gutherzigem, edlem, offenem und biederem Charakter, geschätzt und geehrt von Allen, die ihn kannten. Die Vortrefflichkeit seines frommen Gemüths verläugnete sich nie. — Mitten in seinen Triumphen, mitten in den Huldigungen, die man ihm in gerechtester Weise zollte, und mitten in seinen glänzendsten Verhältnissen, vergaß er nicht die arme Hütte, in der er geboren worden. Jedes Jahr begab er sich in das Dorf, wo seine Verwandten lebten, und vereinte sie hier zu einem großen Familien-Mahle; nach dem Feste ertheilte er an Jeden von ihnen ein Geldgeschenk und die gute Lehre, die ihm ehedessen sein armer Vater gegeben: „Behüt' dich Gott! Und hab' nur immer Gott vor Augen!" und lud sie für das folgende Jahr wieder ein; diese Familien-Zusammenkunft nannte er „den Tag seiner Größe." —

Weit entfernt, gegen andere Componisten irgend eine Mißgunst oder Eifersucht (wie solche nur der schnödeste unchristliche Egoismus

nährt!) zu hegen, ließ er ihnen stets volle Gerechtigkeit widerfahren. Besonders hoch schätzte er Mozart. Als einst dessen Vater über die traurigen Umstände desselben seine tiefste Bekümmerniß äußerte, tröstete ihn Haydn mit den Worten: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne; seine Lage muß sich ändern und bald auf's Beste!" —

Im Jahr 1808 gab die Dilettanten-Gesellschaft in Wien zum Schluß ihrer Winterconcerte „die Schöpfung." Haydn wurde zu diesem Feste, welchem zweitausend Personen beiwohnten, eingeladen. Bei seinem Eintritt in den Saal erschollen die Pauken und Trompeten und mit freudigem Zuruf begrüßte ihn die ganze Versammlung. Dieser ausgezeichnete Empfang, der Enthusiasmus der Anwesenden und mehr noch die hehren Melodien seines eigenen Werkes, das unter der Leitung des berühmten Tonsetzers Salieri mit steigender Begeisterung executirt wurde, machten auf den bereits sechs und siebzigjährigen Greis einen überwältigenden Eindruck, und tieferschüttert bei der Alles ergreifenden Stelle: „Es ward Licht!" rief er, in die Kniee gesunken, thränenvollen Blickes und die Arme emporhebend: „„Nicht von mir! Von dort kommt Alles! **Alles von Gott!**"" So auf's Innigste gerührt, wollte er auch Worte des Dankes reden für die Ehrenbezeugungen, mit denen das Publikum ihn wahrhaft überstürmte; aber die Sprache versagte ihm, er unterlag der außerordentlichen Gemüthsbewegung und mußte hinweggetragen werden.

Seit diesem Feste nahmen Haydn's Gesundheitskräfte merklich ab, und nicht ohne Grund behaupteten daher Einige, daß der erschütternde Eindruck, den es auf ihn gemacht, das Ende seiner Tage beschleunigt habe. Er starb am 31. Mai 1809. Sein Tod traf mit jener betrübenden Epoche zusammen, als die Franzosen nach Wien kamen; diesem Zeitverhältnisse mag es denn auch beizumessen sein, daß seinem Leichenbegängnisse nicht die verdiente Aufmerksamkeit gezollt wurde.

Als Neukomm, sein Lieblingsschüler, 1815 in Wien das Grab des Mannes, den er wie einen Vater geliebt und geehrt hatte, besuchen wollte, konnte er es nur mit Mühe ausfindig machen; kein Merkmal bezeichnete die Ruhestätte des großen Künstlers; Neukomm, um sie vor gänzlicher Vergessenheit zu schützen, ließ ihm einen Grabstein setzen mit der Inschrift:

„Non totus moriar!
Ich werde nicht gänzlich sterben!" —

Für sein ewiges Leben im Himmel werden aber gewiß die

Armen gebetet haben, denen er als Almosen den gänzlichen Ertrag von den fünfzehn Messen und zehn kleineren Kirchenstücken, die er componirte, geschenkt hatte. —

---

340 — 343. Aus der Jugendzeit Mozart's.

1. Der kindliche Componist.

Dem Leopold Mozart aus Augsburg, der im Jahr 1743 als Hofmusikus in die Kapelle des Erzbischofs von Salzburg getreten und 1762 bis zum Kapellmeister emporstieg, wurde daselbst am 27. Juni 1756 ein Knabe geboren, der in der heiligen Taufe die Namen Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus erhielt. Der Vater, ein gottesfürchtiger und strebsamer Mann, unterrichtete diesen seinen Sohn, als er kaum vier Jahre zählte, schon im Klavierspiel, und mit solchem Erfolg, daß er bereits in seinem fünften Jahre kleine Stücke componirte, die er dem Vater vorspielte und dann zu Papier bringen ließ.

Mozart hatte aber eine so zärtliche Liebe zu seinem guten frommen Vater, daß er in diesen seinen zarten Kinderjahren zum Namenstage desselben eine eigene Melodie componirte, in welcher er alle seine kindlichen Wünsche und Gefühle gegen ihn ausdrückte, und die er dann täglich vor'm Schlafengehen, wozu ihn sein Vater auf einen Sessel stellen mußte, ihm vorsang. Der Vater mußte allzeit die Secunde dazu singen; und wenn dann diese Feierlichkeit vorbei war, welche keinen Tag durfte unterlassen werden, so küßte er den Vater mit innigster Zärtlichkeit, faltete seine Hände zum Gebet, und legte sich dann mit vieler Zufriedenheit und Ruhe zu Bett. —

Psychologisch merkwürdig ist es, daß der Knabe Mozart von der Zeit an, wo er Unterricht in der Musik erhielt, allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit verlor.

Obgleich er auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so blieb doch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu sein schien. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war, davon überrascht wurde. In seinem sechsten Jahre war Mozart bereits so weit gediehen, daß der Vater bewogen wurde, mit ihm und seiner Schwester Maria Anna, welche ebenfalls ein musikalisches Genie gewesen, eine Reise nach München und Wien zu unternehmen, wo die kleinen Virtuosen

dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Die für sein Alter beispiellose Fertigkeit erhielt noch dadurch etwas sehr Anziehendes, daß er nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er „Wagenseil," einen damals sehr geachteten Musiker, holen lassen sollte. Dieß geschah; und Mozart trug nun eines seiner Concerte mit erstaunenswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er sich bis jetzt nur auf das Klavier beschränkt; erst als man ihm in Wien eine kleine Geige schenkte, versuchte er sich auch im Geigenspiel und machte, als er mit seinem Vater wieder nach Salzburg zurückgekehrt war, solche Fortschritte, daß er sehr bald die zweite Geige zu einem Trio mit Präcission und Nettigkeit vortragen konnte.

Von nun an zeigte es sich, daß das ganze innere Sein Mozart's der Musik hingegeben und gleichsam nur für sie vorhanden sei, denn nur — Musik — war unter seinen zeitlichen Beschäftigungen ihm Eins und Alles.

Oft, bei gelungenen Ausführungen, stand sein Vater wie betend, klopfte dem Sohn auf die Schulter und rief, wie in Andacht lächelnd: „Wolfgang, lieber Wolfgang, geben wir Gott die Ehre!" —

2. Naive Antwort.

Jedermann in Salzburg wollte jetzt die Salzburger sehen, die als unbekannte Menschen abgereist waren und — berühmt heimkehrten. Es erging ihnen, wie es Vielen in ähnlicher Lage ergeht: man drängte sich um sie, zeigte sich zuvorkommender und freundlicher gegen sie, und war ihnen im Herzen doch weniger gut — als früher.

Unter anderen Besuchern kam auch eine Notabilität der Stadt, ein Baron, der nicht wußte, wie er die Künstler anreden sollte. Sie, schien ihm hinsichtlich des Abstandes, der damals zwischen dem Adel und Bürgerstande herrschte, zu viel; das beliebte Er glaubte er aber bei Künstlern, die bereits in die intimen Kreise von Königen und Fürsten Zutritt erhalten hatten, doch nicht anwenden zu dürfen, und so meinte er einen glücklichen Mittelweg gefunden zu haben, indem er seine Anrede folgendermaßen einkleidete:

„Nun, Wir sind weit herumgereist; Wir haben viel Ehre eingelegt...!"

Der neunjährige Wolfgang unterbrach ihn jedoch mit den Worten: „„Verzeihen Sie, Herr; aber ich erinnere mich nicht, Sie je wo anders als in Salzburg gesehen zu haben!"" —

3. Der Diebstahl durch ein musikalisches Genie.

Mit seinem allerwärts gefeierten Sohne Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart hatte der Vater Leopold auf ihren Kunstreisen bereits München, Wien, Paris, Holland und die Schweiz besucht, aber er war noch nicht in — Italien gewesen. Er hatte also noch nichts gesehen. Eine Reise nach Italien war damals für einen Componisten etwas unumgänglich Nothwendiges; dieses Land gab damals in der ganzen Welt den Ton bei Kunstwerken jeder Art, namentlich aber in der Musik an. In ihm war die Musik auf den Altären des Christenthums geboren worden, und hatte sich unter ihrem neuschaffenden Einfluß, in der gedoppelten Form — der Melodie und Harmonie entwickelt. Die Reise wurde sonach im Jahr 1769 angetreten.

Das Herannahen der „heiligen Woche“ rief die beiden Kunstpilger nach Rom, wo sie am 11. April 1770 ankamen. —

Der heilige Stuhl hatte von jeher einen großen Werth darauf gelegt, im alleinigen Besitz derjenigen musikalischen Werke zu bleiben, die man alle Jahre während der Passionstage in der päpstlichen Kapelle aufführt, und die erst in neuerer Zeit unter dem Titel: „Die heilige Musik, welche jährlich in der Charwoche in Rom in der päpstlichen Kapelle gesungen wird,“ — herausgegeben worden sind. Lange Zeit war es, wie man sogar glaubt, unter Androhung der Exkommunication, den Sängern verboten, diese Werke zu copiren, ihre Parthien mitzunehmen und sie irgend Jemandem zu zeigen.

Trotz dieses Verbotes verschaffte sich dennoch der junge Mozart eine Copie von einer der berühmtesten Compositionen, nämlich das Miserere von Allegri. — Und durch welches Mittel? — Durch ein Mittel, das der ganzen Welt zu Gebote stand. Er schrieb es aus dem Gedächtnisse, nachdem er es nur Einmal am Gründonnerstage, am Tage seiner Ankunft, gehört hatte. Am Charfreitage wurde das Werk wiederholt; Mozart nahm sein Manuscript unter den Hut und notirte unter demselben heimlich, was noch fehlte, um die Copie so genau als möglich zu machen. Als viele Jahre hernach dieselbe mit der authentischen Copie verglichen wurde, die sich Burney von dem Kapellmeister Santorelli zu verschaffen wußte, so soll, nach Aussage des Erstern, auch — keine Note gefehlt haben.

Hierüber schrieb der Vater Leopold Mozart an seine Frau unter Anderem: „Trotz all' der unüberwindlichen Hindernisse, eine Abschrift der genannten musikalischen Werke zu erlangen, haben wir das Miserere von Allegri schon. Wolfgang hat es auf-

geschrieben, und wir würden es mit diesem Briefe nach Salzburg geschickt haben, wenn nicht unsere Gegenwart, um es auszuführen, nothwendig wäre. Ich glaube, daß die Art der Production mehr dabei thun muß, als die Composition selbst. Ueberdieß wollen wir es auch nicht in andere Hände lassen, dieses Geheimniß, ut non incurremus mediate vel immediate in censuram Ecclesiae! Daß wir weder mittelbar noch unmittelbar in Kirchenbuße verfallen!" — Diese außerordentliche Zurückhaltung, die sich in Leopold Mozart's Mittheilung bemerklich macht, läßt in ihm nicht nur den vorsichtigen Diplomaten, sondern auch den wahren Katholiken erkennen.

Es scheint aber, daß die Unvorsichtigkeiten des Sohnes Wolfgang alle Vorsichtsmaßregeln des Vaters überflüssig machten. Die Nachricht von dem wunderbaren Diebstahl verbreitete sich in Rom; man suchte die Wahrheit zu ergründen, und der Schuldige lieferte selbst den Beweis, indem er dem Christophori das Miserere Note für Note vorspielte, das dieser wenige Tage vorher im Sanct-Peters-Dome gesungen hatte. —

Als der Papst von diesem Geniestreiche die so sehr überraschende Kunde erhielt, gab er dem Wunderknaben das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns. —

In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della pietà in Mozart's Fingerringe stecke die Zauberkunst seines herrlichen Spiels; er zog ihn ab, und nun erst wuchs das allgemeine Staunen.

In Bologna wurde Mozart, nachdem er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Kapellmeister der philharmonischen Akademie ernannt.

In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom der philharmonischen Gesellschaft.

So geehrt verließ Mozart Italien, wo man ihm den Namen: „Il cavaliere filarmonico" beigelegt hatte. —

4. Das Auge der Musik.

Das kleine, zwei Fenster breite Haus, welches der später so berühmt gewordene kaiserliche Kapellmeister Mozart auf der Rauchensteingasse zu Wien bewohnte, hieß „das Auge Gottes." — Der spätere Besitzer dieses Hauses, Galvagni, ein Italiener, ließ es im Jahr 1847 niederreißen, um es neu und schöner aufzubauen und im Hofe Mozart's ehernes Standbild aufzustellen. Und so bleibt die Stätte für die Nachwelt freundlich bezeichnet und in Würden, wo einer der größten Meister der Tonkunst wohnte, dessen Harmonien immer frisch bleiben. Kaum Einer ist nach ihm

gekommen, der ihm gleichsteht; alle Zeitgenossen hat, was sein Geist und Gemüth hervorgebracht, überlebt; und noch weniger hat ihn Einer übertroffen; man darf füglich für alle Zeiten seine großartigen Leistungen „das Auge der Musik" nennen. —

344. Echter Künstlerstolz.

Der englische General Kitt kam nach Wien. Als Verehrer der musikalischen Kunst und als Mitglied der philharmonischen Gesellschaft zu London, wünschte den durch ganz Europa gefeierten Componisten Ludwig van Beethoven (geboren den 16. December 1770 zu Bonn, wo sein Vater Tenorist in der kurfürstlichen Kapelle war), persönlich kennen zu lernen. Er wandte sich an dessen Arzt und wurde eben eingeführt, als Beethoven damit beschäftigt war, kleine Stücke Fließpapier sich zahlreich in's Gesicht zu kleben auf die Schnitte, die er sich regelmäßig mit dem Rasirmesser ungeschickt beibrachte. — Er hieß den General Platz nehmen; der Stuhl, den er anwies, gebrechlich, wie alles übrige Möbel, brach unter dem sich Niedersetzenden zusammen. Beethoven bot einen zweiten, nicht minder bedenklichen Sessel an.

Nach einem längern, mehr gleichgiltigen Gespräche, verließ der Gast den Meister und äußerte gegen seinen Begleiter: „Es scheint dem berühmten Meister nicht eben glänzend zu gehen; wollen Sie es wohl übernehmen, und eine religiöse Symphonie bei ihm bestellen, für welche ich im Namen der philharmonischen Gesellschaft eine Note von tausend Pfund (zehntausend Gulden Conventions-Münze) assecurire; dafür, daß sie in London zuerst aufgeführt wird, sonst bleibt sie Beethoven's Eigenthum; nur müßte er diese religiöse Symphonie im leichteren Style halten, etwa wie seine — ersten."

Der Arzt kam freudig des Tags darauf zu Beethoven: „„Es giebt Geld zu verdienen, viel Geld!""

„„Viel Geld? Ich brauche Geld! Was ist's?""

Nun benachrichtigte ihn der Arzt von dem Antrage des Herrn Generals Kitt; und als er zur Bemerkung kam, — „die Symphonie soll im leichteren Style gehalten sein," — ließ ihn Beethoven nicht mehr weiter reden.

„„Im leichteren Style — eine religiöse Symphonie!? — Die soll sich der Engländer bei einem Anderen bestellen, bei mir nicht! Ich will sein Geld nicht, ich will aber auch Sie nicht mehr, der Sie zehn Jahre mein Arzt und mein Freund waren!"" — —

Beethoven ließ ihn nicht wieder rufen. —

345. Das Credo der Todten.

(C. Weisflog, ein Protestant, erzählt:)

„Ihr Herrschaften in den kleinen Städten rein protestantischer Länder, ihr habt gar keinen Begriff von Dem, was römischer Cultus ist!“ sprach ich zu meinen Freunden, die dreißig Meilen weit hergekommen, mich zu besuchen. „Hier, hier müßt ihr den katholischen Gottesdienst sehen, hier, in unserer herrlichen Dominikanerkirche; und wie schön trifft sich das, daß morgen gerade ein Festtag ist.“

„„O prächtig, göttlich!““ riefen die Freunde.

Und als nun am folgenden Morgen die majestätischen Glocken zur Feier des Tages riefen, wandelten wir andächtig unter der stattlich geputzten Menge zur Kirche, die uns aufnahm in ihre weiten, hohen Säulengewölbe, in ihr stilles, erhabenes Heiligthum, mit seinen blumen-umkränzten Altären und seinen Weihrauchwolken, die aus der Ferne der tiefen Kapelle des Hochaltars über die gläubige Menge sanft herüberschwebten. Glänzend war der Hochaltar mit Kerzen erleuchtet, und die Schaar der mit köstlichen Gewändern bekleideten einheimischen und fremden Geistlichen saß zu beiden Seiten in den mit reichem Schnitzwerke versehenen Gitterstühlen, auf denen, in langen Reihen, die lebensgroßen Statüen der heiligen Martyrer und Apostel prangten. Im goldbedeckten Talare stand der Meßpriester vor dem Altare, hinter ihm die Dienenden.

Das Hochamt begann soeben und auf dem Chore wimmelte es von Musikern.

Aber, o mein Gott! welche Missa kam zum Vorschein. Es war eine von den sinn- und geschmacklosen Mißgeburten eines albernen Spektakelmachers, der im Dreivierteltakte in's „Kyrie“ mit Jahrmarktpauken schlug und das erhabene, andächtige:

„Herr, erbarme dich unser!
Christ, erbarme dich unser!“

zu einem Kirmestanze versudelte. Erschrocken blickte ich nach den Freunden, die verlegen die Augen niederschlugen.

Nun kam das „Gloria!“ in demselben Genre, aber noch viel niederträchtiger, so daß ich voll innerer Wuth gewiß die Kirche verlassen haben würde, wenn es uns gerade allein um die Musik und nicht um das Ganze zu thun gewesen wäre.

Darum wartete ich und sah weg, als ein höhnisch forschender Blick der Freunde mich beim „Graduale“ traf, bei dem man eine abgeschmackte italienische Liebesarie aus einer Oper gab, der man

aber Schande halber einen italienischen Text untergelegt, zu dem die Musik paßte, wie die Faust auf's Auge. „O Himmel!" murrte ich grimmig durch die Zähne: „und das muß gerade heute geschehen!" und meine Erwartung rücksichtlich dessen, was noch Alles in dieser schrecklichen Missa vorkommen werde, verstimmte meine Seele auf's Allerunangenehmste.

Schon wollte ich das Chor und die Musiker, von denen diese geschmacklose Entheiligung ausging, nicht eines Blickes mehr würdigen; aber ich konnte mich dennoch nicht enthalten, als ich nun wußte, daß das „Credo" kommen würde, noch einmal hinauf zu schauen.

Zu meiner Verwunderung legten die Violinisten ihre Geigen nieder, sowie alle übrige Musiker ihre Instrumente. Nur vier Posaunen streckten sich hervor. Und als der Priester nun das „Credo" intonirt hatte, begann der volle Chor der Sänger ohne alle Instrumente, nur mit den Posaunen begleitet, die Durchführung der Glaubensworte in D-dur und in langen gehaltenen Noten eines Palästrina'schen Chorales.

Mit den ersten Tönen dieses Gesanges ergriff mich der Schauer des Hochheiligen, wie ein Gewappneter, und Todeskälte überrieselte mich, als in der ersten langen Kadenz nach den Worten:

„In unum Deum.
An Einen Gott."

die Pauke mit wirbelndem Donner einfiel. Ich stand plötzlich vor der unermeßlichen Dämmerung des ewigen Himmels, durch welche hindurch der ferne Glanz des Allmächtigen schimmerte. Ein heller Blitz durchleuchtete die dunkeln Räume bei den Worten:

„Factorem coeli et terrae.
Den Schöpfer des Himmels und der Erde."

und bei den mächtigen Harmonien, die in ungeheueren Massen auf dem schauerlichen Gewitter der Pauken durch den Dom rauschten, zitterten die Pfeiler.

Als aber die Worte kamen:

„Et in unum Dominum Jesum Christum.
Und an einen Herrn Jesus Christus."

und nur das leiseste Pianissimo den heiligen Namen hauchte, da beugten sich unwillkürlich die unzählbaren Häupter der versammelten Gläubigen; wie vom sanften Winde das Aehrenfeld sich beugt und wallet, und so wallete und strömte und rauschte es fort, bis zu den Worten:

„Descendit de coelis.
Der vom Himmel herabgestiegen ist."

Wahrlich, das war Musik des Himmels! und der nasse, verklärte Blick der Freunde bestätigte meine Ueberzeugung, daß dieß „Credo" mit der erst angefangenen Missa nichts zu schaffen habe und von einem ganz anderen Meister sei.

Aber nun ergriffen die Musiker ihre Geigen und Flöten und andere Instrumente. Ein Andante aus G-dur beruhigte die aufgeregten Stürme der Seele mit den süßen Wellen sanft anschlagender Violoncellos, und eine Sopranstimme, wie aus den Wolken, sang:

„Et incarnatus est de spiritu sancto ex Maria virgine, et homo factus est.

Der durch den heiligen Geist aus Maria der Jungfrau sein Fleisch angenommen hat, und Mensch geworden ist."

Wie der Duft aus einem blühenden Citronengarten wehte das:

„Et homo factus est.

Und ist Mensch geworden."

herab mit dem beseligenden Troste: „Ja, für uns ward er ein Mensch!" und das gläubige Vertrauen entschlummerte in den Träumen des Paradieses.

Da riefen wieder die Posaunen mit herbem Choral und erschütternden Weisen in's Leben zum bitteren Schmerz:

„Crucifixus etiam pro nobis sub Pontio Pilato, passus et sepultus est.

Der auch unter Pontius Pilatus für uns gekreuzigt ward, gelitten hat und begraben worden ist."

Im leisen Hauche tiefer Trauer erstarben die letzten Töne. Der letzte tiefste Baß der Orgel erstarb auch. Es war Alles still und unser Blut stockte — da erhob sich wie ein Wirbelwind die, den Bann des Todes zersprengende Auferstehung mit dem, ohne alle Instrumental-Begleitung, im stärksten unisono nach alter Kirchenweise verkündenden Chorus:

„Et resurrexit tertia die secundum Scripturas!

Der nach der heiligen Schrift am dritten Tag auferstanden ist."

Ein gellender Trompetenstoß schmetterte und in unendlichem Jubel wirbelte nun der Hymnus weiter, und schloß mit der prachtvollen Fuge im drei Viertel-Takte:

„Et vitam venturi saeculi! Amen.

Und ein zukünftiges Leben! — Amen."

Aber ein sonderbares, unheimliches Grauen ergriff die Seele bei diesem Schlusse. Es verloren sich nämlich die tröstenden Töne, die dieses Leben der seligen Ewigkeit aussprachen, im immer leiser werdenden Piano. Es war, als ob sich mit raschem Geisterschritte Alles entferne — in die weitesten geheimnißvollsten Räume des

Himmels. Alle Blasinstrumente erstarben, und bei dem letzten, choralmäßigen Hauche: „Amen! Amen!" hörte man bloß noch das gespenstige Wandeln der Bässe pizzicato und die einzelnen, fernen Pulsschläge der Pauke.

Wir standen wie verzaubert, wir gehörten nicht mehr diesem Leben, wir wandelten mit den Verklärten in vita venturi saeculi und zitterten und froren im Schauer der unermeßlichen, hochheiligen Kunst und Wahrheit, die über uns ausgegossen, und die Tiefe des glänzenden Hochaltares, mit seinen Kerzen, Engeln, Priestern und Weihrauchwolken erschien uns wie das Innerste des vor uns aufgethanen, seligen Himmels. — „„Ja, das ist römischer Cultus!"" flüsterten die Freunde: „„Das ist die Religion von der Prachtseite!"" — —

Als das Hochamt zu Ende war, lief ich mit hastiger Eile auf das Chor und fragte den Direktor nach dem Namen des Componisten jenes — „Credo."

„„Es ist"" entgegnete der Regens ernst, „„ein alter, grämlicher Mann — unser Pater Medardus. Wollen Sie sich erbauen, so mögen Sie die Partitur mit nach Hause nehmen und lesen, was er selbst über diese Musik auf der ersten Seite geschrieben.""

Ich nahm die Blätter wie einen alten theuern Codex mit Ehrfurcht, las, was Pater Medardus in lateinischer Sprache geschrieben und trauete meinen Augen nicht. Denn wunderlich, unglaublich und unheimlich war, was ich las. Urtheilet selbst, günstige Leser — wenn ich euch hiermit wörtlich in's Deutsche übersetze, was Pater Medardus schrieb: — —

„Anno domini, als ich fünfzehn Jahre selig gewesen, den 11. April, das ist, in der heiligen Osternacht, begab es sich, daß ich, dem Teufel entsprungen, im Beichtstuhl saß, ganz allein in unserer Kirche. Der Mond schien durch die Fenster herein an die Pfeiler und an die steinernen Engel und Heiligen, die alle schon schliefen, und fern am Hochaltar flimmerte die ewige Lampe, wie der matte Schein eines Johanneswürmleins. Aber in meinem innern Todtenhause war es Nacht und traurig, denn ich war nun nicht mehr selig, sondern — verdammt. Eigentlich war ich todt und noch nicht auferstanden. Aber alle hundert Jahre einmal wälzte ich mich in meinem Grab und seufzte: „Ach! wann ist doch die Auferstehung der Todten?" Und eine Stimme rief: „„Schlaf', Medardus! die Todten stehen nimmer auf!"" Da streckte ich die dürre Hand heraus aus der eingesunkenen Erde, und fühlte die Verdammniß der Vernichtung, die mich packen werde, wenn ich nun ausgeschlafen. Und wie ich nun vergehen will — wieder in

den hundertjährigen Schlaf, da summt draußen in hohlen, entsetzlichen Schlägen vom Thurme die Mitternacht und um mich her wird es lebendig. Todtengerippe stiegen aus dem Boden, Todtengerippe drangen von Außen wunderbar in die Kirche. Es wimmelte in den Gängen. Alle Sitze füllten sich. Auch die Heiligen erwachten und rieben sich den Schlaf aus den Augen. Aber dem Gehöre blieb Alles stumm. Kein Hauch regte sich und ich hörte nur den Schlag des eigenen Herzens. Aber die Orgel hielt den langen, tiefen Ton. Unter den Todten waren Allegri und Palästrina. „Was wollt Ihr?" rief ich; „was stört Ihr mich mit lügenhaften Erscheinungen? — Die Todten stehen ja nicht auf, und es ist kein Leben in der dunkeln Einöde der Ewigkeit! Oder wißt Ihr's besser? Was treibt Ihr in dieser Nacht? Denkt Ihr an das Mährchen von ehedem und suchet das leere Grab des Meisters? Was ist Euer Glück drunten im engen Hause? Was habt Ihr zu hoffen? Was erwartet Ihr?" —

„„Credo in unum Deum!
Ich glaube an Einen Gott!""

antworteten die Todten in feierlichem Chorale, wozu unsichtbare Posaunen tönten, und die Pauke dumpf donnerte:

„„Patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae, visibilium omnium et invisibilium!
Den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge!""

Ich erstarrte; aber bald füllten meine Augen ungewohnte Tropfen, denn ich hörte die liebliche Weise, die mich zu seligen Träumen verlockt, als ich noch lebend ein Mensch war, als der Glaube in mir klang, wie die Musik einer anderen Welt, der ich nimmer Noten zu geben vermochte. Ach! und nun — mit Einemmale stand es deutlich vor mir da, auf den fünf Linien und in meinem Herzen, und leise stimmte ich mit den Todten in den Gesang, und meine Thränen flossen, als es sanft hauchte:

„Et in unum Dominum Jesum Christum!
Und an einen Herrn Jesus Christus!"

und die Heiligenbilder sich neigten bis zur Erde. Ich fühlte den Thau des ewigen Lebens, der mein Grab erfrischte und ward voll Zuversicht, wie diese Todten.

Da trat Maria, die Mutter Gottes, hervor, und wie sanft die friedlichen Wellen des Sees am schattigen Ufer sich brechen und murmeln zum Liede der Nachtigall, so wallten die Worte herab vom Altar, in denen sie ihre heilige Bestimmung sang, bis mit dem bittern:

„Crucifixus!
Gekreuzigt!“
der allgemeine Schmerz erwachte und leise im Grabliede, das:
„Et sepultus est!
Und begraben worden ist!“
verhallte. — Alles war todt. — Unbeweglich starrten die Gerippe zur Erde. Nichts regte sich, als über dem Gewölbe der Perpendikel der Uhr, der nach Secunden das Sein und Nichtsein maß. Christus lag im Grabe und ich fühlte, wie im eignen ich mich wälzte und die Stimme nun rufen werde: „„Schlafe, Medardus! die Todten stehen nicht auf!““

Da krähte draußen der Hahn. Vom Thurme schlug die Glocke Eins. Die steinernen Bilder und Heiligen regten und hoben sich und sangen im Einklange:
„Et resurrexit tertia die, secundum scripturas!
Und ist nach der heiligen Schrift am dritten Tag auferstanden!“

Die Trompeten schmetterten und Alles bebte und sang im unendlichen Jubel und auch ich sprang aus dem Grabe und jauchzte: Die Todten stehen doch auf, und du, Medardus, bist doch selig!

Aber als sie an die Worte kamen:
„Et iterum venturus est!
Der wiederkommen wird!“
richteten sich die Schädel gen Himmel und die leeren Augenhöhlen blickten nach Oben, wo ein langer Donner verkündete:
„Cum gloria!
Mit Herrlichkeit!“

Und als nun bei den Worten:
„Exspecto resurrectionem mortuorum!
Ich erwarte die Auferstehung der Todten!“
die Gerippe, mit der dürren Rechten auf der Brust, sehnend gen Himmel schauten, da ergoß sich in frohlockender Fuge:
„Et vitam venturi saeculi!
Und ein zukünftiges Leben!“
die Hoffnung dieses Lebens über die unzählbare Menge und mit dem letzten, trostvollen:
„Amen.
Es geschehe!“
waren alle verschwunden. — —

Ich aber lief aus meinem Grabe quer durch den Kreuzgang immer die steinernen Treppen hinauf in den Himmel. Und da sitzt nun der fromme selige Medardus und bringt es auf die fünf

Linien, was er gesehen und gehört und worin er stets fortleben wird. Er zittert vor Schreck und Freude, daß die Vollendung so nahe sei, und ihm ekelt vor menschlicher Speise, denn bald ist es vollbracht; und wenn er's vollbracht, wird er sich niederlegen, sich nimmer wälzen alle hundert Jahre, und ruhig schlafen, bis es rufen wird:

„„„Medardus, wach' auf zum ewigen Leben!“““ —

Als ich dem Regens die Partitur wieder gab und nach dem Pater Medardus fragte, war seine kurze Antwort:

„„Der ist gleich, nachdem er das Credo geschrieben, gestorben!““ —

---

346. Der Maler Petrus Paulus Rubens.

I.

Rubens gehört unter den ausgezeichneten Künstlern zu der geringen Zahl, deren vorzügliche Anlagen durch die günstigsten äußeren Verhältnisse von der Geburt an die sorgfältigste, besonders religiöse Pflege und eine stetige, ungestörte Ausbildung genossen haben.

Seine Eltern, Johann Rubens und Maria Pypelinks, stammten aus sehr angesehenen Geschlechtern von Antwerpen her. Der Vater, ein Jurist, und auch sonst ein frommer Christ von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, erhielt ungefähr um das Jahr 1570 das ehrenvolle Amt eines Schöffen. Die Verheerungen des Krieges mit Spanien, der damals in den Niederlanden wüthete, bewogen ihn indeß, einige Jahre später diese Stelle aufzugeben und gleich anderen angesehenen niederländischen Familien in Köln einen Zufluchtsort zu suchen. Hier, am 29. Juni des Jahrs 1577, als am Sanct Peters-Paulstage, gebar dem Johann Rubens seine Hausfrau einen zweiten Sohn, der, jenen Heiligen zu Ehren, die Namen Petrus Paulus erhielt.

Bis zum Jahr 1587 verweilte die Familie Rubens in Köln; da aber der Vater in diesem Jahre starb und in Antwerpen, seit der Eroberung der Stadt durch den Herzog von Parma, ein ruhiger Zustand eingetreten war, entschloß sich die Wittwe mit ihren beiden Söhnen dahin zurückzukehren.

Einige Zeit darauf wußte sie es zu bewirken, daß ihr jüngster Sohn Petrus Paulus bei der verwittweten Gräfin Lalaing als Page in Dienste trat. Aber das bunt zerstreuende Leben in diesem

Verhältnisse sagte indeß dem jungen Rubens, dessen religiöser Sinn für Höheres und Edleres durch sorgfältigen Unterricht bereits geweckt war, so wenig zu, daß er nach kurzer Zeit zu seiner Mutter zurückkehrte.

Die leichte Auffassungsgabe, welche Rubens in seinen Studien zeigte, bewog die Mutter und die Vormünder, ihn für die Laufbahn seines Vaters zu bestimmen. Da er auch eine besondere Neigung zum Zeichnen verrieth, wurden indeß einige Nebenstunden unter einem geschickten Lehrer darauf verwandt. Bald aber nahm seine Vorliebe dafür so zu, daß er seine Mutter auf das Dringendste bat, ihn Maler werden zu lassen, wozu sie sich auch nebst den Vormündern in Rücksicht auf das seltene Geschick, das er im Zeichnen dargethan, und in der Erwägung, daß der größte Theil ihres Vermögens durch den Krieg verloren gegangen, wirklich bewegen ließ.

Rubens wurde also nun zuerst bei einem geschickten Landschaftsmaler, Namens Tobias Verhaegt, in die Lehre gegeben, kam aber nach einiger Zeit zu dem Historienmaler Adam van Oort, der sich besonders durch ein vortreffliches Colorit auszeichnete, dessen wüstes Leben und tölpische Behandlung jedoch dem frommen Jüngling wenig zusagten. „Hier kann ich vielleicht ein vorzüglicher Maler, aber dabei sicher auch ein schlechter Mensch werden!“ rief Rubens seiner Mutter zu, um sein Verlangen nach einer sittlicheren Umgebung auszudrücken.

Rubens verließ alsbald auch diese Stätte der Greuel, um sich zu dem damals in den Niederlanden sehr hochgeachteten Maler Otto van Veen, gewöhnlicher Otto Venius genannt, zu begeben. Fühlte sich nun Rubens durch den sanften und liebenswürdigen, weil religiös gesitteten Charakter, durch die feinen und gebildeten Lebensformen dieses Mannes persönlich angezogen, so fand seine Wißbegier als Künstler in den gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen aller wissenschaftlichen Theile der Malerei, welche Venius besaß und ohne Rückhalt väterlich wohlwollend ihm mittheilte, die willkommenste Nahrung. Da bei Rubens zu seinem außerordentlichen Genie sich der angestrengteste Fleiß gesellte, ist's leicht begreiflich, daß er in solchem Unterricht die reißendsten Fortschritte machte, so daß Venius ihm im Jahr 1600 rieth, nach Italien zu gehen, um daselbst seine künstlerische Ausbildung zu vollenden.

Nicht leicht hat wohl ein Künstler diese Reise so vielseitig und so gründlich vorbereitet angetreten, als Rubens. Vor Allem ging mit ihm aus der Schule seiner frommen Mutter der heilige katholische Glaube und die kindlichste Unschuld; die Uebung seiner religiösen

Pflichten war ihm durch das hehre mütterliche Vorbild so zu sagen zur zweiten Natur geworden; sein erster Gang in der frühesten Morgenstunde (im Sommer um 4 Uhr) galt jeden Tag dem Anhören der heiligen Messe, von wo er stets wie voll heiliger Begeisterung für das Himmlische in der seligsten Stimmung heimkam. — Durch das zu seiner Zeit in den Niederlanden so allgemein verbreitete Studium des classischen Alterthums hatte Rubens nicht allein eine gründliche Kenntniß desselben erhalten, sondern es auch in der lateinischen Sprache so weit gebracht, daß er sich schriftlich und mündlich darin bequem ausdrücken konnte. — Nicht weniger glücklich, als auf diese Weise für seine allgemeine Geistesbildung, war durch seine verschiedenen Lehrmeister für seine besondere Bildung als Maler auch gesorgt worden. Durch den Landschaftsmaler Verhaegt war in ihm jener Sinn für die Natur in ihren verschiedensten Gestaltungen, namentlich in ihrer allgemeinen Erscheinung, die man „Landschaft" nennt, für immer geweckt worden. Von Adam van Oort hatte er sich dessen vortreffliche Art der Färbung angeeignet. Dem Otto Venius endlich verdankte er gründliche Kenntnisse in der Anatomie, Perspective und besonders im Helldunkel, sowie manchen trefflichen Wink über Anordnung der Bilder. — Schon vor seiner Abreise hatte er deßhalb einige sehr schätzbare Gemälde ausgeführt, von denen namentlich einer Anbetung der heiligen drei Könige und einer allerheiligsten Dreifaltigkeit, Christus todt im Schooße des himmlischen Vaters, umher Engel mit den Marterwerkzeichen, in öffentlichen Kunstberichten erwähnt wird, welches letztere sich noch im Jahr 1769 als Altarblatt unter dem Singchor in der Karmeliterkirche zu Antwerpen befand. —

In Italien besuchte er nach und nach die ersten Städte und ihre Kunstanstalten, erhielt von Prälaten und Fürsten die anspornendsten Aufträge zu Gemälden, die er meisterlich ausführte, und bald stieg sein Ruf der Art, daß Fürsten sich gleichsam um seinen Besitz stritten.

Sein Aufenthalt in Genua wurde auf eine für ihn sehr schmerzliche Weise unterbrochen. Er erhielt nämlich im Herbste des Jahrs 1608 die Nachricht, daß seine Mutter gefährlich erkrankt sei, was ihn bewog, nachdem er acht Jahre in Italien zugebracht hatte, eiligst nach Antwerpen sich auf den Weg zu machen. Dennoch fand er seine Mutter nicht mehr am Leben; sie war bereits am 9. October verschieden. Der Schmerz, welchen er über diesen Verlust empfand, war so tief und heilig, daß er vier Monate lang in größter Zurückgezogenheit in der Abtei Sanct Michael zubrachte, in welcher Zeit nur Gebet, Betrachtung, Lesung religiöser Schriften und Malerei ihn aufzurichten und zu trösten vermochten. Oft besuchte er, wie

ein Heiligthum, das Grab seiner guten Mutter, und Vorübergehende, die den jugendlichen Maler daselbst beten sahen, sagten leise zu einander: „Dort kniet ein Engel!“ —

Rubens war fest entschlossen, nach Mantua, an welches lange Gewohnheit und die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe für den Herzog, der ihm auf's Neue noch die ehrenvollsten Anträge hatte machen lassen, ihn mit starken Banden fesselten, zurückzukehren. Als er indeß den Erzherzögen zu Brüssel aufwartete, gaben dieselben ihm ihren Wunsch, ihn in den Niederlanden und an ihrem Hof zu behalten, auf eine so huldreiche und dringende Weise zu erkennen, und eröffneten ihm für diesen Fall so vortheilhafte Aussichten, daß er sich sogleich bereit erklärte, ihnen alle seine Wünsche zu opfern, und sich von ihnen nur die Gnade erbat, seinen Wohnsitz in Antwerpen nehmen zu dürfen, indem dort das Grab seiner geliebten Mutter sich befinde; auch möchte ihn der Aufenthalt am Hofe vielleicht verhindern, die Stufe in der Kunst zu erreichen, welche er durch angestrengten Fleiß noch zu erklimmen hoffe. —

II.

Obgleich sich gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen bessern Zustand herbeizuführen, zeigten; so blieb es doch einem ausgezeichneten Geiste vorbehalten, daselbst eine völlige Umgestaltung der Malerei zu bewirken und sie bis zur glänzendsten Vollendung auszubilden; und dieser Geist war — Rubens. Sein Ruhm als Maler, besonders in kirchlichen Gegenständen, stieg immer höher, und die bedeutendsten Fürsten von Europa wünschten Werke von seiner Hand zu besitzen und belohnten sie mit hohen Summen und sonstigen Auszeichnungen. So hatte der Erzherzog Albrecht die Pathenstelle bei seinem ältesten Sohn übernommen. Der König von Spanien schickte ihn nach London, um zwischen beiden Nationen durch seine Unterhandlungen Friedensverträge anzubahnen. Carl I., König von England, erhob ihn im Februar des Jahrs 1630 im Palaste von White-Hall zum Ritter, wobei der König seinen eigenen Degen ihm schenkte; und als die Präliminarien zum Abschlusse gediehen waren, so daß der Friede im November am Madrider Hof unterzeichnet werden konnte, erhielt Rubens zum Abschied ein reiches Silberservice und das Bildniß des Königs an einer goldnen Kette, welches er in dankbarer Erinnerung seitdem zu tragen pflegte.

Inmitten all' dieser irdischen Herrlichkeit, da seine Kunst ihm Reichthum und Ehre in Ueberfülle einbrachte, blieb er der beschei-

denste Mann; und nichts erweckte einen so vortheilhaften Begriff von der Bildung und dem edlen Charakter des Meisters Rubens, als sein Verhalten gegen andere Künstler. Sein Haus stand zu jeder Zeit, auch während er arbeitete, den Künstlern, die von ihm Rath oder Hilfe verlangten, offen; und, obgleich er sonst sehr wenig Besuche machte, war er immer dazu bereit, wenn es galt, die Arbeit eines Künstlers anzusehen, worüber er dann gründlich seine Meinung sagte, bisweilen selbst Hand anlegte und die Bilder retouchirte. Fast an jedem Bilde wußte er etwas Gutes zu entdecken, und es machte ihm eine wahre Freude, die Verdienste jedes Künstlers anzuerkennen und bei jeder Gelegenheit hervorzuheben. Rubens selbst besuchte die geschicktesten Künstler jener Zeit in Holland, z. B. den Abraham Bloemart, den Poelenberg, und lobte jeden auf eine angemessene Weise, ja bei dem Letztern bestellte er einige Bilder.

Ebenso würdig als klug ist auch die Weise, mit welcher er sich gegen seine Feinde und Neider betrug, deren die glänzende Anerkennung seiner Verdienste ihm nicht wenige erregen mußte. — Die Schmähungen des Malers Rombouts, der ihn als Künstler überall zu verkleinern suchte, widerlegte er mit seinem Andacht und Erstaunen weckenden Meisterwerke, der Kreuz-Abnahme im Dom zu Antwerpen. — Dem Maler Abraham Jansens, welcher ihn aufforderte, mit ihm ein Bild im Wettstreite zu malen und alle Kenner entscheiden zu lassen, antwortete er: daß dieses unnöthig sei, indem er schon seit vielen Jahren seine Werke dem Urtheile der ganzen Welt anheimgegeben hätte, und ihm rathe, es gleichfalls so zu machen. — Als man das Gerücht verbreitete, daß er die Maler Snyders, Uden und Wildens nur beschäftige, weil er selbst keine Thiere und Landschaften malen könne, führte er vier Landschaften und zwei Löwenjagden aus, welche seine Feinde verstummen machten. —

Für den praktischen und richtigen Sinn von Rubens zeugt das folgende Ereigniß: Ein berühmter Alchymist jener Zeit, Brendel aus London, besuchte ihn einst und sagte ihm, wie er jetzt nahe daran wäre, den Stein der Weisen zu finden, und wie er bereit sei, wenn Rubens für ein Laboratorium und das nöthige Material vorschußweise sorgen wolle, den zu erwartenden Gewinn mit ihm zu theilen; worauf der Maler antwortete: „Meister Brendel, Ihr kommt nur — um zwanzig Jahre zu spät; denn damals habe ich den wahren Stein der Weisen bereits durch Pinsel und Farben gefunden!“ —

Im Jahr 1640 wurden die Gichtanfälle in dem sehr angestrengten Körper des Künstlers so heftig, daß er ihnen am 30. Mai in einem Alter von drei und sechzig Jahren unterlag. —

Außer den Künstlern von Antwerpen folgten seinem prachtvollen Begräbnisse, bei welchem man eine goldne Krone voraustrug, eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren. Er wurde in seiner eigenen Kapelle in der Sanct Jakobskirche beigesetzt, deren Altar durch ein vortreffliches Werk seiner Hände geziert ist. Dasselbe stellt Maria mit dem Kinde vor, verehrt von dem heiligen Bonaventura. Außerdem sieht man drei Frauen, unter denen die zwei des Rubens, und das Bild des Künstlers selbst als heiliger Georg vorgestellt sind. Im Vordergrunde befindet sich der heilige Hieronymus mit dem Löwen; dieses Bild zieht durch die Lebendigkeit des Ausdrucks und das Leuchtende der Färbung außerordentlich den Beschauer an. Eine einfache Marmorplatte enthält in lateinischer Sprache seine Grabschrift, worin seines Werthes als Gelehrter, Maler und Staatsmann gedacht wird; ebenso, wie diese Kapelle und dieses Denkmal von seiner Wittwe und Kindern zu seinem Andenken gestiftet worden ist. —

---

347. Das Honorar für das Portrait eines Künstlers.

Joseph Panny, der geniale Liedercomponist und Geigenvirtuose, war auch ein feuriger Verehrer der Malerei. Wo er von Kunstschätzen dieser Art in einem Hause wußte, da erbat er sich höflichst das Ansichtnehmen derselben, was ihm auch zuvorkommend stets gewährt wurde. In manchen Freistunden an Wochentagen besuchte er, während seines Aufenthalts zu Mainz, die Kirchen daselbst, und schenkte eine sichtbare, ja eine studirende Aufmersamkeit sowohl den Frescogemälden, wie auch den Bildern an den einzelnen Altären. In der Sanct Peterskirche und in Sanct Emeran bemerkte er einige Gemälde, welche, wie bei dem berühmten Maler van Dyk, durch das Lebensfrische den Beschauer anzogen, und von Tizian den Schmelz des Colorits zu haben schienen. Dabei lag in den Bildern der Heiligen und der Engelsköpfchen wirklich etwas Frommes, und über dem Ganzen ein himmlischer Glorienschein.

Panny erfragte den Maler, und hörte zu seinem Erstaunen, daß derselbe alltäglich an seiner Wohnung vorübergehe. Und so war es auch.

Caspar Schneider, von dem selbst Goethe sagt: „Die Gemälde des Landschaftmalers Caspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber,“ ein origineller Charakter, war in Mainz am 19. April 1753 geboren. Früh entwickelte sich in ihm der Sinn für Malerei. Joseph Heidelof gab ihm freundlichst den ersten

Unterricht; er aber bildete sich später selbst an den Gemälden der ersten Meister, und errang, namentlich in der Landschaftsmalerei, bald die hehre Palme der Meisterschaft. In seinem Jünglingsalter miethete er sich in der Altmünstergasse im vierten Stocke des Hauses ein Dachstübchen, welches er, mit wenigen Unterbrechungen zur Zeit der französischen Revolution, stets bewohnte. Er studirte die Natur durch eigenes Anschauen. Er lebte auch einfach, wie die Natur, seine Bildnerin, es selbst ist. Und in die hinfällige Natur und in die Werke seines Pinsels trug er aber stets die Weihe der Religion hinein. Er war ein guter katholischer Christ. An jedem Morgen, und dieß that er zu jeglicher Jahreszeit, selbst in der allerstrengsten Winterkälte, besuchte er um fünf Uhr die Sanct Emeranskirche, um die heilige Messe zu hören und bei seinem Heiland am Kreuze sich den Segen für sein Tagewerk zu erflehen. Dann holte er sich in einem Kruge das Wasser aus dem Neuen-Brunnen auf der großen Bleiche, kaufte Brod und alles Nöthige ein, und kochte zu Hause selbst, und so trieb er es sein Leben lang, ohne je von einem Dienstboten gepflegt worden zu sein. —

Panny suchte dieses Original in dem stillen, hochgelegenen, durch das Crucifix wie ein Kirchlein ausgeschmückten Dachstübchen auf, und er fand, neben einem durchlöcherten Ruhebett, noch einen alten Tisch und einen hölzernen Stuhl; aber eine Fülle von prachtvollen Landschaften, die Schneider selbst gemalt, und die eines Claude Lorain nicht unwerth sind.

Als Panny, um sich porträtiren zu lassen, nach dem Honorar fragte, lächelte Schneider, sah ihn mit großen Augen an, drückte ihm die Hand und sprach: „Nichts von Honorar! Sie haben das herrliche „„Gloria in excelsis!““ und den „„Herbst am Rhein““ componirt! Gut! Ich rechne es mir zur Ehre, Sie, den genialen Musiker, den treuen Sohn unserer heiligen Kirche und den warmen Verehrer unseres Rheinlandes porträtiren zu — dürfen!“

Panny erhielt nach einer kurzen Zeit dieses Zusammentreffens sein Porträt. Es war von sprechendster Aehnlichkeit, und der liebende Sohn übersandte es seiner — Mutter. —

348. Königliche Huld gegen einen Künstler.

Auf der Sendlinger Höhe, am Ende der Theresienwiese bei München, erhebt sich die prachtvolle „Ruhmeshalle,“ ein Monument zur Verherrlichung der ruhmwürdigsten Männer Bayerns aus allen Ständen.

Vor dieser Dorischen Halle von Marmor erhebt sich auf erhöhtem Postamente das gewaltige eherne Standbild der „Bavaria," an Masse und Kunstvollendung alles Vorhandene gleicher Art übertreffend.

Auf dem vierzig Fuß hohen Postamente steht die fünf und sechzig Fuß hohe „Bavaria," mit ihrer halben Höhe die Dachung der Ruhmeshalle überragend. Eine metallene Thür an der Rückseite des Postaments gestattet den Eingang in das Innere desselben, von wo man auf einer Wendeltreppe von Gußeisen bis in das Haupt hinaufsteigen kann. In demselben befinden sich Ruhebänke, welche zwanzig Menschen Raum geben, ja das Haupt dieses Riesendenkmals ist so gewaltig, daß, als dasselbe, um aufgesetzt zu werden, in die Höhe gewunden wurde, sich darin ein und dreißig Personen aufhalten konnten; und König Ludwig, dem schon in der Gießerei die Größe desselben auf diese Weise veranschaulicht worden war, sprach damals die Worte: „Ich habe es gesehen und kann es doch nicht glauben!" — Oeffnungen unter den beweglichen Kranzblättern lassen das Licht ins Innere dringen. Prachtvoll ist die Aussicht, welcher dieser erhabene Standpunkt nach allen Himmelsgegenden, besonders nach Süden, weit hinaus über die Grenzen des Reiches, bis zu den Gipfeln der Alpen gewährt. Eine Tafel in der Höhlung des Kopfes der Statue trägt die einfache Inschrift: „Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modellirt von Ludwig Schwanthaler, und wurde in den Jahren 1844 bis 1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller."

König Ludwig, welcher als Schützer und Pfleger der Kunst, die Errichtung dieses großartigen Kunstwerks anregte und förderte; Meister Schwanthaler, der mit Aufbietung all' seiner geistigen Kraft zu einer Zeit, in welcher bereits die seines Lebens versiechte, die Durchführung der ganzen riesenhaften Aufgabe beschleunigen mußte; und endlich Miller, der diesen Guß in so gewaltigem Maßstabe mit sorgfältiger Erwägung auch der geringsten Umstände und unter den oft drohendsten Gefahren glücklich vollendete: alle Drei haben sich hier ein unsterbliches Gedächtniß errichtet. — Vermochte doch das schlechteste Wetter nicht, Schwanthaler von der Ausführung seines Werkes abzuhalten; und als fortschreitendes Siechthum ihm das Gehen versagte, ließ er sich zu seinem Werke tragen oder fahren! In Pelz und Decken gehüllt, sah man ihn um die Statue fahren, mit gewandtem Blick erwägend und messend, während seine Gehilfen und Schüler, seines Winkes gewärtig, seinen Worten lauschten und Das durchführten, was er anordnete.

Schien man ihn nicht zu verstehen, so vergaß er manchmal seine Kränklichkeit, sprang aus dem Wagen und eilte im Flug über die Gänge und Gerüste, um die Verbesserungen und Abänderungen mit eigener Hand vorzunehmen.

So traf ihn einst sein König, wie er mitten unter seinen Gehilfen weilte, die, hoch oben an der Riesin wie Schwalben klebend, sie mit Hammer, Meißel und Feile bearbeiteten, genau den Angaben ihres Meisters folgend, dessen feines, scharfes Auge, dessen Kunstsinn entdeckte, was sich allen anderen Blicken entzogen. —

Da rief ihn der König. —

Und Schwanthaler stieg herab, während der Sturm heulte und ein Theil der leichten Zeltbedeckung vom Winde fortgetragen ward. Unten umarmte ihn der königliche Schutzherr der Kunst, hing dem heftig vom Froste geschüttelten Meister seinen eigenen Pelz um und fuhr mit ihm nach Hause.

Da donnerten die Geschütze vom nahen Exercirplatze der Artillerie, und der König sprach: „Wenn das Ehrensalven sind und sie Einem von uns Beiden gelten, so gelten sie **Ihnen**; denn jeder Tag Ihres Schaffens ist ein Ehrentag!“ —

Es war Schwanthaler nicht vergönnt, sein erhabenstes Werk vollendet auf dem Postamente zu sehen und den Jubelpreis seiner Mühen am Feste der Enthüllung einzuernten; der goldene Lorbeerkranz, von seinem König ihm für diesen Tag bereitet, zierte schon seine Stirn im Campo Santo, wo der König und Freund den Gebeinen des unsterblichen Meisters ein Ehrengrab anwies. — —

Obwohl die Dicke der Erzschale der „Bavaria“ kaum einen halben Zoll beträgt, so wiegt dennoch der ganze Koloß, welcher aus sieben Stücken zusammengesetzt worden ist, Eintausend fünf Hundert und sechzig Centner. — Das schwierigste Stück war der Guß des Oberkörpers, bei dem sich Alles zu vereinigen drohte, die Ausführung des Ganzen unmöglich zu machen. Dennoch gelang er; und es bewahrheitete sich, wie in allen vorhergegangenen und nachfolgenden wichtigen Momenten, des frommen Meisters Ferdinand Miller Lebensspruch:

„Doch der Segen kommt von Oben!“ —

349. Gebet, so wird euch gegeben!

Es ist einmal ein reiches Kloster gewesen, welches zusehends arm geworden, so daß man sich allgemein darüber verwunderte. Indeß man nun hin und her berathen, wie diesem so sehr beklagenswerthen Uebelstand abzuhelfen sei, um dem so finster drohenden Verderben zu steuern, sprach der Bruder Pförtner zu den Mönchen:

„Ihr lieben Brüder! Vor geraumer Zeit waren zwei stille Brüder in diesem Kloster, die führten einen gar guten Haushalt, so daß der Segen unter ihren Händen gleichsam sichtbar wuchs und zunahm. Der Eine dieser Brüder hieß: „Date! Gebet!" der Andere: „Dabitur! Es wird gegeben!" Diese Brüder lebten und webten in so inniger Gemeinschaft, daß keiner ohne den anderen sein konnte oder wollte. Weil wir aber den einen Bruder „Date!" schon längst aus dem Kloster verstoßen, deßhalb konnte und wollte der andere Bruder „Dabitur!" auch nicht bleiben und schied; und seitdem diese beiden wahrhaft ehrwürdigen Haushalter das Kloster verlassen, ist es selbst in solch' klägliches Abnehmen und Verarmen gerathen. Beabsichtiget ihr nun, für solch' klägliches Abnehmen und Verarmen wieder Zunehmen und Segen, Glück und Wohlfahrt zu haben, so fordert mit einem Herzen voll warmer Gottes= und Nächstenliebe nur den Bruder „Date!" wieder zu euch, und gewiß wird ihm alsbald auch der andere Bruder „Dabitur!" der von ihm durchaus nicht getrennt sein kann und will, wieder folgen, und es wird unser Kloster wieder zunehmen an Segen und bestem Gedeihen!" —

Und solches geschah auch.

Denn — als die Brüder des Klosters wieder anfingen, im Namen Jesu an Hilfsbedürftige Almosen zu spenden, als sie freudig und opferwillig wieder — gaben, da gab ihnen Gott der Herr auch, und es ward das Kloster wieder zusehends reich und glücklich. —

---

350. Die seltsamen Begleiter.

Die gottseligen Schwestern Angelica und Pelagia, beide aus dem Orden des heiligen Franz von Paula, pflegten beinah' täglich durch die Stadt Milesso zu gehen und Werke der Barmherzigkeit und der Liebe an Kranken und Armen zu üben.

Oesters aber sah man sie von zwei überaus schönen und edlen Jünglingen begleitet, worüber Viele sich höchlich verwunderten,

indem die Frömmigkeit und Weltentsagung dieser frommen Schwestern doch allgemein bekannt war; auch wußte Niemand, was man von diesen fremden Jünglingen halten solle.

Endlich erkannte man aus dem hellen und wunderbaren Glanze, der sie oft allplötzlich umleuchtete, klar: es seien diese Jünglinge die Schutzengel dieser Dienerinnen Gottes, die bei ihren Werken der heiligen Nächstenliebe sie begleiteten und beschirmten. —

---

351. Ein Tröster der Gefangenen.

Zur Zeit der Regierung des Papstes Leo des Großen, hatten die Vandalen von ihrem Kriegszug gegen Rom eine große Anzahl von Gefangenen heimgebracht. Als diese das afrikanische Ufer betraten, theilten die Vandalen und Mauren, wie es ihre barbarische Sitte gewesen, die Menge der Gefangenen unter sich, und die Gattinnen wurden von den Gatten und die Kinder von den Eltern getrennt.

Sogleich beschloß der Erzbischof von Karthago, Deogratias, der gotterfüllte werthe Mann, alle goldenen und silbernen Gefäße des heiligen Dienstes zu veräußern, um Gefangene von der Knechtschaft der Barbaren zu befreien, damit die durch das heilige Ehebündniß Vereinten nicht getrennt und die Kinder ihren Eltern wieder zurückgegeben würden.

Und da keine Wohnung hinreichte, um eine so große Menge aufzunehmen, so bestimmte er zwei große und geräumige Kirchen dazu, ließ sie mit Betten und Lagern versehen uud setzte fest, wie Viel ein Jeder des Tages zur Verpflegung erhalten solle.

Und weil die Meisten von der Ungewohnheit der Schifffahrt litten und durch die Grausamkeit der Gefangenschaft, so war eine nicht geringe Anzahl von Kranken unter ihnen, zu denen der selige Priester, gleich einer frommen Wärterin, mit den Aerzten ging; Speisen wurden ihm nachgetragen, und einem Jeden sogleich, wenn der Arzt seinen Zustand untersucht, was er bedurfte, in seiner Gegenwart gegeben.

Aber selbst in den Stunden der Nacht feierte er nicht mit diesem Werke der Barmherzigkeit, sondern ging zu den einzelnen Betten, und fragte einen Jeden, wie es ihm wäre, und tröstete und erquickte ihn.

Und so hat er sich jeglicher Mühe unterzogen, und hat weder seiner müden Glieder noch seines kränklichen Alters geschont.

Deßwegen waren die Arianer mit Neid erfüllt, und haben ihn mit mehrfacher List mehr als Einmal tödten wollen.

Als er aber starb, da haben die Gefangenen geglaubt: daß sie jetzt erst recht gefangen wären! —

352. Der wohlthätige Student.

Den heiligen Dominikus sah man, wie seit seiner frühesten Jugend, auch während seiner Studienzeit auf der Universität zu Valencia die Werke der christlichen Liebe mit entschlossener und stets bereitwilliger Hingebung verrichten.

Eine strenge Hungersnoth brach herein, die Zahl der Armen war groß, und es wurde zum schwersten Kummer für diese mitleidige Seele, daß er so großem Elende nicht nach Herzenslust abhelfen konnte.

Als er bereits seinen letzten Heller verausgabt hatte, verkaufte er sein Zimmergeräthe; dann, als er allein im entblößten Zimmer stand, warf er noch einen letzten Blick um sich. In seiner ärmlichen Zelle hatte er nun Nichts mehr, als seine Bücher, seine geliebten Bücher, mit Bemerkungen von seiner eigenen Hand, diesen Bewahrern seiner geheimsten Gedanken; seine Bücher, das will so viel sagen, als sein ganzes geistiges Leben, seine ganze Wissenschaft. Es war das letzte Opfer, das er brachte: er verkaufte sie und vertheilte das Geld unter die Armen.

Als nun die übrigen Schüler staunten, daß er sich in solche Dürftigkeit selbst versetze, rief ihnen der Heilige in einer jener Erhebungen seines Herzens, welche sich dem Gedächtniß eines Jahrhunderts einprägen, freundlich zu: „Was ist's denn? Wollt ihr, daß ich über diesen todten Bälgen brüte, wenn meine Mitbrüder vor Hunger sterben?“ —

Diese seine Worte und sein heroisches Beispiel rissen Lehrer und Schüler zu dem Ueben der herrlichsten Werke der Barmherzigkeit hin; gleicht ja diese echt christliche Opferwilligkeit einer Flamme, die Alles erfaßt, was sich ihr nähert! —

353. Eine Zurechtweisung.

Dem heiligen Franziskus von Borgias wurden einmal ernste Vorstellungen gemacht — wegen seines bis zur Verschwendung gegebenen Almosens.

Freundlich lächelnd erwiederte der Herzog: „Hätte ich zu meinem Vergnügen eine weit beträchtlichere Summe aufgeboten: fürwahr! es würde Niemand Etwas dagegen zu tadeln haben; allein ich will denn doch lieber getadelt werden, und mich selbst des Nöthigen berauben, als — die leidenden Glieder Jesu Christi trostlos in ihrem Elende verschmachten zu lassen!“ —

354. Ein edler Bürger.

Cosmus von Medicis hatte durch den Handel ein unermeßliches Vermögen erworben. Er war der berühmteste Bürger von Florenz. Sein Prachtaufwand erscheint übermenschlich, wenn man die Gebäude zählt, die er errichtet hat, die Klöster und Kirchen von Sanct Markus und Sanct Lorenz, das Kloster von Santa Verdiana, auf dem Berge von Fiesole Sanct Hieronymus und La Badia, in Mugello eine Kirche für die Minoriten; wenn man hinzufügt eine beträchtliche Anzahl von Kapellen, Geschenke von herrlichen Ornamenten, seine Paläste in der Stadt, viel andere Paläste in den Umgebungen. Als ob für diesen Ruf Italien zu klein sei, hatte er in Jerusalem ein Hospital für arme und kranke Pilger bauen lassen. Alle seine Werke konnten königlich genannt werden. In Mitten so vieler Denkmale der Großmuth hielt ihn aber seine Klugheit so auf der Bahn der Mäßigung fest, daß er in seinen Unterhaltungen, in der Wahl seiner Diener, in seinen Cavalcaden, in seiner ganzen Art zu leben, nie die Schranken gewöhnlicher Bescheidenheit überschritt. In all' diesen Dingen war er ähnlich den schlichtesten unter den Bürgern.

Nach den ersten Jahren seines Lebens, während deren er eine schwächliche Gesundheit hatte, nach dem Gefängnisse, der Todesgefahr, der Verbannung, war er so glücklich, daß er nicht allein Die, welche sich ihm in den öffentlichen Angelegenheiten anschlossen, sondern auch Die, welche in ganz Europa seine Schätze verwalteten, an seinem Wohlergehen Theil nehmen lassen konnte. Eine Menge Familien in Florenz wurden durch ihn reich. So viel er im Bauen von Tempeln und Vertheilen von Almosen ausgab, so konnte er manchmal zu seinen Freunden sagen: „Nie kann ich zur Ehre Gottes so Viel aufwenden, als ich finde, wenn ich mein Rechnungsbuch lese, daß ich ihm schuldig bin!“ —

Der gefeierte Florentiner starb, indem er seinem Sohn Anhänglichkeit an die Interessen der Republik an's Herz legte.

Kraft eines Decrets der Signoria, welches das Volk bestätigte,

wurde der ihm bei seiner Rückkehr von Venedig verliehene Titel eines „Vaters des Vaterlandes“ auf seinem Grabstein eingegraben. —

---

355. Die Barmherzigkeit, geübt im Namen des heiligen Apostels Johannes.

Der heilige Eduard, König von England, nährte in seinem Herzen eine gar innige Verehrung zu dem heiligen Apostel und Evangelisten Johannes, weil dieser an Leib und Seele stets Jungfräuliche ganz besonders den Herrn liebte und von ihm geliebt wurde und auch die Liebe immer predigte. Wenn deßhalb irgend Jemand den König im Namen des heiligen Johannes um Etwas anging, so wurde es ihm nie abgeschlagen, wenn es nicht offenbar etwas Unrechtes gewesen.

Nun erzählt die alte Ueberlieferung: Es sei einmal gerade zu der Zeit, als der Schatzmeister abwesend war, ein fremder Mann zu dem Könige gekommen und habe im Namen des heiligen Johannes um ein Almosen gebeten. Der König hatte gerade kein Geld bei sich, und gab ihm deßhalb den kostbaren Ring, den er am Finger trug.

Nachher unternahmen einmal zwei Engländer eine Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grab. Auf dieser Pilgerung kamen sie von der rechten Straße ab und geriethen auf Irrwege — die Sonne ging unter und es wurde finstere Nacht. Da sie nun gar nicht wußten wo aus und wo ein, kam ein ehrwürdiger Greis zu ihnen und führte sie in eine Hütte. Hier beherbergte er sie, setzte ihnen Speis und Trank vor und behielt sie über Nacht. Als sie am anderen Tage weiter reisen wollten, sprach der Greis zu ihnen: „Ihr Brüder werdet ohne Unfall sicher wieder in euere Heimath zurückkommen, denn Gott wird euch Glück zur Reise geben und ich werde aus Liebe zu euerem König als ein Schutzgeist euch begleiten; denn ich bin der Apostel Johannes, der eueren König besonders lieb hat. Bringet ihm diesen Ring zurück; er hat ihn mir geschenkt, als ich in der Gestalt eines Pilgers ihn anbettelte; meldet ihm auch, daß er in den nächsten sechs Monaten sterben werde; ich will ihn abholen, damit er mit mir dem Lamme Gottes nachfolge, wohin es geht!“ — Hierauf sei der Greis verschwunden, und jene zwei Engländer seien glücklich in ihrer Heimath angelangt, hätten dem König zu seinem größten Erstaunen den Ring übergeben und ihm gemeldet, was sie gesehen und gehört. —

---

356. Der Armenfreund.

Der heilige Florin, der Sohn angesehener Eltern aus England, erhielt seine Erziehung im Hause des ehrwürdigen Priesters Alexander, Pfarrherrn zu Sanct Peter im Unter-Engadin. Begabt mit vortrefflichen Geistesanlagen, besaß Florin zugleich ein edles Herz, das sich vorzüglich in Werken der Barmherzigkeit kund gab. Zum verständigen Jünglinge herangewachsen, wurde ihm die ökonomische Verwaltung des Pfarrhofs übergeben. Ueberall erscholl der Ruhm seiner Mildthätigkeit. Aber auf diese Weise mußte ja des Pfarrers Hab' und Gut merklich schwinden? Keineswegs! „Der allmächtige Gott benedeiete des Priesters Gut und Einkommen mit seinem heiligen Segen, so zwar, daß je mehr Sanct Florin Almosen gab, um so mehr Wein im Keller und Früchte in den Speichern gefunden wurden."

Da geschah es, daß die Allemannen in's Land einfielen, raubend und mordend. Wer nicht um all' seine Nahrung kommen wollte, mußte selbe flüchten. Auch Florin mußte sich dazu verstehen. Ein in der Nähe des Pfarrhofs befindliches festes Schloß gewährte Sicherheit und Schutz. Aus diesem Schlosse mußte Florin täglich den nöthigen Lebensunterhalt in's Pfarrhaus herbeischaffen. Das waren erwünschte Gänge für den guten Florin. Was sich auf einem derselben begeben, soll der alte biedere Geschichtschreiber in seiner treuherzigen Sprache selbst erzählen.

Eines Tages begab es sich, daß Florin mit einer Flasche vom Pfarrhof zum besagten Schlosse wandelte, Wein daselbst abzuholen. Als er nun wieder nach Hause gehen wollte, begegnete ihm eine arme Frau, Namens Maximiana. Diese begehrte von ihm etwas Wein für ihren kranken Mann. Florin gab ihr die ganze Flasche mit Wein aus Barmherzigkeit, und kehrte zum Schlosse zurück, anderen Wein zu holen. Aber die Thorwärter des Schlosses, dieweil sie gesehen, daß er den Wein (welchen sie lieber selber getrunken) der armen Frau geschenkt, wollten ihn nicht mehr einlassen, und wiesen ihn mit bösen und trotzigen Worten vom Schlosse weg. Damit nicht zufrieden, lief einer der Thorwärter zum Pfarrherrn Alexander, den ganzen Verlauf mit Florin anzuzeigen und ihn wegen seiner Untreue und Verschwendung an seines Herrn Gut zu verklagen.

Unterdessen ging Sanct Florin mit einem festen Glauben und Hoffnung zu Gott, der die Seinen niemals verläßt, vom Schlosse weg zu einem Brunnen, füllte die Flasche mit Wasser und kam mit dieser zur rechten Zeit im Pfarrhof an. Wie nun die Stunde

zu essen vorhanden war, befahl der Priester die Speise aufzutragen und daß Florin ihm Wein einschenke aus jener Flasche, welche, wie der Thorwart ihm gesagt, mit Wasser angefüllt ist. Nach gewöhnlichem Brauch bat Florin seinen Herrn um den Segen, schenkte darauf seinem Herrn ein und reichte ihm den Trank hin. Als nun der Priester den Trank versucht und für das Wasser den allerbesten Wein getrunken hatte, stand er vom Tisch auf, fiel seinem Diener zu Füßen, begehrend, daß Florin hinfort den Herrnstand annehmen und der priesterlichen Seelsorge obliegen solle. Aber Florin, der demüthige Knecht Gottes, wollte nicht, indem er seine Unwürdigkeit vorschützte. —

357. Der Braten.

Eberhardus, Pfarrer zum heiligen Jakob, im Jahr 1188, bekannt als einer der frömmsten Priester in Köln, schickte eines Samstags seine Schaffnerin nach der auf dem Heumarkte gelegenen Fleischhalle, um daselbst, wie dieß seit langen Jahren geschehen war, Fleisch einzukaufen.

Sie tritt zu einer Fleischbank, die eben die Köchin des damaligen regierenden Bürgermeisters verläßt, und ersteht daselbst für eine hohe Summe einen auffallend schönen Braten, den erstere zu hoch im Preise gefunden hatte. Nachdem jene sich vergebens nach einem ähnlichen Braten umgesehen, begab sie sich nach Hause, um erst anzufragen, ob sie den geforderten Kaufpreis geben dürfe oder nicht, indem sie wähnte, daß das Fleisch bis dahin unverkauft bleiben würde. Als sie zurückkam, war der Braten verschwunden. Auf die an den Fleischer gestellte Frage, wer ihn erstanden habe, bemerkte dieser, daß er für den Pfarrer von Sanct Jakob gekauft worden sei.

Die Köchin berichtete es ihrem Herrn. Der aber, vor Zorn auffahrend, rief aus: „Was dem Bürgermeister von Köln zu theuer ist, kann das der arme, und, wie es heißt, so ascetisch lebende Pfarrer von Sanct Jakob bezahlen!? Wohlan, ich will mich rächen. Am Sonntag bin ich sein Gast; dann werde ich den Heuchler entlarven!“

Ohne vorherige Anmeldung, wie es die Sitte heischte, erschien an besagtem Tage der Bürgermeister mit einigen Vertrauten um die gewöhnliche Mittagsstunde beim Pfarrer und lud sich bei ihm zu Gaste. Nicht wenig erstaunt über eine solche noch nie ihm gewordene Ehre, machte dieser allerlei Ausflüchte, und suchte sich

damit zu entschuldigen, daß seine Mahlzeiten immer sehr frugal seien. — „Mein Entschluß steht fest, Herr Pfarrer; was ihre Küche bietet, ist uns genehm, und ich bin überzeugt, daß wir damit vollkommen zufrieden sein werden!“ — „„So folget mir in's Nebenzimmer,““ bemerkte der Pfarrer mit fester Stimme, und lud die ungebetenen Gäste an seinem gewöhnlichen Tischchen zum Niedersitzen ein. — Eben tönte die Mittagsglocke vom Kirchthurme zum Gebete mahnend herab, gläubig sank der Priester in die Kniee, und fromm stimmte er die üblichen Gebete an. An dem kleinen Tischchen, welches bereits für den Pfarrer gedeckt und nur mit dem Nothdürftigsten versehen war, sollte der Regent der Stadt Köln das Mittagsmahl einnehmen. Der einzige Zierrath desselben bestand in drei bereits aufgetragenen Gerichten, in Suppe, Gemüse und jenem Fleische, welches zur Bereitung der ersteren gedient hatte; dann aus einer Flasche Wasser. Einige Gedecke wurden noch beigefügt und das Mahl begann. In wenigen Minuten war das Vorhandene verzehrt, dann folgte eine drückende Pause. — Der Bürgermeister, welcher Alles dieses nur als ein tragisches Vorspiel zu einer sich bald schön entwickelnden Komödie ansah, ließ was da geschah ohne irgend eine Bemerkung scheinbar ruhig an sich vorübergehen; doch bald schwoll die Zornader seiner Stirne gewaltig auf, als der Pfarrer die Gäste zum Dankgebete für die von Gott empfangenen Gaben aufforderte. „Heuchler,“ schrie er ihm entgegen, „deine Rolle hast du heute zu Ende gespielt; du unterstehst dich, noch Völlerei mit gemeiner Knickerei zu paaren! Wo ist jener Braten, den zu kaufen man für den Bürgermeister von Köln zu theuer fand und den du gestern erstandest? Willst du ihn vielleicht für deine eigenen geheimen Vergnügen aufsparen?“ — Ob dieser unerwarteten und grimmigen Rede erbleichte der Priester sichtlich; doch bald strahlte sein Angesicht wieder von himmlischer Milde, und mit Ruhe entgegnete er: „„Allerdings ließ ich gestern einen Braten kaufen; doch er war nicht für mich bestimmt, und über das Verbleiben desselben würde ich dich vergewissern, wenn ich nicht gerne ein Geheimniß bewahren möchte, welches mir theuer ist. Doch ... meine Ehre verlangt es, dir Gewißheit hierüber zu verschaffen, drum folge mir!““

Zitternd schritt der Priester voran, als gelte es den letzten Gang seines Lebens, und mit bangem Herzen öffnete er die Thüre zum — Speisesaale.

Eine große festlich geschmückte Tafel umsaßen arme bejahrte Männer, in deren Zügen zwar Gram und Kummer Furchen eingegraben hatten, die hier jedoch alle Wunden vergessen zu haben

schienen, welche das harte Schicksal ihnen geschlagen, denn Freude und Frohsinn war auf allen Gesichtern zu lesen. „„Dieß sind zwölf Arme,““ bemerkte der Pfarrer, „„die ich an jedem Sonntage, den der Herr als Ruhetag einsetzte, speise, damit sie, nach sechs mühevollen Tagen, sich wenigstens am siebenten ihres Lebens erfreuen. Für Diese war auch, wie du siehst, der Braten bestimmt, da meine eigenen Bedürfnisse sehr geringe sind!““

„Es sitzen aber dreizehn Personen dort am Tisch!“ erwiederte der Bürgermeister, und auf die Widerrede des Pfarrers zählte er auf's Neue, immer aber fand er dieselbe Zahl.

Als darauf der Pfarrer jeden Einzelnen mit Namen nannte und aufrief, um dem Bürgermeister seinen Irrthum vor Augen zu stellen, und dabei die Zahl zwölf herauskam, bemerkte der Bürgermeister: „Weßhalb übersiehst du denn jenen Mann dort, aus dessen Zügen himmlische Anmuth strahlt und welcher uns so bedeutungsvoll ansieht?!“

Staunen und heiliger Schauer bewältigte auf diese Aeußerung alle Umstehenden, und jeder sehnte sich, aus der Gesellschaft dieses frommen Mannes zu kommen.

Wer aber war der Dreizehnte, den der Bürgermeister immer beim Zählen fand, den aber weder der Pfarrer, noch die Andern wahrnehmen konnten? — Die Kirchenbücher sagen, es sei Christus gewesen, der im Kreise dieser Frommen erschienen sei, um dem Bürgermeister seinen Frevel über die Entweihung des Ortes vor Augen zu halten.

Der fromme Pfarrer selbst starb geachtet und geliebt in einem hohen Alter, und zwar, wie die Kirchenberichte melden, im Rufe der Heiligkeit. —

---

358. Die gesegnete Brodrinde.

Um das Jahr 1694 kam eine große Theuerung in's Bayerland. Reiche Leute mehrten ihren Reichthum durch Wucher, die armen aber geriethen in großes Elend.

Da lebte unweit von Rosenbühl ein frommer Hirtenknabe; dem erschien, als er eines Tages seine Heerde weidete, ein Engel mit einem Kreuzlein in der Hand, zum Zeichen, daß er ein guter Geist sei und von Gott gesandt. Dieser verkündigte dem Knaben: „Daß über die reichen Wucherer, wofern sie nicht schleunigst Buße thäten, schreckliche Krankheit und Noth kommen würde.“

Das erzählte der Knabe an allen Orten.

Die Wucherer schrien dagegen: „„Das ist Teufels-Trug!““ und fuhren fort, die armen Leute zu bedrücken.

Da geschah es um Johanni, daß der Engel zum Drittenmale dem Hirtenknaben erschien, als dieser seine Schafe auf der Trift weidete.

„„Gieb mir ein Stücklein Brod!““ sagte er zu dem Knaben.

Allein der Knabe litt selber Noth und hatte nichts mehr, als ein trocken Rindlein, für denselben Tag seinen Hunger zu stillen. Das theilte er gutherzig mit.

Und der Engel nahm es aus der Hand des Knaben und sprach: „„Gottes Segen wird sein über diesem Brod, ich will hingehen und es vertheilen auf allen Wegen!““

Und siehe! von der Stund' an bewährte sich dieses Wort und der Hunger verschwand, und es kam wohlfeile Zeit, also daß die Leute glaubten, die Gestalt sei die eines Engels gewesen. —

---

359. Die Frage nach dem Testamentmachen.

Der heilige Laurentius, Erzbischof von Dublin, kam von der Reise nach England in sein Bisthum zurück, und fand es von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht, die drei Jahre lang anhielt. Er machte es deßhalb sich zum Gesetze, jeden Tag fünfzig Fremde und dreihundert Arme zu speisen, und sorgte außerdem noch für die Bedürfnisse vieler Nothleidenden. Und weil es in den Hungerjahren oft geschah, daß Mütter, die ihre Kinder nicht ernähren konnten, sie aussetzten, nahm sich der Heilige dieser verlassenen Kleinen väterlich an, und oft ernährte er gegen dreihundert derselben zu gleicher Zeit. — Bei solcher Mildthätigkeit ist es nicht zu verwundern, daß er, dem Tode nah', auf die Frage: „Ob er kein Testament machen wolle?“ antwortete: „„Wovon redet ihr, meine Brüder? Ich danke Gott, daß ich keinen Heller in der Welt besitze, worüber ich verfügen könnte!““ —

---

360. Ein edelsinniger Kurfürst.

In seinem Werke: „Der Dom zu Mainz und seine Denkmäler,“ erzählt der Verfasser Dr. Franz Werner von dem Kurfürsten von Mainz — Emmerich Joseph, Freiherrn von Breidenbach zu Bürresheim (erwählt als Kurfürst am 5. Juli 1763, und krönte 1764 zu Frankfurt am Main den

Kaiser Joseph II.), eine Handlungsweise, die seinen erhabenen wahrhaft menschenfreundlichen Gesinnungen zur größten Ehre gereicht.

Ein Amtskeller hatte eine ganz ungewöhnlich starke Familie, und nach der Lage seines Amtssitzes öftere Besuche von den auf die Jagd gehenden Domherren erhalten, und auch Emmerich Joseph war sowohl als Domherr sowie selbst als Kurfürst auf Jagdpartien einige Male bei ihm eingekehrt. Dieser Mann hatte nach seiner eigenen Rechnung in seiner Kellereikasse ein Deficit von sieben Tausend Gulden, war deßhalb in Untersuchung gerathen und das Urtheil seiner Absetzung dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt. Der unglückliche Amtskeller vermochte nicht, dem Staate seinen Receß zu ersetzen. Dem Kurfürsten standen mitleidsvolle Thränen im Auge, als er das ihm vorgelegte Urtheil durchlesen hatte; er kannte den Mann, wußte, daß er ein äußerst gutmüthiges Temperament hatte, daß seine Familie so ganz ungewöhnlich stark sei, und diese, sobald er unterschreiben würde, dem größten Elende hätte verfallen müssen; es gerieth demnach in seinem Herzen die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit in den fürchterlichsten Kampf; als Kurfürst hätte er zwar Gnade für Recht können ergehen lassen, allein bei all' seinem unbegrenzten Menschengefühle wollte er das nicht, weil er dadurch ein höchst gefährliches Beispiel für andere mögliche Fälle gegeben haben würde, und er auch nicht wollte, daß durch seine persönliche Güte der Staat etwas verlieren sollte. Es fand jedoch sein Edelsinn alsbald ein Mittel zur Rettung, das nur er allein vollführen konnte. Der vortreffliche Fürst ließ einen in der Nähe dieses Amtskellers angestellten Pfarrer kommen, von dem er wußte, daß er ein großes Vermögen besitze; diesem händigte Emmerich Joseph die in der Kasse fehlenden sieben Tausend Gulden mit dem Befehl ein: die fragliche Summe auf zwei Schuldscheine dem unglücklichen Amtskeller zur Tilgung seines Recesses zu leihen, gab ihm dabei die allerschärfste Warnung, sogar verbunden mit der Drohung des geistlichen Gefängnisses, davon Niemanden etwas zu offenbaren, das Geld deßhalb nur auf seinen Namen herzuleihen, und ihm, dem Kurfürsten die beiden Schuldscheine einzuhändigen. — Alles geschah, wie Emmerich Joseph befohlen. — Beim Wiedererscheinen des Pfarrers, und nach dem Empfange der Schuldscheine, mußten zwei Pfeifen mit Tabak gestopft und ein Licht herbeigebracht werden; als dieß geschehen, blieb er und der Pfarrer allein, und ein jeder steckte mit einem der empfangenen Schuldscheine seine Pfeife an, und rauchten so in einer freundschaftlichen Unterredung, nebst genossenem Trunke, dieselbe aus.

So erhielt die Kammer des Staates den Receß, der Unglückliche blieb in seinem Dienste, die Familie im Wohlstand, und der edle Emmerich Joseph genoß ein reines Seelenvergnügen. —

---

361. Die ersten taubstummen Schülerinnen des Abbé de l'Epée.

Die göttliche Vorsehung führte den Abbé Charles Michel de l'Epée einst in eine Familie ein, in der taubstumme Zwillingsschwestern sich befanden, die von einem Klostergeistlichen, Namens Vanin, mittelst Bilder, einigen Unterricht erhalten hatten, um sie dem so traurigen Zustande der Unwissenheit zu entreißen, zu welchem die Natur sie verurtheilt zu haben schien. — Durch Vanin's Tod im Jahr 1752 war aber dieser Unterricht in's Stocken gekommen. — Bei der Erzählung der tief bekümmerten Mutter dieser Kinder ward de l'Epée von so inniger Theilnahme an ihrem Geschick ergriffen, daß er sich auf der Stelle entschloß, den Unterricht derselben fortzusetzen. Er dachte nicht daran, die Armen zum Sprechen zu bringen; nur darum war es ihm zu thun, sie geordnet denken zu lehren und sie namentlich für religiöse Belehrung empfänglich zu machen.

Mit unermüdlichem Eifer forschte er nach den passendsten Mitteln, diesen Zweck zu erreichen und erfand in einer geregelten pantomimischen Zeichensprache eine ihm eigenthümliche Unterrichtsmethode, die von den besten Erfolgen begleitet war. —

Bald eröffnete sich ihm nun eine weite und ruhmreiche Laufbahn. Mehrere Schüler, die ihm zugeführt wurden, veranlaßten ihn, eine Schule für Taubstumme in Paris zu gründen; bald darauf erweiterte er sie zu einer förmlichen Erziehungsanstalt für solche Unglückliche; denn auch zur leiblichen Verpflegung nahm er die aus der Ferne ihm anvertrauten Kinder auf. Hier entfaltete sich nun völlig sein menschenfreundlicher Charakter. Sein ganzes Vermögen verwendete er zum Besten seiner Pfleglinge; lieber wollte er sich selbst etwas versagen, als es an den nöthigen Mitteln zum Gedeihen seiner Pfleglinge fehlen lassen. Nichts bekümmerte ihn so schmerzlich, als daß ihm von Seiten des Staates die nöthigen Unterstützungen für seine frommen Zwecke versagt blieben, wie sehr und wie oft er auch darum bat; seine Anstalt war und blieb ein Privatunternehmen bis an seinen Tod; erst nach diesem ward sie zu einer öffentlichen erhoben; denn nur auf Verwendung des Kaisers Joseph II., der seine Anstalt im Jahr 1777 besucht

und bewundert hatte, erhielt der Abbé de l'Epée seit 1785 eine kleine Summe zur Unterhaltung einer gewissen Anzahl Taubstummer.

Zahlreiche Schüler, die er bildete, verbreiteten, wohin sie kamen, neuen Eifer, sich des traurigen Looses der armen Taubstummen anzunehmen; und so ward der Abbé de l'Epée noch ein Wohlthäter für Tausende, die nie sein freundliches, kindliches, Zutrauen-erweckendes Antlitz erblickt hatten. —

---

362. Der Pest-Priester zu Jerusalem.

Man liest im Jahrgang 1835 der zu Frankfurt am Main erschienenen Zeitschrift „Phönix," Seite 708:

„Seit langer Zeit wüthete die Pest in Jerusalem nicht so arg, als seit dem Sommer des vorigen Jahres. Auch das katholische Kloster blieb dießmal nicht verschont; denn alle Vorsichtsmaßregeln waren fruchtlos.

Man hat in jenem Kloster die Sitte, daß, sobald die Nachricht vom Ausbruche der Pest eintrifft, der jedesmal die priesterlichen Funktionen verrichtende Mönch sich, bevor er zu diesem Ende das Kloster verläßt, mit den Sterbesakramenten rüstet, und dann jeden Tag seinen Brüdern im Kloster durch den Klang einer Glocke vor demselben anzeigt, daß die entsetzliche Seuche noch nicht aufhörte; schweigt das Glöckchen, so ist's ein Zeichen, daß der Priester selbst ihr unterlag, und ein anderer Bruder aus dem Convent tritt an seiner Stelle das Amt eines Panuglarios (Pest-Priester) an. Katholiken nimmt er vor ihrem Tode die Beichte ab; jeden anderen Glaubensgenossen aber, ohne Unterschied der Sekte, bedient er leiblich.

Welche schöne heilige Sitte!

In diesem Jahr sind neunzehn Franziskaner als Opfer ihres Eifers mit einem Heroismus gefallen, zu dem den Christen nur der Glaube begeistern kann!" —

---

363. Die Demant-Aehre.

Im Jahr 1838 endete einer der letzten Bälle in dem vergnügungssüchtigen Paris mit einer rührenden Handlung.

Ein armer Greis ohne Obdach hatte sich vor dem rauhen

Winde in das Hôtel des englischen Gesandten geflüchtet und war in einem Winkel an der Treppe eingeschlafen.

Als er bei annahendem Morgen durch das Geräusch der sich entfernenden Ballgäste geweckt und, über die Erscheinung der so reich geschmückten Gestalten beim Schimmer der Fackeln staunend, sich furchtsam entfernen wollte, versagten ihm seine vom Frost erstarrten Glieder den Dienst, so daß er in die Kniee niedersank.

Niemand beobachtete ihn; wenn zufällig die Augen der heimkehrenden Ballgäste auf seine zusammengekauerte Gestalt fielen, wurden sie unwillig weggewendet.

Nur eine Dame, anmuthig wie Frühlingsblüthen, hatte der Rausch des Vergnügens Auge und Herz nicht gegen fremdes Elend umflort; aus der Mitte der sie umgebenden Herren und Damen hervortretend, näherte sie sich dem Greise, betrachtete und bemitleidete ihn zugleich, und da sie nichts Anderes zu geben hatte, nahm sie eine Demant-Aehre aus ihren Locken und reichte sie ihm mit der freundlichsten Miene ihres heitern Antlitzes.

Und weil über diese That die Umstehenden sich nicht von ihrem Erstaunen erholen konnten, sagte sie zu ihnen:

„Ist es nicht billig, daß dieser Arme Aehren lese, nachdem wir geerntet haben?“

Einen Augenblick darauf verschwand die edle Geberin, aber der arme Greis hob die Hände empor, flehend um Gottes reichsten Segen für die anmuthige Herzogin von N...... —

---

364. Die vermietheten Fenster.

Am 23. April 1854 hielt zu Wien Elisabeth, Herzogin von Bayern, als Braut Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich Franz Joseph, ihren festlichen Einzug, begleitet von den Gebeten und heißesten Segenswünschen der ganzen Monarchie.

Da der Einzug der hohen Kaiserbraut auf einem der belebtesten Plätze der Stadt Wien, dem sogenannten „Graben“ am besten gesehen werden konnte, so war natürlich eine ungeheuere Nachfrage nach den Fenstern der Häuser daselbst, deren manche zu fabelhaften Preisen vermiethet worden sind; mancher Eigenthümer soll nahebei einen Jahreszins gewonnen haben!

Auf diesem „Graben“ besitzt auch ein Schneidermeister und Bürger Wien's, Herr Guckel, ein stattliches Haus. Auch er ließ diese kostbare Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen, und vermiethete ein jedes seiner Fenster um den Preis von achtzig Gulden

Conventions-Münze, den Balcon aber, wie man sagt, zu zwei hundert Gulden.

Und wie verwendete Herr Guckel diesen großartigen Erlös?

Er schenkte — den gesammten Erlös dem Unterstützungs-Fonds für verunglückte Zunftgenossen; dazu gab er aus seiner eigenen Kasse den Beitrag von noch achtzig Gulden, indem er mit dieser Summe das für seinen eigenen Gebrauch reservirte Fenster bezahlte. —

Das ist doch in jeder Beziehung großartig!

Und Wien blickt ordentlich stolz auf seinen biedern Mitbürger, der überhaupt ein kernhafter und grundgescheidter Mann ist und als Gemeinderath eine sehr bedeutende Rolle spielt, obwohl seine Anspruchslosigkeit kaum ihresgleichen hat. —

---

365. Das Gespräch im Postwagen.

Joseph Anton Sambuga, in den Jahren 1785 bis 1797 katholischer Pfarrer in Herrnsheim, und ob seiner wahrhaft apostolischen Wirksamkeit in dieser Pfarrei allgemein geliebt und verehrt, hinterließ in seinem Tagebuch das hier folgende Zwiegespräch:

Den 7. December 1791 gesellte mich auf meiner Reise nach meiner Pfarrei, das Loos meines Lebens, das wie Alles unter einer höheren Leitung steht, zu einem jungen Menschen im Postwagen, der, von Mainz gebürtig, schon fünfzehn Jahre in Frankreich zugebracht hatte, und zu einem jungen Handelsmann, aus der Gegend von Elberfeld, der soeben von einer Speculationsreise aus Frankreich zurückkehrte.

Der Erste sagte: „Sterben ist ein unangenehmer Gedanke!"

Ich antwortete: „„Da es aber das einzige sichere unausbleibliche Ereigniß unseres Lebens ist; so ist dieser Gedanke unserer ganzen Aufmerksamkeit werth!""

Er: „Wie so?"

Ich: „„Ich meine, da der Tod unser hiesiges Leben schließet, so müßte unsere ganze Aufmerksamkeit dahin gerichtet sein, es wohl zu schließen.""

Er: „Wer sagt mir dieses?"

Ich: „„Ich selbst. Ich müßte mit mir selbst unzufrieden sein, wenn ich meine Zukunft, welche wohl den größten Theil meines Seins ausmachen dürfte, dem Ungefähr überließe.""

Er: „Aber in Frankreich habe ich viele Menschen ganz ruhig — ohne Geistliche — sterben sehen."

Ich: „„Hiervon kann die Rede nicht sein. Diese Erfahrung zu machen, war nicht erst eine Revolution nöthig; man sah dieses bei den Wilden in Amerika, so lang man sie kennt. Es kann nur davon die Rede sein: ob es mir frommen könne, ein Leben vielleicht voll Unordnungen, ein Herz voll untugendhafter Neigungen, einen in guten Gefühlen ganz vernachlässigten Geist mit über das Grab in die Zukunft zu nehmen; und ob die Religion dem Sterbenden so ganz unnöthig ihre Hilfe anbiete, um noch eine Ergänzung des Versäumten an uns zu versuchen?""

Er: „Wer weiß aber — ob eine Zukunft sei?"

Ich: „„Mir ist sie ausgemacht.""

Er: „Und die Beweise?"

Ich: „„Sie liegen in uns, und in der äußern Natur. Nicht wahr? Sie begehren doch nicht, daß ich Ihnen hiervon einen mathematischen Beweis gebe; denn die Sache läßt sich nicht in die Länge und Breite ausmessen. Aber es giebt Gründe, die uns, als denkenden Wesen, überzeugend sein müssen. Nicht wahr? Sie haben eine Denkkraft, und die Natur hat Erkennbarkeit?""

Er: „Dieß ist wahr."

Ich: „„Aber was erkennen Sie? Ihre ganze Kenntniß beschränkt sich fast auf die bloße Einsicht, daß etwas Erkennbares da ist? Sollten Sie nur leben, um zu erkennen, daß etwas Erkennbares da ist? ... Dieses ist die höchste Unwahrscheinlichkeit! Der Grashalm erreicht seine Reife und Vollkommenheit: und ich, der König der Schöpfung, sollte sie nicht erreichen? — Alle Weise starben mit dem Bekenntnisse: „„Jetzt fühle ich mich erst im Stande, etwas zu lernen!"" Und dieser Augenblick, dieses Gefühl soll das Ende Ihres Lebens sein?! Die Erfahrung an der Raupe unterstützt meine Behauptung. Nachdem sie sich verpuppt, und gleichsam selbst begraben hat, schlüpft sie nach einiger Zeit aus ihrer Todtenlade wieder hervor, und ist gleichsam ein neues Wesen. Zuvor genoß sie nur ein Fraß-Leben, und schleppte den unbeholfenen Körper auf einem Blatt umher, das ihre Nahrung und Wohnung, ja ihre Welt gewesen ist; nach ihrer Verwandlung schwärmt sie, von leichten Fittigen getragen, in allen Lüften umher; genießt die Freiheit, welche ihr ihre Hülle versagt hatte, und nährt sich aus dem Duftkelche der Blumen u. s. w. Und der Mensch, der die höchste Fähigkeit zur Verwandlung und das höchste Bedürfniß nach Verwandlung in sich trägt; der Mensch, der nach Geist und Leib einer Verklärung für das ewige Leben fähig und bedürftig ist; der

Mensch, fähig — ewig zu sein, soll nach wenigen Augenblicken gewesen sein auf immer? Muß nicht vielmehr die ganze vernünftige Natur ausrufen: „„Wenn **das** an der Raupe geschieht, was wird an dem Menschen geschehen?"" — Dazu kommt noch eine andere Weissagung der Unsterblichkeit: Ich fühle mich nämlich unwiderstehlich aufgefordert, das Laster, das der Sinnlichkeit so süß ist, an mir zu tadeln, zu verdammen, zu strafen, und die Tugend, die der Sinnlichkeit so lästig ist, zu üben. Wenn es nun keine Ewigkeit gäbe, die der Tugend den Kranz der Herrlichkeit aufsetzte, und das Laster die Frucht seiner Aussaat ernten ließe: so wäre der Mensch sich lauter Widerspruch. Die Tugend macht ihn des ewigen Lebens werth, und seine höhere Natur sehnt sich nach dem ewigen Leben, und die Vernunft erwartet ewiges Leben.

Und nun, wenn der Tod des Leibes das ganze Menschenleben schlösse, so wäre der Heldengang des Tugendhaften ohne Zweck, das Sehnen des Edlen ohne Befriedigung, das Naturbedürfniß ohne Stillung — der ganze höhere Mensch lauter Lüge!"" —

Dieses führte auf — **Gott.**

Er sagte: „Wer weiß aber, daß ein Gott sei?"

Ich: „„Sie wissen ja doch, daß Sie Verstand haben. Ich frage Sie: Haben Sie ihn sich selbst gegeben? ... Alle Menschen haben Verstand: und wer gab ihn sich selbst? ... Deutet Ihnen dieses nicht auf einen höchsten Verstand, auf eine Quelle aller Erkenntnißfähigkeit? — Die Erde hat hervorbringende Kraft, und zwar eine nach Ordnung und Gesetz hervorbringende Kraft. Die Erde ist Körper; sie konnte sich nicht selbst sagen: „„Bringe hervor!"" Es muß also eine höchste hervorbringende Kraft geben. Alle Hervorbringung der Erde geschieht nach Gesetzen. Der Körper konnte sich die Gesetze der Hervorbringung nicht selbst vorschreiben: es giebt also ein höchstes Gesetz und so weiter."" — —

(Beide Reisende waren mit dieser Unterredung zufrieden, ob sie gleich mehr der Geist der Ueberzeugung, als das Wort, das sie überzeugen wollte, befriedigt haben mochte. Denn der Glaube an Gott und an Unsterblichkeit ist kein Problem der Mathematik, das durch eine mathematische Demonstration gelöst werden kann, sondern eine heilige Angelegenheit, die nur von reinen Herzen erfaßt und aufgenommen werden kann.) — —

Im Aussteigen sagte der Mainzer Jüngling: „Ich bin ganz aus der Religionsübung gekommen; und ich muß im Ernste daran — wieder hineinzukommen."

Ich: „„Machen Sie heute noch den Anfang! Dem geistigen Menschen ist die Religion nicht weniger nothwendig, als die Luft dem sinnlichen!““

Er reichte mir dankend die Hand, und ich empfahl den Scheidenden dem bessern Lehrer, der im Himmel wohnt und im Herzen seine Katheder hat. —

---

366. Was Einer fürchten soll.

(Aus: Katholischer Volkskalender für 1854 von A. Kolping.)

Jüngst saßen in einem Postwagen allerlei Reisende, darunter zumeist junge Leute, die in ihrer Unerfahrenheit und Geistesschwäche alsbald anfingen, die schnödesten Gespräche, namentlich gegen die Religion und Tugend, zu führen.

Nach langem Spötteln über Dieses und Jenes erhielt es aber dadurch die eigentliche Spitze, daß sie sich wechselseitig ihres Muthes rühmten, und Einer sogar sagte: Er kenne gar nicht die Furcht, auch wisse er gar nicht, was er denn eigentlich fürchten solle. „Einen Teufel,“ fuhr er scherzend fort, „fürchte ich schon deßhalb nicht, weil es ja keinen giebt; und den lieben Gott, den lass' ich in Ruh' und er läßt dann auch mich in Ruh', und ich habe so durchaus gar nichts zu fürchten.“ Und so meinten diese jungen Herren endlich alle, daß man weder Gott noch den Teufel fürchten müsse, um in der Welt etwas Rechtes zu sein.

In der Ecke des Wagens saß ein schon ältlicher, schlichter Bürgersmann, der unter Widerwillen und Aerger dieses gotteslästerliche Geschwätz seither mit himmlischer Geduld angehört hatte, aber zuletzt seinen Unmuth fast nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Wie diese Helden des Unglaubens dieß merkten, fürchteten sie nebst Gott und dem Teufel auch weder Zucht noch Sitte, und so rückten sie denn auf den ernsten Mitpassagier mit der frechen Frage los: „Aber, guter Freund! was fürchten Sie denn?“

Und der Mitpassagier gab die siegreiche Antwort: „„Gott fürchte ich, und — alle Menschen, die Gott **nicht** fürchten!““ —

Die Ritter des maßlosesten Hohns und Spottes waren nun allplötzlich mit — Furcht geschlagen, denn beschämt schwiegen sie. —

---

367. Ein guter Volkswitz.

Nach der Beendigung vieler Streitigkeiten war Friede im deutschen Reiche, mit der Kirche und in Italien; ungestört beherrschte Friedrich sein so bunt gegliedertes Kaiserthum; seine Söhne wuchsen heran, und waren mit Lehen und Eigenthum bereits ohne Widerspruch versorgt, nur die Ritterwürde sollte ihnen noch ertheilt werden.

Diese Veranlassung und jene glücklichen Umstände bewogen den Kaiser, nach so vielen Reichsfeldzügen und Reichstagen, nunmehr ein Reichsfest zu geben, wie es Deutschland seit Menschengedenken nicht gesehen hatte.

Seiner Aufforderung gemäß versammelten sich um Pfingsten des Jahrs 1184 zu Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle. Nicht minder erschienen, höflich eingeladen oder angelockt durch den Ruf, Fremde aus Slavien, Illyrien, Frankreich, England, Italien, ja selbst aus Spanien; es wurden endlich alle Gesandten, welche damals am Hofe Friedrich's zusammentrafen, hierher geführt, um seine Größe und seinen Reichthum zu bewundern. Man zählte an vierzigtausend Ritter; unzählbar hingegen war das in Schaaren herbeiströmende Volk.

Weil die Stadt, wie man vorausgesehen, eine solche Menge nicht fassen konnte, ward auf einer großen anmuthigen Ebene am schönen Rheine für den Kaiser schnell ein Lustschloß und daneben eine zierliche Kapelle erbaut; rings umher standen zunächst die Wohnungen der Fürsten, an Größe und Zierde wetteifernd; dann folgten in verschiedenen Farben und Gestalten weit verbreitet die Zelte der Niederen; binnen wenigen Tagen schien eine Stadt hervorgezaubert, bunter und lebendiger, als man je eine gesehen.

Nicht minder hatte Friedrich dafür gesorgt, daß den Rhein aufwärts und abwärts Lebensmittel in unglaublicher Menge zusammengebracht waren. Alle Edlen, ja alles Volk ward auf Kosten des freigebigen, gesellig fröhlichen Kaisers bewirthet; und Könige, Herzöge und Markgrafen leisteten ihm Dienste als Truchsesse, Kämmerer, Marschälle und Mundschenke. Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die Anmuth der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, die Pracht der Kleidungen, der Schmuck der Pferde, die Mannigfaltigkeit der Spiele und Gesänge, der Ueberfluß an Lebensmitteln: Alles vereinigte sich, von irdischen Genüssen aufwärts bis zu den geistigsten Unterhaltungen — Lust, Freude und Bewunderung zu erzeugen.

Nur Einen Augenblick lang wurde das Fest zu Mainz gestört,

und zwar, als ein furchtbarer Sturmwind die Kapelle neben der kaiserlichen Wohnung darnieder warf, was Einigen überdieß für ein böses Anzeichen galt; aber — die lustige Menge des Volkes sagte: „Der **Teufel** will seinen ohnmächtigen Zorn auslassen, weil die Empörungen im Reiche ein so gutes Ende genommen haben!“ —

---

368. Oliver Cromwell's schändliche That.

Don Cardenas war zu Cromwell's Zeiten spanischer Gesandter in England; und ob ihm zwar der Protector schmeichelte und ihn mit großer Achtung behandelte, so konnte er ihn dennoch nie dahin bringen, die Geheimnisse seines Hofes zu verrathen oder in irgend eine Maßregel einzugehen, welche seiner Nation zum Nachtheile hätte gereichen können: er war nämlich ein frommer Katholik, und darum seinem Landesherrn treu ergeben.

Aber Cromwell überwog dessen Frömmigkeit bei weitem durch politische Schlauheit. Denn als er große Zubereitungen zu einem Kriege gegen Spanien machte, war er so listig, dem Gesandten glauben zu machen: die Flotte, welche er ausrüsten ließ, sei gegen den Herzog von Guise bestimmt, und hielt ihn auf diese Weise so lange hin, bis des Admiral Blakes Verbrennung der spanischen Gallionen ihm die Augen öffnete. Cardenas empfand dieses so schmerzlich, daß, als er in der Folge zurückberufen wurde, er alle Vorschläge, die Cromwell dem Madrider Hofe that, zu hintertreiben suchte, so daß, während er am Ruder saß, der Protector Nichts durchzusetzen vermochte.

Cromwell beschloß daher den Untergang seines Gegners, obschon dieses kein leicht zu bewerkstelligendes Unternehmen war, da er nicht nur bei dem König Philipp IV., sondern auch bei dem ganzen spanischen Hof in großem Ansehen stand. Der Protector entwarf jedoch einen Plan, von dem er glaubte, daß sein Feind durch dessen Ausführung gestürzt werden würde. Er ließ sogleich den Kerkermeister von Newgate zu sich kommen, zog sich mit ihm in sein geheimes Kabinet zurück, befragte ihn über die verschiedenen Eigenschaften seiner Gefangenen und erkundigte sich ganz besonders, ob sich nicht Einer unter ihnen befände, der namentlich geschickt im Hauseinbrechen und Oeffnen der Schlösser sei. Der Kerkermeister erwiederte, es sitze allerdings ein Bursche im Gefängnisse, der schon zum Tode verurtheilt wäre, und von dem er glaube, daß er geschickt sei, in jedes noch so gut verwahrte Haus einzubrechen, wenn seine

Hände frei wären. Cromwell verlangte den Schurken zu sehen, und der Kerkermeister führte ihn augenblicklich herbei. Dieser Bösewicht gewährte einen so jämmerlichen Anblick, daß der Protector darüber erstaunte, doch mehr noch über die Beweise seiner Geschicklichkeit im Oeffnen der kunstreichsten und verschiedenartigsten Schlösser; auch sagte er, es gäbe kein Schloß in der Welt, welches er nicht auf die nämliche Weise zu öffnen verstände. Der Kerkermeister wurde hierauf entlassen, und nachdem Cromwell sich noch einige Zeit mit dem Spitzbuben heimlich unterredet hatte, schickte er ihn mit derselben Wache, die ihn hergeführt hatte, wieder nach Newgate zurück.

Aber mitten in der Nacht sandte er einen seiner Vertrauten nach dem Gefängniß, der dem Kerkermeister einen förmlichen Befehl vorzeigen mußte, den Verbrecher in Freiheit zu setzen und ihn zu dem Protector zu schicken, der ihm einige Aufträge geben wolle.

Als nun der Bursche zum zweiten Mal kam, zeigte ihm Cromwell den Plan eines Gartens und Gartensaals, in den er sich, vermittelst des Oeffnens einer Anzahl von Schlössern, deren jedes drei Schlüssel hatte, einschleichen müsse. Könne er dieses bewerkstelligen, so solle er nicht nur begnadigt werden, sondern überdieß eine reichliche Belohnung erhalten. — Der Schelm versicherte, es thun zu können. — Der Protector sagte ihm nunmehr, man werde ihn an den Ort führen, wo er diesen Dienst zu leisten habe, und man werde ihm alsdann einen Brief in die Hände geben, den er unter einen Tisch werfen müsse, der, wie es der Plan zeige, mitten im Gartensaale stände. Dieß war Alles, was er dem Burschen anvertraute, den er nun anständig kleiden ließ, mit Allem versah, was zu seiner Reise nöthig war, und dann augenblicklich nach Spanien schickte. Der ihm beigesellte Vertraute hatte gleichfalls seine geheimen Verhaltungsbefehle; aber so wenig der Eine wußte, wohin man ihn führe, eben so wenig war der Andere mit dem Auftrag seines Reisegefährten bekannt. Der Führer hatte nur die Weisung, sobald er den Burschen an den bestimmten Ort gebracht und ihm den Brief gegeben habe, ihn sogleich zu verlassen, nach Venedig mit einem anderen Schreiben zu eilen, und dieses in die Hände des dortigen englischen Gesandten zu legen.

Beide richteten ihre Aufträge auf's Pünktlichste aus.

Der Brief, welchen man dem Spitzbuben eingehändigt hatte, war an Don Cardenas, Staatssecretär des Königs von Spanien, adressirt, und von Cromwell's eigener Hand in englischer Sprache geschrieben.

In diesem Schreiben dankte Cromwell dem Don Cardenas

für die Mühe, welche er gehabt habe, seine gegen den Protector eingegangenen Verpflichtuugen zu erfüllen, und machte ihm zugleich bekannt, daß die zwanzigtausend Pfund Sterling, über welche man übereingekommen wäre, für ihn in der Bank von Venedig bereit lägen, und er sie beziehen könne, wenn es ihm beliebe.

Wie Cromwell es zum Voraus berechnet hatte, traf es ein.

Der König, der gewohnt war, jeden Morgen in diesem Gartensaale Staatsgeschäfte vorzunehmen und mit seinen Ministern Rath zu pflegen, fand den Brief sogleich. Er erkannte alsbald die Handschrift; da er jedoch den Inhalt nicht verstand, so war er sehr betreten und ließ sogleich den englischen Agenten herbeirufen, der Seiner Majestät das Schreiben übersetzte, aber auch zugleich feierlich versicherte, daß ihm keine geheime Verbindung zwischen Don Cardenas und seinem Gebieter bekannt sei, da dieser Dinge der Art nie einem Dritten anvertraue.

Dies vermehrte die Besorgniß des Königs.

Als der Staatsrath sich versammelte, wurde Don Cardenas beschieden, sich zu entfernen, worauf der König den übrigen Räthen den Brief vorzeigte und sie mit dem Inhalt desselben und der Art, wie er denselben gefunden habe, bekannt machte, wozu er noch fügte: Cardenas sei in der That, ihn selber ausgenommen, der Letzte gewesen, der am Abend zuvor im Zimmer gesessen habe. Man erklärte nunmehr den Unschuldigen einstimmig für einen Staatsverbrecher, untersuchte mißbilligend sein ganzes Betragen am englischen Hof, und zog aus diesem den unrichtigen Schluß, daß er schuldig sei.

Aber der König, dessen Neigung zu seinem Minister wirklich aufrichtig war, wollte kein so rasches Urtheil ohne noch stärkere Beweise fällen; und da ihm die Ränke der Höflinge, welche gerne einer den anderen zu stürzen suchen, bekannt waren, so gerieth er auf den Verdacht, irgend einer der anderen Staatsräthe könnte, um Cardenas in die Falle zu bringen, das Schreiben geschmiedet und unter den Tisch geworfen haben. Er schlug daher vor, die Sache gründlich zu untersuchen, ehe man ein Urtheil fälle, und sogleich einen Abgeordneten nach Venedig zu schicken, der sich erkundigen sollte, ob wirklich eine solche Summe, wie die genannte, in der venetianischen Bank niedergelegt worden wäre, und für Wen diese bestimmt sei.

Der Vorschlag Seiner Majestät wurde gebilligt und alsbald ein Eilbote an den spanischen Gesandten in Venedig abgeschickt, der beauftragt wurde, die Sache genau zu untersuchen. Der Eilbote kehrte zurück und brachte die Urschrift der an die Bank ausgestellten

Ordre mit, die von dem nämlichen Tage datirt war, an welchem der Brief an Cardenas geschrieben worden, wie auch von derselben Hand; und um allen Verdacht zu entfernen, war das Papier nicht nur mit des Protectors eigenem Siegel, sondern auch mit dem großen Reichssiegel versehen. —

Jetzt blieb kein Zweifel übrig. —

Don Cardenas wurde seines Amtes mit Schande entsetzt und sein Vermögen eingezogen; doch schenkte ihm der König, in Hinsicht seines Alters und seiner langen Dienste, das Leben. —

Cardenas, der Unschuldige, trug mit dem Gebete: „Herr, dein Wille geschehe!“ mit wahrhaft heroischem Christenmuthe seine Verurtheilung und Verstoßung — und erst nach Cromwell's Tode kam die Aufklärung über dieses furchtbare Ereigniß. Sie kam aber für den Dulder — hienieden zu spät! —

---

369. Es ist doch Ein Gott!

Es war ein junger Spanier von adeliger und glänzender Herkunft, der ganze Tage und Nächte bei den Würfeln zu sitzen gewohnt war, und die Wechselfälle dieses verhängnißvollen Spieles schon mehr als genügend erfahren hatte, ohne doch von der verderblichen Leidenschaft geheilt zu werden. Die letzte Nacht, die er so vergeudete, war unheilvoller als alle früheren; schon hatte er so große Summen verloren, daß er sich gänzlich zu Grunde gerichtet fühlte. Jetzt aber, da er am Rande des Abgrundes schwebte, ward in ihm ein Gedanke rege, der überall erwachen muß, wo der menschliche Geist, von Gefahr und Noth bedrängt, auf sich selbst und seine geschöpfliche Abhängigkeit sich besinnt; er nahm seine Zuflucht zum — Gebete. Mit geschlossenen Lippen und in der Stille, um nicht von den Spielgenossen beobachtet zu werden, flehte er eifrig zu Gott um die Huld, ihm nur so lange wirksam beizustehen, bis er durch neue Gewinnste das Verlorene wieder hereingebracht. — Ist Gott nicht allgegenwärtig und seine Güte so grenzenlos, als unbeschränkt seine Macht über die physische Welt? Und was kann, nach menschlicher Weise zu reden, dieser Allmacht leichter sein, als den blinden Zufall zu lenken? — So groß jedoch sein Vertrauen und so inbrünstig seine lautlose Bitte, so wenig wollte eine Spur von Erhörung sich zeigen. Immer noch auf das Gelingen des nächsten Wurfes hoffend, setzte der Unglückliche Alles, was er irgend noch Sein nennen konnte, auf's Spiel, bis er zuletzt sich gezwungen sah, auch die Kleider zu verpfänden, die er am Leibe trug.

Welche Gefühle mochten jetzt sein Herz bestürmen? War es die bittere Reue, die ihn quälte; ward er gegen die Gefährten entrüstet, denen das blinde Glück so günstig gewesen, oder gegen sich selbst? Seine Bewegung war von ganz anderer Art. Weil der Gott, den er angerufen, verborgen geblieben, und seinen Wünschen kein Gehör gegeben, entbrannte er in einen so thörichten Zorn, daß er nicht nur, für seinen Theil, dem Glauben an einen persönlichen Gott absagte, sondern noch einer kühnern Tollheit sich vermaß. — Hat nicht jede Zeit ihre eigenthümlichen Sitten und Unsitten? Die jetzigen Leugner eines persönlichen Gottes kämpfen ihre Sache mit dialektischen Waffen aus, mit dem sogenannten absoluten Begriff, oder mit schöngeistigen, klingenden Reimen. — Unserem Ritter hingegen gefiel es, den Streit in seiner Weise, mit Stich- und Hiebwaffen auszufechten. Er rüstete sich frühmorgens mit Harnisch, Helm und Speer, bestieg das Pferd, das ihm die Gläubiger noch nicht weg geführt, und sprengte durch die Straßen auf den Marktplatz, wo er die zahlreich versammelten Leute förmlich herausforderte, indem er ausrief: „Ist Jemand hier zugegen, der sich für einen Bekenner und Anbeter Gottes erklärt, so möge er es im ehrlichen Zweikampf mit mir aufnehmen; und sollten noch so Viele sein, die sich dazu erbieten, so mögen sie nur Einer nach dem Anderen an mich herankommen; ich werde über Alle den Sieg gewinnen, und dadurch die Wahrheit an den Tag bringen, daß kein Gott im Himmel sei, den man zu fürchten oder auf den man zu hoffen hätte!“

Mit Staunen horchten noch die Leute diesem wiederholten Zuruf, und wußten nicht, ob sie den übermüthig aussehenden Jüngling für einen Frevler oder einen Wahnsinnigen zu nehmen hätten, — als ein anderes streitbares Wesen, eine Horniß oder Wespe, durch eine Oeffnung seines Helmes schlüpfte, und mit dem scharfen Stachel seine Stirne so schmerzlich verwundete, daß er vor Grimm und Ungeduld den Helm herabriß, und zu Boden warf. Der Feind gewann dadurch einen noch freieren Raum für seinen Angriff, so daß dem Gequälten keine Wahl übrig blieb, als sich vom Pferde herab zu schwingen, und sein Angesicht in den lockern Sand zu drücken. Doch das hartnäckige Thier, kaum von da vertrieben, warf sich dem Jüngling auf das Hinterhaupt und den Nacken, und verursachte ihm so grausame Qualen, daß der gedemüthigte Held mit lauter Stimme bekannte: „Es sei doch wahrhaft Ein Gott im Himmel, der die Menschen züchtige, und ihren Uebermuth bestrafe.“ —

370. Der furchtbare Drang des bösen Gewissens.

Im 166. Kapitel des Buches: „Die geistliche Wiese" genannt, welches beim zweiten Concil zu Nicäa angeführt ward, ist ein höchst merkwürdiger Zug erzählt, in welchem der furchtbare Drang des bösen Gewissens geschildert wird.

Ein sehr berüchtigter Dieb klopfte in der Nähe der Stadt Diospolis an die Thüre des Klosters des heiligen Firmin; er verlangte den Abt, Namens Zozimus, zu sprechen. „Mein Vater," redete er zu ihm, „wenn ihr es für gut findet, so wünsche ich, Eremit in euerem Orden zu werden."

„„Eremit? wahrlich, ihr sehet ganz dazu aus; ihr seid ein Dieb, der uns bestehlen und dann nach acht Tagen wieder davonlaufen will!""

„Nein, gewiß nicht, mein Vater! glaubet es nur, Gott will es, daß ich Mönch werde, ich muß es durchaus werden; werfet mich in's Gefängniß, lasset mich bei Wasser und Brod fasten, brauchet mich zu Allem, was ihr wollet, es liegt mir nichts daran, wenn ich nur Anachoret werde!"

„„Machet, daß ihr weiter kommet,"" sprach man zu ihm; „„ihr seid ein Betrüger, man hat in diesem Convent mit Leuten eueres Gelichters nichts zu schaffen!""

„Mein Vater, saget, was ihr nur irgend wollet; Gott aber will es, daß ich Mönch werde, und daß ich Buße thue, sonst werde ich verdammt; und wenn ihr mich nicht aufnehmet, so wird Gott Rechenschaft von euch fordern!"

„„Nun denn, so wartet hier auf mich, ich muß zuvor unsere Väter zu Rathe ziehen!""

Und der heilige Abt begab sich in die Versammlung der Mönche und sprach zu ihnen: „„Meine Väter, es ist ein unbekannter Mensch an der Thüre des Hauses, der mit vieler Zudringlichkeit um unser Kleid bittet; er scheint zu den Leuten zu gehören, die nicht viel taugen, doch thuet damit, wie es euch gefällt; er sagt, wird er nicht Mönch, so wird er in der Welt verdammt, und ich werde vor Gott dafür Rechenschaft geben müssen; ich für meine Person will diese Rechenschaft nicht übernehmen, ich werde im Gericht genug zu thun haben, um von meiner eigenen Seele Rechenschaft zu geben, wie könnte ich eine Verantwortung für Andere übernehmen! Ich nun bin der Meinung, daß man ihn aufnehme; was saget ihr dazu?""

„„Mein Vater,"" antwortete man ihm, „„wenn er mit solcher Inständigkeit darum bittet, so ist dieß ein Zeichen, daß ihm die

Sache am Herzen liegt!‚‘‘ und ein Jeder aus Allen sagte hierauf: ‚‚‚Ich bin's zufrieden, daß er aufgenommen werde!‘‘‘

Er wird also aufgenommen, er öffnet seinem Abte mit großer Aufrichtigkeit sein Herz, er erklärt ihm demüthig den ganzen Zustand seines bisherigen Lebens.

„„Mein Sohn,““ sprach der Abt zu ihm, „„da euere Verhältnisse von solcher Art sind, so seid ihr nicht sicher an diesem Orte; dieß Kloster ist zu nahe bei der Stadt, es könnte euch irgend Jemand erkennen, und euch von der Gerechtigkeit ergreifen lassen; es ist besser, ich schicke euch in's Kloster des Abtes Dorotheus bei der Stadt Gaza, da werdet ihr ganz unbekannt sein!““

Er ging auch hin, führte dort ein strenges Leben, und lernte alle Psalmen und alle Klosterregeln auswendig.

Nach neun Jahren der strengsten Uebungen der Buße erschien ihm ein Kind, das er getödtet hatte, eh' er Mönch geworden war, ganz blutig und sprach mit trauriger Miene zu ihm: ‚‚‚Warum hast du mich gemordet, du Unglücklicher?‘‘‘

Er bat, daß man ihn in sein erstes Kloster zurückschicke, und er begab sich zum Abte Zozimus, der ihn aufgenommen hatte.

„Mein Vater,“ sprach er zu ihm, „vor neun Jahren hatte ich die Ehre, das Kleid der heiligen Religion tragen zu dürfen, ich beichtete Euer Hochwürden, daß ich einen armen unschuldigen Kleinen getödtet habe, ich that Buße dafür so sehr, als es mir möglich war; und doch ist er mir erschienen und hat mir Vorwürfe gemacht, daß ich ihn getödtet habe!“

„„Das sind nur Einbildungen,““ entgegnete ihm Zozimus, „„empfehlet euch Gott und denket nicht mehr daran.““

Darauf arbeitete er im Garten, und das Kind erschien ihm wieder und sprach zu ihm: ‚‚‚Warum hast du mich getödtet?‘‘‘

Er kehrte zum Prior zurück und sprach: „Mein Vater, gebet mir eine Buße auf, martert mich, so viel ihr wollet, ich frage nichts darnach, wenn ich nur von den Belästigungen dieses Kindes befreit werde!“

Die Mönche sagten, dieß sei Schwermuth, sein zu strenges Leben habe sein Gehirn angegriffen, man müsse ihn gut behandeln.

„Er nahm nun seine weltlichen Kleider wieder, ging in die Stadt Diospolis und geradezu in's Gerichtshaus und bat um Gehör. „Meine Herren,“ sprach er da, „die größten Verbrecher suchen für die Unschuldigsten von der Welt zu gelten; ich aber erkläre euch, daß ich vor neun bis zehn Jahren ein Dieb war und ein armes Kind grausam tödtete; deßhalb bitte ich euch, mich heute noch zu verurtheilen, mich auf den Richtplatz zu führen

und mir durch die Hand des Henkers den Kopf abschlagen zu lassen!""

Die Richter sahen einander an und sprachen: „„Wer hat je einen solchen Menschen gesehen? Mein Freund, seid ihr bei Sinnen, träumet ihr, oder spottet ihr unser?""

„Ich träume nicht, und spotte euer nicht; — ich weiß recht wohl, was ich thue; — ihr müsset dieses Todesurtheil aussprechen, das mir tausendmal angenehmer ist, als die furchtbare Stimme dieses unschuldigen Kindes, das mich hundertmal des Tages sterben läßt, wenn es sich mir zeigt und zu mir spricht: **Warum hast du mich getödtet?**"

Und siehe da, er that alles Mögliche, bis man ihn verurtheilte und hinrichtete! —

---

371. Die gewürdigte Brüderschaft.

Im Jahr 1485 besuchte der Kaiser Maximilian I. auch die Stadt Hall. Als er bei dieser Gelegenheit gerade bei dem Patrizier Michael Senft herbergte, kam zu ihm auch ein „Freigast" und erbettelte von ihm eine brüderliche Gabe mit dem Bemerken: von Adam her seien sie ja doch Brüder, nämlich — der Kaiser und er.

Maximilian schenkte ihm, dem Unverschämten, einen Kreuzer und sagte: „„Laß dir nun von allen deinen Brüdern auch einen Kreuzer geben, so wirst du bald reicher sein, als ich!"" —

---

372. Der ganze Name!

„Wie heißt denn ihr ganzer Name?" fragte Friedrich II. den Gesandten des Königs von Portugal, den General Zaremba.

„„Mit meinem ganzen Namen,"" erwiederte der Gefragte, „„heiße ich Zirrizarrikorumbarrizizaremba.""

„So heißt ja der Teufel nicht!" sagte der König.

„„Eure Majestät, **der** ist auch nicht von meiner Familie!"" antwortete muthig und ernst der Gesandte. —

---

373. Das Suchen nach der Insel der Seligen — hienieden.

Unter den christlichen Völkern des hohen Nordens war kaum eine Sage berühmter, als die von den Fahrten des heiligen Maclovius, der an der schottischen Küste ein Fahrzeug ausgerüstet, um in unbekannten Fernen die „Insel der Seligen“ aufzusuchen. Die Sage berichtet, daß er, immer nach Westen steuernd, vor mehr als einer Inselgruppe vorüber gekommen, deren nähere Besichtigung ihn jedoch bald überzeugte, daß jenes Wundereiland, wovon das Gerücht so viel Schönes zu rühmen wußte, hier nicht zu finden war. Denn die eine Küste, wo er landete, zeigte ihm nur Torfmoore und Sümpfe, von siechen Menschen bewohnt, die andere einen wüsten, vulkanischen Boden; und wo die Natur ihre reichsten Gaben zu spenden schien, da wurde der Aufenthalt nicht nur durch reißende Thiere, Klapperschlangen und Kaimans gefährdet, sondern auch durch solche menschliche Bewohner, die an Grausamkeit den Jaguar des Urwaldes übertrafen. Und so gelangte denn Maclovius, nachdem er sieben Jahre an fernen Gestaden sich umher getrieben, zur Gewißheit, daß alles Suchen nach der Heimath des seligen Lebens hienieden — eine fruchtlose Mühe bleibe. —

Die dürre Wahrheit dieser, mit den frühesten Entdeckungen Amerika's zusammenhängenden Sage ist die, unzähligemal sich wiederholende Erfahrung: daß der Sterbliche viele Jahre hindurch nach irgend einem Eldorado, einem Hafen des Glücks und der Wohlfahrt, einem Eilande der Seligen umhersteuert, und von Stürmen und Wogen hin und her geschleudert wird, bis er zuletzt an Klippen und Sandbänken Schiffbruch leidet, oder im besten Falle, wenn er das ersehnte Ziel wirklich erreicht hat, sich in seinen Erwartungen dennoch getäuscht sieht! —

So hat es ein anderer, keineswegs sagenhafter Abenteurer, der Spanier Don Pedro von Victoria aus Sevilla erfahren, der von Jugend auf mit unwiderstehlichem Verlangen nach Peru sich hingezogen fühlte. Auf seiner ersten Fahrt nach diesem Lande, welches damals noch für die fast zauberhafte Heimath des Glückes galt, wurde er durch heftige Stürme zuerst nach der Westküste von Afrika, und nachher an die Caraiben verschlagen; auf einer zweiten Fahrt gerieth er, wider seine Absicht, an die philippinischen Inseln im fernen Osten; auf der dritten wurde er an die Landenge von Panama geworfen. Hier sah er sich gezwungen, durch ein noch völlig unbekanntes Gebiet den Weg zu Lande fortzusetzen, der bald über schroffe Felsgebirge, bald durch schauerliche Stromwirbel und

Abgründe führte, und auf welchem die meisten seiner Gefährten dem Hunger, den bösartigen Fiebern und der Erschöpfung unterlagen. Die grauenvollste Erinnerung, die von diesem Zug ihm geblieben, war die einer Schreckensnacht, wo er, auf steiler Felsenkante vom Schlummer bewältigt, beim Erwachen bemerkte, daß ihm die Leiche eines Gefährten zum Hauptpfühl gedient. Endlich ward ihm das Glück, das Land der Wunder zu erreichen; er kam nach Peru, besuchte Potosi, sah die reichen Silber- und Goldgruben, die Bauwerke der Yncas, die prachtvollen tropischen Alpengefilde, und machte zuletzt die Entdeckung: daß alles dieß ihn dennoch nicht beglückte, und daß sein Herz so freudlos und leer geblieben, als es je vorher gewesen.

Denn „das Auge wird vom Schauen nicht ersättigt, noch das Ohr vom Hören; des Habsüchtigen Herz wird vom Golde nicht ausgefüllt!“ (Eccl. 1, 8. 5, 9.) —

374. Gegensätze.

Ein Herr von sehr heftiger Gemüthsart, den einige schmerzliche Unglücksfälle getroffen, rief höchst aufgeregt in der Gegenwart des heiligen Vincenzius von Paul: „Ich wollte, daß mich der Teufel holte!“

„„Erlauben Sie,““ erwiederte der Heilige, „„daß ich Sie für den lieben Gott erhalte!““

Und er kniete augenblicklich nieder und betete inbrünstig im Namen Jesu; und das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, und dieses Vertrauens Friede kehrte wieder in die Brust des seither so Muthlosen. —

375. Das kleine Haus.

Ein, wie man zu sagen pflegt, steinreicher, aber durch die aus seinen Lebenserfahrungen gewonnene Weisheit noch weit reicherer Mann erhielt Besuch von einem Fremden. Nachdem er in die kleine Wohnstube eingetreten, sprach er alsbald seine Verwunderung aus: wie ein so sehr reicher Mann in einem so kleinen und unansehnlichen Hause wohnen könne?

„Ach!“ rief der weise Besitzer aus, „so klein es auch ist: nie habe ich es noch mit wahren Freunden füllen können!“ —

376. Eigensinn.

Marco von Siena, ein zu seiner Zeit berühmter Edelmann, der in der Nähe von Siena eine prächtige Villa bewohnte, — hatte einstmals einen Freund, den eben eine Reise vorüberführte, in seine Vorhalle hereingerufen, und daselbst auf's Beste bewirthet. Da jedoch inzwischen schwere und finstere Gewölke am Horizont heraufzogen, bat er den Gast auf's Angelegentlichste, in seinem Hause zu verweilen, bis das drohende Ungewitter vorüber gegangen.

Der Fremde geberdete sich eigensinnig, und wollte von dem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen; und weil er seinen Ruhm darein setzte, den Gefahren und Hindernissen muthig Trotz zu bieten, so versicherte er hoch und theuer: „Das Wetter mag stürmen und rasen nach Belieben, es kann mir doch nichts anhaben!“

So nahm er nun Abschied und zog von dannen; — doch kaum hatte er tausend Schritte zurückgelegt, als das Ungewitter losbrach, und die Regengüsse in so mächtiger Fülle herabströmten, die Blitze so unaufhörlich um ihn her zuckten, der Sturm so heftig gegen ihn heran tobte, daß er gar bald sich entschließen mußte, jeden Gedanken an ein Vorwärtskommen aufzugeben.

Er kehrte um, gelangte mit genauer Noth wieder zu der, jetzt verschlossenen Pforte der Villa, klopfte ungestüm, und lärmte so lange, bis endlich nach nicht geringem Verzuge der Herr des Hauses sich am Fenster blicken ließ. „Freund!“ rief der Wanderer zu ihm hinauf, „ich will von Herzen gern da bleiben, ich habe meinen früheren Willensbeschluß geändert.“ — „„Und ich den meinen auch!““ erwiederte jener, sprach's und verließ das Fenster. —

Diese kleine Begebenheit kann uns wie eine Parabel gelten, deren Anwendung im Großen nahe genug liegt, nämlich im wechselseitigen Verhalten des menschlichen und des göttlichen Willens.

Wollte der Mensch immer nur Das, was Gott will — es würde ihm wohlergehen; sobald er aber seinem schnöden Eigenwillen und dessen Kurzsichtigkeit folgt — rennt er blindlings in's Verderben. —

---

377. Nur noch ein einziges Mal!

Heinrich II., König von Frankreich, fand eine besondere Lust an ritterlichen Spielen, zumal an dem Turniere; und er selbst war in demselben auch wohl geübt.

Seine Gemahlin bat ihn dringend, in solchen gefährlichen Kampf sich nicht mehr einzulassen, und er verhieß es ihr auch; wohnte aber dessen ungeachtet dem nächsten Spiele bei, ließ von der Lust sich hinreißen, turnierte und errang sogar den Preis.

Als nun die Königin abermal in ihn drang und ihn beschwor, sein Leben so großer Gefahr nicht wieder unnützer Weise auszusetzen, wiederholte er ihr ernstlich sein Versprechen; doch unter der Bedingniß: ihn nur noch ein einziges Mal in diesem ritterlichen Kampfe fechten zu lassen.

Da nun die Königin ihn nicht abhalten konnte, trat er in die Schranken, kämpft und kämpft, und wird tödtlich verwundet und stirbt nach kurzer Zeit an seinen Wunden. —

Also war an diesem Könige jener Ausspruch der heiligen Schrift wörtlich erfüllt:

„Wer die Gefahr liebt, der wird darin umkommen!" (Eccles. 2.) —

---

378. Das belohnte Zutrinken.

Zu Päwesin in Norddeutschland sind die jungen Leute einmal im Krug beim Tanze gewesen.

Da zieht ein Gewitter auf, aber sie lassen sich im Trinken, Jubeln und Tanzen nicht stören; ja Einer aus ihnen treibt sogar den Uebermuth so weit, daß er mit einem Glase Bier hinausgeht und dem lieben Gott und dem heiligen Petrus ein „Prosit!" zutrinkt.

Kaum aber hat er das gethan, da fährt ein Blitz hernieder, der ihn bis an die Brust in die Erde schlägt; und da hat er denn seinen Frevel erkannt und jammervoll gerufen: „Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten!" —

---

379. Der aufbewahrte Stein.

Ein reicher Mann warf einen armen Taglöhner, mit dem er Streit angefangen, mit einem Steine.

Der Arme hob den Stein auf, steckte ihn in seine Tasche und dachte: „Es wird schon eine Zeit kommen, da ich den feindseligen Mann wieder werfen kann!" —

Dieser Reiche aber ward durch Uebermuth, Müßiggang und

Verschwendung zum Bettler und ging einmal in Lumpen gekleidet an der Hütte des Armen vorbei.

Da langte der Taglöhner den Stein hervor, um den unglücklichen Menschen zu werfen. — Allein plötzlich hielt er inne und sagte: „Jetzt sehe ich's, daß man sich gar nicht rächen soll! Denn ist unser Feind reich und mächtig, so ist's nicht klug; ist er aber unglücklich, so wäre es grausam; sei er aber, was er will, so ist die Rache allemal — bös und unchristlich!" —

---

380. Prozeßmuster.

Soll denn durchaus Streit sein, nun so laß ich mir's gelten, wenn er so geführt wird, wie von jenen zwei Schweizern, gutherzigen Andenkens.

Von Denen meinte Jeder, er hätte das größte Recht auf ein gewisses Ackerstück; und weil sie sich nicht vergleichen konnten, machten sie aus, ihre Sache am nächsten Gerichtstag vorzubringen. Als der herankam, hatte der Eine gerade sein Heu heimzuführen, und wie ihn der Andere erinnerte, sagte er: „Ja, ich kann heut' mein Heu nicht liegen lassen; aber weißt du was? geh' du allein hin und sag' den Richtern dein und mein Recht, dann werden die's schon ohne mich ausmachen!". —

„„Meinetwegen,"" sagte der Andere darauf; „„ich will's thun so gut ich weiß und will für dich reden wie für mich."" —

Noch an selbem Tag kam er zurück, suchte seinen Gegenpart auf und sagte: „„Du hast gewonnen! Ich hab' ihnen mein und dein Recht auseinander gesetzt, und da haben sie geurtheilt, du hätt'st eigentlich Recht, und nun ist mir's auch recht; ich bin froh, daß die Sach' aus ist!"" — —

Gehet hin und thuet desgleichen, damit dieser Fall nicht der einzige in seiner Art bleibe; fast aber besorg' ich das! —

---

381. Der Tod versöhnt.

Im Mittelalter, als jene Seuche durch Europa zog, die man den „schwarzen Tod" nannte, wurde auch das Dorf Eichel am Main von dieser Pest entvölkert.

Nur sieben Bewohner blieben verschont; sieben, die seither unter einander wahre Todfeinde gewesen. Sie waren es auch, welche die zuletzt Gestorbenen beerdigen mußten.

Darum, weil dieser schrecklichen Noth glücklich entronnen, gedachten sie der Thorheit ihres Hasses in Reue, aber auch des himmlischen Segens, welcher der heiligen Liebe entsprießt. Sie versöhnten sich unter'm Kreuz auf dem Gottesacker, und ließen nun keinen Abend mehr vorübergehen, ohne sich in Freundschaft zu gesellen und ihre Abendandacht zu verrichten, auf daß auch der plötzliche Tod sie noch innig vereint fände.

Seitdem aber kehrte Gesundheit und Glück wieder in das Dorf zurück, und die Eintracht blieb lange Jahrhunderte hindurch ungestört erhalten. —

---

382. Lasse Jedem das Seinige.

Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um mit demselben seinen Garten zu erweitern.

Als er am anderen Tag auf dem Acker umherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsack, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hineingeht!“

Der Reiche erwiederte: „„Diese thörichte Bitte will ich dir wohl gewähren.““

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde und sprach dann: „Nun hab' ich aber noch eine bescheidene Bitte: Seid doch so gut, und hebt mir den Sack auch auf die Schulter!“

Der Reiche, der an Arbeiten und körperliche Anstrengungen nicht gewohnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit ihrem Bitten und Flehen nicht nach, bis er endlich einwilligte.

Da er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „„Es ist unmöglich! Er ist mir zu schwer!““

Jetzt entgegnete die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Wenn euch dieser Sack voll Erde schon so schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solcher Säcke nicht fassen können — euch in der Ewigkeit belasten und schwer drücken!“

Der Mann erschrack über diese ernste Rede, die ihn an Gottes Gericht und seine ewige Vergeltung so feierlich mahnte, und gab ihr den Acker zurück. „„Ich seh' es nun wohl ein,““ bemerkte er:

„„Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde!““ —

---

383. Das stolze Fräulein.

Fräulein Gertrud von N. wohnte in einem prachtvollen Schlosse und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eines armen Maurers Tochter, zu ihr und sprach: „Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie, geehrtes Fräulein, bitten, doch so schnell wie möglich zu ihm zu kommen; denn er hat Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen!"

Das Fräulein antwortete spöttisch: „„Das mag wohl etwas Wichtiges sein, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh', ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun! Es wird auf's Betteln abgesehen sein!"" —

Ueber eine kleine Weile kehrte Maria wieder und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Kriegs eine Menge Gold und Silber einmauern lassen und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nah' und kann nicht mehr so lange warten!"

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen, ließ bald da und bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen — fand aber nicht das Geringste von einem Schatze.

Sie bereute es ihr ganzes Leben hindurch, daß sie durch ihren Stolz einen so edlen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt und sich selbst um einen so großen Reichthum gebracht hatte. —

---

384. Der Erbe.

Im Jahr 1828 starb zu Paris ein Millionär, und Alles war über die Wärme erbaut, mit welcher ein Vetter, der zu den Erben gehörte und dem Seelenamte beiwohnte, in einem kleinen Büchlein las, das er in der Hand hielt, und das man für ein solches erachtete, in welchem Gebete für Verstorbene ständen.

Indeß warf ein Neugieriger einen Blick in das mit Goldschnitt hübsch verzierte Büchlein, den Code civil (das bürgerliche Gesetzbuch), und aufgeschlagen war das Kapitel über die — Erbfolge. —

Armer, armer Millionär! Durch dieses Erben Gebet wird deine Seele wohl nicht zur ewigen Ruhe kommen! Und vielleicht

hast du zumeist auf seine andächtige Gesinnung und Liebe zu dir gezählt! Welch' eine bittere Täuschung! — Wie ekel ist doch die Welt- und ihre Habsucht! —

385. Nur im christlichen Glauben löst sich jeder Zweifel!

Von einem wackeren katholischen Bürger zu Lüttich, der in den Zeiten der belgischen Religionszwiste lebte, ist eine Rede aufbehalten, die in wenigen Worten viel zu beherzigen giebt.

Als nämlich ein vorlauter und dünkelvoller Mann über mancherlei Artikel des Glaubens Rechenschaft von ihm verlangte, und dabei stets die Frage wiederholte: „Wie und in welcher Weise dieß und jenes Mysterium zu erklären, und wie es geschehe, daß unter irgend einem äußerlichen Zeichen eine übernatürliche Kraft und Wesenheit wirksam sei?" — wußte er den Unbescheidenen mit der passendsten Antwort abzufertigen.

„„Ich hoffe,"" sagte er, „„durch die göttliche Gnadenhilfe dereinst in das Reich des Lebens einzugehen, und zwar durch eine Pforte, die nicht die Fragen: „„Wie und wieso?"' sondern das: „„Credo"' (ich glaube) als Inschrift führt!""" —

386. Nicht vom Geiste!

Ein junger, in dem Dünkel um sein vermeintlich vieles Wissen sehr anmaßender Schriftsteller hatte ein Büchlein voll des Spottes gegen die uralten und ewig neuen Glaubenslehren unserer heiligen katholischen Kirche geschrieben, dem er den bescheidenen Titel gab: „Vom Geiste."

Ein Recensent, der über diese Schrift in einem öffentlichen Blatte Nachricht gab, sagte: Der Titel müßte, um dem Inhalte des Buches ganz richtig zu entsprechen, eigentlich heißen:

„„Von Sinnen!"" —

387. Der verhängnißvolle Gruß.

(Aus: Der Rhein von Victor Hugo.)

Das kleine gelbe Haus zu Varennes, vor welchem am 21. Juni 1791 der König von Frankreich, Ludwig XVI., auf seiner Flucht durch Drouet, Postmeister von Sainte-Menehould,

angehalten wurde, zeigt man den Reisenden als des Ortes größte Merkwürdigkeit.

Der König leugnete lebhaft, der König zu sein; fast sah er sich schon frei gegeben, als ein Herr d'Ethé, einem Judas gleich, an den König herantrat und ihn mit: „Guten Tag, Sire!" begrüßte.

Das war genug!

Man bemächtigte sich des Königs. Fünf Personen waren in dem Wagen, und der elende d'Ethé vernichtete sie Alle mit seinem Gruße. Das: „Guten Tag, Sire!" war für das Königspaar und des Königs Schwester Elisabeth die Guillotine, für den Dauphin der Todeskampf im Tempel und für die Prinzessin das Exil und Erlöschen ihres Stammes. —

Für Den, der den Ereignissen nicht nachdenkt, hat der Platz von Varennes einen langweiligen, für Den, der sich ihrer erinnert, einen düstern Anblick. —

Dieser kleine Platz, wie ist er so schnell gewachsen, in einigen Monaten wurde er unübersehbar; er wurde der Platz der blutigsten Revolution! — Dieser kleine dreieckige Platz von Varennes, welchen kalkweiße einstöckige Häuser umgeben und worauf zwei verkrüppelte Bäume das Hausthor einer Ecke bewachen, sieht wie das Messer einer Guillotine aus! —

Der Mensch, welcher dem Postmeister Drouet beistand, Ludwig XVI. gefangen zu nehmen, hieß Billaud. Warum nicht lieber Billot (der Block)?! —

---

388. Die Hinrichtung des Königs von Frankreich.

Am 20. Januar des Jahrs 1793, des Morgens um 3 Uhr, erklärte der Präsident des Revolutions-Convents zu Paris, daß vermöge einer Mehrheit von 380 Stimmen gegen 310 die Hinrichtung des Königs von Frankreich Ludwig XVI. ohne Aufschub geschehen solle.

So war denn das Urtheil über den König für immer gesprochen, kein Aufschub war bewilligt, und jedes Mittel, den unglücklichen Augenblick zu verzögern, erschöpft!

Die Hinrichtung eines Königs in einem Lande, welches noch vor drei Jahren durch Sitten, Gebräuche und Gesetze eine unumschränkte Monarchie gewesen war, erschien noch immer zweifelhaft, und nur nach der Vollziehung glaublich.

Der Ministerrath war mit der traurigen Mission beauftragt,

das Urtheil vollstrecken zu lassen. Alle Minister waren in ihrem Sitzungssaale versammelt und in der größten Bestürzung. Garrat, als Justizminister, hatte dabei die schmerzlichste Rolle zu übernehmen, die nämlich, dem Könige die Decrete der Nationalversammlung anzukündigen Er begab sich in den Tempel (so hieß das Gefängniß), von Santerre, einer Deputation des Gemeinderaths und des Strafgerichtshofs und vom Geheimschreiber des Ministerrathes begleitet.

Ludwig XVI. erwartete schon seit vier Tagen seine Vertheidiger und verlangte vergeblich, sie zu sehen. Er hoffte am 20. Januar um zwei Uhr Nachmittags noch immer auf sie, als er auf Einmal das Geräusch eines zahlreichen Zuges vernimmt; er tritt vor und erblickt die Abgeordneten des Ministerrathes. Mit Würde, und ohne daß man eine Bewegung an ihm bemerkt hätte, bleibt er unter der Thüre seines Gemaches stehen. Garrat sagt ihm dann mit Trauer, daß er beauftragt sei, ihm die Decrete des National-Convents mitzutheilen. Grouvelle, der Geheimschreiber des Ministerrathes liest sie vor. Das erste erklärt Ludwig XVI. des Verbrechens gegen die Sicherheit des Staates schuldig; das zweite verurtheilt ihn zum Tode; das dritte verwirft jede Berufung an das Volk; das vierte endlich befiehlt die Hinrichtung binnen vier und zwanzig Stunden. Der König wirft auf alle Umstehenden einen ruhigen Blick, nimmt Grouvelle den Befehl aus den Händen, steckt ihn in die Tasche und liest Garrat einen Brief vor, in welchem er vom Convente drei Tage zur Vorbereitung zum Tod, einen Beichtvater zum Beistand in seinen letzten Stunden, die Erlaubniß seine Familie zu sehen und für dieselbe — das Recht aus Frankreich zu gehen — verlangt. Garrat nimmt den Brief und verspricht, ihn sogleich dem Convente zu überbringen. Der König giebt ihm zu gleicher Zeit auch die Adresse des Geistlichen, welchen er als geistlichen Beistand zu haben wünscht.

Ludwig XVI. kehrte mit vieler Ruhe zurück, verlangte zu speisen und aß mit gewöhnlichem Appetit. Man hatte die Messer weggenommen und weigerte sich, sie ihm zu geben. „Glaubt man,“ sprach er mit Würde, „daß ich so feig sei, mir das Leben nehmen zu wollen? Ich bin unschuldig, und werde furchtlos zu sterben wissen!“ — Er erhielt aber doch kein Messer wieder, vollendete seine Mahlzeit, ging in sein Zimmer zurück und erwartete mit kaltem Blute die Antwort auf seinen Brief.

Der Convent schlug den Aufschub ab, allein gewährte die anderen Forderungen.

Garrat ließ Heinrich Allen Edgeworth von Firmont, *) den vom König gewählten Geistlichen, aufsuchen; er nahm ihn in seinen Wagen und brachte ihn selbst in den Tempel. Er kam um sechs Uhr an, zeigte sich, vom Santerre begleitet, im großen Thurme, und benachrichtigte den König, daß der Convent ihm einen Geistlichen, sowie die Erlaubniß gestatte, seine Familie ohne Zeugen zu sehen, dagegen den Aufschub verweigere. — Garrat fügte hinzu, Edgeworth sei angekommen, warte im Berathungszimmer, und werde sogleich eingeführt werden. Dann schied er, immer mehr überrascht und gerührt von der ruhigen Hoheit des Königs. —

Sobald Edgeworth vor den König geführt worden war, wollte er sich ihm zu Füßen werfen; allein dieser hob ihn sogleich auf und weinte mit ihm Thränen der Rührung. Er befragte ihn alsdann mit lebhaftem Interesse nach Neuigkeit über die Geistlichkeit Frankreichs, über mehrere Bischöfe, namentlich über den Erzbischof von Paris, und bat ihn, Letzteren zu versichern: „daß er als treuer Bekenner seiner Religion sterbe." — Es schlug acht Uhr, er stand auf, bat Edgeworth zu warten, und ging in Bewegung ab, weil, wie er sagte, er seine Familie sehen wolle.

Die Gemeindebeamten, welche ihn auch während seiner Zusammenkunft mit seiner Familie nicht aus den Augen lassen wollten, hatten beschlossen, daß er mit ihr in dem Speisesaale zusammenkommen solle, der eine Glasthüre hatte, so daß man alle Bewegungen sehen und doch nichts hören konnte. — Der König begab sich dahin und ließ Wasser auf einen Tisch stellen, um den Prinzessinnen im Nothfalle Hilfe leisten zu können. Er ging mit Aengstlichkeit, in Erwartung des schmerzlichen Augenblicks, wo seine Lieben erscheinen würden, im Zimmer hin und her.

Um halb neun Uhr eröffnete sich die Thüre, die Königin mit dem Dauphin (Kronprinzen) an der Hand, die Prinzessin Elisabeth (Schwester des Königs) und die Tochter des Königs stürzten sich unter Schluchzen in seine Arme.

---

*) Er ward 1745 in dem Flecken Edgeworth-Town in Irland geboren. Sein Vater, ein protestantischer Geistlicher, nahm mit seiner Familie den katholischen Glauben an und zog nach Frankreich. Hier studirte Heinrich zuerst unter den Jesuiten zu Toulouse, dann in der Sorbonne zu Paris. Durch seine Frömmigkeit und vortrefflichen Charakter erwarb er sich bald ein so großes Vertrauen, daß die Schwester Ludwig's XVI., Prinzessin Elisabeth, ihn zu ihrem Beichtvater erwählte. (Man sehe auch die Nr. 89 im I. Bd. dieses Anekdotenschatzes.)

Die Thüre wurde geschlossen; — die Gemeindebeamten, Clery (der treue Diener des Königs) und Edgeworth waren hinter der Glasthüre Zeugen dieser herzzerreißenden Zusammenkunft.

Im ersten Augenblicke herrschte nichts als Verwirrung und Verzweiflung. Das Weheklagen, das Weinen ließ nichts unterscheiden. Endlich stockten die Thränen, die Unterredung wurde ruhiger, und die Prinzessinnen, immer den König umschlungen haltend, sprachen einige Zeit lang leise mit ihm. Nach einer ziemlich langen Unterredung mit ihm, die oft durch ein niederschlagendes Stillschweigen unterbrochen wurde, erhob sich Ludwig, um sich dieser schmerzlichen Zusammenkunft zu entziehen, und versprach, sie am andern Morgen um acht Uhr wieder sehen zu wollen.

„„Versprechen Sie es?““ fragten die Prinzessinnen dringend. „Ja, ja!“ antwortete der König schmerzlich. In diesem Augenblick hielt ihn die Königin an dem einen Arm, die Prinzessin Elisabeth an dem anderen; seine Tochter hielt seinen Leib umschlungen, und der junge Prinz stand vor ihm, seiner Mutter und der Tante die Hand reichend. Im Augenblicke des Schreckens fiel die junge Prinzessin in Ohnmacht; man trug sie sogleich hinweg, und der König kehrte zu Edgeworth zurück, von dieser schmerzlichen Scene ganz erschöpft. Nach einigen Augenblicken gelang es ihm, sich zu fassen und bald erlangte er seine ganze Ruhe wieder.

Edgeworth erbot sich, ihm nun die heilige Messe zu lesen, die er lange nicht gehört hatte. Nach einigen Schwierigkeiten gestattete es der Gemeinderath, und man ließ aus der nächsten Kirche die nöthigen Geräthschaften für den folgenden Tag holen.

Der König legte sich gegen Mitternacht zu Bett, und befahl Clery, ihn vor fünf Uhr zu wecken. Edgeworth warf sich auf ein Bett; Clery blieb beim Haupte des Bettes stehen und betrachtete den friedlichen Schlaf, dessen sein Herr die Nacht vor dem Gange zum Blutgerüste genoß. — —

Am 21. Januar, als es eben fünf Uhr geschlagen hatte, erwacht der König, ruft Clery, fragt nach der Stunde und zieht sich hierauf ruhig an. Er freut sich, seine Kräfte durch den Schlaf wieder erhalten zu haben. Clery macht Feuer und stellt eine Commode auf, die er in einen Altar umwandelt. Edgeworth zieht die priesterlichen Kleider an und beginnt die Messe zu lesen; Clery bedient ihn und der König hört sie kniend mit der größten Andacht. Hierauf empfängt er das heilige Abendmahl, erhebt sich nach der Messe mit neuer Kraft und erwartet ruhig den Augenblick

— zum Blutgerüste zu gehen. Er verlangt eine Scheere, um sich selbst das Haar abzuschneiden und sich dieser erniedrigenden Handlung durch die Hand des Henkers zu entziehen; allein der Gemeinderath schlägt es aus Mißtrauen ab.

In diesem Augenblicke wirbeln die Trommeln: —

Alle Mitglieder der Nationalgarde begeben sich gehorsam zu ihren Compagnien; diejenigen aber, die an diesem schrecklichen Tage keinen Posten bekleideten, verbergen sich zu Hause; Thüren und Fenster sind geschlossen, und Jeder erwartet in seiner Wohnung das Ende der unheilvollen Begebenheit ab. Man sagt: vier bis fünfhundert entschlossene Männer würden sich auf den Wagen stürzen und den König befreien. Der Convent, der Stadtrath, die Minister, die Jakobiner sind versammelt —

Um acht Uhr des Morgens begiebt sich Santerre mit einer Abordnung des Gemeinderathes, der Departementsverwaltung und des Strafgerichtshofs in den Tempel.

So wie der König das Geräusch hört, steht er auf und schickt sich zum Weggehen an. Er hatte seine Familie nicht wieder sehen wollen, um die schmerzliche Scene vom gestrigen Abend nicht zu erneuern. Er beauftragt Clery, seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen Kindern in seinem Namen sein Lebewohl zu überbringen und reicht ihm ein Siegel, Haare und andere Kleinode, um sie in ihre Hände zu legen. Dann drückt er ihm die Hand und dankt ihm für seine Dienste. Hierauf wendet er sich an einen der Gemeindebeamten und bittet ihn, sein Testament dem Gemeinderathe zu übergeben. Dieser Beamte, ein ehemaliger Priester, Namens Jacques Roux, antwortet ihm aber in einem rohen Ton: „Er sei beauftragt, ihn zum Tode zu führen, aber nicht — Aufträge von ihm zu übernehmen.“ Ein Anderer übernimmt es; der König wendet sich zu seiner Begleitung und giebt mit Festigkeit das Zeichen zum Weggehen.

Gensd'armerie-Offiziere saßen auf dem Vordersitze des Wagens; der König und Edgeworth setzten sich auf den Hintersitz.

Während des ziemlich lange dauernden Weges las der König in Edgeworth's Brevier die Gebete eines Sterbenden, und die beiden Gensd'armen waren von seiner Frömmigkeit und seiner ruhigen Ergebung innig gerührt. Sie hatten, wie man versichert, den Auftrag, wenn der Wagen angegriffen werden sollte, ihn niederzustoßen. Jedoch kein Anschein von Feindseligkeit zeigte sich vom Tempel bis zum Revolutionsplatze. Die bewaffnete Menge bildete zwei Reihen, und der Wagen ging langsam und unter allgemeinem Schweigen vorwärts.

Auf dem Revolutionsplatze war ein großer Raum um das

Schaffot herum freigelassen. Kanonen umgaben diesen Platz, die überspanntesten Föderirten waren um das Blutgerüst her aufgestellt, und ein elender Pöbel, immer bereit, sobald man ihn dazu auffordert, das Talent, die Tugend, das Unglück zu beleidigen, drängte sich hinter den Reihen der Föderirten und bezeigte seine Zufriedenheit, während man sonst überall seine Gefühle in sich verschloß.

Um zehn Uhr zehn Minuten hält der Wagen.

Ludwig XVI. richtet sich muthig auf und steigt aus. Drei Henker treten vor. Er stößt sie zurück und entkleidet sich selbst. Als er sieht, daß sie ihm die Hände binden wollen, wird er unmuthig und scheint sich dem zu widersetzen. Edgeworth, dessen Worte voll tiefen Gefühls waren, wirft ihm einen letzten Blick zu und sagt: „Leiden Sie diese Beschimpfung — als die letzte Aehnlichkeit mit dem Gott, der Ihre Belohnung sein wird!“ — Das Opfer läßt sich hierauf geduldig binden und zum Blutgerüste führen.

Plötzlich reißt sich der König von den Henkern los, thut einen Schritt vor und spricht zu dem Volke: „„Franzosen, ich sterbe **unschuldig** an den mir aufgebürdeten Verbrechen, und ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme!““

Er will weiter sprechen.

Allein den Trommelschlägern wird befohlen, die Trommeln zu rühren, und ihr Wirbel übertönt die Stimme des Königs.

Die Henker ergreifen ihn und Edgeworth ruft ihm zu: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel hinauf!“ — —

Kaum ist das Blut geflossen, so tauchen Wüthende ihre Piken und Taschentücher hinein, zerstreuen sich in der Stadt unter dem Geschrei: „„Es lebe die Republik! Es lebe die Nation!““ und zeigen selbst an dem Thurme des Tempels jene trügliche und thierische Freude, welche der Pöbel bei der Geburt, Thronbesteigung, wie bei dem Sturze jedes Fürsten äußert. —

Ein Deutscher, Namens K. G. Jochmann, der damals zu Paris sich aufgehalten, hat uns noch das Folgende über dieses greuelvolle Ereigniß aufgeschrieben:

„Der Tag der Hinrichtung des unglückseligen, guten Königs *)

*) Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „Die Könige sind nur deßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihr Beispiel tugendhaft zu machen.“ —

Ludwig XVI. war ein kalter Tag, ziemlich heiter; nur ein Höhrauch ruhte bis Mittag auf Stadt und Gegend.

Sobald das Haupt des Königs gefallen war, zog das Militär ab und von allen Seiten wälzten sich die Massen des Volkes hinzu. Ich kam zum Gerüste, als eben ein Knecht des Scharfrichters das geronnene Blut aus dem Korbe, in welchen der Kopf gefallen war, mit der Hand aufschöpfte. Er theilte es unter die andringenden Personen aus. Man nahm es auf Schnupftücher und Kleider; einige Militärpersonen auf ihre Degenquasten. Die Einen wollten es als Reliquien eines Heiligen, die Anderen als Trophäen bewahren. Der Austheilende nahm Geld, wenn die Schildwache den Rücken wandte, welche auf dem Blutgerüste her- und hinging. — Der Rock, gelbbraun, mit blau emaillirten Knöpfen, wurde auf dem Schaffot zerrissen und getheilt. Spät noch setzte man davon kleine Stücke unter Glas in Fingerringen. Derselbe Knecht bot des Königs Haarband, seine Haare u. s. w. aus. Den Hut sah ich auf dem Platz ausbieten. Er fand späterhin den Weg in das Gefängniß der Madame Elisabeth.

Ich besuchte nach der Hinrichtung die Kaffehäuser, Schenken und dergleichen in der Nachbarschaft. Alle waren gedrängt voll; aber nirgends sprach man vom Ereigniß des Tages. Die Leute spielten Domino und trieben Anderes, als wäre nichts vorgefallen." —

---

389. Die Hinrichtung der Königin von Frankreich.

Nach der Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. glaubten selbst die Commissäre des Tempels, daß die nun befriedigte Republik die königlichen Frauen und die Kinder bald in Freiheit setzen werde. Mitleidige Munizipalbeamte deuteten diese Möglichkeit in ihren Worten an. Die Prinzessin Elisabeth (Schwester des Königs) und die junge Prinzessin (Tochter des Königs) suchten das Gemüth der Königin Marie Antoinette mit dieser Aussicht vertraut zu machen; wenn sie ihr dieselbe auch nicht als Hoffnung darstellen konnten, suchten sie doch dadurch ihre Thränen zu mindern; die Königin blieb jedoch unempfindlich dagegen, entweder weil sie nicht glaubte, daß ein Volk, welches der Groll so weit getrieben, daß es einen früher geliebten König auf dem Schaffote hatte bluten lassen, sich wieder menschlicheren Gefühlen zuwenden würde, oder weil die Freiheit — ohne den Thron und ohne ihren Gatten ihr weniger wünschenswerth erschien als der Tod.

Sie weigerte sich hartnäckig, in den Garten, in welchem sie wieder spazieren gehen durfte, herabzusteigen. „Es würde ihr unmöglich sein," sagte sie, indem sie sich wieder in die Arme ihrer Schwester warf, „vor der Thüre des Zimmers des Königs im ersten Stockwerke des Thurmes vorbeizugehen. Sie würde beständig die Spuren seines letzten Schrittes auf der Treppe sehen."

Die Hoffnung auf eine Befreiung schwand jedoch mit jedem Tage. Die Haft wurde überdieß fortwährend verschärft und einzelne menschlich fühlende Munizipalbeamte, welche trotz der ihnen eingeschärften Befehle den Gefangenen einige Erleichterungen verschaffen wollten, wurden in Folge der Denunciation eines Weibes, die später, als sie die Folge ihrer bösen That wahrnahm, wahnsinnig wurde, hingerichtet. Die Schreckensherrschaft wirkte lähmend auf die Spannkraft der Gemüther, man sagte sich höchstens im Stillen, daß bald Alles besser gehen werde, wagte es jedoch nicht, diesen Wunsch laut zu äußern. Die damaligen Gewalthaber rissen erst den Sohn Ludwig XVII. aus ihren Armen, um ihn dem unmenschlichen Schuster Simon zur Erziehung zu übergeben, und raubten ihr endlich auch den Trost, den sie im Umgange mit ihrer Tochter und Madame Elisabeth fand. Am 2. August 1793 wurde sie nämlich um zwei Uhr in der Nacht geweckt und bedeutet, sich fertig zu halten, um in die „Conciergerie" gebracht werden zu können.

Sie hörte das Verlesen dieses Befehls an, ohne Staunen oder Schmerz zu zeigen. Es war ein Schritt mehr, der sie dem Ziele näher brachte, welches sie als unvermeidlich vor sich sah und bei welchem sie bald anzulangen wünschte. Umsonst warfen sich die Prinzessin Elisabeth und ihre Tochter den Mitgliedern der Gemeinde zu Füßen, um sie anzuflehen, die eine nicht von ihrer Schwester, die andere nicht von ihrer Mutter zu trennen. Kein Wort, keine Geberde antwortete ihnen. Die Königin, ebenfalls stumm und nur halb angezogen, wurde gezwungen, sich vor den Männern, welche ihre Stube erfüllten, anzukleiden. Sie durchsuchten sie. Sie legten die kleinen Gegenstände und die Schmucksachen, welche sie bei sich trug, unter Siegel; diese waren: ein Portefeuille, ein Taschenspiegel, ein goldener Haarring, ein Stück Papier, auf welchem zwei Herzen mit Anfangsbuchstaben in Gold gedruckt waren, ein Portrait ihrer Freundin, der Prinzessin von Lamballe, zwei andere weibliche Portraits, welche sie an zwei Jugendfreundinnen in Wien erinnerten, und einige symbolische Zeichen der Verehrung der heiligen Jungfrau Maria, welche ihr die Prinzessin Elisabeth als ein Trostmittel bei ihrem Mißgeschick

und als eine Hinweisung auf den Himmel in ihrem Kerker gegeben hatte. Es wurde ihr nur ein Taschentuch und ein Fläschchen mit Essig gelassen, um sie wieder zu sich zu bringen, wenn sie bei der Trennung vor Schmerz in Ohnmacht fallen sollte. Die Königin schlang ihre Arme um ihre Tochter, zog sie in eine Ecke des Zimmers, segnete sie, benetzte sie mit ihren Thränen und sagte ihr das — letzte Lebewohl! — —

In der Conciergerie wurde sie wo möglich noch härter behandelt, obgleich die Frau und Tochter des Kerkermeisters Bault ihr heimlich Blumen, Obst und gutes Trinkwasser brachten, um die harten Entbehrungen, die ihr auferlegt worden, zu mildern. Der ganze Kleidervorrath der Königin von Frankreich bestand um diese Zeit in einem schwarzen und weißen Kleide, welche durch die feuchte Kerkerluft in Stücke zerfielen.

Ihre drei Hemden, ihre Strümpfe, ihre Schuhe, die beständig Wasser auffaugten, befanden sich in demselben schlechten Zustande. Bault's Tochter besserte die Kleider und die Fußbekleidung aus und vertheilte heimlich die davon abfallenden Stücke und Ueberbleibsel.

Als die Königin eine leichte baumwollene Decke anstatt der schweren Decken von grober Wolle, welche während ihres Schlafes sie belasteten, gewünscht hatte, trug Bault dem Gemeindeprokurator diese Bitte vor. „Was wagst du zu verlangen?“ antwortete ihm rauh Hébert. „Du verdientest auf die Guillotine geschickt zu werden!“

Die Königin suchte auf alle mögliche Weise ihren Kindern oder ihren Freunden zum Beweise, daß sie bis an das Ende ihres Lebens an sie dachte, einige Gegenstände zukommen zu lassen. Sie riß die Wollenfäden des alten am Rande ihres Bettes hängenden Teppichs heraus. Mit Hilfe zweier elfenbeinernen Zahnstocher, die sie in Arbeitsnadeln verwandelte, flocht sie ein Strumpfband daraus; als es fertig war, gab sie Bault ein Zeichen und ließ es zu ihren Füßen niedergleiten. Bault stellte sich, als ob er sein Taschentuch fallen ließ, bückte sich, um es aufzuheben, und entzog es so den Blicken der Gensd'armen. Diese letzte, rührende Arbeit der Königin, die von ihren Thränen benetzt worden war, wurde nach ihrem Tode ihrer Tochter zugestellt.

Am 13. October theilte ihr Fouquier=Tinville ihre Anklage=Acte mit. Sie hörte sie wie eine Formalität des Todes an, welche nicht die Ehre verdiente, besprochen zu werden.

Am anderen Tage, am 14 October Mittags, machte sie ihren Haarputz zurecht und kleidete sich mit allem Anstande, welchen die Einfachheit und die Aermlichkeit ihres Anzugs ihr gestattete. Sie

stieg, von einer Gensd'armerie-Abtheilung umgeben, die Treppe des Gerichtssaales hinauf und setzte sich auf die Bank der Angeklagten hin. Ihre von der Revolution hart getroffene, vom Schmerz gefurchte Stirn war weder gedemüthigt, noch niedergebeugt. Ihre Augen, die mit dem dunkeln Kreise umgeben waren, den Schlaflosigkeit und Thränen, wie ein Bett des Kummers unter den Augenlidern erzeugen, schleuderten noch mit ihrem frühern Glanze Blitze auf das Angesicht ihrer Feinde. Man sah nicht mehr die Schönheit, welche den Hof hingerissen und Europa geblendet, aber man bemerkte noch die Spuren derselben. Ihr Mund, der den Ausdruck der Traurigkeit angenommen hatte, bewahrte noch den Zug königlichen Stolzes, der nicht ganz vom Ausdrucke lang erdulddeten Schmerzes hatte verdrängt werden können. Die natürliche Frische ihrer ehemaligen Farbe war noch nicht von der Bleichheit der Gefängnisse verwischt worden. Ihre von der ausgestandenen Angst grau gewordenen Haare stachen gegen das Jugendliche ihres Gesichts und ihrer Gestalt ab und fielen auf ihren Hals herab, wie wenn das Schicksal Jugend und Schönheit mit bitterm vorzeitigem Spotte treffen wollte. Ihre Haltung war natürlich.

Die Menge, welche eher aus Neugierde, als aus Erwartung stumm war, betrachtete sie mit begierigen Blicken. Diese Menge bestand größtentheils aus den Weibern, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Verurtheilten mit ihren Schmähungen bis an das Schaffot zu begleiten. Die Richter waren: Hermann, Foucault, Sellier, Coffinhal, Deliége, Ragmey, Maire, Denizot und Masson. Hermann war Präsident.

„Ihr Name?“ fragte Hermann die Angeklagte.

„„Ich heiße Marie Antoinette von Lothringen-Oesterreich,““ antwortete die Königin. — Die leise, angegriffene Stimme, mit der sie sprach, schien von den Zuhörern Vergebung für die Größe dieser Namen zu bitten.

„Ihr Stand?“

„„Wittwe Ludwig's, ehemaligen Königs der Franzosen.““

„Ihr Alter?“

„„Sieben und dreißig Jahre.““

Fouquier-Tinville las dem Tribunal die Anklageacte vor. Sie hörte dieselbe an, ohne irgend ein Zeichen von Aufregung oder von Staunen zu geben. Sie ließ Fouquier-Tinville reden, sie hörte ihn nicht.

Die Zeugen wurden gerufen und befragt. Nach jeder Zeugenaussage interpellirte Hermann die Angeklagte. Sie antwortete mit Geistesgegenwart und besprach kurz die Aussagen, indem sie

dieselben widerlegte. Das einzige Unrecht dieser Vertheidigung war die Vertheidigung selbst.

Nach dem Schlusse dieser langen Verhandlungen faßte Hermann die Anklagepunkte zusammen. Die Geschwornen berathschlagten sodann, der Form wegen, und kehrten nach einer Stunde Unterbrechung wieder in den Saal zurück.

Man rief die Königin zurück, damit sie ihr Urtheil anhören sollte. Sie hatte es schon im Voraus in dem ungestümen Freudengeschrei der Menge, welche den Palast erfüllte, vernommen. Sie hörte es an, ohne ein einziges Wort auszusprechen und ohne eine Miene zu ändern.

Hermann fragte sie, ob sie eine Einwendung gegen die wider sie verhängte Todesstrafe zu machen habe. Sie schüttelte den Kopf und stand auf, als ob sie selbst zur Hinrichtung gehen wollte. Wilder Beifallsjubel verfolgte sie bis auf die unterste Stufe der vom Tribunal nach dem Gefängniß führenden Treppe.

Das erste Tageslicht begann mit dem Schein der Fackeln, mit welchen die Gensd'armen ihr leuchteten, zu kämpfen. Es war vier Uhr Morgens. Ihr letzter Tag war angebrochen. Man brachte sie bis zur Stunde der Hinrichtung in den düstern Saal, in welchem die zum Tode Verurtheilten den Henker erwarten. Sie verlangte vom Gefängnißwärter Dinte, Papier und Feder, und schrieb an ihre Schwester einen Brief, der später unter den Papieren Couthon's, dem Fouquier-Tinville diese Todesmerkwürdigkeiten und diese Reliquien des Königthums zum Geschenk machte, gefunden wurde.

Die Königin schlief ruhig einige Stunden lang, nachdem sie gebetet und geschrieben hatte. Die Tochter der Madame Bault kleidete sie bei ihrem Erwachen an und ordnete ihre Haare mit mehr Sorgfalt und mit mehr Rücksicht auf ihr Aeußeres, als an anderen Tagen. Marie Antoinette legte das schwarze Kleid ab, welches sie seit dem Tode ihres Gatten getragen hatte, und zog zum Zeichen ihrer Schuldlosigkeit für die Erde und ihrer Freude für den Himmel ein weißes Kleid an. Ein weißes Halstuch bedeckte ihre Schultern und eine weiße Mütze ihre Haare. Nur ein schwarzes Band, welches diese Mütze um die Schläfe herum festhielt, erinnerte die Welt an ihre Trauer, sie selbst an ihren Wittwenstand, das Volk an ihre Hinopferung. Fenster und Brustlehnen, Dächer und Bäume waren mit Zuschauern überladen.

Als sie von der Treppe aus auf den Hof trat, bemerkte sie den Karren der Verurtheilten, zu dem die Gensd'armen sie hinführten. Sie blieb stehen, als ob sie wieder rückwärts gehen wollte,

und machte eine Geberde des Staunens und des Abscheues. Sie hatte geglaubt, das Volk würde wenigstens bei seinem Hasse den Anstand beobachten und sie würde, wie der König, in einem verschlossenen Wagen zum Schaffot gebracht werden. Als sie diese Regung unterdrückt hatte, neigte sie das Haupt zum Zeichen der Ergebung und bestieg den Karren.

Der Priester und der Henker halfen ihr beim Herabsteigen, indem sie ihre Ellenbogen unterstützten. Majestätisch stieg sie die Stufen des Gerüstes hinauf.

Als sie auf dem Schaffot anlangte, trat sie aus Unachtsamkeit auf den Fuß des Henkers. Dieser stieß vor Schmerz einen Schrei aus. „Verzeihen Sie mir!“ sagte sie zu dem Henker in einem Ton, als wenn sie zu einem ihrer Hofleute gesprochen hätte.

Sie kniete einen Augenblick nieder und sprach halblaut ein Gebet; hierauf stand sie auf und sagte, indem sie nach den Thürmen des Tempels blickte: „Lebt nochmals wohl, meine Kinder, ich gehe — zu euerem Vater!“

Der Henker, der mehr als sie zitterte, wurde von einem Schauder ergriffen, so daß seine Hand zögerte, als er das Beil heruntergleiten ließ. —

Das Haupt der Königin fiel. — —

Der Nachrichter nahm es bei den Haaren und ging auf dem Schaffot herum, indem er es mit der rechten Hand in die Höhe hob und dem Volke zeigte.

Der anhaltende Ruf: „„Es lebe die Republik!““ begrüßte dieses abgeschlagene Haupt, auf dessen Gesichtszügen bereits der Schlaf des Friedens ruhte. *). —

Die Revolution hielt sich für gerächt und war nur enthüllt — als die **blutgierigste Bestie!** —

---

*) Merkwürdig ist ein früheres Ereigniß in dem Leben der Königin.

Im Schlosse zu Versailles richtete man die Appartements für Maria Antoinette ein, und in dem Salon de la Reine hat die aus Spiegeln künstlich zusammengesetzte Sopha-Nische eine Stelle, wo durch ein optisches Spielwerk herbeigeführt ist, daß der Hineinschauende sich — ohne Kopf erblickt.

Mit diesem Scherze wollte man die Königin bei ihrem ersten Eintritt in den Salon überraschen. — Einer der Höflinge, der Herzog von Durand, führte sie hinein, um sie auf dieses seltsame Kunststück aufmerksam zu machen. Die Königin erschrack, indem sie sich ohne Kopf erblickte, und rief erbleichend: „Pas de tête!“

Bis auf den heutigen Tag kann man noch an derselben Stelle im Schlosse zu Versailles dieses Schauer-einflößende Kunststück sehen. —

390. Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth, Schwester des Königs von Frankreich.

Elisabeth von Frankreich, Schwester des Königs Ludwig XVI., war geboren zu Versailles am 23. Mai 1764.

Ihr Leben ist ein Bild der zärtlichsten Geschwisterliebe, der herrlichsten Tugenden, der höchsten Ergebung und weiblichen Würde. Sie war das zweite Kind des Dauphin's Ludwig und dessen zweiter Gemahlin, Josephe von Sachsen. Schon im dritten Jahre ihres Lebens verlor sie ihre Eltern, genoß aber eine vortreffliche Erziehung und erwarb sich viele Kenntnisse, besonders in der Geschichte und Mathematik. Als ihr Bruder Ludwig XVI., an dem sie mit unbeschreiblicher Innigkeit hing, sich die Blattern einimpfen ließ, that sie es auch; sie ließ aber zugleich noch sechzig junge arme Mädchen impfen, die mit derselben Sorgfalt behandelt werden mußten, als sie selbst. Als man ihr eine Haushaltung einrichtete, wurden ihr unter Anderem auch fünf und zwanzig tausend Livres jährlich zu Diamanten angewiesen; allein auf ihr Verlangen mußte diese Summe sechs Jahre nacheinander an eine junge unvermögende Person, die sie hochschätzte, gezahlt werden. Ihre beabsichtigte Verheirathung mit dem Herzoge von Aosta, Infanten von Spanien, dem zweiten Sohne des Königs beider Sicilien, zerschlug sich. Auf einem Landgute, welches der König ihr gekauft hatte, verlebte Elisabeth die schönsten Stunden ihres Lebens unter ländlichen Beschäftigungen, im Wohlthun und im Genusse der Natur, bis der Anfang der Revolution dieses Glück störte.

Die Versammlung der Notablen versetzte sie Anfangs in Schrecken; aber bald wendete sie Alles an, um den Kummer zu mildern, der sich ihres unglücklichen Bruders bemächtigte. Sie war es, die ihm am 6. October 1789 die Festigkeit einflößte, die er zeigte; sie begleitete ihn am anderen Morgen nach Paris und nach dem Stadthause; sie folgte Ludwig, als er flüchtete, und wurde von Varennes mit ihm zurückgebracht; sie war es, die an seiner Seite ein Wüthender am 20. Juni 1792 für die Königin ansah und ihr zuschrie: „Seht da die Oesterreicherin! zum Tode mit ihr!“ und als hierauf ein Gardeoffizier eilte, sie zu nennen und so den Irrthum aufzuklären, rief Elisabeth: „„O, warum läßt man sie nicht in der Meinung, ich sei die Königin; es würde dann vielleicht ein größeres Verbrechen vermieden werden!““ — Am 10. August war sie durch Nichts, selbst nicht durch des Königs Bitten, zu bewegen, das Schloß zu verlassen; sie folgte ihm in die Nationalversammlung. Da vernahm sie die Thronentsetzung ihres

Bruders, und war zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des sichersten Kerkers für die königliche Familie berathschlagte. In dem Tempel, wohin man auch sie einschloß, vergaß sie ganz sich selbst, um nur für Andere zu leben. War sie am Hofe nur Bescheidenheit und Güte gewesen, so war sie hier die Geduld und Ergebung selbst. —

Ludwig und Maria Antoinette waren schon längst geopfert, da führte man endlich auch Elisabeth am 9. Mai 1794 um sieben Uhr Abends aus dem Tempel in die Conciergerie, wo sie sogleich bei verschlossenen Thüren verhört ward. Als Verbrechen bürdete man ihr auf, daß sie mit ihren Brüdern Briefe gewechselt hatte.

Als sie am anderen Morgen wieder vor dem Tribunal erschien, antwortete sie, indem man nach ihrem Namen und Range fragte: „„Ich heiße Elisabeth von Frankreich, und bin die Tante eueres Königs!““ (Ludwig's XVII.)

Diese muthige Antwort, ausgesprochen in einem Augenblicke, wo sie, ohne Beistand, nur von blutdürstigen Richtern sich umgeben sah, setzte diese in Erstaunen und unterbrach auf kurze Zeit das Verhör.

Alsdann verdammte man sie zum Tode durch das Fallbeil.

Man hatte mit ihr noch vier und zwanzig andere Schlachtopfer verurtheilt, war aber grausam genug, sie erst Zeugin der Hinrichtung aller dieser Unglücksgefährten sein zu lassen, ehe man ihr eigenes Dasein endete. Mit Ruhe und demüthigster Ergebung in den Willen Gottes gab sie ihr Leben hin und nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloh ihren Lippen. Sie starb am 10. Mai 1794. —

Elisabeth war eine anmuthige und einnehmende Erscheinung; ihr Haar kastanienbraun; ihr blaues Auge von einem rührenden Anflug von Schwermuth umwölkt; sie blieb stets bescheiden und fast furchtsam in den Umgebungen prachtvoller Größe, muthig im Unglücke, und immer fromm und tugendhaft. —

---

391. Ludwig XVII., Kronprinz von Frankreich.

Ludwig war im Jahr 1789, in welchem die französische Revolution ausbrach, erst vier Jahre alt, ein Knabe von zierlichem Wuchse, von freundlichem Gesichte, den Kopf mit schönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen. Sein Vater Ludwig XVI., der König von Frankreich, und seine Mutter Antoinette hatten ihn sehr lieb, nahmen ihn liebkosend in die Arme

und sahen seinen unschuldigen Spielen oft zu. Wenige Kinder gaben so große Proben von Verstand und Lernbegierde, weßhalb die königlichen Eltern und alle aufrichtigen Freunde des Vaterlandes die freudigsten Hoffnungen von dem jungen Prinzen hegten. Aber die Leidensstunde hatte für die Königsfamilie geschlagen; es begannen die Greuel der Revolution und die königliche Familie wurde in den Kerker geworfen. Wie wir bereits gelesen, war der Abschied des endlich zum Tode verurtheilten Königs von seiner Familie wahrhaft herzzerreißend.

Und kaum war der Wagen, der den König zum Schaffot bringen sollte, weggefahren, so sprang Ludwig, den die Mutter nicht länger zurückhalten konnte, mit größter Schnelligkeit die Treppe hinab. Die unten stehende Schildwache ließ ihn nicht weiter. Das Kind sagte: „Bitte, bitte, laßt mich gehen! Ich will auf die Straße; da will ich niederknien und die Leute anflehte, daß sie meinen Vater nicht ermorden!“ — Umsonst, er sah den unglücklichen Vater nie wieder. — Der Prinz war damals acht Jahre alt.

Einige Zeit darauf wurde auch die Mutter von ihm getrennt und in ein anderes Gefängniß gebracht, und er blieb mit Schwester und Tante allein in dem düstern Thurme. Vergebens bat er seine Wächter Tag für Tag flehentlich, daß sie ihn doch zu seiner Mutter bringen möchten; allein er wurde nicht gehört. Einst ließ man ihn den lärmenden Zug bei einem Feste mit ansehen, welches vom Volke gefeiert wurde. Er fragte: „Geschieht dieß vielleicht, um auch die Mutter in den Himmel zum Vater zu bringen?“ Hierauf weinte er sehr und man hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen.

Endlich kam die Zeit, wo auch über die Mutter das Todesurtheil ausgesprochen wurde. Sie durfte vor ihrem traurigen Ende ihre Kinder nicht mehr sehen, so sehr sie auch darum bat.

Nach der Hinrichtung setzten die Unmenschen das Kind in einen Wagen, führten es auf den Richtplatz und zeigten ihm die Guillotine und erklärten, wie seinen Eltern der Kopf damit abgeschlagen worden sei. Ludwig sah mit weinendem Auge ihr Blut auf der Erde, und der Wagen rollte darüber hin. Mit rauher Stimme sprach der Führer zu ihm: „„Sieh', dieß war das Schicksal deiner Mutter und deines Vaters; auch dir wird's nicht besser gehen, wenn du es dir jemals einfallen lässest, König werden zu wollen, oder auch nur gegen die Gesetze der Republik zu handeln!““

Nun wurde der Prinz wieder zurück in den Thurm gebracht und in eine Kammer gesperrt. Noch eine Zeit lang blieben ihm Schwester und Tante; aber auch Letztere, die nie einen Menschen

beleidigt hatte, wurde endlich zur Schlachtbank geführt, und die Schwester zu ihren Verwandten nach Deutschland gesandt.

Nun hatte der Arme Alles verloren, was ihm auf Erden lieb war. Die unmenschlichen Gewalthaber peinigten das unschuldige Kind, wie kein Wilder es würde gethan haben. Er aber blieb stets ruhig und geduldig und sah zum Himmel auf, wohin Alles gegangen, was ihm lieb und theuer gewesen. Seine einzige Gesellschaft war ein Schuhflicker Namens Simon, ein unwissender und roher Mensch, und Einer von den vielen Tyrannen, die damals Alles vermochten. Dieser Unmensch machte es sich zu einem ganz eigenen Geschäfte, die Seele und den Leib des unglücklichen Kindes zu verderben. Er gab dem Prinzen unausgesetzt Unterricht im Fluchen mit den abscheulichsten Ausdrücken und zwang ihn — Branntwein in Menge zu trinken, um ihn dumm und krank zu machen. Lange jedoch widerstand die gute Natur des Kindes den üblen Folgen dieses verderblichen Getränkes, und Simon selbst mußte noch vor ihm, und zwar durch die Guillotine sterben.

Das arme Kind wurde nun zwei anderen Barbaren übergeben, die es Tag und Nacht bewachten und für dessen sichere Aufbewahrung haften mußten. Um desto gewisser zu sein, wurde die Kammer des kleinen Gefangenen verschlossen und verriegelt. Es wurde in der Wand ein Loch mit einem Schieber angebracht, durch welches man ihm das Essen hineinschob. Der Prinz mußte, wenn er gegessen hatte, die Schüssel wieder durch das Loch zurückgeben. Niemand kam in seine Kammer; nicht einmal das Bett wurde ihm gereinigt und geordnet. So brachte Ludwig, der Königssohn, sein trauriges Leben auf einem ekelhaften Lager hin, und es läßt sich leicht denken, in welchem Zustand er sich befand, indem seine Kammer nie gereinigt wurde. Sobald es dunkel war, rief man ihm zu, er solle sich schlafen legen; denn nie ward ihm ein Licht gegeben. Da sank denn der Knabe auf seine Kniee, faltete die Hände und verrichtete sein Abendgebet, wie es ihn die fromme Mutter gelehrt hatte. Dann legte er sich nieder, obgleich er noch gerne gearbeitet hätte. Kaum war er eingeschlafen, so ließ sich wieder eine donnernde Stimme hören: „„Capet, wo bist du?““ Das arme Kind antwortete schlaftrunken: „Hier bin ich!“ Der Unmensch rief: „„Komm her, daß ich dich sehe.““ Das zitternde Kind kam halb nackt an die aufgeriegelte Thüre. Nun schrie man mit rauher Stimme: „„Du kannst dich wieder niederlegen!““ Nach einigen Stunden erschallte von Neuem der Ruf: „„Capet, wo bist du?““ — So wurde dem unglücklichen Kinde nicht einmal der Schlaf und die Nachtruhe gegönnt! —

Doch klagte Ludwig niemals. Mit unaussprechlicher Geduld und frommer Ergebung ertrug er alle diese grausamen Plagen, bis er unter den fortdauernden Leiden gänzlich erlag. Fünfzehn Monate lang bewahrte er zuletzt seinen Peinigern gegenüber ein hartnäckiges Stillschweigen. Er starb am 8. Juni 1795, zehn Jahre und drei Monate alt. —

---

392 und 393. Die Kapelle der Sühne.

I.

Ein Reisender berichtete im Jahr 1837 aus Paris in der damals zu Frankfurt am Main erschienenen Zeitschrift „der Phönix" wie folgt:

In der Straße d'Anjou St. Honoré zu Paris befindet sich die sogenannte „Chapelle expiatoire." Der Bau derselben wurde bereits unter König Ludwig XVIII. angefangen. Die langen düsteren Cypressenalleen vor derselben und die Trauersymbole an derselben sind geeignet, die tiefste Wehmuth zu erwecken.

Die Kapelle selbst, zu der Kreuzgänge führen, bildet ein recht anmuthiges Hemicyklium; in der Mitte des Durchmessers ist die Hauptthüre angebracht, die sich aber nur vor königlichen Personen öffnet; die Fremden, welche das Trauerdenkmal besuchen, werden durch Seitenthüren eingelassen.

Das Innere der Kapelle selbst trägt einen ernsten Charakter. Das Testament Ludwig's XVI. ist mit goldnen Lettern auf eine schwarze Marmortafel eingegraben. *)

Unter der Kapelle befindet sich die Gruft, in welcher die Gebeine des unglücklichen Königs von Frankreich Ludwig XVI. und der Königin Maria Antoinette ruhen.

---

*) In seinem Testamente vom 25. December 1792 heißt es:

„Ich vergebe von ganzem Herzen Denen, die sich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu Veranlassung gab, und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben.

Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte — König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergesse, namentlich mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß er sich gänzlich dem Glücke seiner Mitbürger widmen solle; daß er das Glück seiner Völker nur dann begründe, wenn er nach den Gesetzen regiert; daß aber der König nur dann dem Gesetze Achtung verschafft und seinen guten Zweck erreicht, wenn er das dazu nöthige Ansehen besitzt."

Eine Treppe führt aus der Kapelle in die Gruft. Man sieht hier Nichts als die nackten Mauern und den steinernen Sarg mit den ehrwürdigen Ueberresten der Königsfamilie.

Eine Lampe brennt vor dem Sarge.

Und wenn man so recht auf den friedenumwehten Sarg hinschaut, bestrahlt von dem matten Zwielicht dieser Lampe, da glaubt man auf demselben eine Krone zu sehen, geschmückt mit den Lilien Frankreichs, aber schauerlich von geronnenem und doch immer noch wie frisch aussehendem Königsblute geröthet. — Auch das melancholisch hin- und her bebende Flämmlein dieser Grabeslampe scheint schmerzerregt den Anwesenden um ein Gebet zu bitten; aber nicht für die Seelenruhe des so schmachvoll hingerichteten Königpaares, sondern für die Seelenruhe — ihrer Mörder. —

Das ist die „Kapelle der Sühne" zu Paris! —

Und der schlichte steinerne Sarg in dieser Gruft — ist der Markstein, an welchem die neue Aera der Weltgeschichte beginnt! —

II.

Eine Reisende berichtet im Jahr 1854 aus Paris:

Die „Chapelle expiatoire" befindet sich auf dem ehemaligen Magdalenen-Kirchhofe zu Paris, auf dem man das unglückliche Königspaar bestattete. *) Ein Privatmann Namens Descloseanx hatte diesen Platz in der Revolutionszeit erkauft und zur Sicherheit der Gebeine, die er als Anhänger des hingerichteten Königs ehrte, in einen Obstgarten verwandelt. Man sagt: Der Getreue sandte alljährlich der Tochter Ludwig's XVI., die sich im Jahr 1797 zu Mitau mit dem Herzoge von Angoulême vermählt hatte, einen Blumenstrauß, erblüht auf dem Grabe ihrer Eltern.

Als man die Gebeine in die Ahnengruft nach Saint Denis später heimgetragen, die Erde, welche die Särge barg, möglichst unberührt gelassen und in zwei Nachbargräber andere hier entdeckte Opfer der Revolution nebst den Schweizergarden verscharrt hatte, errichtete Ludwig XVIII. die kleine von Cypressen umgrünte Kapelle.

In der Rotunde derselben befinden sich — goldene Candelaber und Betstühle von rothem Sammet; vor dem Altar ein gestickter Teppich, von der Hand der Königstochter gearbeitet, wie auch das Meßtuch; zu beiden Seiten die Statuen von Ludwig XVI. und Marie

---

*) Ludwig's Grab befand sich zwischen den Gräbern Derer, die einst bei seinem Vermählungsfeste auf dem Ludwigsplatz erdrückt worden waren, und der am 10. August 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer.

Antoinette; er im Ornat, sie, mit aufgelöstem Haar sich klammernd an die Religion, eine Gestalt mit dem Kreuze; ein lilienbesäeter Mantel entfällt der halb hingesunkenen, oder von den Knieen sich aufraffenden Königin; auf seinem Saume liegt die Krone, gleichsam dem Haupt entfallen; neben sie in die Falten hat eine Hand mit zartem Sinn eine künstliche weiße Rose gelegt, wunderschön — mit Thautropfen.

Zu den Füßen beider Gruppen, auf dem Marmor-Piedestal liest man hier einen Auszug aus dem Testamente des Königs und dort von dem Briefe, den Marie Antoinette aus dem Kerker an Madame Elisabeth richtete. *)

Hinter jeder Bildsäule führt eine Zwillingstreppe in ein Gewölbe hinab, wo das königliche Paar ein und zwanzig Jahre ausruhte von seinem Martyrthum für die Vorfahren. Ein Altar von grauem Marmor bezeichnet die Stelle, wo man Ludwig XVI. begrub. Etwa fünf Fuß weiter in der Ecke lag die Königin.

In der Kapelle wird täglich eine heilige Messe gelesen.

Auf einem rothsammetnen Betstuhle liegt ein offener rothgoldner Beutel, in den die Eintretenden ihr Almosen werfen, und der von einer ältlichen Frau bewacht wird.

Auf der anderen Seite, auch vor einem rothsammetnen Betpulte liegt ein offener rothgoldner Beutel, um Almosen von den Besuchern für Kranke aufzunehmen; eine barmherzige Schwester, ein noch ganz junges rosiges Antlitz mit zufriedenen heiteren Zügen, kniete dort, leise versenkt in Andacht, oder lesend in ihrem schwarzen Gebetbüchlein. —

394. Der alte Zitterer.

Im Jahr 1854, und zwar in der Woche des Festes Allerheiligen und des Gedächtnißtags Allerseelen, starb unweit Vinay, im französischen Isere-Departement, ein mehr als neunzig Jahre alter Mann mit Namen Pierrard, seines Geschäfts ein Haarkräusler und weiland Tambour im Dienste der ersten Republik Frankreichs.

Die Umgegend nannte ihn nur „den alten Zitterer."

Und warum?

Er befehligte nämlich als Tambourmajor die Tambours am 21. Januar 1793 bei der Hinrichtung Ludwig's XVI., Königs von Frankreich.

*) Es sind die echt weiblichen Worte: „Ich hatte Freunde, und sie sollen wissen, daß ich bis zur letzten Stunde ihrer dachte." —

Bekanntlich riß sich auf der Guillotine der König für einen Augenblick von der Hand seiner Henker los, war einen Schritt gegen die Brüstung getreten und rief: „Franzosen, ich sterbe unschuldig an den mir aufgebürdeten Verbrechen, und ich wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme!“

Da gab der rasende Santerre die Weisung, durch Trommelwirbel des Königs Stimme auf dem Schaffot zu übertönen, und Pierrard commandirte rasch seine Tambours, die Trommeln erdröhnten, und es fiel des Königs Haupt unter dem Fallbeile. — —

In all' seinen späteren Lebenstagen sah Pierrard nur mit Schmerz und Wehmuth auf sein damaliges Amt und Wirken bei dieser greuelvollsten Scene der Geschichte Frankreichs zurück.

„„Ich arme Seele!““ seufzte er oft, und zitterte wie Espenlaub so bang und wie von Entsetzen berührt, wenn je von diesem schrecklichen Ereignisse die Rede war.

Und darum hieß ihn das Volk mit kurzem Worte nur „den alten Zitterer!“ —

---

395. Opferwillige Hingebung einer Gattin.

Maria Chamans Graf von Lavalette, geboren zu Paris 1769 von Eltern niedern Standes, studirte die Rechte und ward zur Zeit der Revolution Offizier der Nationalgarde und vertheidigte im August 1792 die Tuilerien. Später diente er am Rhein und in Italien, wo Bonaparte, der Beweise von seiner Geschicklichkeit und Verschwiegenheit erhalten hatte, ihn zu seinem Adjutanten machte. Durch seine Vermählung mit der Nichte Josephinen's, der Tochter des Marquis Beauharnais, trat er Bonaparte noch näher, begleitete ihn nach Aegypten, wurde nachher Oberpostmeister und später zum Grafen erhoben.

Nach der Restauration verlor er seine Stelle; als aber Ludwig XVIII. am 20. März 1815 flüchtete, erschien er mit dem General Sebastiani wenige Stunden nachher im Postamt und forderte den königlichen Ober-Postdirektor Ferrand mit der größten Höflichkeit auf, ihm als dem vom Kaiser ernannten Ober-Postdirektor seine Stelle zu übergeben. Sogleich traf er nun Maßregeln, Napoleon's Unternehmen zu befördern, wofür die Pairswürde sein Lohn war.

Nach der Rückkehr des Königs verhaftet, wurde er im November 1815 von Geschworenen als Napoleon's Mitschuldiger zum Tode verurtheilt.

Schon war der Tag seiner Hinrichtung bestimmt, als am Vorabend seine Gattin die Erlaubniß erhielt, ihn in der Conciergerie zu besuchen. Sie ließ sich, von ihrer zwölfjährigen Tochter und deren Hofmeisterin begleitet, in einer Sänfte zu ihrem Manne bringen. — Nach einiger Zeit nahten die beiden Letzteren dem Gitterthore wieder und wünschten hinausgelassen zu werden. Sie schienen die Gräfin zu unterstützen, die sich in einen Pelzmantel gehüllt hatte, und, das Schnupftuch vor die Augen haltend, in die tiefste Betrübniß versunken war. — Als nach einigen Minuten der Gefangenwärter in den Kerker trat, war der Gefangene verschwunden und auf seinem Platze saß seine — Gattin; zwar wurde die Sänfte eingeholt, aber man fand nur das Kind, da der Vater bereits ausgestiegen und entflohen war.

Seine heldenmüthige Frau wurde eine Zeit lang im Gefängnisse gehalten, und ihr Geist erlag den heftigen Gemüthsbewegungen.

Der Graf Lavalette selbst hielt sich noch, trotz der Wachsamkeit der Polizei, vierzehn Tage in Paris verborgen, kam dann unter dem Schutze dreier Engländer, Robert Wilson, Capitän Hutchinson und Bruce in der Kleidung eines englischen Generals, glücklich durch Frankreich nach Belgien und von da nach München. —

In diesem strengsten Incognito war der Graf glücklich bis zur letzten Poststation Frankreichs gekommen. — Der Postmeister, der sich, während frische Pferde eingespannt wurden, an der Thüre des Posthauses befand, trat an den Wagen und erkennt seinen alten Oberpostdirektor trotz der englischen Uniform.

„Haben Sie“ sagte er, „von der Flucht des Grafen Lavalette gehört? Ich möchte wohl wissen, ob es ihm gelungen, aus Paris zu kommen. Man verfolgt ihn durch Steckbriefe auf der Straße von Brüssel, da man glaubt, daß er auf dieser aus Frankreich entfliehen werde.“

Herr von Lavalette, welcher sich verrathen glaubt, antwortet befangen und stotternd in englischem Accent: daß er englischer Offizier sei, im Auftrage seiner Regierung nach Brüssel reise, und davon nichts wisse.

„In diesem Falle“ erwiederte der Postmeister, „bitte ich Sie, hundert Louisd'or, die ich ihm schulde, mitzunehmen und ihm zuzustellen.“

In solcher Lage muß man selbst den Ausdruck der Dankbarkeit niederhalten, und obschon der Graf von Lavalette sah, daß er es mit einem Manne, der ihm sein Glück verdanke, zu thun habe; so war er doch genöthigt, die Bitte des Mannes ziemlich trocken auszuschlagen, indem er mit Mühe — die Thränen der Rührung verbarg, die seine Augen benetzten.

Aber glücklich über die Grenze gekommen, sagte der Graf dem Postillon: „„Hier, Freund, sind zehn Louisd'or, trinke auf die Gesundheit deines Herrn, und sage ihm — Lavalette sei gerettet!““ —

396. Die heldenmüthige Tochter.

Als vor den französischen Freiheitshelden Niemand, der Geld oder Gewissen besaß, mehr sicher war, hatte sich auch der Graf La Rochefoucault in einen abgelegenen Wald geflüchtet. Aber in diesem Versteck war der ehrwürdige Greis bald nahe daran, Hungers zu sterben. Da entschloß sich seine Tochter zu einer heldenmüthigen Aufopferung für ihren Vater. Weil sie keine Lebensmittel mehr kaufen konnte, ging das edle Fräulein hin, um solche zu erbetteln; und weil keine Freunde in ihrer Nähe waren, an deren Mitleid sie sich hätte wenden können, wagte sie sich mitten unter ihre Feinde, wo ihr der Tod auf dem Blutgerüste drohte. Sie begab sich geraden Wegs in das Lager ihrer Feinde, und sprach: „Gebt mir Brod für meinen Vater!“ — Und diese muthige Aufopferung der edlen Bettlerin rührte einen Republikaner, an welchen sie sich gewendet hatte, so sehr, daß er ihr nicht nur Brod gab, sondern auch ihr und ihrem Vater das Leben rettete. —

397. Der Lieblingshund einer Kaiserin.

Fortuné war der Lieblingshund Josephinen's, der Gemahlin des Kaisers Napoleon I.; sie widmete ihm die größte Sorgfalt, die an Liebe grenzte. Aber der Hund hatte auch ehedessen diese Aufmerksamkeit und Dankbarkeit seiner Herrin im vollsten Maaße verdient.

Josephine war nämlich zu gleicher Zeit mit ihrem ersten Gatten, dem General Beauharnais, während der ersten Revolution Frankreichs verhaftet worden und befand sich in ihrem Gefängniß in um so größerer Unruh, als sie von Dem, was außer ihm vorging, nicht das Geringste erfuhr.

Endlich aber gelang es ihren Kindern — die Erlaubniß zu erhalten, daß sie, begleitet von ihrer Gouvernante, ihre Mutter in der Kanzlei des Gefängnisses sprechen konnten. Doch hier war bei allen Besuchen der unerbittliche Gefangenwärter zugegen, und es war unmöglich, ein Wort im Geheimen zu sprechen.

Die Noth aber ist erfinderisch.

Der Hund Fortuné war stets mit bei diesen Besuchen, und so kam denn die Gouvernante auf den Einfall, den Hund mit einem schönen neuen Halsbande zu schmücken und darunter ein Briefchen zu verstecken, welches Dasjenige enthielt, was man Josephinen im Beisein des Gefangenwärters nicht sagen konnte. Josephine errieth sogleich, was man mit dem neuen Bande deuten wollte, und indem sie sich stellte, als spiele sie mit ihrem Hunde, nahm sie das Billet heimlich hervor und schob bei der nächsten Zusammenkunft ein anderes dafür unter, was ihre Antwort auf das erste enthielt. So wurde zwischen ihr und ihren Freunden ein Briefwechsel vermittelt, durch den Josephine die Schritte erfuhr, die für ihre Befreiung geschahen, was Alles ihren Muth zum Gott-vertrauenden Ausharren außerordentlich stärkte.

Sie wurde endlich befreit, und stieg aus dem Kerker, um später den Kaiserthron Frankreichs, gleichsam als sichtbarer Schutzengel desselben, zu besteigen.

Dem Hunde Fortuné aber, der bei diesem Briefwechsel die Vermittlungsrolle so geschickt und treu gespielt hatte, blieb von da an bis zu seinem Tode die Liebe nicht nur Josephinen's, sondern ihrer ganzen Familie. —

398. Ein kostbarer Lehnstuhl.

In Paris wohnte seit vielen Jahren ein beinahe achtzigjähriger Greis in einem Hause, das früher sein Eigenthum gewesen, bei dessen Verkauf er aber nur eine elende Mansarde für sich behalten hatte. Obgleich er früher Tapezirer war, und es ihm somit gewiß leicht geworden wäre, in dem bewundernswerthen Hospitale, welches ein ehemaliger Tapezirer unter dem Schutze des heiligen Michael zu Saint Mande gegründet und einzig und allein für Greise dieser Profession bestimmt hat, aufgenommen zu werden; vermochte doch kein Bitten, ihn zu bewegen, seine Mansarde zu verlassen, aus deren Fenster er die Aussicht auf den Hof des Taubstummeninstituts hatte. Niemand besuchte ihn, als seine zwei Verwandten, die ebenfalls schon bejahrt waren und ihm, obgleich selbst wenig mit Glücksgütern gesegnet, eine kleine Pension auszahlten.

„Meine Kinder,“ sagte er zuweilen zu ihnen, „seid überzeugt, daß Gott euch das Gute, das ihr mir erweiset, auch vergelten wird! Euch verdanke ich, daß ich noch ferner unter diesem Dache wohne, von wo ich das von meinem ehemaligen Beschützer, dem

Abbé de l'Epée, gegründete Haus sehen kann! Ich werde bald sterben und hinterlasse euch nur sehr wenig, aber dringend bitte ich euch, verkauft den alten Lehnstuhl nicht, in dem ihr mich jetzt sehet und den ich seit fünfzig Jahren beinahe nicht mehr verlassen habe! Er ist ein alter Freund, dem ich die Erhaltung meines Lebens am 10. August 1792 verdanke! Ich hatte damals die Ehre, für den Tapezirer des Königs zu arbeiten und beendigte eben einige Veränderungen an den Vorhängen in dem Kabinet der Königin Marie Antoinette, als die Marseiller und die Aufrührer des Faubourg Saint Antoine den Kampf mit den Schweizern begannen. Das Schloß wurde eingenommen und man hätte mich ohne Zweifel ermordet, wenn mir nicht die Gefahr eine List eingegeben, die der glückliche Erfolg völlig rechtfertigte. Ich riß die beiden Schöße von meinem Rocke, machte mir eine Carmagnolenjacke daraus, schwärzte Gesicht und Hände mit dem Ruß, den ich noch im Kamin fand, und sah nun gerade aus wie Einer der Kämpfenden. Als darauf die Plünderung begann, nahm ich diesen Sessel, und denselben auf dem Kopfe davontragend, ging ich ohne Anfechtung durch halb Paris. Bei der Freundschaft, die ihr für mich habt, bitte ich euch, bewahret diesen alten königlichen Sessel zu meinem Andenken, er wird euch Glück bringen!" —

Jetzt ist der Greis gestorben. —

Seine Neffen ließen ihn anständig begraben, und dann dachten sie daran, die armseligen Meubles des Verstorbenen unter sich zu theilen. Gleich von vorn herein wollte Keiner den alten Lehnstuhl nehmen; es war ein schwerer, harter, halb verdorbener Sessel, und hätte nicht die Achtung vor dem letzten Willen des Verstorbenen die Erben zurückgehalten, so hätte er sicherlich einem von ihnen bald als Brennholz gedient. Während sie so hin und her stritten, versuchte der Eine, den alten Sessel von seiner Stelle zu rücken und fand ihn, mit Rücksicht auf die ziemlich leichten Stoffe, aus denen er bestand, ungeheuer schwer. „„Mein Gott!"" sagte er, „„man sollte meinen, er wäre mit Blei statt mit Pferdehaaren gefüllt!"" — „„Das ist sonderbar!"" meinte der Andere, und versuchte ebenfalls, ihn aufzuheben. Beide sahen einander an und derselbe Gedanke stieg in ihnen auf. Augenblicklich wurde der Ueberzug vom Sessel genommen. Man denke sich die Ueberraschung und die Freude der alten Erben, als sie zwischen zwei Lagern von Pferdehaaren drei und vierzig Rollen Goldstücke von allen Regierungen von Ludwig XV. bis auf Ludwig Philipp fanden. Und als sie den Lehnstuhl nach allen Seiten hin untersuchten, entdeckten sie zwischen den Gurten noch eine Art Schublade und in derselben

eine Rentenanweisung von eintausend Francs und einige andere Papiere; dabei ein Päckchen mit fünftausend Francs, das die Aufschrift hatte: „Für die Armen!“ —

399. Der Lorbeerkranz und die Dornenkrone.

Im Jahr 167 nach Christi Geburt ließen zu Rom die heidnischen Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Varus alle ihre Krieger Lorbeerkränze aufsetzen — zum Zeichen der öffentlichen, allgemeinen Freude.

Es war aber Einer unter den Kriegern, der war ein Christ und setzte seinen Lorbeerkranz, den er im heißen, siegreichen Kampfe gegen Roms Feinde wohl verdient hatte, nicht auf das Haupt, sondern hing ihn an den Arm.

Und als man ihn fragte, warum doch er allein nur vor allen übrigen Soldaten eine Ausnahme sich gestatten wolle, da antwortete er: „Es geziemt einem Christen nicht, daß er in diesem Leben gekrönt werde!“ — —

Ein sehr wahrer Ausspruch!

Denn — welchen Werth hat wohl ein Lorbeerkranz, dessen Blätter so schnell verwelken? Die Früchte des Lorbeerbaums sind bitter und unerquicklich! Die Dornenkrone der Weltentsagung und Selbstkreuzigung steht besser auf des Christen Haupt, denn sie ist das Diadem seines Königs am Kreuze. Wer diese Dornenkrone mit Geduld trug sein Leben lang, dem nimmt sie dereinst der Herr ab — für immer, und reicht ihm dafür die goldene Himmelskrone im Lande der Verklärung. —

400. Einige Züge aus dem Leben des Grafen Johann Sporck, k. k. Generals der Cavallerie.

Zwischen dem Paderborn'schen und dem Münster-Lande liegt in Westphalen das Land Delbrück, in welchem die Bauern lieber Eichen als Obstbäume pflanzen. Als eine Merkwürdigkeit ihres Landes zeigen sie gern den Sporck-Hof. Der letzte Besitzer setzte zweitausend Thaler Strafe darauf, wenn Einer seiner Erben einen Baum vom Gute verkaufe. Deßhalb ist das alte Haus noch von epheu-ummwachsenen Eichen und einem reichen Waldgewoge überdeckt, wie vor alten Zeiten. Doch viel mehr ist der Sporck-Hof stolz — darauf, daß hier der Bauerssohn aufwuchs, über den einst

ein Zeitgenosse, der General von Chavagnac, in seinen zu Besançon im Jahr 1699 erschienenen Memoiren das allgemeine Urtheil dahin aussprach: **Sporck** war ohne Frage der größte Reiter-General in Europa."

Merkwürdig ist der Schritt Sporck's zu dem Soldatenstand. Es war eines Abends im dritten Jahre des dreißigjährigen Kriegs, als vier Bursche in Westerloh, das da eine der sechs Delbrücker Gemeinden ist, hinter den Büschen eines Gesträuches sich miteinander beredeten. Jeder hatte eines der Pferde bestiegen, welche sie hüteten, und so hielten sie ihren ersten Kriegsrath hoch zu Roß. Es ging damals eine unerhörte Aufregung durch das ganze deutsche Land, Alles rüstete, und die Gemüther waren durch die Religions-Parteiung mit wilder Wuth wider einander erfüllt: in der Brust der jungen Leute aber flackerte lustig das Kriegsfeuer. Auch jene Vier hatten den Klang der Werbetrommel, die zum Schutze der katholischen Kirche rief, gehört, und sie lauschten jetzt auf Das, was der Jüngste von ihnen, der neunzehnjährige Sporck, sagte. Denn diesen erkannten sie schon lange, weil er fromm und ebenso klug als kühn war, für ihren Anführer an. Er hatte ja als Knabe schon immer etwas Kriegerisches in seinem Thun gezeigt und sich einen hölzernen Säbel geschnitzt, mit dem er den Disteln die rothen Köpfe abschlug; fragte man ihn nach der Ursache, so sagte er: „Es sind lauter Türkenköpfe!" Später ließ ihn der Ruhm seines ältern Bruders nicht mehr ruhig schlafen. Dieser hatte sich unter den Bayern bereits bis zum Rittmeister aufgedient und funkelte ihm in Helm und Küraß stets vor den Augen, und sah ihn im Geist im Kampfe für die katholischen Altäre. Keinen Tag wäre er nun länger daheim geblieben. Also hatte er seine Kameraden herbeigerufen und stellte ihnen vor, wie sie Gottes Gnade und Ehre bei den Menschen als brave Reiter verdienen könnten. Sie beschlossen einmüthig, noch am Abend fortzueilen. Der Abschied von den heimischen Fluren kam ihnen freilich schwer an, und sie strichen durch die Nacht still und verzagt, bis die Morgensonne ihnen hell in die Augen und in das Herz schien. Da pochten sie fröhlich den Hauptmann in Werl heraus, dieser sah aus dem Fenster und rief lachend: „Habt ihr denn in des Teufels Namen solche Eile, General zu werden?" Sporck aber antwortete ernst: „„In Gottes Namen haben wir diese Eile! den Teufel brauchen wir nicht dazu!"" Und damit trat er ein als Dragoner bei dem Obersten Landsberger. — Das Regiment zog bald nach Böhmen und kämpfte mit in der berühmten Schlacht vor Prag am weißen Berge. Man kann sich leicht vorstellen, daß den jungen

Soldaten das Liedchen, welches die Kugeln pfiffen, das erste Mal nicht ganz lustig vorkam; indessen wurden sie des Dinges bald gewöhnt, schlugen herzhaft darauf, und machten beim Nachsetzen manch guten Fang; denn fest auf dem Pferde zu sitzen hatten sie auf den Haiden ihrer Heimath fast eher als das Sprechen gelernt. Sporck's lieber Bruder aber, der Rittmeister, fiel gleich in dieser ersten Schlacht: um so fester nahm der Ueberlebende es sich vor, nicht eher wieder nach Hause zu kommen, als bis er etwas Ordentliches geleistet habe. Bis dahin dauerte es freilich noch zwölf Jahre, bis der in so stürmischer Zeit vielfach umhergeworfene Reiter die Offiziersschärpe sich eroberte. — In der Schlacht war seine Tapferkeit ungestüm und nachhaltig, er konnte nie Gefechte genug bekommen, weil er immer sich auszeichnen wollte. Kein Nest war so fest verwahrt, er fand einen Eingang. Da nun sein Benehmen so klug als ritterlich erschien, so wurden ihm nicht nur größere Unternehmungen anvertraut, sondern er bekam endlich als Offizier sein eigen Fähnlein zu führen. In den harten Kämpfen, als Wallenstein und Gustav Adolph bei Nürnberg einander gegenüber lagen, geschieht des jungen Sporck bereits rühmlicher Erwähnung.

Im Feldlager der großen Heerführer Tilly und Wallenstein fand Sporck sich auch mit Johann von Werth zusammen, und beide Männer schlossen bald feste Freundschaft. Ihr Zeitgenosse, der Fürstbischof Ferdinand von Paderborn, nannte sie später: „Die beiden stets bereiten Blitze des Gottes- und Kaiserkrieges.“ Beide athmeten dieselbe Begeisterung für das deutsche Vaterland, denselben Abscheu gegen alles Nichtdeutsche, und wie in ihrem Eifer für den Kaiser, so waren sie sich auch gleich in ihrer Anhänglichkeit gegen die katholische Sache. Werth, der ebenfalls von Unten aufgestiegen, war ein Meister in der Kunst, dem Feinde die Quartiere aufzuschlagen, das heißt, ihn unvermuthet in Dorf und Stadt zu überfallen und ihm tüchtig auf die Kappe zu hauen; in Sporck fand Werth den besten Schüler.

Einen kühnen Streich wagte Sporck gegen den General Königsmark. Dieser lag gegen Ende des Herbstes 1638 mit dem besten Theile seines fünftausend Mann starken Corps bei Münnerstadt in Franken. Sporck fiel in tiefer Nacht mit nur fünfzig schweren und dreißig leichten Reitern waghalsig genug über ihn her, schlug nieder, was er erreichen konnte, und flog mit einer Beute von Standarten, fünfzig Gefangenen und dreihundert Pferden wieder davon. Jetzt wurde er — Oberst und erhielt ein fliegendes Corps mit der Unabhängigkeit eines Generals, denn er mußte jetzt seinen Freund Werth ersetzen. Das war es, was sein thatendurstig Herz so lange

schon ersehnt hatte, und es begann nun für ihn eine Kette von kühnen Thaten, die seinen Namen weit und breit geehrt und gefürchtet machten. Er verstand es vortrefflich, seine Reiter für sich zu begeistern, mit ihnen theilte er gute und schlechte Kost, und fand sich für sie kein besser Quartier, dann war auch für ihn die Erde eine Lagerstatt und sein Reitermantel die Decke. Hatte er sein Corps aber nach rastlosem Umherstreifen vor dem Feind aufgestellt, dann gab er kein anderes Zeichen zum Angriff, als daß er selbst, den Säbel hoch, mit dem lauten Freudenruf: „Für Gott und den Kaiser!“ auf den Feind einsprengte und dreinschlug wie der gemeine Soldat. Dann sahen die Soldaten seinen blitzenden Säbel, dann hörten sie sein schallendes Commando mitten im dichten Kampfgewühl, und blindlings ihm vertrauend, jeder Mann ganz Kraft und Gluth, keilten und drängten sich ihm nach, bis sie die feindlichen Haufen auseinander warfen. Und rasch ging es an's Nachsetzen, mit schnellem Griff wurde den Flüchtigen die Beute entrissen, bis der Klang der Trompete Alle gehorsam zu ihrem Oberst zurückrief, mit dem sie jauchzend wieder davon sprengten. Mit solchen Leuten konnte Sporck Dinge verrichten, die Anderen unmöglich; an der Spitze seines Regiments wußte er hinter sich die Stärke eines Heeres; und was ihm sein Scharfblick, seine Geistesgegenwart, seine rasche, kühne Entschlossenheit eingab, das, wußte er, wurde auch im Augenblick von seinen Reitern mit Liebe und Begeisterung ausgeführt.

Auch war Sporck nicht unkundig darin, mit Glück Festungen zu berennen und mit leichtem Geschütz sie sich zu öffnen; die Schweden und Weimaraner, die er in Eichstädt, Neuburg, Treffurt, Ilmenau, Meiningen und anderen Städten überfiel, wußten davon nachzusagen. — Einmal ritt er plötzlich den Erfurtern vor die Thore und trieb ihnen alle Ochsen weg; und als sie von ihren Wällen herunterkanonirten, nahm er ihnen auch noch ein paar Rathsherren mit. Die Ochsen schätzte man an dreißigtausend Thalern, und Sporck sagte lachend zu seinen Reitern: „Jungens, wenn mein Vater selig wüßte, daß sein Sohn, der früher ein paar Kühe hüten mußte, jetzt solch eine Viehtrift habe, er würde sich vor Freude im Grab umdrehen!“ Es wär' ihm nicht eingefallen, sich seiner Herkunft zu schämen, obwohl er nun ein großer Herr geworden war.

Das ganze französische Heer lag, feindlich gegen Deutschland, am 24. November 1643 in und bei Tuttlingen und pflegte der süßen Ruhe. Da zogen lautlos und eilend durch finstere Bergwälder und auf unwegsamen Pässen die bayerischen, kaiserlichen und lothringischen Regimenter heran, um das Unerhörte zu wagen, einem ganzen

Heere das Quartier aufzuschlagen. Von dunkelm Schneegestöber verdeckt, kamen Werth und Sporck mit dem Vortrabe Nachmittags vor Tuttlingen an, eroberten im Handstreich das auf einem Kirchhofe vor der Stadt aufgefahrene Geschütz mit dem Rufe: „Heilig seien uns die Gräber!“ und pulverten damit lustig in die Stadt hinein; ehe sich die Franzosen besannen, saßen sie in der Falle fest. Dann rasselten jene Beiden in vollem Trabe auf Möhringen los, wo die Hauptmacht der Franzosen lag, und kaum aufgestellt, wurde sie schon mit schrecklichem Gemetzel in's Dorf zurückgeworfen; und indessen Werth, Hatzfeld und Mercy auch Möhringen umstellten, setzte Sporck der flüchtigen Reiterei nach, zertrümmerte bei Fürstenberg zehn Regimenter, und richtete die Nacht hindurch eine solche Niederlage an, daß, was dem Schwerte nicht erlag, in alle Weiten zerstob. Als er am anderen Morgen mit fünfzehn Fahnen, zwölfhundert Pferden und einer Menge von Gefangenen im Siegsgepränge daherzog, ergaben sich die geängstigten Franzosen sammt der ganzen hohen Generalität schimpflich auf Gnade und Ungnade. Ueber sechstausend Feinde waren gefangen, dreitausend lagen todt, und in ganz Europa regnete es Witze über die prahlerischen Franzosen. Da gab es auch für Sporck die reichste Beute, und der Kaiser erhob ihn in den — Reichsfreiherrnstand; ebenso wurde er später zum General-Wachtmeister ernannt. —

Im Jahr 1664 erschien mit einem gewaltigen Türkenheere, diesen blutdürstigen Feinden der Christen, der Großvezir, der kriegsberühmte Achmed Köprili, um sich geradezu Bahn auf Wien zu brechen. Er erstürmte Serinver, wurde aber bei seinen Versuchen, über die Mur und später über die Raab zu setzen, blutig zurückgewiesen. Jetzt zog er auf Kloster Sanct Gotthardt; am anderen Ufer der Raab folgte das christliche Heer. Hier kam es zur Entscheidungsschlacht. Sporck nahm gleich am frühen Morgen ein Siegespfand. Fünftausend Türken mit ihrem Trosse stießen jenseit der Raab von ihrem Heer ab; Sporck eilte sofort mit tausend Reitern durch den Fluß, hieb sie zusammen, und sandte eine Menge von Gefangenen mit ihren Pferden und Kameelen dem Heere zum Morgengruß. Um neun Uhr setzten die türkischen Schlachthaufen, von einer starken Batterie auf einer Anhöhe hinter sich unterstützt, über den Fluß, gingen auf Moggersdorf los, warfen die Reichstruppen heraus und griffen schon deren Lager an. Da fiel ihnen die kaiserliche Reiterei vom rechten Flügel in die Flanke, zersprengte sie und trieb sie über den Fluß zurück. Der Großvezir ergrimmte; es war bereits Mittag; die ganze Türkenmasse rückte an, vier Reitermassen gegen den rechten, drei gegen die Mitte, Fußvolk

zwischen und hinter sich. Die Luft wiederhallte vom furchtbaren Allah-Ruf; wohin man sah, nur andrängende Türken; — da kam Furcht und Zittern über die Christen; sie sahen schon nach ihrem Gepäck und wollten zurück. Montecucculi beruft schnell die Generale zum Kriegsrath auf fliegendem Rosse, Coligny will seine Truppen nicht daran wagen, endlich entscheidet die Einsicht, daß jeder Rückzug ihre Köpfe in die türkischen Hafersäcke liefere, und „Sieg oder Tod!“ heißt die Losung. Sporck donnert an seiner Fronte herunter, alle Reiter schauen begeistert auf ihren alten Helden, die Türken rasseln ihm näher, es war ihre beste Reiterei; — da entblößte Sporck sein Haupt und betet mit lauter Stimme: „Allmächtiger Generalissimus dort Oben, hilf uns heute; willst du aber uns, deinen Christenkindern, nicht helfen, dann trau' ich, bist du doch neutral, und du sollst deinen Spaß sehen!“ — Und darauf ging's wie mit Sturmeswetter; furchtbar war der Anprall, das Geheul, das Knirschen der Rosse, das heisere Todesschreien; stundenlang dauerte das Gemenge; wo die Gefahr am schwärzesten, da weht Sporck's Helmbusch; wie lebendige eherne Mauern rücken seine Reiter langsam vor; keine Wuth, keine Künste helfen den Türken, sie fliehen. Sporck folgt, er beobachtet das Mitteltreffen, dort schwankt der Sieg, endlich heben sich auch da wieder die christlichen Banner, und jetzt wälzt sich die ganze Türkenmasse, Reiterei und Fußvolk durcheinander in wildester Flucht dem Strome wieder zu. Das Gemetzel wird schrecklich, hochan schwellen die Wogen des Flusses von Pferden und Leichen. Der Großvezir tobt und flucht und beschwört Alles auf seiner Höhe, von der er die Schlacht überschaut, er ruft seine Reserve vor, dreißigtausend Reiter, er sieht nur den Staub der Flüchtigen. Auch seine Kanonen fallen den Christen in die Hände. Fünf Uhr Nachmittags war es, da war der vollkommenste Sieg errungen, da strömte ein erfrischender Regen vom Himmel und wusch Blut und Staub von den Streitern. Es war ein herrlicher Sieg, der erste gegen die Türken in offener Feldschlacht seit dreihundert Jahren; der Kern ihrer Macht lag zertrümmert und von da an ging es mit ihr rückwärts. Wohl mochte Sporck nach solchen Thaten sich des Ruhmes freuen, der ihm von allen Seiten entgegen kam, offen gestand man ihm im österreichischen Heere den größten Antheil am Siege zu. Sein Schlachtgebet ging von Mund zu Mund, sein Säbel konnte nicht genug beschaut werden. Ein Künstler erbat sich die Ehre, einen Reimspruch auf die Sanct Gotthardtsschlacht hineinzuätzen. Der Kaiser schenkte Sporck schöne Güter in Böhmen, und erhob ihn, wegen seiner Thaten gegen die Türken insbesondere, in den —

Reichsgrafenstand: im Hauptfelde des ihm mitverliehenen Wappens glänzt ein Türkenkopf. —

Kaiser Leopold mochte Sporck gern um sich haben; dieser hatte sich im Feldlager keineswegs feine Hofbildung angeeignet; er war im Umgange der einfachste Mensch von der Welt; ein harmloses fast kindliches Gemüth, das sich gehen ließ; kam ihm aber irgend etwas quer, so sagte er Jedermann seine Herzensmeinung auf den Kopf. Ein Blatt vor den Mund zu nehmen, war ihm nicht möglich; jedoch kam Alles bei ihm so drollig heraus, als wenn es sich so von selbst verstände. — Als er für sein Reichsgrafen-Diplom an die Kanzlei die herkömmlichen Gebühren zahlen sollte, erklärte er: „Einen geschenkten Grafen kaufe ich nicht, und einen gekauften Grafen nehme ich nicht." — Kaiser Leopold zog ihn einst, nach der großen Türkenschlacht, in eine Fensternische, um sich den glorreichen Hergang derselben noch einmal erzählen zu lassen; Sporck, von Natur aus etwas hastig, stieß dabei die Säbelscheide in das Fenster, so daß es klirrend in Stücke fuhr; der Kaiser sah ihn deßhalb groß an, aber Sporck knüpfte sogleich den Beutel los und sagte: „Was kost's? Nichts für ungut!" — Ein Hofherr fragte ihn einst, warum er denn immer unterschreibe: „„Sporck Graf"" und nicht wie üblich: „„Graf Sporck?"" und der Alte erwiederte: „Laßt's gut sein; ich war eher Sporck als Graf!" — Insbesondere scheint ihm die Kaiserin Mutter, die feingebildete Eleonore von Mantua, seine Derbheit etwas ungnädig vermerkt zu haben; auch andere Damen und Herren führten manchmal Klage, wie sehr Sporck den Hofton verletze; Kaiser Leopold aber, der in seiner gemüthlichen Weise gern einen guten Spaß hörte, nahm seinen Liebling immer in Schutz, man mußte den treuherzigen Westphalen in seiner Art gewähren lassen, und er genoß bis an sein Lebensende freien Zutritt bei dem Kaiser. —

Im Jahr 1670 gab ihm der Kaiser den Oberbefehl gegen die ungarischen Magnaten. Er griff ihre Macht zu gleicher Zeit auf allen Punkten an, ehe sie sich sammeln konnte, eroberte ihre Schlösser und brachte in kurzer Zeit das ganze Land in die Gewalt des Kaisers. Als er das ihm anvertraute Werk glänzend vollbracht hatte und Alles nach Wien eilte, dem Kaiser Glück zu wünschen, brachte Sporck erst ganz gemüthlich vierhundert schwere Ochsen aus Ungarn auf seine böhmischen Güter. —

Besonders tief und lebendig war in Sporck das religiöse Gefühl, wie noch jetzt unter den Leuten in seiner Heimath; der katholischen Kirche hing er an mit aller Treue und Stärke seines Charakters. — Als er daher fünfzig Jahre lang die Waffen

getragen hatte, gedachte er sein **Jubiläum** zu feiern an heiliger Stätte. Mit stattlichem Gefolge, unter welchem sich hohe kaiserliche Beamten befanden, ritt er 1671 über die Alpen, verrichtete seine Andacht zu Loretto, und wurde in Rom, wie überall in Italien, glänzend empfangen; man drängte sich, den berühmten „**Türken-Hammer**“ zu sehen. Nach dem Willen des Papstes erhielt er während seines Aufenthalts in Rom Kammerherren und Pagen zur Bedienung und eine schöne Wohnung, in die täglich edle Früchte und Weine und ausgesuchtes Wild gesandt wurden. Die Cardinäle gaben ihm Gastmahle, und der Papst begnadigte ihn mit hohem Ablaß. Zwei Monate blieb er so in Rom; das waren ihm herrliche Tage, deren Andenken ihn noch oft erfreute. Mit den köstlichsten Geschenken durch des Papstes Huld beehrt, reiste er frohen Herzens nach Deutschland zurück. —

Da angekommen, mußte er auf's Neue gegen die aufständischen Ungarn ziehen. Aber so hartnäckig war der Kampf, daß Sporck fast über ein Jahr lang zu Felde lag, und nur durch die äußerste Strenge den Aufstand dämpfen konnte. Es verfolgte ihn der glühende Haß der Magnaten, indem sie ihm Grausamkeit vorwarfen. Nach der Sage hätten sie ihm nach dem Leben getrachtet, und nur die Wachsamkeit seines Zwerges hätte ihn vor der Vergiftung gerettet. Dieser Zwerg, den er nach damaliger Sitte als lustigen Rath sich irgendwo aufgelesen hatte, war ihm mit merkwürdiger Anhänglichkeit zugethan; denn das kleine Wesen wurde krank und unruhig, sobald es von Sporck getrennt war. —

In einem neuen Kriege gegen die Franzosen wurde er **Obergeneral**. Sporck machte kurze Fünfe mit ihnen, er stürmte sie aus den Festungen Dinant, Graves, Chimay und Huy heraus, und war eben daran, sie gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, als er im April 1675 zur Unterstützung Montecucculi's an den Oberrhein abgerufen wurde. — Plötzlich aber ging eine seltsame Veränderung mit dem alten Helden vor sich. Es starb ihm seine Gemahlin Margaretha von Linsingen, die ihm sein Ein und Alles war und ihn auf seinen Feldzügen begleitete; zu Valenciennes begrub er sie am Hochaltare. Sie schien seine Mannheit mit in's Grab zu nehmen. So wehmüthig war der alte Herr geworden, daß ihn einst, als er an der Kinzig sein geliebtes Leibregiment in's Gefecht reiten sah, die Thränen überwältigten, weil er daran denken mußte: wie viele von diesen Jungen nach wenigen Minuten blutige Leichenstücke sein würden. Er führte zwar noch einige Züge gegen die mordbrennerischen Franzosen aus, aber seine Heldennatur hatte ihr Maaß erfüllt, sie brach schnell zusammen. Prinz Carl von Loth-

ringen und Montecucculi machten ihn schonend darauf aufmerksam, er sah es ein, und legte den Befehl nieder. —

Einzig in seiner Art wie sein Feldleben, war auch sein Feld-Abschied. Noch einmal sah er mit Thränen im Auge seine Reiterregimenter; lautlos und düster blickten die Reiter vor sich nieder; aber als er den letzten Scheidegruß winkte, da wollten plötzlich alle Reiter mit ihm; sie kamen nachgesetzt und küßten seine Hände und weinten und schrien wie Kinder. —

Sporck's, des Generals der gesammten kaiserlichen Cavallerie, Nachfolger im Befehl wurde sein Schüler und Freund, Prinz Carl von Lothringen. —

Schon im vierten Jahre nach seinem Feldherrnabschied nahm Sporck auch seinen Abschied von dieser Erde. — Er starb am 6. August 1679; für sein Grabmal, welches ihm zu Kukus in der Sporck'schen Familiengruft errichtet ist, hatte er sich folgende sprechende Inschrift bestimmt:

„Was ich gewesen bin, dem gab der Tod ein Ende. —
Bet', Leser, daß es Gott zur Seligkeit mir wende!"

Der kleine Sarg seines Zwerges wurde neben dem seinigen beigesetzt.

Als sein Regiment seinen Tod erfuhr, war darin kein Halten mehr; es mußte bald nach seinem Tode aufgelöst werden. —

Die reichsgräfliche Familie Sporck blüht in Oesterreich fort; in ihrem Ahnherren verehrt Deutschland und Oesterreich einen hochverdienten Kriegshelden, einen Charakter von altem Schrot und Korn, einen echten katholischen Christen. —

---

401. Das Heil des Staates — überragt Titel und Würden.

Sebastian le Prêtre von Vauban, geboren am 1. Mai 1633 zu Saint Leger le Foucheret zwischen Avalon und Saulim, der berühmteste Ingenieur Frankreichs, gehörte einer sehr kriegerischen Familie an. Sein Vater, zwei Brüder, sein Schwager, zwei Oheime, zwei Neffen und elf Vettern blieben auf dem Schlachtfeld oder starben mit Wunden bedeckt. Er trat schon im siebzehnten Jahre in Kriegsdienste, und wohnte von 1652 bis 1658 zwölf Belagerungen bei. Im Jahr 1669 wurde er Generalcommissär aller französischen Festungen; 1689 bekam er den Oberbefehl auf der flandrischen Küste und 1703 den — Marschallsstab. —

Um diese Zeit, als der ausgezeichnete Mann den wohlver-

dienten Marschallsstab in Ehren trug, war der Herzog von la Feuillide mit der Belagerung von Turin beauftragt worden; der greise immer noch thätige Vauban bot sich als — Freiwilliger an, um in dieser Armee zu dienen.

„Ich hoffe Turin à la Coehore zu nehmen!“ erwiederte auf dieses edle Anerbieten der junge General, um den großen Mann zu kränken; und Vauban blieb in Frankreich.

Indessen rückte die Belagerung nicht vorwärts, und König Ludwig XIV. berathschlagte deßhalb mit Vauban, der sich zum zweiten Mal anbot, um die Angriffsarbeiten zu leiten.

„„Aber, Herr Marschall,““ sagte ihm der König, „„bedenken Sie auch, daß diese Anstellung unter ihrem Range ist?““

„„Sire!““ erwiederte Vauban, „„mein Rang befiehlt mir, dem Staate zu dienen. Ich werde meinen Marschallsstab zurücklassen, und vielleicht so dem Herzog von la Feuillide helfen, die Stadt einzunehmen.““ —

Vauban, mit der Bewilligung des Königs, ging, sah und siegte. —

Er starb am 13. März 1707 zu Paris, und wurde nach seinem Willen auf seinem Landsitze von Vegelay begraben, wo er auch die Kanonen aufgestellt hatte, welche ihm der „große Dauphin“ nach der Einnahme von Philippsburg im Jahre 1688 geschenkt hatte.

Herr von Montansier schrieb dieser Waffenthat wegen an den Dauphin: „Er sei über die Einnahme dieser Stadt nicht erstaunt, denn sie hatten ja Kanonen, eine Armee und — **Vauban** mit sich.“ —

Seit 1793 waren Vauban's Gebeine nach Avalon gebracht, und im Jahr 1806 im Invalidenhause zu Paris bestattet worden. —

---

402. Der Tod eines verdienten Mannes ist ein Verlust für den Staat.

Der General-Lieutenant von der Artillerie Frankreichs, Herr von St. Hilaire bat den Oberfeldherrn Türenne, der eben an ihm vorbei ging, eine Batterie in Augenschein zu nehmen.

Indem Türenne nachsehen will, saust eine Kanonenkugel wüthend daher, schmettert den Oberfeldherrn nieder und reißt dem General-Lieutenant den Arm ab.

Als der Sohn des Letzteren seinen Vater verwundet sieht,

erhebt er ein Geschrei des Entsetzens und der Theilnahme und fällt seinem Vater um den Hals.

Herr von St. Hilaire aber heißt ihn schweigen, zeigte tief gerührt und erschüttert auf die Leiche Türenne's hin, und sprach: „Hier, mein Sohn, weine und klage; dieß ist ein Verlust für das Vaterland, der ewig zu beweinen, weil er — unersetzlich ist!“ —

403. Die Narben.

Ludwig XV. hielt einst Heerschau über seine berittenen Grenadiere; im Gefolge befand sich auch der englische Gesandte.

Der König hielt vor einem Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war, und sagte zu dem Engländer: „Bekennen Sie, Herr Ambassadeur! — diesen Leuten steht es auf dem Gesichte geschrieben, daß sie die bravsten Truppen in Europa sind.“

„„Sire!““ erwiederte der Britte: „„was sagen Sie von Denen, welche diese Wunden schlugen?““

Den König überraschte diese treffende Antwort; er schwieg. Aber der Grenadier blickte den Engländer mit stolzem Unwillen an und sagte: „„Die sind todt!““ —

404. Der Veteran.

In Brüssel kam ein alter Offizier zum Kaiser Joseph II., und bat mit Würde um die Entlassung aus dem Dienste.

„Es thut mir leid,“ sagte er unter Anderem, „daß ich unfähig bin, länger im Dienst Euerer Majestät zu bleiben. Am Muthe fehlt mir's nicht, aber allmählich an Kraft und Gesundheit.“

Kaiser: „„Wie lange sind Sie im Dienst?““

Offizier: „Vierzig Jahre.“

Kaiser: „„Wie alt sind Sie?““

Offizier: „Siebzig Jahre.“

Kaiser: „„Nun dann, Sie sollen Ihre ganze Gage als Gnadengehalt bekommen.““

Offizier: „Dürfte ich wohl Euere Majestät um eine zweite Gnade bitten?“

Kaiser: „„Was ist's für eine Gnade?““

Offizier: „Die Gnade, mich zu meinem Vater begeben zu dürfen; denn der von Euerer Majestät Großmuth mir ausgesetzte Gehalt wird hinreichend sein, ihn zugleich mit zu ernähren.“

Kaiser: „„Sie haben Ihren Vater noch? Wie alt ist wohl dieser?““

Offizier: „Hundert und zehn Jahre. Er befindet sich noch wohl, und hat mir melden lassen: sein sehnlichstes Verlangen wäre, mich wieder zu sehen, und in meinen Armen zu sterben.“

Kaiser: „„Nun, ich gewähre Ihnen alle Ihre Bitten! Gehen Sie zu diesem ehrwürdigen Vater, und grüßen Sie ihn herzlich in meinem Namen.““ —

---

405. Liebe zu dem Vaterlande.

In dem schweren Kriege, welchen Oesterreich 1792 und die folgenden Jahre hindurch gegen Frankreich führte, wurden dem Kaiser Franz II. viele freiwillige Geschenke von seinen treuen Unterthanen zugestellt, damit er sie zur kräftigen Vertheidigung des Vaterlandes verwende.

So kam auch unter Anderen im Jahr 1793 ein schlichter Bauer auf die Hofburg zu Wien und verlangte den Kaiser zu sprechen. (Es war nämlich eine schöne Eigenschaft dieses hochherzigen Fürsten, daß er auch die Geringsten seiner Unterthanen freundlich vor sich ließ.) Der Bauer wurde vorgeführt.

„Ich bringe Etwas!“ sagte er heitern Antlitzes, und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch.

Der Kaiser staunte über das ansehnliche Geschenk, das von einem so unansehnlichen Mann auf solche schlichte Weise gegeben wurde.

„„Wie heißt du, und wo bist du her?““ fragte der Kaiser gütig.

„Das soll Niemand wissen!“ antwortete der Bauer kurz und entfernte sich.

Den Kaiser vergnügte inniglich diese Einfalt und Anspruchslosigkeit. Er schickte eilig Leute nach, die den Bauer nochmals um Namen und Wohnort befragen sollten.

Aber der Bauer antwortete lachend: „Meinet ihr, daß ich es **euch** sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe!?“ —

---

406. Der nicht gehörte Priesterruf.

Bekanntlich stellte sich Graubünden, als Frankreich völkerrechtsmörderisch sich der ganzen Schweiz bemächtigte, unter den Schutz Oesterreichs, und es wurden österreichische Truppen, unter Anführung des Generals Auffenberg, durch den Engpaß des Sanct Luziensteiges, nach Bünden gezogen.

Als, vier Monate später, Frankreich und Oesterreich den Krieg von Neuem eröffneten und Auffenberg's Truppen von den französischen Feldherren aus Bünden vertrieben wurden, besetzten diese das Hochland, vom Fuß des Gotthard und Crispalt bis zu den Grenzen Deutschlands.

Das Volk der rauhen Bergthäler sah mit Entsetzen und stolzem Grimm die kriegerischen Fremdlinge in seinen Hütten. Unbekannt mit deren Sprache, Sitte, Kriegskunst und Macht, schien es ein Leichtes, dieselben wieder zu vertreiben. Man gedachte nur der Tapferkeit und Freiheitsliebe der Altvordern. Todesfurcht kannte Keiner. Mühsam hielt man die Wuth der Bergbewohner zurück, bis von Seiten der österreichischen Heerhaufen ein allgemeiner Angriff gegen die Franzosen erfolgen würde.

Saint Julien, Oberst des österreichischen Regiments Neugebauer, ließ endlich seine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1. Mai 1799 gethan werden. Er in Person leitete wirklich denselben an genanntem Tage, von Balzers gegen den Sanct Luziensteig; wurde aber zurückgeschlagen.

Zu spät vernahm man in den Winkeln des Gebirgs sein Unglück. Dort war schon zum Aufbruch, vom Lukmainer, Sixmadaun und Crispalt her, der Landsturm mit Ungeduld gerüstet.

In Ciamut, dem letzten und höchsten Dörflein des Tawetscherthals gegen Uri, trat zuerst die Mannschaft hervor, bunt bewaffnet; Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldstrom riß sie, von Dorf zu Dorf, Alles mit sich, was eine Waffe führen konnte. So gelangte sie nach Sedrun, dem Hauptort des wilden Hochthals, welches mit seinen Viehweiden, Flachsfeldern und kleinen Hafer- und Gemüseäckern noch fünfthalb tausend Fuß über dem Mittelmeer erhaben liegt.

Hier befand sich, als äußerster Posten auf dem Gebirg, ein französischer Offizier mit einer kleinen Abtheilung seiner Compagnie. Die Letztere lag, zwei Stunden davon entfernt, in Disentis. Er saß sorglos mit den Seinen am Mittagsmahl, als plötzlich das Haus umringt und er von der bewaffneten Menge aufgefordert ward, sich gefangen zu geben. Widerstand ward unmöglich und

nicht versucht. Die übermannten Krieger gaben ihre Waffen ab und wurden gegen Disentis mitgeführt, wohin der lärmende Zug ging. Ihres Lebens ward geschont, indem man noch glücklich genug die Mordlust Einzelner Männer von Rueras abwehrte, eines einsamen Dörfleins in der hohen Wilde des Gebirgs.

Als Nachmittags der Zug des Landsturms Disentis erreicht hatte, stand hier der französische Landsturm schlagfertig. Die Unterhandlungen dauerten nicht lange. Einzelne Flintenschüsse und das furchtbare Gebrüll der Volkshaufen unterbrachen die Reden der Anführer. Von beiden Seiten wurden im Kampfe Mehrere getödtet und verwundet. Unter dem Geheul der Sturmglocken sammelte sich von allen Bergen her des Volkes immer mehr, bis die kleine französische Schaar, beim Anblick des unvermeidlichen Untergangs, allem Widerstand entsagte. Sie ward gefangen, entwaffnet und über Nacht im Rathhaus bewacht.

Am anderen Morgen sollten die wehrlosen Kriegsleute weiter geführt werden, in der Richtung des Landsturms gegen Chur. Kaum aber waren sie an dem Rathhause hervorgetreten auf den freien Platz, da erhob sich ein wildes Geschrei. Man wollte von keinem gegebenen Ehrenwort mehr und von keiner Schonung des Lebens hören. Die wilden blutdürstigen Nachbarn des Lukmainer, baumstarke Männer, groß, knochigt, von der Sonne braun gebrannt, schwangen ihre Gewehre und Keulen. Ihrem Beispiele folgten die Tawetscher.

In dem Getümmel erschienen Einige der ehrwürdigsten Geistlichen des Klosters Disentis, und erhoben ihre Stimmen, die Rasenden an die heiligen Pflichten der Menschlichkeit zu mahnen. Der greise Dekan der Abtei selbst, Basilius Voith, begleitet vom Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wanzein, schrie vergebens um Gnade. Die Priester warfen sich gegen die eindringenden, schon zum Theil vom Branntwein berauschten Bauern auf die Kniee nieder und erhoben flehend ihre Hände für das Leben der Gefangenen.

Einige der Landleute fühlten sich durch die bittende Stellung der Geistlichen augenblicklich bewegt, und hießen dem Zug der Soldaten und des Volkes sich vorwärts bewegen; andere jedoch schwangen ihre Schwertklingen und Kolben selbst gegen die knienden Priester.

Kaum war die verworrene Menge der Tobenden, und in ihrer Mitte die französische Schaar, wenige Schritte außerhalb dem Dorfe gekommen, so schienen einige Soldaten, die seitwärts den Ihrigen gingen, Heil in der Flucht versuchen zu wollen, oder dieses

Vorsatzes verdächtig zu sein. Plötzlich stieg entsetzliches Geschrei, vermischt mit Flintenschüssen, zum Himmel empor. Alles stürzte mordsüchtig auf die Gefangenen ein. Sie wurden insgesammt erschossen, erschlagen, durchbohrt, zerschmettert, verstümmelt.

Nachdem die blutigen Leichen ausgeplündert waren, setzten die berauschten Rotten ihren Weg gegen das Dorf Tavanosa fort, zur Pfarrei Danis gehörig, wo eine Brücke über den Rhein führt. Bei dieser Brücke sah man die Blutspuren und die Todten eines mörderischen Gefechtes, welches erst geliefert worden war. Hier hatte schon der Landsturm, welcher von den Bergen des Brigelser Thals und den Umgebungen des Glennerstroms daher gekommen war, eine Compagnie französischer Grenadiers überrascht und umzingelt. Aber mit gefälltem Bajonnet hatte sich diese unerschrockene kleine Schaar Bahn durch die wilden Schwärme gebrochen, und, Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur fortgesetzt.

Dahin folgten ihr die vereinten Landstürme des Oberlandes, angewachsen zu Tausenden in ihrem weitern Zuge, wie Lawinen des Gebirgs.

Dort aber fanden sie ihre Zerstörung.

Einige Compagnien französischen Fußvolks und Reiterei reichten hin, die zügel- und regellosen Banden in der Nähe von den Gärten der Hauptstadt und den Wiesen von Ems zu zersprengen. Es war kein Kampf; nur ein allgemeines Niedermetzeln der umherflüchtenden Bauern.

Niemand hat die Menge der Verwundeten und Todten zählen mögen!

Wochenlang nachher fand man noch in Bergen und Wäldern der Nachbarschaft die Leichname Derer, die aus dem Blutbade dahin entronnen und verlassen gestorben waren.

Aber dieß schien dem französischen Heer ein noch zu geringes Sühnopfer für jene Unglücklichen aus ihren Reihen, die bei Disentis so hinterlistig und grausam ermordet worden waren. Schlachthaufen, von Rache brennend, zogen hinauf in das Gebirg des Oberlandes. Disentis wurde besetzt; das Dorf, die Abtei geplündert; Geld, Geldeswerth, Vieh geraubt; dann das Kloster angezündet und in Asche gelegt; ein Theil des Dorfes loderte mit auf.

Als man dem französischen General Suchet, der zu Chur, im sogenannten alten Gebäu, Hauptquartier hielt, eines Tages diese Härte vorwarf, zeigte er, statt der Antwort, eine Menge durchstochener und blutiger Uniformen der Franzosen vor, die man beim

Verfolgen der gesprengten Landstürme in einer katholischen Kirche des Oberlandes gefunden hatte, und welche da, wie Meßgewänder, zur Schau aufgehangen gewesen waren! — —

Und diese gegenseitig verübten Greuel und die Verbrennung der Abtei und des halben Dorfes Disentis würden nicht vollbracht worden sein, hätte man den Nothschrei der Priester aus dem Kloster Disentis gehört und befolgt! —

Dieser Priesterruf an die Schweizer war jedenfalls wie ein Gottesruf gewesen, denn er galt dem Schutze der wehrlosen Feinde! —

Im Laufe dieses Jahrhunderts wurde das Kloster Disentis wieder aufgebaut und auch die ländlichen Hütten des Dorfes, die an den riesigen Bergen da liegen — wie Bilder menschlicher Demuth im Schooße göttlicher Größe und Macht. —

---

407. Der Gefangene.

An einer der hohen Säulen gelehnt, schaute mit trüben, kummervollen Blicken Hippolyt auf die entweihten Hallen der Kirche, und die Greuel der Verwüstung und des Todes erfüllten sein jugendliches Herz mit Zorn und den Schauern der Wehmuth.

An die steinernen Grabmäler einer längst entschwundenen Vorzeit hatten schändende Frevler ihre unheiligen Hände gelegt, die ehrwürdigen Ritter und Frauengestalten mit rohem Spotte verstümmelnd; sie hatten die Pforten des Todes gesprengt und ein modriger Duft zog aus den klaffenden Särgen empor. Der köstliche Altarschrein, der, von reich vergoldetem Schnitzwerk umgeben, der Heiligen gnadenreiches Bild umschloß, war zertrümmert, und nur der Farbenglanz einiger Splitter des ruchlos vernichteten Gemäldes zeugte von dessen hoher Vollendung und einstiger Pracht.

Die Gesänge der heiligen Hymnen waren verklungen, und statt ihrer schallte durch die hohe Wölbung die sehnsüchtige Klage der Gefangenen, der Verzweiflung wilder Fluch, das Aechzen der vergebens nach Hilfe wimmernden Verwundeten, und der Sterbenden röchelnder Abschiedsgruß vom Leben. Einzelne bleiche Gestalten strebten vergeblich das hervorquellende Blut zu stillen; Andere, mit krampfhaft verflochtenen Händen, bewegten die bebenden Lippen für Weib und Kind zum Gebet um Erlösung! Dort zuckten, auf ärmlichem Strohlager, schmerzlich vom Todeskampfe verzogene Gesichter, und fühllos saß an der Seite der Sterbenden der bärtige Krieger und schaute mit stierem Blick auf den Greuel der Zerstörung.

Durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff schneidend der Zugwind; er bewegte zum Flattern die verblichenen Kirchenfahnen und rauschte durch die welken Todtenkronen. Eine derselben löste sich vom Nagel und fiel vor Hippolyt's Füße. Schweigend hob er sie auf und zerpflückte im stillen Spiele die verdorrten Blätter, die verblichenen Bänder. —

Aus den Armen der weinenden Mutter hatte sich voll hoher Begeisterung im Jahr 1813 der Jüngling gerissen, hatte zum Schwerte gegriffen, als es galt, die Unterdrücker von der deutschen heimathlichen Flur zu verjagen. Den blutigen Tod auf der Wahlstatt hatte er nie gefürchtet — oft hatte er auch wohl gewünscht, im Vollgefühle der Kraft, in des jugendlichen Daseins sonniger Blüthe, die für die Befreiung Deutschlands flammende Seele in die Hand Gottes verhauchen zu können — aber den geistigen Tod des Kriegers zu erdulden, fern von den kämpfenden und siegenden Genossen Gefangener zu sein, das beugte ihn recht tief —

An den hohen Fenstern der Kirche flatterte ängstlich ein Vogel, stieß hastig gegen die runden Scheiben und strebte hinaus in's Freie. „Auch in deinem Herzen," seufzte der Jüngling, „pocht die Sehnsucht nach Freiheit, auch du bangst hinaus in das grüne Versteck der Bäume und ihrer Blüthenzweige! Armer Kleiner, wir sind gefangen!" — Von ängstlicher Hast betäubt, stieß der Vogel mit verdoppelter Heftigkeit an das Glas, und taumelte endlich mit zerschelltem Kopfe zu Boden. Der Gefangene sah es und seufzte schmerzlich; des unglücklichen Vögleins Loos schien ihm das eigene Vorbild, und er versank wieder in trübes Sinnen.

Da fielen der Sonne Strahlen durch die Trümmer der bunten Scheiben und überzogen mit frischen, brennenden Farben ein altes Bild, welches, auf die Wand gemalt, der Zerstörung entgangen war. Auf dem Bilde Petrus, der Apostel, im Kerker zu sehen, und ein leuchtender Engel erschien ihm und führte ihn sicher durch das eiserne Thor. Darunter aber waren die Worte geschrieben: „„Der Herr ist mein Helfer; ich fürchte mich nicht! Was können mir Menschen thun?""

Und als nun der Jüngling dieß Bild erblickte, da schämte er sich, daß er so kleinmüthig gewesen und verzagt habe an Gottes unendlicher Gnade.

Dann richtete er sich auf und tröstete die leidenden Genossen. —

408. Ein Militär-Chirurg.

Die im Jahr 1851 erschienene Lebensbeschreibung des berühmten französischen Militär-Chirurgen Jean Dominique de Larrey gewährt das anziehende Bild eines Lebens, das mitten unter den Verwüstungen des Krieges der thätigsten Menschenliebe und Aufopferung gewidmet gewesen.

de Larrey war der Erfinder der sogenannten fliegenden Ambulancen (Feldspitäler), kämpfte in Syrien und Aegypten gegen die Pest und die verderbliche Augenentzündung, in Rußland gegen Frost- und Hungerseuchen und entriß ihnen Tausende von Opfern. Während der Schlacht bei Wagram hatte er unter vollem Kugelregen zwölf höhere Offiziere zu amputiren. Seine Hilfe ließ er übrigens stets der schwersten Wunde zu Theil werden, nicht dem höheren Range. Seine Sorgfalt widmete er nicht nur seinen Landsleuten, den Franzosen, sondern auch den Feinden. Er heilte in dem verhängnißvollen Jahr 1812 auch russische Offiziere und nahm ihre Dankbarkeit für seine gefangenen Landsleute in Anspruch. Fleisch und Knochen der getödteten Pferde verwandte er zu nahrhaften Suppen für seine Kranken.

Als er an der Beresina in Gefahr kam zu ertrinken, hoben ihn die Soldaten von Hand zu Hand — unter dem Rufe: „Laßt uns Ihn retten, der uns gerettet hat!"

Gegen einhundert und dreißig Schlachten und kleinere Treffen gaben ihm Gelegenheit, seine Kunst zu erproben.

Der Kaiser Napoleon I. hatte ihn in den Adelstand erhoben und bezeichnete ihn in seinem Testament „als den tugendhaftesten Mann," den er je kennen gelernt habe. —

Es ist ihm auch in der Nähe des Invalidenhauses zu Paris ein Monument errichtet worden. —

---

409. Ein Gelöbniß gegen den Krieg.

Eines Tages durchwandelte der König von Frankreich Louis Philipp die Säle von Versailles, welche die Siege des Kaiserthums verherrlichen.

Er blieb mit seinem Begleiter vor dem herrlichen Gemälde der Schlacht von Eylau, von Gros gemalt, stehen.

Eine ungeheuere Ebene breitet sich vor dem Auge des Beschauers aus, mit von Blut geröthetem Schnee bedeckt, und übersäet mit Trümmern und Leichen, die in dem Eisgewebe halb

verscharrt liegen. Das melancholische und finstere Gesicht Napoleons I. herrschte über diesen trostlosen Schauplatz.

„Sehen Sie dieses Gesicht des Eroberers," sagte Louis Philipp; „seine Augen sind thränenlos, aber die Kälte seiner Seele schmilzt vor diesem Anblicke. Nur so furchtbare Streiche des Todes konnten das kriegerische Herz des Kaisers erschüttern. An jenem Tage zweifelte Napoleon nicht mehr an seinem Ruhme, aber an seinem System."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Sie würden mich begreifen, hätten Sie, — wie ich, — ein Schlachtfeld gesehen. Nie hat mein Auge dieß Schlachtfeld erblickt, ohne daß das Herz mir blutete, und selbst in der Hitze des Kampfes ist dieser schmerzliche Eindruck niemals gewichen. Noch heute sind die Empfindungen wach in mir, die mich auf dem Schlachtfelde von Jemappes bewegten, nämlich in dem Augenblicke, wo ich, die Fahnen mehrerer ungeordneter Bataillone ergreifend, diese Bataillone unter dem Namen des „‚Bataillon von Mens'" wieder in den Kampf führte. Die österreichischen Reiter rückten uns in einer furchtbaren Linie entgegen. Ich ertheilte an eine Geschützbatterie den Befehl, den Feind so nahe herankommen zu lassen, daß er fast vor den Mündungen mit einer Geschützsalve empfangen werden konnte. Kaltblütig hatte ich das so angeordnet. Ich konnte die Zahl der Reiter zählen. Ich sah ihr muthiges Aussehen, ihre kampflustige Haltung. Da donnerten plötzlich die Geschütze und ganz nahe vor mir stürzten ganze Glieder dieser vor einem Augenblicke noch so lebensvollen Männer. Mein erstes Gefühl war die Freude des Erfolgs, aber das zweite und nachhaltige galt den Unglücklichen, die dem Kriege zum Opfer fielen, jenen armen Familien, die durch mich soeben eines Bruders, eines Sohnes beraubt worden waren. Im Augenblick eines schönen Sieges gelobte ich mir damals an: Daß **ich** für meinen Theil der Welt diese Greuel ersparen wollte, wenn je die Macht dazu in **meine** Hand gelegt würde."

Und Ludwig Philipp hat, während er als König auf dem Throne Frankreichs saß, treulich diesem seinem Gelöbnisse Wort gehalten, und zwar bis an das Ende seines wechselvollen, inhaltschweren Lebens. —

410. Die Errichtung eines Trappistenklosters zu Staoueli in Algerien. *)

Zu den Eroberungen Frankreichs in Afrika gehört Algerien, und um die Colonisation des Landes hat der Marschall Thomas Robert Bugeaud (geboren im Jahr 1784 zu Exideuil im Departement Dordogne), den die Regierung zum General-Gouverneur der afrikanischen Provinzen ernannt hatte, große, ja unsterbliche Verdienste. Vier Jahre (1842 bis 1846) genügten seiner Thätigkeit — wirklich Unglaubliches zu leisten.

Um seine Verdienste ganz zu würdigen, muß man sich nur erinnern, daß während jenes an sich kurzen Zeitabschnitts ein allgemeiner Aufstand des Landes, der Krieg mit Marokko, Abd-el-Kader's furchtbarste Einfälle und noch andere Angelegenheiten rein militärischer Natur die Aufmerksamkeit des Marschalls unablässig in Anspruch nahmen. Inmitten dieser sich täglich erneuernden Schwierigkeiten war Bugeaud rastlos bemüht, das große Werk der Colonisation weiter zu führen. Er berief Auswanderer und vertheilte unter sie den Boden, den er erst erkämpfen mußte; er baute ihnen Häuser und Höfe; er ließ Sümpfe austrocknen und Straßen anlegen; kurz, er vollbrachte während jener mit unausgesetzten Kämpfen ausgefüllten vierjährigen Frist mehr und Größeres, als seitdem in sieben Jahren fast ununterbrochenen Friedens geleistet wurde.

Zu den merkwürdigsten Werken aber, die der edle, wahrhaft religiös gesinnte Feldherr dort ausgeführt, gehört auch die Errichtung des Trappisten-Klosters zu Staoueli.

Eingedenk der unvergänglichen Verdienste, welche sich die Religiosen verschiedener Orden im Mittelalter um die Sache der Civilisation erwarben, wollte Bugeaud sein Wirken in Afrika mit der Gründung eines Klosters bezeichnen. Auf seine Veranlassung trat die Regierung in Unterhandlung mit dem Mutterhause der Trappisten zu Aiguebelle. Nachdem sich diese fast ein Jahr hingezogen hatte, traf endlich am 20. August, dem Festtage des heiligen Bernardus, der zum Prior ernannte ehrwürdige Pater Regis an seinem Bestimmungsort ein. Das einzige Gebäude, das er in Staoueli vorfand, war ein Blockhaus, der Ueberrest eines früher daselbst befindlichen Lagers. Man beschloß, daneben ein hölzernes Haus aufzuführen, das die Brüder vorläufig bewohnen sollten, bis

*) Auszug aus dem Aufsatze: „Scènes et récits de la vie coloniale en Afrique," in der Zeitschrift Revue des deux mondes.

das Kloster gebaut sein würde. Rasch ging man an's Werk. Ingenieuroffiziere entwarfen mit dem Prior den Plan des Klosters und Oberst Marengo führte seine Militärsträflinge herbei, um den Bau in Angriff zu nehmen.

Der Marschall selbst legte den Grundstein zu dem Gebäude, dessen Fundamente auf einer Schichte von Kanonenkugeln ruhen, die man in der Ebene von Staoueli zusammengelesen hatte. Nicht minder bezeichnend ist es, daß auf der Spitze des Thurms eine Haubitze dem darüber schwebenden Kreuze als Basis dient.

Der erhebenden Feier dieser Grundlegung sollten bald Tage schwerer Prüfungen folgen. Sämmtliche Brüder erkrankten einer nach dem anderen, und noch vor Ablauf eines Jahrs hatte von den zwei und zwanzig neuen Ankömmlingen der Tod zehn hinweggerafft. Es mangelte an Geld. Einer der Orkane, wie Europa sie nicht kennt, verwüstete den bereits vorgeschrittenen Bau. Alle Hilfsquellen waren erschöpft, die Brüder von Krankheiten aufgerieben, die Anstrengungen eines ganzen Jahrs auf Nichts zurückgeführt, und in der Kasse nicht das nöthige Geld, um den Arbeitslohn auch nur für die nächste Woche zu bestreiten.

In dieser trostlosen Lage faßte der Prior den durch die Umstände wohl gerechtfertigten Entschluß, mit den Trümmern seiner Genossenschaft nach Frankreich zurückzukehren. Der Marschall widersetzte sich indessen diesem Vorhaben. Der Brief voll Größe und Einfachheit, den er bei diesem Anlaß an Pater Regis schrieb und der sich in dem Archiv zu Staoueli vorfindet, ist ein für Bugeaud's dereinstigen Biographen wie für den Geschichtschreiber des Trappisten-Ordens gleich wichtiges Document. Im Begriff, auf kurze Zeit nach Frankreich zu gehen, forderte der Marschall den Prior auf, ihn dahin zu begleiten, um dort für seine Zwecke zu wirken. Dieser antwortete, es sei gegen sein Gewissen, seine Untergebenen in ihrer traurigen Lage allein zurückzulassen; er wolle entweder bei ihnen bleiben, oder mit ihnen nach Frankreich zurückkehren. Die Dazwischenkunft des Obersten Marengo ließ ihn einen Ausweg finden. „Reisen Sie immerhin, ehrwürdiger Vater!“ sagte der Oberst. „Ich werde hier Ihre Stelle einnehmen, Ihre Kranken pflegen, die begonnenen Arbeiten leiten, und was das Geld betrifft, — je nun so viel als dazu nöthig, werde ich am Ende wohl noch aufzutreiben wissen.“

Diese Worte bestimmten den Prior zur Reise nach Frankreich. Von dem Marschall unterstützt, gelang es ihm dort, seine Zwecke zu erreichen. Mit Geld versehen, von Mönchen seines Ordens begleitet, kehrte er nach Algerien zurück.

Freilich waren die so herben Prüfungen auch jetzt noch nicht ganz vorüber; Mißernten und Krankheiten sind die Geißeln, von denen jene von christlichem Heldenmuthe beseelten Männer nur zu oft heimgesucht werden, aber der opferwillige Geist des Evangeliums läßt sie die Kraft finden, ihnen zu begegnen. Ihre Anwesenheit ist ein Segen für diese Gegend, die, früher eine wüste Einöde, den Reisenden jetzt mit dem freundlichen Anblick eines wohlbebauten Landes überrascht. Der müde Wanderer braucht nur an die Klosterpforte zu pochen, um aller Pflege und Erquickung, deren er bedarf, gewiß zu sein. Oft genug nimmt auch der Araber die Gastfreundschaft der christlichen Mönche in Anspruch. Die Arbeitslosen, die sich von Algier hieher wenden, finden hier Unterhalt und Beschäftigung. Die Mühle der Trappisten mahlt das Korn der umliegenden Ortschaften, ihre Schmiede und Wagnerwerkstätte sind für die Reisenden, deren Fuhrwerk auf den während der Regenzeit grundlosen Wegen dringende Gefahr droht, von unberechenbarem Nutzen. Wir müßten noch manche Seite füllen, wollten wir die Dienste vollkommen würdigen, welche das Trappistenkloster zu Staoueli der Colonisation leistet, oder die Bewegung schildern, welche durch diese Mönche, die den Ernst eines beschaulichen mit der Energie eines thätigen Lebens so schön zu vereinen wissen, in diesen abgelegenen Erdwinkel gebracht ward. Dem Marschall Bugeaud aber bleibt der Ruhm, sie hieher geführt zu haben. Sein Name wird in der Geschichte der Eroberung des Landes, wie in der von Algeriens Colonisation unvergänglich fortleben, denn nach beiden Richtungen hin, zu dem kriegerischen wie dem friedlichen Werk, hat er einen neuen Impuls gegeben, in beiden Gebieten neue und sehr heilsame Bahnen erschlossen. —

411. Die anerkannte Tapferkeit.

Unter den tapfersten Schaaren der kaiserlich österreichischen Armee in Italien im Jahr 1848 hat sich im ganzen Laufe des Feldzugs das „Regiment Kinsky“ der Art durch seinen Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, daß der Corps-Commandant Feldmarschall-Lieutnant d'Aspre zu dem Obristen Baron Bianchi trat und sagte: „„Ich werde künftig nie anders als mit abgezogenem Hute vor diesem tapfern Regimente vorbeireiten! Es hat das Unglaubliche geleistet!““ und hielt den Hut so lange in der Hand, bis er die Fronte hinabgeritten war.

Ein unermeßlicher Jubel der Truppen erfüllte die Luft. —

412. Ein echter Feldpater.

Die Zeitung von Lyon enthält folgenden schönen Zug von Muth und Aufopferung des Pater Parabère aus der Gesellschaft Jesu, Aumonier en chef der französischen Armee im Orient, in der Schlacht an der Alma am 20. September 1854.

Pater Parabère hatte sofort am Morgen jenes verhängnißvollen Tags ein Pferd bestiegen und sich den ersten Infanteriecolonnen, welche gegen die russischen Batterien anrückten, angeschlossen. Eine Kanonenkugel fuhr seinem Pferd in die Brust, daß es sogleich todt hinstürzte. Der Pater, der nicht zurückbleiben wollte, besann sich nicht lange, sondern sprang auf eine Kanone und folgte so, unter dem begeisterten Zuruf aller Soldaten, dem Regimente. Als aber die Batterie zu feuern begann, mußte er seine Kanone verlassen, er sprang wohlgemuth herab und befand sich mitten im dichtesten Kampfgewühle. Die Zouaven stürmten die Höhen hinan, der Pater folgte ihnen; wo Einer verwundet hinsank und zurückblieb, sorgte der Priester für den Unglücklichen, dort betete er mit einem Sterbenden und gab ihm die letzten Segnungen der Religion, hier verband er einen Blessirten und schaffte ihn in Sicherheit, und immer von Neuem folgte er seinen siegreichen Soldaten. So gelangte der Pater Parabère mit den Zouaven auf das Plateau der Alma, dem ersten und hauptsächlichsten Punkt, der von den Franzosen erobert wurde und dessen Besitz den ganzen ruhmvollen Sieg entschied. Die Zouaven proklamirten den Pater laut als „ihren besten Capitän,“ dessen Name unter allen Regimentern von Mund zu Mund ging. — Wie durch ein Wunder blieb dieser vortreffliche Priester unversehrt, keine Kugel traf ihn, wie wenn ihm der Allmächtige einen unsichtbaren Schutzengel mitgegeben. Mit Recht kann die französische Armee auf einen solchen „Soldaten Christi“ stolz sein. —

Uebrigens ist Pater Parabère schon aus den afrikanischen Feldzügen rühmlichst bekannt; sein Muth und seine Unerschrockenheit, die sich nur durch ein unbegrenztes Gottvertrauen erklären lassen, haben ihn längst zum Liebling der Soldaten gemacht. Der Marschall St. Arnaud erkannte wohl die vorzüglichen Eigenschaften dieses Priesters, als er ihn an die Spitze der Feldgeistlichen des französischen Expeditions-Heeres stellte. —

413 — 415. Einige Wunder des heiligen Kiran.

Nicht viele Stunden von der alten Stadt Athlone, am Flusse Schannon in Irland, in größtentheils düsterer trauriger Torfmoorumgebung und theilweise von einförmigen Kieshügeln begrenzt, ragen die Trümmer der zum Theile von alten irischen Fürsten erbauten sieben Kirchen von Clonmacnoise, einem der namhaftesten irischen Heiligen des siebenten Jahrhunderts, Kiran, geweiht, dessen Grab dort noch gezeigt und wohin vornämlich am 7. September, dem Sanct Kiran's-Fest, in jedem Jahre von Nah' und Fern' zu Uebungen der Buße und des Gebets von unzähligen Gläubigen gewallfahrtet wird.

Eine Menge Geschichten und Wunder aus dem Leben dieses Heiligen, geknüpft an noch gezeigte äußere Merkmale oder Erinnerungen, erzählte das Volk, von denen hier einige wieder erzählt sind. Und zwar:

1. Wie Sanct Kiran die Stätte von Clonmacnoise erhält.

Kiran, der Zimmermannssohn, kam, von Gottes Finger gewiesen, an diesen Ort, den man damals „die Stirne des Hügels mitten im Lande" zu benennen pflegte. Er war eine herrliche Schaftrift und gehörte dem König von Meath, Dermot O'Melaghlin.

„Gieb mir," sagte der Heilige, „ein Stück Boden, wo ich ein Haus zu Ehren Gottes bauen und einen Platz einschließen mag, wo die Todten ein christliches Begräbniß erhalten."

„„Geh',"" erwiederte der König, „„ich kann mein bestes Land nicht dazu hergeben! Pilgere auf eine Anhöhe oder sonst wohin an einen Fleck, der zu nichts nutz ist, in den Connaughter Steinbergen, und sieh' was du draus machen kannst; ich aber geb' die hübscheste Schafweide in Irland nicht her; oder, doch nicht eher, als bis der Stab da in deiner Hand im Boden stecken bleibt und da anwächst und Wurzeln und Blätter treibt!""

Und, o gebenedeiter Augenblick! — kaum gesprochen, geschah's denn auch. Der Stab, den er schon manch liebes Jahr als Wanderstab gebraucht hatte, blieb plötzlich in der Erde stecken; Zweige begannen aufzusprießen, grüne Blätter entfalteten sich an demselben; und ehe noch der Heilige die Zeit hatte, ein Credo zu beten, war der Stab zu einem hohen Baume herangewachsen, der mit seinem Schatten manche Ruthe Boden bedeckte.

„„Vater Kiran,"" sprach nun der König tief gerührt, „„ich sehe, es ist Gottes Wille, daß du das Feld bekommest; nimm's

also mit meinen besten Wünschen, und um was ich dich einzig bitte, ist — daß, wenn ich sterbe, du mich an einer Stelle beisetzest, welche deine Güte, dein Gebet und deine Hand ganz besonders segnen wird, wo ich und mein ganzer Stamm fortan begraben werden mag!""

„Ich danke dir, o König," entgegnete Sanct Kiran; „und hast du mir auch erst eine abschlägige Antwort gegeben, so sollen doch fortan du selbst, deine Nachkommen und auch alle im katholischen Glauben Gestorbenen hier begraben werden!" —

Die Kirche wurde gebaut, ein Friedhof eingerichtet und viele Grabhügel wurden wie für den König und seine Nachkommen, so auch für unzählige Katholiken dort aufgeworfen. So vielhundertjährigen Todtenstaub giebt's wohl nirgends in Irland beisammen, als in Clonmacnoise! —

2. Wie Sanct Kiran einen König mit Durst strafte.

Der Heilige hatte ein sehr gütiges Herz für alle Mühselige und Beladene, und ganz besonders für Kranke und Sterbende. Wenn er nun allerdings des Weines bedurfte, so war es nur für die Feier des gnadenreichen Meßopfers, wie auch für die Erquickung der Kranken und Sterbenden.

Einst war ihm aber der Wein ausgegangen, und gerade in diesem Augenblicke verlangte ein Sterbender einige Tropfen Weines zur Labung in der so heißen Todesnoth.

Kiran eilte zu dem Könige Melaghlin, dem Nachfolger des Königs Dermot O'Melaghlin, fällt vor demselben demüthiglich auf die Kniee nieder und bittet mit kläglichsten Worten um einen Becher Weines für den Sterbenden.

Der König wies ihn kalt ab und hatte keinen Liebessinn, dem in der Todesnoth Verschmachtenden die letzte Erfrischung zu bieten.

Kiran wandte sich und betete zu Gott: „Herr, vergelte dem Herzlosen mit gleichem Verschmachten, weil sein Herz versteint ist und nicht üben will die allerkleinsten Werke der Nächstenliebe um Jesu willen!" —

Und es geschah so, wie's der Heilige erfleht hatte.

Denn — mitten in der Nacht erwachte der König aus schweren Träumen und gequält von heißestem Durst. Er ruft seinem Kellermeister und befiehlt ihm, in den Keller hinunterzugehen und ihm einen rechten Becher Weines zu bringen; der Kellermeister thut auch, wie ihm aufgetragen; als jedoch der Wein dem König gereicht wird und er ihn an die Lippen setzt, ist er wie weggeblasen aus dem Becher. — Er ruft also der Milchmagd, und befiehlt

ihr, ein Kännchen Buttermilch ihm zu bringen; sie geht also, bringt das Kännchen voll Milch, doch siehe! wie er's an den Mund hebt, weg ist die Milch! — „„Ah!““ rief er, „„soll ich nicht Wein und nicht Milch haben, so bleibt mir doch gewiß der Schannon sicher; geht und holt mir einen Krug voll von dem; ich bin zwar nie ein großer Freund von kaltem Wasser gewesen, aber — Noth bricht Eisen!““ Sie holten ihm also das Wasser aus dem genannten Fluß; und als man es dem König zum Genusse bot, verschwand es in derselben Weise so schnell wie der Wein und die Milch, und kein Mensch wußte — wohin.

Und so ist denn der König vor Durst gestorben.

Das furchtbare Ereigniß wurde bald allum bekannt, und seitdem versagte kein König mehr einem Kranken oder Sterbenden die erflehte letzte Erquickung. —

3. Wie Sanct Kiran's Erde den heiligen Columba rettet.

Als Sanct Columba von dem Tode des heiligen Kiran hörte, dichtete er auf die großen Verdienste desselben um die Ausbreitung und Festigung des Christenthums in Irland einen Lobgesang, der seinem Nachfolger in Clonmacnoise, dem Abte Tigernach, so gefiel, daß er in seinem Entzücken von dem Dichter zu wissen begehrte, wie er ihn würdig dafür lohnen könne oder solle.

„Zwei Handvoll von der Erde, worin Sanct Kiran begraben ward, wären mir lieber als ganze Lasten Goldes und Silbers!“ lautete Columba's Antwort.

Diese zwei Handvoll Erde erhielt er denn mit Freuden vom Clonmacnoiser Abt und nahm sie hochbeglückt mit auf seiner Fahrt nach der Insel Iona.

Wie aber das Schiff, mit dem er fuhr, an den furchtbaren Mahlstrom kam, den man den „Brandungs-Felsen“ nennt, wurde es, trotz der Geschicklichkeit und Anstrengungen der Mannschaft und ungeachtet seiner heiligen Ladung, in den Wirbel gezogen und würde von ihm verschlungen worden sein: hätte nicht Columba an die heilige Erde Sanct Kiran's gedacht und eine Handvoll davon in die Fluth geworfen, die nun augenblicklich zu toben und zu wallen aufhörte und sich weithin spiegelglatt legte.

Auf Iona aber ward, als Alle wohlbehalten dort anlangten, die noch übrige Handvoll von Columba an geweihter Stätte niedergelegt zur Verehrung aller Gläubigen. —

416. Wunderbare Ascese.

Einer der berühmtesten und verehrtesten Heiligen in Irland ist — Sanct Kevin.

Welch einen hohen Begriff das katholische Volk von der Andachtsgluth, der oft überaus lang andauernden Beschaulichkeit und der strengsten Selbstkreuzigung im Fasten dieses Gottesmannes hatte, bezeugt die folgende gemüthliche Legende:

Sanct Kevin zog sich einst in seine Zelle zurück, um die großen Fasten zu halten. Ununterbrochenes Gebet und Betrachtung begleiteten seinen Bußeifer und seine Abtödtung. Er sank vor dem hölzernen Crucifixbild nieder, und immer heißer aufathmend in der Liebe zu Jesus Christus streckte er seine Arme weit auseinander, und der Art, daß er seine rechte Hand durch das schmale Fenster hinaushielt.

Und siehe da! eine Amsel flog heran, setzte sich auf die Hand des Heiligen nieder, legte in dieselbe ihre vier Eierchen hinein, und setzte sich über sie, um sie auszubrüten.

Der gute heilige Mann blieb so sehr mit seiner Fastenandacht beschäftigt, daß er die Amsel ruhig auf seiner Hand rasten und brüten ließ, ohne auch nur leise mit der Hand zu zucken oder dieselbe zu bewegen; sie fütterte sogar auf dieser Hand noch ihre Jungen und pflegte sie, bis sie flügge und die Fasten zu Ende waren, worauf sie sämmtlich mit einem absonderlichen Dankliede von dannen flogen.

Und als der Heilige, der so liebevollen Herzens war, diese kleine Familie aus seiner Hand, ihrer seither so friedlichen Herberge, in die allum lind wehende Osterluft fröhlich hinausflattern sah, erhob er dieselbe Hand und segnete noch väterlich wohlwollend die so lustigen Flüchtlinge. —

---

417. Gott ist wunderbar in seinen Heiligen.

(Auszug aus: Legende von Dr. Alban Stolz.)

Der heilige Kuthbert lebte vor mehr als tausend Jahren in England zuerst als Einsiedler und später als Vorstand eines Klosters. Die Einsiedelei verließ er aber nur, um draußen, besonders im Gebirge, dem armen Landvolke das süße Wort vom Kreuz zu verkündigen und ihren Seelen das Heil in Christo darzubieten. Er war, ob seiner Reinheit und Frömmigkeit, ein von Gott ganz besonders begnadeter Mann, dem deßhalb auch der Herr seine Geschöpfe vielfach gehorchen ließ, wodurch sich auf's Anmuthigste

der Spruch des Alten Bundes als Wahrheit erwies, daß Gott wunderbar ist in seinen Heiligen.

Ja, Gott war auch wunderbar im Leben des heiligen Kuthbert!

Einmal befand er sich auf der Wanderschaft, um zu predigen und ein Knabe begleitete ihn. Sie waren Beide müde und hungrig, und noch weit von dem Ziel ihrer Reise entfernt. Der Knabe jammerte, daß sie gar keine Nahrungsmittel bei sich trügen und auch ringsum keine aufzubringen wären. Da tröstete ihn der ehrwürdige Pilger: „Mein Kind, du mußt stets auf Gott ein gläubiges Vertrauen setzen, denn Niemand verhungert, der Gott treu dient!“ Dann schaute er in die Höhe und sprach: „Siehst du jenen Adler dort? Selbst durch diesen kann uns der gütige Gott Nahrung zusenden!“ Während dieses Zwiegespräches gingen sie weiter nnd der Weg führte sie neben einem Flusse dahin; auf einmal sahen sie den Adler auf einem nahen Felsen sitzen. Der Heilige sagte nun zu dem Knaben: „Laufe eiligst hin und sieh', was uns der Herr durch diesen Boten gesendet!“ — Der Knabe brachte einen großen Fisch, den der Adler im Flusse gefangen hatte. Da hub der Gottesmann an: „Aber, mein Sohn! warum hast du dem Boten nicht auch seinen Theil davon gegeben? Geschwind theile ihn und bringe die Hälfte dem Adler zum Lohne seines Dienstes!“ — Der Knabe that, wie ihm befohlen; den übrigen Theil des Fisches nahmen sie mit sich, und als sie das erste beste Haus erreichten, traten sie in dasselbe ein, bereiteten ihre Mahlzeit und sättigten sich und die Bewohner des Hauses mit dieser Gottesgabe. —

Auf einer ähnlichen apostolischen Wanderung kehrte Sanct Kuthbert bei einer tugendhaften Frau ein, die er aus früheren Zeiten gekannt, um auf einige Augenblicke Rast zu halten. In demselben Augenblicke brach Feuer aus und ein heftiger Windstoß jagte von dem brennenden Strohdach ganze Feuergarben durch das ganze Dorf hin. Die Frau stürzte schnell in ihre Wohnung und bat den Heiligen, er möge doch beten, daß nicht ihr Haus und das ganze Dorf zu Grunde ginge. Und er entgegnete, erfüllt von dem Frieden des kindlichen Vertrauens auf Gott: „Sei nur ruhig, das Feuer wird dir Nichts schaden!“ Dann ging er vor die Thür und betete. Alsbald wendete sich der Wind und trieb das Feuer nach jener Seite des Dorfes, wo keine Häuser mehr standen, so daß alle übrigen verschont blieben. —

Zur Zeit, als Kuthbert noch in der Einsiedelei lebte, säete er auf ein Stück Boden Getreide, um aus demselben seine Nahrung zu gewinnen; allein da die Saat aufging, kamen die Vögel und

frassen die junge Frucht ab. Und es rief ihnen der Heilige zu: „Warum nehmet denn ihr, was ihr doch gar nicht ausgesäet habt? Seid ihr dessen bedürftiger, als ich? Wenn ihr jedoch von Gott Erlaubniß bekommen, so thuet nur, was der Herr euch zugestanden hat; wenn aber nicht, so entfernet euch und verletzet nicht ferner fremdes Eigenthum!" — Und kaum hatte er dieses gesagt, als die ganze Schaar der Vögel davonflog, und von dieser Zeit an berührte kein Vogel mehr seine Aussaat. —

Die Wildniß, in deren Abgeschiedenheit Sanct Kuthbert seinen Aufenthalt erkoren, bestand nur aus Felsenboden und es war kein Wasser zu erhalten. Jedoch im Vertrauen auf die Allmacht Dessen, der auch in der Wüste durch des Moses Stab Wasser aus den Felsen hervorquellen ließ, machte er eine Grube so gut wie möglich. Und sieh'! am andern Tage war sie ganz voll Wasser; das Wasser blieb auch stets frisch in derselben, stieg niemals über den Rand hinaus, und wurde auch durch das Schöpfen nie niedriger. —

Auch in seiner letzten Krankheit geschah noch ein Wunder. Kuthbert wünschte nämlich von einem Bruder, mit Namen Pallistod, der ihm stets die ungeschwächteste Treue in der Freundschaft bewahrte, den Liebesdienst der Pflege. Pallistod lag aber selbst krank darnieder. Doch kaum hatte dieser die Kunde von dem Verlangen seines heiligen Freundes nach ihm vernommen, da raffte er sich mit Gewalt auf und wurde in dem Augenblicke gänzlich gesund, als er dem sterbenden Kuthbert die Hand gereicht und ihn berührt hatte. —

418. Der redliche Viehhüter.

Der heilige Paschalis Baylon hütete in seinen jüngeren Jahren das Vieh, welches theils seinem Vater, theils anderen Leuten gehörte. Die vielen freien Stunden, die ihm bei diesem Geschäft übrig blieben, verwendete er auf Erlernung des Lesens und Schreibens und zum Gebete; dabei aber war er sorgfältigst darauf bedacht, daß die seiner Obhut überlassenen Thiere nicht auf fremdem Feld an den Pflanzungen Schaden verursachten. Wenn dann doch wider seinen Willen etwa zur Nachtszeit hie und da ein Thier auf fremde bebaute Grundstücke gerathen war und auch nur wenige Augenblicke auf demselben verweilte, so schätzte er den Schaden und ersetzte Alles aus seinem geringen Lohne, den er für das Hüten fremden Viehes erhielt. Leichtsinnige Menschen machten sich über seine Gewissenhaftigkeit lustig, nannten ihn einen Thoren und stellten ihm vor, daß es Niemand so genau nehme und daß man da Viel zu ersetzen hätte, wenn man es so machen wollte, wie er u. s. w.

Paschalis aber ließ sich nicht beirren. Er pflegte zu entgegnen: „Unser Herr und Heiland Jesus Christus sagt: „„Im anderen Leben ist ein Gefängniß, aus welchem man nicht eher herauskommt, als bis man den letzten Heller bezahlt hat.““ Wenn nun Gott es so genau nimmt, so können wir Menschen nie gewissenhaft genug sein. Mögen Andere sich nichts daraus machen; ich will meine Seele retten und mir keine Verantwortung zuziehen!“ —

Einmal gerieth seine Heerde auf den Acker eines Nachbarn, auf dem bereits die Samen in Halme geschossen waren, und fing an, dieselben abzuweiden. Paschalis beobachtete dieß zwar bald und zu seinem größten Schrecken; doch hatte, bis er herbei geeilt war, das Vieh schon ein Stückchen Ackers abgeweidet. Es that ihm sehr leid, daß dieß geschehen, und noch mehr, weil er nicht wußte, Wem der Acker gehörte. Er gab sich alle Mühe, um denselben ausfindig zu machen. Er wollte den Namen desselben aufzeichnen, führte aber zum Unglücke sein Schreibzeug nicht bei sich. Er behalf sich daher, so gut er konnte, mit einem dünnen Hölzchen, das er in das Blut eines Schäfchens eintauchte, das sich verwundet hatte. Dann zeigte er sich selbst an, wegen des zugefügten Schadens, und ließ denselben schätzen. — Die Schätzleute gaben an: „„Der Schaden möge sich etwa auf einen Metzen Getreides belaufen; doch werde man bei künftigem Schnitt erst eigentlich finden, wie viel Schaden angerichtet worden sei.““

Die Erntezeit kam, und Paschalis beobachtete genau den beschädigten Acker. Da zeigte sich aber, zu Aller Verwunderung, daß auf dem ganzen Felde kein Platz mehr Frucht gebracht, als dort, wo die Heerde des Paschalis ehedessen einigen Schaden veranlaßte. Alsbald wollte man darin einen offenbaren Beweis des göttlichen Wohlgefallens finden, das Gott in der Gewissenhaftigkeit dieses Jünglings hatte.

Zur Erntezeit trug Paschalis beständig eine Sichel bei sich, mit welcher er sich den Schnittern zugesellte und ihnen so emsig in der Arbeit beistand, als wenn er um Lohn dazu gedungen wäre. Er verlangte aber nicht das Mindeste dafür, und nahm auch Nichts an, wenn man ihm seine Arbeit bezahlen wollte, sondern sagte nur: „Er wolle dadurch einigen Ersatz leisten, wenn etwa seine Heerden ihren Aeckern zu irgend welchem Schaden gewesen wären.“ —

Eine solche Redlichkeit bereitete ihn vor zu immer größeren Gnaden. Er stieg von Tugend zu Tugend, und es bewahrheitete sich an ihm der Ausspruch Jesu: „„Wer treu ist im Kleinen, der ist es auch im Großen!““ —

---

419. Das Bild des Friedens.

Im Jahr 1138 sind große Feuersbrünste entstanden in Goslar, Mainz, Speier und Hall in Sachsen.

In eben diesem Jahr am 3. December starb Kaiser Lothar, unter welchem sich das Reich wieder ein Wenig erholt hatte. Näher aber wird über des Sachsen-Kaisers Tod also berichtet.

Der Papst litt Noth an dem König von Neapolis und einem Herzoge; da rief er den Kaiser Lothar zu Hilfe. Der sammelte Volk und zog in die Lombardei und überwältigte die Feinde des Papstes. — Da stand aber eine Burg, auf der waren viele Räuber, die alle Lande beraubten. Das verdroß den Kaiser und er nahm die Burg und fing fünfhundert Räuber, die ließ er alle hängen und brannte die Burg rein aus. In der Angst jedoch begaben sich alle Städte und Burgen unter den Kaiser.

Solches geschah vor Pfingsten.

Als dieß geschehen war, zog der Kaiser in die nächste Stadt. Und es kam auch der Papst Innocenzius, und das war in den Pfingsttagen; und es sang der Papst die Messe im Münster zu Sanct Nikolaus. — Da sah man oben in der Kirche eine goldene Krone vom Himmel niederschweben, darüber saß eine weiße Taube und unter der Krone waren noch andere Zeichen zu schauen.

Das wunderte alle Leute und ein weiser heiliger Mann deutete es dahin: das bedeute die Einigkeit und den Frieden zwischen dem Kaiser und dem Papste. —

Nun wollte der Kaiser Lothar, der vom Papst auch den Ablaß erhalten, wieder nach Haus; als er aber nach Nürnberg kam, da starb er, und wurde von Nürnberg hergeführt in das Land zu Sachsen nach Königsluther. —

---

420. Die bestrafte Verachtung eines Bischofs.

Der gottselige Bischof Jakobus von Vitry predigte in den Niederlanden den Kreuzzug; um diese Zeit wollte er daselbst zwei Todfeinde mit einander versöhnen, die zufällig bei einer seiner Predigten zusammenkamen.

Er brachte es auch dahin, daß er den Einen aus ihnen zur Versöhnlichkeit stimmte; der Andere aber war durchaus nicht dazu zu bewegen; vielmehr sagte er dem eifrigen Prediger die größten Schmachreden in's Angesicht.

Jakobus bat zuerst dringend, dann fiel er ihm zu Füßen; und dieß that er bis zum dritten Male; der Mann jedoch ward dadurch nur immer verstockter und spie die größten Beleidigungen wider ihn aus.

Da sprach endlich der ehrwürdige Bischof vor allem Volke zu ihm: „Dieß sollt ihr für gewiß wissen, daß, wer uns verachtet, Denjenigen verachtet, der uns gesandt hat!“

Er hatte indessen kaum diese Worte ausgesprochen, als der Elende anfing, die Augen zu verdrehen, auf die Erde fiel, Blut und Geifer auswarf und so schrecklich von der fallenden Sucht befallen wurde, daß alles Volk über ihn weinte.

Da kniete der Bischof nieder, um für ihn zu beten; und alles Volk betete mit ihm für den Unglückseligen.

Und der Herr erhörte ihr gemeinsames Flehen.

Der Mann erhob sich gesund, und gleichsam umgewandelt bat er nun seinen Widersacher, der vor ihm stand, mit Thränen um Verzeihung; dieser aber umarmte ihn zärtlich, und ihre Versöhnung regte alle Herzen an, Gottes Huld und Allmacht zu preisen.

Und der Bischof streckte über die Versöhnten seine Hände aus und segnete sie. —

421. Der unberufene Richter.

In dem Leben des heiligen Johannes von Gott wird eines Menschen gedacht, der alle Handlungen dieses gottesfürchtigen Mannes mit Späheraugen durchforschte, und was immer er thun mochte, sei es aus Neid oder aus sonst einer böswilligen Absicht scharf beobachtete.

Plötzlich aber geschah es, daß dieser unberufene Richter alle seine eigenen Sünden an der Wand angeschrieben sah und ein Schwert über seinem Haupte wahrnahm, das mit jedem Augenblick über ihn herabzufallen drohte.

Darüber erschrack er aber so sehr, daß er an allen Gliedern zitterte, in sich selbst ging, und es sich niemals mehr in den Sinn kommen ließ, die Fehler seines Nächsten aufzuspüren! —

422 und 423. Die hochbegnadigte Johanna von Jesu Maria. *)

1. Das Kreuz-liebende Kind.

Die gottselige Jungfrau Johanna von Jesu Maria ist in Spanien, in der Stadt Burgos, von adeligen Eltern, nämlich Joanno Rodriquez und Joanna de la Fuente, geboren, und von Gott mit absonderlichen Gnaden begabt worden.

Von Kindheit auf war Johanna der Andacht so sehr ergeben, daß sie sich oft heimlich in die Hauskapelle ihrer Eltern begab, und vor einem schönen Jesukindlein andächtig betete, welches dort auf einem Altarthrone saß. Hierdurch nahm sie je länger desto mehr in der Andacht zu, verließ ihre Gespielinnen und Puppen, und hatte alle ihre Freude, vor diesem schönen Jesukindlein zu beten, und mit demselben, als wenn es lebte, zu reden und sich zu unterhalten. — Dieß gefiel dem liebreichen Jesu dermaßen, daß er einst erschien, und freundlich sprach: „Mein Töchterlein, was machst du hier?“ Sie vermeinte, es wäre sonst Jemand, und antwortete: „„Hier bete ich den Rosenkranz vor meinem Jesulein.““ Christus sprach weiter: „Das ist recht. Aber sag' mir, hast du mich auch lieb?“ Sie sprach: „„Herr, ich weiß nicht, was Lieben ist. Wenn ich aber etwas lieben sollte, so wollte ich das süße Jesukindlein lieb haben, das auf diesem Altärlein steht.““ Christus sagte: „Dieser bin ich, und dieses Bildlein bedeutet mich. Wenn du denn dieses Bildlein lieb hast, so hast du mich lieb.“ Dann hängte er ihr einen schönen Rosenkranz um den Hals, woran ein Kreuz mit fünf Edelsteinen hing, und verschwand. Das kleine Töchterlein aber war so voll Lieb' und Freuden, daß es sich selbst kaum begreifen konnte. —

Als sie im siebenten Jahre war, und einst mit großer Inbrunst der Liebe vor ihrem Jesubildlein betete, sieh'! da entstand ein großer Glanz in dem Kapellchen, und die seligste Jungfrau mit ihrem Sohne auf den Armen, sammt dem heiligen Dominikus, Franziskus und der heiligen Clara, erschienen ihr in großer Klarheit und Majestät. Die liebe Johanna bezeigte zuerst ihre Ehrfurcht, und schlug dann ihre Augen auf zur Schönheit Mariä, und zur Majestät des liebsten Jesulein. Als sie nun vor Verwunderung ganz verzückt und vor Liebe ganz entzündet war, sprach Maria zu ihr: „„Was ist's, meine Tochter? Was vermeinst du von diesem Kleinen, den du in meinen Armen siehst? Ist dieses

*) Erzählt von Pater Martin von Cochem.

göttliche Kind nicht würdig, geliebt zu werden? Wolltest du es nicht gerne zu deinem Bräutigam haben?'" Johanna antwortete: „„Ich bin willens, eine Klosterfrau zu werden, und meine Unschuld Gott aufzuopfern."" Maria sprach: „„Deine Vermählung mit diesem Kinde wird dich deiner Unschuld nicht berauben, sondern dich viel keuscher und reiner machen, als du jetzt bist."" Johanna sagte: „„Dieses schöne Kindlein ist ganz reich und viel werth, ich aber habe Nichts, und bin nichts werth; darum fürchte ich, es werde mich nicht haben wollen."" Maria sagte: „„Ja, es will dich haben, wofern du es haben willst."" Da antwortete Johanna: „„Wenn es mich haben will, so will ich es auch haben."" — Sobald das Mädchen dieß gesprochen, streckte das Jesukindlein seine Aermchen aus, und gab Johanna sein Händchen zum Zeichen der Vermählung; Maria aber steckte dem Jungfräulein an den vierten Finger der rechten Hand einen köstlichen Ring, und sprach: „„Mit diesem Ringe vermähle ich dich mit meinem Sohne,"" und umfing sie ganz lieblich mit ihren beiden Armen. Dieß that auch das liebe Jesukindlein, und gab seiner neuen Braut seinen göttlichen Segen; die drei gegenwärtigen Heiligen gaben Johanna die Hand, und wünschten ihr Glück zu dieser göttlichen Vermählung. Dann verschwanden sie, und ließen Johanna in so himmlischen Wonnen, daß sie Niemand erzählen kann, er habe sie denn zuvor empfunden. —

Von dieser Zeit an hat das liebe Jesulein große Gemeinschaft mit seiner Braut gepflogen, und sie in Allem unterrichtet, wie sie die Eitelkeit der Welt fliehen, sich in den Tugenden üben, und sein bitteres Leiden betrachten solle. Er erschien ihr gar oft in der Gestalt eines Kindleins mit einem kleinen Kreuz auf der Schulter, und sprach gar lieblich zu ihr: „Meine Braut, willst du mir dieses Kreuzlein tragen helfen?" Sie antwortete ohne Verzug: „„Ja, ich will!"" und lief mit großer Begierde hinzu, nahm das Kreuz von ihm ab, und legte es auf ihre Schultern. —

Einst erschien ihr auch dasselbe zarte Kreuzträgerlein, aber mit einem so schweren Kreuze beladen, und von Müdigkeit so gar abgemattet, daß es sich kaum bewegen, viel weniger fortkommen konnte. Dieser erbärmliche Anblick verursachte so großes Mitleiden in dem Herzen der liebenden Braut, daß sie eilfertig zu ihrem Geliebten lief, und ihn sehr bat, er wolle ihr sein schweres Kreuz zu tragen geben. Weil er es ihr aber abschlug, fing sie bitterlich zu weinen an, und sagte: „„Du hast mir doch dein Kreuz so vielmal zu tragen gegeben, warum willst du es mir denn jetzt nicht zu tragen geben?"" Als sie nun sehr weinte und trauerte,

sprach er zu ihr: „Willst du dieses Kreuz tragen, so lange du lebst?“ Sie antwortete: „„Ja!““ Da sagte er: „Du hast dich gar hoch erboten!“ und legte das Kreuz auf ihre Schulter, worüber sie so große Last und Schmerzen empfand, daß sie sich nicht bewegen konnte, äußerte daher: „„Ich kann mit dieser schweren Last nicht gehen.““ Christus erwiederte: „Mit Niederfallen und Wiederaufstehen, wie ich, mußt du mir nachfolgen, und zu mir gelangen!“

Dieß hat die schwere Trübsal bedeutet, die sie ihr Lebtag hat leiden müssen, wie wir ferner vernehmen werden. —

2. Die stigmatisirte Dienerin des Gekreuzigten.

Unter anderen sehr vielen Gnaden, so die Dienerin Christi, Johanna, von ihm empfangen hat, ist eine von den größten, daß er sie mit seinen heiligen fünf Wunden gezeichnet hat, welche Gnade sie ohne Zweifel deswegen verdiente, weil sie schier immer das bittere Leiden mit herzlichem Mitleiden betrachtete, und mit Christo zu leiden inbrünstig verlangte. Als sie daher zwei Jahre und drei Monate zuvor, ehe ihr Christus diese Gnade verliehen hat, am Fastnachtsonntag in der Discalceatenkirche zu Burgos nach empfangener Kommunion vor dem hochwürdigsten Sakramente betete, und die große Liebe betrachtete, welche uns Christus in dem heiligen Sakrament, so wie auch am heiligen Kreuz erwiesen hat, wurde ihre Seele von dem inbrünstigen Verlangen: des Leidens Christi theilhaftig zu werden, entzündet, und sie bat mit vielen Thränen, er wolle sie seine Pein und Schmerzen empfinden lassen.

Die Gewährung dieser Bitte zu erhalten, nahm sie zu Fürbittern die allerseligste Jungfrau Maria, den heiligen Joseph, den heiligen Franziskus und die heilige Theresia. Auf dieses inständige Bitten erschien ihr Christus, und sprach: „Es ist billig, meine Tochter, daß ich dir verleihe, was du begehrst; denn, so ich Alle zu meinem Kreuz einlade, und ihnen den Kelch meines Leidens zubringe, wie kann ich dann dir es abschlagen, die du so heftig darnach verlangst, und mit so feuriger Liebe es begehrst! So geschehe denn dein Wille! Ich bewillige dir, was du begehrt hast!“ Hierauf kam sie von ihrer Verzückung wieder zu sich, und empfand an den Händen, Füßen und an der Seite so bittere Schmerzen, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, in solcher Pein zu leben, wofern sie Gott durch seine Allmacht nicht erhalten hätte.

Diese Schmerzen hat sie immer und unaufhörlich zwei ganze Jahre und drei Monate lang gelitten, wiewohl man kein einziges Zeichen an ihren Händen, Füßen und Seiten sah.

Nach dieser Zeit aber, am 1. Mai, sind ihr die Hände

dermaßen zugeschlossen worden, daß auch die Aerzte durchaus kein Mittel fanden, sie wieder zu öffnen, sondern ausdrücklich erklärten, das Uebel wäre übernatürlich, und Gott allein könne ihr helfen. In diesem Zustande blieb sie bis zum Christi-Himmelfahrtsfeste, an welchem zwischen fünf und sechs Uhr Abends, als sie das bittere Leiden Christi betrachtete, sie mit herzlicher Begierde zu Christo also sprach: „„Mein Gott und mein Bräutigam, Christe Jesu, wofern ich jemals etwas für dich gelitten habe; so bitte ich durch die vielfältige Bitterkeit deines heiligen Leidens, die du meinetwegen ausgestanden hast, so wie auch durch dein glorwürdiges Kreuz, an welchem du die Welt erlöst hast, und durch das schmerzliche Mitleiden, welches deine Mutter unter dem Kreuz in ihrem Herzen empfunden hat; durch dieß Alles bitte ich dich, mein Gott und Herr, du wollest nach meinem Verlangen und meiner Schuldigkeit die Schmerzen deines allerheiligsten Leidens mich empfinden lassen!““

Indem Johanna also bat, sah sie, daß ihr Christus der Gekreuzigte erschien, und daß aus seinen heiligen Händen, Füßen und Seiten, einige rothfärbige, leuchtende himmlische Strahlen hervorkamen, und wie feurige Pfeile durch ihre Hände, Füße und Seite drangen, wodurch ihre Seele von dem göttlichen Feuer der Liebe ganz entzündet, ihr Leib aber von bittern Schmerzen durchwühlt wurde, daß ihr der Schweiß wie ein Regen herabfloß, und sie in tödtlicher Angst ohnmächtig zu Boden fiel; dennoch wurde sie nicht gänzlich ihrer Sinne beraubt.

Als sie von dieser Ohnmacht wieder zu sich kam, und die Erscheinung verschwunden war, empfand die gottliebende Jungfrau, daß sie an ihren Händen und Füßen, und an ihrer Seite, wahrhaftig verwundet, und mit den fünf Wunden Christi bezeichnet war. Was sie aber hierüber gedacht und empfunden habe, weiß Jener am Besten, der ihr die Wunden gegeben. Sie achtete sich dieser hohen Gnade ganz unwürdig, und suchte sie nach Möglichkeit zu verbergen; Christus aber, der sie ihr gegeben, wollte auch dieselben der Welt offenbaren. Als sie daher am folgenden Morgen, nämlich am Himmelfahrtstage, nach der Beichte die Kommunion empfangen, erschien ihr Christus, am Kreuze hangend, riß seine rechte Hand aus dem Nagel, umfing sie mit derselben ganz freundlich, drückte sie an seine Brust, und sprach: „Du bist meine sehr liebe Tochter, und als solche hab' ich dich mit dem großen Siegel meines Leidens bezeichnet, welches gar köstlich und hoch zu schätzen ist!“

Wegen der Größe der göttlichen Liebe, die ihre Seele erfüllte, und wegen der Größe ihrer Schmerzen, die ihre Hände und Füße,

und ihre Seite durchdrangen, wurde Johanna so kraftlos, daß sie urplötzlich eine fast tödtliche Ohnmacht überfiel, kalter Schweiß sie übergoß, und sie, an allen Gliedern des Leibes ganz erfroren, zu Boden sank. Diejenigen, welche zunächst bei ihr waren, zogen sie vom Altare weg, öffneten ihr die Hände, und sahen ganz klar, daß sie mit rothen, blutigen Wunden durchschlagen waren. Sie erschracken von ganzem Herzen über dieses auffallende Wunder, und alle Personen in der Kirche gingen hinzu, es zu sehen. Unter Anderen nahte sich auch ihr Beichtvater, sah mit unsagbarer Verwunderung dieses unglaubliche Wunder, und blieb so lange bei ihr, bis sie von der schweren Ohnmacht wieder zu sich kam. Er befahl ihr, beide Hände auszustrecken, was sie aus Gehorsam that, und alle Leute sahen, wie ihre beiden Hände mit wahrhaften sichtbaren Wunden ganz durchschlagen waren.

Johanna aber wurde hierüber so schamroth, als wäre ihr die größte Schmach widerfahren, machte sich eilig aus der Kirche, und verfügte sich ganz stillschweigend in ihr Betkämmerlein. Dort besah sie die Wunden ihrer Hände, Füße und Seite, und fand, daß sie den Wunden des gekreuzigten Christi nicht ungleich waren. Für diese unerhörte Gnade dankte sie Christo Jesu aus allen ihren Kräften, und wegen ihrer tiefsten Demuth schätzte sie sich dieser Ehre ganz unwürdig. Damit aber diese Wunden von den Leuten nicht gesehen würden, so bat sie Christum, daß er wenigstens die Wunden der Hände auswendig wolle zuwachsen lassen. Christus erhörte alsbald diese Bitte, und die Wunden beider Hände wuchsen auswendig so zu, daß man nichts sehen konnte; inwendig aber waren sie so tief, daß sie bis in die halbe Hand gingen, und wurden von ihr so verwahrt, daß sie nicht leicht Jemand zu sehen bekam.

Diese heiligen fünf Wunden hat diese gebenedeite Jungfrau neunzehn ganze Jahre lang an ihrem Leibe getragen, unglaubliche Schmerzen daran gelitten und gewaltig viel Blut daraus vergossen, ohne je unmuthig zu werden. —

Christus war mit dieser großen Gnade, so er seiner lieben Braut mitgetheilt hatte, noch nicht zufrieden, sondern, um sie mit seinen Leiden noch gleichförmiger zu machen, wollte er sie auch seiner Krönung theilhaftig machen. Als sie daher einst in ihrer Betkammer im Gebete war, erschien er ihr mit zwei Kronen, deren eine von spitzigen und durchdringenden Dörnern, die andere aber von wohlriechenden Blumen geflochten und mit glänzenden Edelsteinen besetzt war.

Er sah sie mit majestätischem Angesicht an und sprach gar

freundlich zu ihr: „Tochter Johanna, für dich ist eine von diesen beiden Kronen; beschaue sie wohl, und wähle jene, welche du von beiden haben willst!" — „„Mein Gott und mein Bräutigam,"" erwiederte Johanna, „„weil du willst, daß ich Eine von diesen Kronen wählen soll, so wähle ich die Dornenkrone nach meiner höchsten Begierde, die ich habe, in diesem Leben für dich zu leiden und zu sterben!"" Darauf sprach Christus: „Willst du denn, meine Braut, in diesem Leben gekrönt sein, wie ich gekrönt worden bin, wohlan, so empfange diese Krone, womit ich für dich gekrönt worden bin!"

Nach diesen Worten setzte er ihr die Dornenkrone so stark auf's Haupt, daß ihr fast die Sinne vergingen und sie vor Größe der Pein außer sich kam. Auch sind die Schmerzen ihres Hauptes von diesem Tag an bis an ihr letztes Ende so groß gewesen, daß man ihre Hirnschale dermaßen krachen hörte, als wären ihr die Gebeine zerbrochen oder zerschmettert worden. —

Nicht lange darnach erschien ihr Christus wieder in ihrer Betkammer und setzte ihr eine kaiserliche Krone von unschätzbarem Werth auf das Haupt. Wie nun Johanna sah, daß sie so gekrönt war, schüttelte sie das Haupt und sprach: „„Mein Herr, ich begehre nicht die köstliche, sondern die Dornenkrone!"" Christus nahm die Krone weg und setzte ihr die Dornenkrone auf, und drückte sie ihr so stark auf's Haupt, daß sie ihr in das Gehirn drang und sie ihrer Sinne beraubte. Ueber eine Weile, als sie ihren Hauptschleier abzog, fand sie rings um das Haupt zwei Linien, in Gestalt einer Krone, inmitten der beiden Linien war das Fleisch etwas erhaben, wie ein erhabener Rand oder Saum, zwei Finger breit, wovon sie eine überaus große Pein empfand. Und dieß war die Dornenkrone, womit sie Christus gekrönt und seinem Leiden gleichförmig gemacht hat, welche Krone sie bis an ihr Ende, nämlich fünf und dreißig Jahre lang, mit unsäglichen Schmerzen getragen. —

Weil nun diese Wunder weit und breit bekannt und wunderlich davon gesprochen wurde, so hat der Erzbischof zu Burgos seinem Generalvicar befohlen, die Beschaffenheit dieser Sache zu untersuchen und eine gerichtliche Verhandlung darüber anzustellen. Dieser nahm vierzehn Herren zu sich, ließ Johanna nebst vielen Anderen in die Discalceatenkirche kommen, und befahl ihr, in Kraft des heiligen Gehorsams, ihre Hände, Füße, Seite und das Haupt sehen zu lassen.

Der Herr Generalvicar begann mit folgender Anrede an sie: „„Weil Seine hochwürdigen Gnaden, unser Herr Erzbischof,

vernommen, daß die Frau die fünf Wunden von Christo, dem Herrn, soll empfangen haben, so befahl er mir, die hier anwesenden Herren mit mir zu nehmen und diese Sache, von der man wunderlich redet, zu untersuchen. Vermöge dessen befehle ich ihr in Kraft des heiligen Gehorsams, sie wolle sich niedersetzen und vor allen diesen Herren ihre beiden Hände ausstrecken'" Dann setzte sie sich zwischen zwei anwesende Herren Bischöfe nieder und streckte gehorsam ihre Hände aus. Da kamen Alle nach einander, sie zu besehen, und besahen sie so lange und mit solchem Fleiße, daß sie bekennen mußten, daß es wahrhafte, übernatürliche Wunden waren. Jeder von den gegenwärtigen Herren hat hierüber ein schriftliches Zeugniß ausgestellt; jenes des Herrn Generalvicars, Johann Maurique, lautet wie folgt:

„„Beide Wunden der Hände sind nicht gar tief; jedoch ist die äußerste Haut zerrissen und man sieht das rohe Fleisch. Die Wunden gehen nicht durch bis auf die andere Seite; es ist auch keine Geschwulst an den Händen, noch ein Zeichen irgend einer Veränderung, sondern Alles erscheint natürlich. Wie nun die Hände also beschaut waren, hab' ich ihr gesagt, sie solle auch ihre Füße sehen lassen. Alsbald ging sie in eine Kapelle, zog ihre Schuhe aus und kam wieder zu uns. Sie setzte sich nieder, stellte ihre Füße auf ein Bänklein und ließ Einen nach dem Anderen die Füße besehen. Diese Wunden gingen durch das Fußblatt bis zur Fußsohle; an den Füßen aber sah man keine Geschwulst, sondern sie waren ganz gesund. Dann sagte ich, sie sollte uns auch die Seite zeigen. Hierauf entblößte sie die Seite, so viel als nöthig war, und ließ sie einen Herrn nach dem anderen sehen. Wir ließen ein Licht anzünden und sahen, daß sie in der linken Seite, zunächst unter der Brust, eine viel größere Wunde hatte, als die anderen vier; denn sie war tief ausgehöhlt und viel blutiger, als die anderen. Endlich begehrte ich, daß sie uns auch das Haupt zeigen wolle. Sie deckte den vordern und schier den halben Theil ihres Hauptes auf, und wir sahen, daß sie tiefer als eines Fingers breit einen runden Rand hatte, womit ihr Haupt rings umher gekrönt war. Dieser Rand erhob sich über die übrige Haut des Hauptes, und wenn man ihn mit den Fingern drückte, ging er in das Haupt hinein, als wäre er aufgeschwollen.'" —

Dieß und noch mehr bezeugt genannter Herr Generalvicar von den Wunden und der Krone der Johanna, was ich deßwegen hieher setzen wollte, damit die Wahrheit dieser Geschichte erkannt, und dieselbe, die in unseren Zeiten geschehen ist, nicht für Fabelwerk gehalten werde. —

424. Vier Visionen einer Heiligen.

Die heilige Marina von Eskobar, die Tochter eines Professors der Rechtsgelehrsamkeit, wurde 1554 zu Valladolid in Spanien geboren. Sie war schon als Kind eines sanften, stillen Gemüthes, gelehrig, leicht bewegbar, fast immer nachdenkend, ernst in Wort und Handlung, dabei über die Maaßen schüchtern und sich selbst wenig Gutes zutrauend.

1. Kaum zählte sie das dritte Jahr, als ihre Base ihr schon die zehn Gebote Gottes vorsagte und erklärte. — „Was heißt denn das, Base, Gott über Alles lieb haben?“ fragte einstmal das Kind. Diese antwortete: „„Das heißt — Gott lieber haben als Vater, Mutter, Base und alles Andere!““ Das Kind wiederholte nun so lange diese Worte, bis es sie auswendig wußte, und rief dann öfter und öfter: „Mein liebster Gott, ich liebe dich mehr, als Vater, Mutter, Base und alles Andere, und ich habe Nichts so lieb wie dich und will dich suchen!“ —

Nah' am Hause lief ein Bächlein vorüber; hier schaute Marina sich um — ob ihr Niemand nachfolge, und setzte so eben den Fuß in's Wasser, als sie einen gar schönen und holdseligen Knaben von ihrer Größe neben sich stehen sah, der sie mit den Worten anredete: „Mägdlein! wen suchst du hier?“ Marina ward über und über roth, als sie den Knaben erblickte, und antwortete: „„Ich komme hierher, meinen Gott zu suchen!““ — „Da thust du recht daran,“ entgegnete der Knabe; „ich bin Der, den du so lieb hast; ich bin Der, den du suchst! Ich habe dich noch früher gesucht, als du mich; ich habe dich noch früher geliebt, als du mich!“ Christus, der in Kindesgestalt erschienen, segnete das Kind Marina und trug es in seine Wohnung zurück; und als es mit seinem Gott reden wollte, war er verschwunden. —

2. In der spätern Zeit ihres Lebens sah sie einmal die göttliche Majestät, und Marina vergaß Alles und warf sich vor Ihr hin auf die Kniee; Gott aber sprach: „Steh' auf und komm' und nimm!“ Er reichte ihr sodann einen goldenen Ring; sie zitterte und nahm ihn. Darauf reichte ihr der Herr auch einen Blumenstrauß, dieser fiel aus ihrer Hand, zerriß, und der ganze Boden ward mit Blumen bedeckt. Die Blumen sammelte sie indessen auf, und siehe! sie waren in Edelsteine verwandelt. Später vernahm sie eine Stimme, welche sprach: „Der Ring soll bedeuten, daß du eine Braut Jesu Christi bist, und die Blumen, die auf dem Boden zerstreut lagen, deine guten Werke, die du nicht hoch

achtest; du wirst dieselben einst sammeln und sie werden dem Herrn sein wie Edelsteine!" —

3. Eines Tages trugen Engel die Heilige in einen überaus prachtvollen, gar großen Saal; die Wände bestanden aus dem reinsten Gold, das Gewölbe zierten herrliche Sterne, und auch der Fußboden war ganz himmlisch. Auf vielen, ebenso köstlichen Stufen stieg man hinauf zu diesem Saal, und er selbst hatte wieder viele Stufen in sich, eine schöner, glänzender und himmlischer, als die anderen, und auf den Stufen standen die Engel und Heiligen. Da ward sie verwirrt und kam fast außer sich über dem Anschauen dieser Herrlichkeit, und erzählt nun selbst: Jetzt sagte die göttliche Majestät zu mir recht süß und lieblich: „Warum schaust du Mich nicht an?" Da fuhr ich wie aus einem Traum auf und schaute Gott; auch Er blickte auf mich und ich ward, wie mich däuchte, gänzlich in Seine Majestät umgewandelt, und ich neigte mich in sein göttliches Wesen. Alsdann sprach der Herr: „Hast du den Grund und die Weise der Seligkeit meiner Engel und Heiligen auch schon gesehen?" Da sagte ich: „„O Herr, zeige mir dieselbe recht bald!"" und ich wurde gezogen in das Innerste des Heiligthums und sah sie. „„Herr, lehre mich, leite mich, erleuchte mich, steh' mir bei!"" so betete ich; und der Herr sprach: „Es geschehe nach deinem Willen!" — Da war mir, als sähe ich den himmlischen Vater, nicht in menschlicher Gestalt, sondern in seiner unermeßlichen und geistigen Wesenheit. Ganz in der Mitte seines Wesens stand ein Stern, groß wie die Sonne und über die Maaßen leuchtend, und das war ein Gleichniß des göttlichen Wortes. Aus diesem Sterne flossen unzählige Strahlen, diese waren golden, feurig, überaus helle und blendend. Die Spitzen der Strahlen berührten auf eine verborgene Weise alle Kreaturen, so daß sie alle in ihrem Gott ihr Wesen hatten, und so war der Herr in seinen Geschöpfen in wunderseltsamer Weise. Er gab ihnen das Sein, und ihr Leben war auch nach Ihm gestaltet. Als ich in Staunen und Anschauen zerfloß, kam aus der Mitte des Sterns ein gar großer Strahl, der bestand aus gar vielen Strahlen, war stärker, goldner, leuchtender, brennender, als die anderen, und der schoß gerade auf mich zu, und er ging ein in mein Herz und durchdrang das Innerste meines Wesens. Meine Seele stieg in dem Strahle hinauf, und er zog mich hinein in Gott, bis in den Mittelpunkt, aus dem der göttliche Strahl geflossen. —

4. Der Engel Gottes sprach einst zur heiligen Marina: „Weißt du, daß der Herr zu dir kommen und dir herrliche Gaben verleihen will?" — Da antwortete Marina: „„Heiliger Engel,

Gott hat Sich Selbst mir geschenkt, was sollte Er mir noch ferner zu schenken haben?"" — „Du hast recht," entgegnete der Engel, „doch die Wege des Herrn sind mannigfaltig." — Da ward eine lange Stille, nachher gingen die Himmel auf und die Bewohner des Himmels stiegen hinunter auf die Erde. Im Glanze der Engel kam der Herr. Gott kam in der Gestalt einer überaus strahlenden Sonne. Dieser hatte zwei Angesichter, in der Mitte war das Bild des göttlichen Geistes. Strahlen flossen senkrecht und nach den Seiten aus von der Sonne. Von den Seitenstrahlen wurden die Engel getroffen und ihnen wurde Gottes Wesen verschiedentlich eingestrahlt, einem die Barmherzigkeit, dem anderen die Güte, einem anderen die Liebe, die Macht, die Schöne, die Weisheit, die Gerechtigkeit Gottes. Diese Herrlichkeit kam ihr nahe bis auf einige Schritte, und da berührte der senkrechte Strahl, der aus der Sonne sprühte, ihre Seele und nahm sie süß und gewaltig ein; auch kamen die Engel zu ihr, jeder mit der von Gott ihm verliehenen Gnade und Eigenschaft und theilten ihre Merkmale ihrer Seele mit. Und sie ward trunken in Gott und erschrack wegen ihrer Niedrigkeit und sprach: „„Was thust du doch, unermeßlicher Gott!?"" und der Herr erwiederte: „„Vergiß nicht, daß auch die Krippe meine Herrlichkeit faßte!"" — Dann schwieg er. — Da ging sie in Gott ein, und verlor sich in Gott, und wußte um sich selbst nichts mehr. —

Dieß sind einige der wundersamen Gesichte der heiligen Marina, die sie uns in ihren eigenen Handschriften klar bezeichnet hat. — —

Einige Tage vor ihrem Tod empfand Marina das schrecklichste aller Leiden, eine völlige Geistesdürre und Gottesverlassenheit, war aber dabei gänzlich in den Willen Gottes ergeben. Das mochte ungefähr vier Tage dauern. Da fing ihr Angesicht auf einmal an sich zu verklären und sie wurde im Geiste verzückt. In diesem himmlischen Zustande entschlief sie dem Herrn am 9. Juli 1633 im neun und siebzigsten Jahre ihres Alters.

Sobald es bekannt wurde, daß die „Heilige" entschlafen sei, lief ganz Valladolid auf das Haus der Verstorbenen hin. Die Wache konnte den Zudrang des Volks in das Zimmer der Todten nicht verhüten, das sich Haare von ihrem Haupt und Stücke von ihren Kleidern schnitt, um dieß als Reliquien zu bewahren. Die ganze Straße war mit Menschen angefüllt, die bei Wind und Regen bis tief in die Nacht daselbst verweilten. Die vier ersten Vorsteher der Stadt trugen auf einer, mit einem rothsammetenen Tuche bedeckten Bahre die Leiche, nach Landesgebrauch, unbedeckt, welche

schön bekleidet war; auf ihrer Brust hatte sie den Namen „Jesus“ mit goldner Seide gestickt. Die Straßen, die Häuser, die Balcone, ja die Dächer waren mit Volk angefüllt, als der Leichenzug feierlich still mit Todtenmusik, von allen Ordensgeistlichen und Bruderschaften begleitet, nach der Kirche zog. Hier wurde der Leichnam einige Tage zur Verehrung ausgesetzt und von da, nach dem Willen der Verstorbenen, in das Profeß-Haus der Jesuiten getragen. Da wurde er während des Gottesdienstes in eine mit schwarzen Tüchern behängte Kapelle, wegen des übermäßigen Zudranges des Volkes verschlossen. Dann wurde der Leichnam in einen kostbaren Sarg gelegt (der Sarg war inwendig mit weißem Atlas und auswendig mit Goldstoff überzogen), und so in die Gruft gestellt.

Um die Achtung für die Verstorbene noch mehr zu bezeugen, wurden, acht Tage hintereinander, von Geistlichen verschiedener Orden Leichenreden gehalten. —

425. Das Brod- und das Weinglöcklein.

Auf dem Hausberge, in der Nähe der sogenannten Aschenhütte bei Hörden im Harzgebirge, erhob sich früher ein Nonnenkloster, in dem die Andacht und Kasteiung unter den Schwestern waltete. Es schien einer Festung ähnlich, so stark waren die Mauern dieses Gottesbaues, um die stillen Bewohnerinnen desselben vor feindlichen Ueberfällen zu schützen.

In jener traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges bedrängten schwedische Soldatenhorden die frommen Jungfrauen auf dem Hausberge, mit dem brutalen Ansinnen: daß sie ihre ewigen Gelübde brechen und in die Freiheit der Welt und ihrer Lust und ihrer Genüsse hinaustreten sollten.

Aber, weil von der innigsten Liebe zu dem Gott-Heiland Jesus Christus, dem Bräutigam ihrer Seelen, durchdrungen und beseligt, und nur dem Gebet und der Betrachtung und der Erfüllung ihrer heiligen und heiligenden Pflichten lebend, bewahrten sie die Treue ihren Gelübden und — blieben.

Und weil die gottgeweihten Schwestern nicht eidbrüchig werden wollten, darob wurden von den schwedischen Soldatenhorden, diesen Erzfeinden der katholischen Kirche, die armen Nonnen in ihrem Kloster gefangen gehalten, jede Zubringung von Lebensmitteln unmöglich gemacht, und dadurch beabsichtigt, die Widersetzlichen in dem Elend einer so peinlichen Gefangenschaft verkümmern und verschmachten zu lassen. —

In der so angst- und schmerzvollen Lage riefen die Bedrängten die Barmherzigkeit Gottes und ihren Beistand an, und sie beschlossen, all ihre Kräfte noch zu verwenden, um einen heimlichen Gang zu graben, bis hin nach der Gegend des jetzigen Forsthauses Lüderholz, das an der Chaussee zwischen Herzberg und Osterode gelegen ist.

Bei dieser außerordentlich mühsamen Arbeit zu ihrer Rettung ward denn auch den heroischen Jungfrauen die erflehte väterliche Hilfe von Oben zu Theil. Beim Graben fanden sie nämlich zwei Glöcklein, ein silbernes und ein goldenes; und es geschah immer, daß, wenn sie mit dem silbernen Glöcklein läuteten, Engel des Himmels ihnen köstliches Brod, und wenn sie mit dem goldenen Glöcklein läuteten, Engel des Himmels ihnen den erquickendsten Wein brachten.

Und in dieser hehren Weise wurden die gottgetreuen Nonnen von den Engeln Gottes so lange gespeist und getränkt, bis ihre Arbeit vollendet war, und sie sich flüchten und in Sicherheit bringen konnten, was auch Gottlob! geschah. —

---

426. Der gesegnete Trunk auf Gertruden-Minne.

Bei Maeseyck in den Niederlanden liegt ein altes Schloß, welches „Berkhof" heißt. — Da hat vor Zeiten ein Ritter gewohnt, Namens Riddert, und der besaß solche Reichthümer, wie anders kein Mensch in der Welt. Keiner konnte dieß begreifen; doch weise Leute sprachen: daß er dem Teufel seine Seele verschrieben habe auf sieben Jahre. —

Eines Tages lud Ritter Riddert alle seine Verwandten und Bekannten zu einem Gastmahl ein, welches also köstlich zubereitet war, und wo der Wein so reichlich floß, daß die Gäste den Wirth ganz verwundert fragten, was für ein absonderliches Fest denn heute gefeiert würde.

Da aber bekannte Riddert, daß an eben dem Tage seine Verschreibung mit dem Teufel abgelaufen sei und er zu der Linde auf den Sand kommen müsse, wo Satan sein warte.

Darob erschracken alle Gäste und suchten ihn von dem Wege abzuhalten; doch der Ritter sprach, er habe sein ritterlich Ehrenwort dem Teufel gegeben und das müsse er halten.

Da die Gäste nun erkannten, daß ihn Nichts von seinem Entschlusse abzubringen vermöge, baten sie ihn, wenigstens noch einen Becher auf Sanct **Gertruden-Minne** und **ihr Geleit** vor dem Abreiten mit ihnen zu trinken

(Es wurde nämlich die heilige Jungfrau Gertrudis in der dortigen Gegend stets hoch verehrt und ein großes Vertrauen auf ihre Fürbitte bei Gott gesetzt.)

Das that der Ritter auch und zog alsdann weg.

Kaum hatte er das Dorf Heggener hinter sich, als er den Lindenbaum in der Ferne sah und unter demselben — Satan mit der Verschreibung in der Hand.

Als er aber näher kam, begann der Teufel zu heulen und zu klagen; und als der Ritter ihn fragte, warum er das thue, da sprach der Böse: „Es sitzt eine himmlische Jungfrau auf deinem Rosse hinter dir; und weicht **die** nicht, so kann ich dir Nichts anhaben!“

Verwundert schaute Riddert sich um und sah, daß es die heilige Gertrud war. —

Getroffen davon ging der Ritter in sich und stürzte der Heiligen unter bitteren Reuethränen zu Füßen und gelobte ihr: sich fürder dem Dienste Gottes aufrichtig zu weihen; und als er das gethan, da warf ihm der Teufel die Verschreibung zerrissen vor die Füße. —

Riddert hat nachdem noch lange gottesfürchtig gelebt; und als er endlich in Gott getröstet starb, wurde er auf dem Kirchhofe hinter dem Chor begraben.

Der Lindenbaum hat noch lange Jahrhunderte nachher da gestanden, und ein hölzernes Gedenkkreuz war unter demselben aufgerichtet, wo fromme Waller für die Seelenruhe armer Sünder zu beten pflegten. Auch wissen alte Leute sich noch einer Schilderei zu erinnern, die ehedem in der Kirche hing und auf welcher das seltsame Ereigniß am Lindenbaum künstlich gemalt war. —

427. Das plötzliche Sterbegeläute.

An der Mosel sieht man, wo sich das Gebirge dem Flusse wieder mehr naht, den kleinen Ort Leimen (oder Lihmen), gleichsam nur von einzelnen Höfen gebildet; mag aber dieser auch noch so unwichtig sein, so erinnert uns daselbst doch noch eine jenseit auf steilen Felsen verwitterte alte Einsiedelei an einen ehrwürdigen Mann aus grauer Vorzeit, der allum wegen seiner Frömmigkeit und vielfachen Kenntnisse in hohem Ansehen stand. Walter oder „der gute Vater“, wie man ihn in der Gegend nur nannte, soll an hundert und fünfzig Jahre alt geworden sein und sich während der letzten hundert Jahre seines Lebens einzig nur dem Gebet und der Fürsorge um seine hilfsbedürftigen Nebenmenschen

gewidmet haben. Von vielen Seiten reichlich beschenkt, brauchte er doch für seinen Unterhalt sonst nichts, als Brod und Kräuter, die er selbst sammelte und alles Uebrige an Nothleidende vertheilte. Oft ging er viele Stunden in's Hunsrückengebirge und half, wo und wie immer er konnte; oft aber auch erschien er den Gefangenen als rettender Engel, löste ihre Ketten und öffnete ihre Kerker, denn seinen sanften und herzergreifenden Bitten vermochten die Raubritter oder sonstigen Burgbesitzer nicht zu widerstehen.

Sein Tod soll eben so wundersam als seine persönliche Erscheinung gewesen sein.

Man sagt davon:

Ein Raubritter Namens Wolf, wegen seiner Grausamkeit im Hunsrückengebirge weit und breit verschrien und gefürchtet, hatte gewaltsamer Weise die Braut des jungen Edelmannes Claus von Ortingen geraubt und auf seine Burg geschleppt.

Claus eilte nach der Burg zur Rettung Clementinen's; doch von allen Seiten war das Schloß, wie durch eine Waffenmauer, mit Wächtern umgeben.

Trauernd und betend kniete er am Fuße des gewaltigen Felsennestes; da trat ein Mann zu ihm, dessen langer weißer Bart fast bis zum Gürtel in dünnen und zitternden Haaren herabfloß, dessen ganze Gestalt aber sowohl als der Ausdruck des Gesichts die Größe der Seele und die Fülle des theilnehmendsten Gemüths bezeichnete. Mochte auch der Gang vielleicht schwankend und unsicher sein, und die Furchen auf der Stirn und in den Wangen das hochbetagte Alter deuten; der Blick war noch frei und hell, das Auge klar und rein und in hohem Grade mild und Zutrauen=erweckend.

Und Walter redete ihn alsbald an und sprach: „Fasse Muth und blicke zu Gott empor! Ist's sein Wille, so wird meine That gelingen! Ich gebe dir deine Clementine wieder!“

Und Claus staunte und schauderte, schwankend zwischen Furcht und Angst, und rief: „„O sprich es noch einmal aus, das beglückende Wort, und sage, daß ich recht gehört!““

„Ich werde dir sie wiedergeben,“ sagte Walter feierlich; „ich glaube es zu wissen. Ob aber dann die Rettung sicher —?“

„„O nichts weiter!““ rief Claus; „„wenn ich nur weiß, daß diese gottesfürchtige unschuldige Taube aus den Krallen dieses Geiers **befreit** worden ist!““

Und nun drängte er den alten Mann zu dem Gang auf die Burg, denn jeder versäumte Augenblick schien ihm gefahrdrohender Zeitverlust. —

Und was jedem Anderen versagt war, der Eintritt in die

Burg, und sogar zu Clementine, konnte der Barbar dem „guten Manne“ nicht versagen. Und er trat mit solcher Hoheit ein und wie mit überirdischer Macht, daß er — ein Sieger — die geraubte Jungfrau an dem erstarrten Wolf vorbei und draußen durch die Reihen seiner Knappen führte.

Clementine athmete frei und gerettet. —

Mitternacht war eben vorüber, als Walter, Claus und Clementine in die stille Eremitage eintraten, um dort auszuruhen.

Doch eine allplötzliche Ahnung trieb ihn vor die Thüre, und bebend trat er zugleich auch zurück und flüsterte: „Es ist eingetroffen, was ich fürchtete! Ich höre draußen in der Ferne Geräusch, und glaube, daß es — Wolf mit seinen Söldnern ist, der euch verfolgt!“

Claus zog sein Schwert und wollte kampfeskühn hinaus, dem Feind entgegen.

„Laß das!“ sprach Walter; „mit diesem Schwert hältst du diese wüthende Schaar von Clementinen nicht zurück! Ich rathe zur schleunigen Flucht an den Fluß drunten! Folgt mir jetzt, damit wir seinen Strand erreichen und einen Nachen, der euch überfährt an's jenseitige Ufer!“

Ob sie ihm aber auch gehorchten, so war doch auf schnaubenden Rossen Wolf mit seiner Knappenschaar schon ganz nah' und donnerte sein furchtbares „„Halt!““

Wüthend schwang er seine Streitaxt auf Clementinen's Haupt, die leblos zu Boden sank. Dann ließ er den Claus blenden, an den Leichnam seiner Braut binden und in die Mosel hinabschleudern.

Während dieser Greuelthat höllischer Art, ließ Wolf auch die Eremitage Walter's an allen Seiten anzünden, und als das Feuer von allen Seiten hoch aufloderte, die Thüre aufstoßen und den frommen Einsiedler in die Gluth werfen.

Rasch stürzte das armselige Gebälk zusammen und man sah den guten Alten nicht mehr.

Bald aber erklangen plötzlich die Sterbeglocken aus allen Flecken und Dörfern mehrere Stunden in dem Umkreise, so daß des Raubritters wildeste Gesellen, von Ehrfurcht ergriffen, alle auf die Kniee niederfielen und zerknirscht die Allmacht und Wunderwerke Gottes im Staube anbeteten. —

So war mit dem Eremiten, der die Klause vor hundert Jahren bezogen hatte, auch diese wieder verschwunden, und nur die Erinnerung blieb an sie zurück; bis später wieder Andere eine Einsiedelei an dieser Stelle aufführten und sie nun „Udo's=“ oder „Haarig's=Klause“ genannt wurde. —

---

428. Die immer läutende Glocke.

Ein Dieb stahl dem heiligen Medardus einen Ochsen, der an seinem Hals eine Glocke trug. Hierauf führte er den Ochsen nach Hause; aber ohne daß sich derselbe rührte, läutete die Glocke immer fort. Da es zu dunkeln begann und der Dieb entdeckt zu werden fürchtete, so füllte er die Glocke mit Heu aus; aber dessenungeachtet läutete sie. Was that er nun? Er nahm sie dem Ochsen ab und verschloß sie in einem Kasten; aber auch da hörte sie nicht auf zu läuten. Jetzt vergrub er sie unter die Erde; aber auch da läutete sie ununterbrochen. Endlich nahm voll Schrecken und Schauer der Dieb den Ochsen mit sich und gab ihn dem heiligen Medardus zurück, worauf die Glocke alsbald zu läuten aufhörte. —

Machen wir die Anwendung auf uns! (ruft der heilige Alphons von Liguori aus, der diese Erzählung in seinem katechetischen Unterrichte mittheilt); wer fremdes Gut besitzt, hat in seinem Innern eine fortwährend tönende Glocke, die ihm zuruft: „Wenn du das fremde Gut nicht zurückgiebst, so gehst du verloren!" —

---

429. Der Strahl vom Himmel.

Auf der Kuppe eines steilen Felsen am Main erhebt sich die Burg Rothenfels (eine Löwenstein-Wertheim-Rosenberg'sche Besitzung), von der noch aus den ältesten Zeiten ein vierseitiger Thurm und ein Stückchen Mauer erhalten ist; die übrigen Bauten sind aus dem vorigen Jahrhundert. Die Aussicht von dem Schloßhof ist ausgezeichnet schön.

Am Wege von dem Orte Rothenfels nach der Burg herauf sieht man auf einem steinernen Bildstocke die Darstellung einer weiblichen Gestalt, die nach einem Strahle vom Himmel emporschaut.

Davon geht die Sage:

Es habe ein Judenmädchen, das sich zum katholischen Glauben bekehren wollte, hier kniend gebetet, und gejammert, daß sie durch ihren Uebertritt alle irdischen Güter verliere; da habe plötzlich ein Strahl des Himmels sich auf ihr Haupt gesenkt, und sie habe deutlich die Worte vernommen: „Dafür hast du nun **Gott!**" —

Zum Gedächtnisse des Wunders sei denn dieser Stein hier errichtet worden. —

---

430. Das Gottesurtheil in dem hölzernen Bild eines Heiligen.

In der unter hohen Bäumen sehr freundlich gelegenen Kirche des Dorfes Sanct Johann an der Donau befindet sich ein Bild, aus Holz geschnitzt, von dem bei den Einwohnern die Sage geht: „Nur ein unschuldiger Mensch könne es aus der Nische heben, in der es sich befindet; wer aber ein beladenes Gewissen habe, der müsse es stehen lassen."

Dieses Bild, — so erzählte im Jahr 1852 einem Reisenden das uralte Mütterchen, welches die Bewahrerin der Kirchenschlüssel ist und die Fremden in das Gotteshaus geleitet — stelle den heiligen Albinus, einen wahrhaft frommen Mann, der eine gleich fromme Schwester Namens Rosalia gehabt, vor. Diese beiden Geschwister hatten ihr ganzes Leben hindurch gebetet und fromme Werke verrichtet, und sich auch untereinander verabredet: daß Der, welcher den Anderen überlebe, stets beim Grabe desselben wachen und beten solle. Rosalia starb zuerst und wurde hier in Sanct Johann begraben. Ihr Bruder Albinus betete bis an sein Lebensende an dem Grabe seiner Schwester, und daher steht denn auch seine Statue noch jetzt in einer Nische an dem Fuß-Ende ihres Grabes aufrecht — wie ein treuer Wächter. Man kann die nicht befestigte Statue aus der Nische herausnehmen, aber Verbrecher können es nicht. Denn obgleich die kleinsten Kinder das leichte Stück Holz vom Platze schieben, so wird es dann doch, wenn ein Verbrecher es anfaßt, so schwer wie Blei und bleibt unverrückbar.

Dieß ist noch ganz neuerlich passirt.

Es ist Einer in die Kirche gekommen und hat den Albinus ganz kühn und keck heben wollen, aber der Heilige hat sich nicht vom Flecke gerührt. — „„Gestehe! Du hast was b'gangen!"" — haben ihm die Leute zugerufen. Er ist darauf ganz blaß geworden und hat gezittert, und hat sich zum Geistlichen in die Sakristei geflüchtet und hat ihm Alles gebeichtet. Später, nachdem er seine That bedauert, seine Strafe reuig erduldet und seine Absolvirung erhalten hatte, ist er wiederkommen, und da hat sich der Heilige ihm ganz willig in die Arme gegeben. —

---

431. Das wunderbare Schifflein.

Der gottesfürchtige und herzensfromme Dominikaner Czeslaus zu Breslau wurde eines Tages nach Scheitnig gerufen, wo ein Sterbender sehnlichst begehrte, die heiligen Sakramente zu empfangen.

Der ausgesandte Bote mahnte zur größten Eile, denn das letzte Stündlein des Kranken sei schon gekommen.

Czeslaus begab sich ohne Säumen auf den Weg zum Ziegelthor hinaus — gen Scheitnig. Da gedachte er der großen Sehnsucht des Sterbenden nach der letzten Sühnung; der Fußpfad über die Sand- und Dombrücke schien ihm so weit — wie leicht konnte der Kranke sterben, ohne den Trost der Religion empfangen zu haben.

Aber auf der Oder war in diesem Augenblicke kein einziges Schiff zu erblicken; da flehte der fromme Priester demüthig den Herrn an: „daß er es ihm doch gelingen lassen möge, die Seele des Sterbenden zu retten,“ breitete dann getrost seinen Mantel auf die Wellen aus und schiffte darauf, als ob derselbe ein Kahn wäre, getrosten Muthes nach Scheitnig hinüber. Sein Fuß wurde nicht von den hochgehenden Wellen benetzt und selbst der Mantel, als er ihn am Ufer aufhob, war trocken geblieben.

Da dankte Czeslaus seinem Gott und Herrn; aber viel mehr noch, als er den Kranken noch am Leben gefunden, ja als derselbe nach dem Genusse des geistlichen Trostes genas und noch lange lebte zur Verherrlichung Gottes, des so gütigsten Erquickers der Mühseligen und Beladenen. —

---

432. Der Missionär Sanct Hyacinth.

Der heilige Hyacinth stammte aus dem Hause des Grafen Odrovaz, einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter Schlesiens, das damals einen Theil von Polen ausmachte, und war im Städtchen Kanth, im Bisthum Breslau, im Jahr 1185 geboren.

Schon als Kind zeigte er einen fast männlichen Eifer in der Nachfolge Jesu, seines Erlösers. Während seiner Studienzeit leuchtete er hervor durch Fleiß und Tugenden aller Art. Als Priester geweiht, begab er sich nach Rom, und ergriffen von der Heiligkeit des heiligen Dominikus, trat er in dessen Orden. Da blieb er im Noviziat und suchte mit unermüdlichem Streben sich von der Welt loszutrennen, sowie auch durch Selbstverleugnung, Abtödtung der Sinne und stete Uebung des Gebets an seiner Heiligung zu arbeiten. Nach sechs Monaten wurde er vom heiligen Dominikus, der selbst ihn mit dem Ordenshabit bekleidet hatte, seines Eifers wegen, zum Vorsteher einer Mission nach Polen gesendet, als er zwei und dreißig Jahre alt war.

Unterwegs stiftete er ein Kloster zu Kärnthen, und ward wie

ein Engel Gottes zu Krakau empfangen. Nicht lange befand er sich dort, so wurde auch schon ein Kloster errichtet; indem sich solche göttliche Gnade durch seine Predigten und seinen heiligen Lebenswandel über die Gläubigen ergoß, daß die christliche Frömmigkeit und der Bußsinn mit allen ihren hehren Früchten von Neuem auflebten. — Von da pilgerte er mit dem Wort vom Kreuz in die benachbarten Länder bis an die Grenzen des Nordens, und überall erfolgte die Einpflanzung des christlichen Glaubens und die sorgsamste Nachfolge Jesu. — Dem Heiligen war es aber noch nicht genug, den ganzen Norden Europas mit dem Evangelium erleuchtet und erwärmt zu haben: seine heilige Gottes- und Nächstenliebe trieb ihn über Europa hinaus bis tief hinein in Asien, um den rohesten Heidenvölkern die frohe Botschaft vom Erlöser der Welt zu bringen und sie durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Christi aufzunehmen. Tausende und abermal Tausende sammelten sich gläubig um das Kreuz des Herrn, Frieden in Christo findend im Leben und im Sterben und gewiß auch durch alle Ewigkeit.

Der heilige Hyacinth lebte fast ohne Speise, ohne Trank, ohne Schlaf und ohne alle Bequemlichkeit; er war so stark im Geiste, daß sein Sinn ganz himmlisch, sein Glaubensmuth beinah' allvermögend, seine Liebe unbegrenzt und seine Thaten als ein lauterer fortgesetzter Gottesdienst sich darstellten. Gott gab auch Zeugniß für seinen Apostel durch unzählige Wunder, und der Ausspruch des Herrn bei der Sendung der Apostel ging auch bei ihm in Erfüllung: „Wunder aller Art würden ihr Wort beglaubigen."

Merkwürdig ist unter vielen dieses Wunder, das gleichsam eine Belohnung war für seinen apostolischen Eifer für die Anbetung des Dreieinigen Gottes und die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria.

Dem Heiligen hatte an einem Mariä-Himmelfahrttage die heilige Muttergottes in einem Gesichte die Versicherung gegeben: daß er von Christo Jesu ihrem Sohn Alles erhalten werde, was er von Ihm — zu seiner Verherrlichung — erflehen würde. — Als nun im Jahr 1231 die damalige Hauptstadt Kiow im Großfürstenthum Moskau, wo er trotz der Feindseligkeit des Fürsten Wladimir, viele, theils Heiden, theils irrgläubige Griechen zur Einheit der katholischen Kirche gebracht hatte, von den Tartaren mit Feuer und Schwert eingenommen und verheert worden, und er nach vollbrachter Darbringung des heiligen Meßopfers mit dem Kelch in der Hand aus seiner Klosterkirche abziehen wollte und bei einem alabasternen Marienbilde vorbeiging, vernahm er deutlich die Worte aus dem Bilde: „Mein Sohn! willst du deine

Mutter hier den Feinden zum Raub und Spott überlassen?" und auf sein Thränenwort, daß er unmöglich mit seinen geringen Kräften das Bild forttragen könne, hörte er die feierliche Mahnung: „Versuch es nur, ob dir nicht Stärke genug gegeben sei?" worauf er mit der anderen Hand das Bild ergriff, es ganz leicht fand und mit seinen Ordensgenossen zur Stadt hinauseilte, ohne Schiff und Brücke mit bloßen Füßen über den Fluß Dnieper setzte und glücklich das Bildniß bis nach Krakau brachte. —

In einem Alter von zwei und siebzig Jahren kehrte der Heilige von einer Mission, bei vier tausend Stunden weit, nach Krakau zurück, erkrankte darauf im Monat August, ermahnte seine Ordensbrüder zur Demuth, Armuth und Sanftmuth, empfing die heiligen Sakramente und starb am Feste Mariä Himmelfahrt, um dann durch ihre mildeste Fürbitte in die ewige Himmelsglorie einzugehen.

Papst Clemens VIII. setzte ihn in die Zahl der Heiligen.

Seine Reliquien wurden zu Krakau in einer prachtvollen Kirche, die seinen Namen führt, aufbewahrt. —

Die Kirchengeschichte nennt den heiligen Hyacinth „den Apostel der nordischen Völker und den Wunderthäter seines Jahrhunderts." —

---

433. Ein neuer Paulus!

Von dem wunderbaren Walten und Weben des apostolischen Geistes über die Menschen aller Zonen, giebt die neuere Zeit ein Beispiel, das nicht minder seltsam ist, als es dem Andenken des Weltapostels Paulus zur Ehre gereicht.

Als nämlich, nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die von Franz Xavier gestiftete japanische Kirche schon die erstaunlichsten Fortschritte gemacht hatte, kamen zwei Götzenpriester, Beide durch eine gewisse Art von Gelehrsamkeit und Dialectik bei ihren Landsleuten berühmt, nach Funaio, wo sie, in gemeiner Kleidung sich bergend, eine Zeit lang verweilten, um die Christengemeinde daselbst genau zu beobachten. Je reiner sie die Sitten dieser Gemeinde fanden, je mehr sie die Ordnung des Gottesdienstes und die Freudigkeit der Christen bewunderten, desto mehr stieg ihr Verlangen nach der neuen Lehre, bis sie endlich sich zum Missionär begaben, und um den Unterricht ansuchten, wobei sie ihm aber, durch ihre Spitzfindigkeit, große Mühe machten.

Da gerieth dieser eines Tags, um ihre scheinklugen Einwürfe zu widerlegen, darauf, ihnen die Geschichte des heiligen Paulus in Athen zu erzählen, wie er dort zu den Weltweisen vom

unbekannten Gott gesprochen, und wie schnöde sie ihm begegnet; und er setzte hinzu: „Diese Ueber-Weisen waren genau solche Leute, wie ihr seid.“

Der Aeltere der beiden Götzenpriester hatte kaum jenen Namen gehört, als er schon mit auffallendem Ungestüme Frage an Frage reihete. „„Wer ist dieser Paulus? wann hat er gelebt? wie hat er Die zu Athen überwiesen?““

Der Missionär erzählte ihm in Kürze die Bekehrung, das Leben, Lehren und Wirken des großen Apostels; der Götzenpriester aber rief: „„Genug des Streites, ich gehöre Gott, ich bin dem Paulus nachgefolgt im Hasse des Christenthums, ich folge ihm auch in der Liebe! Und findet ihr mich tauglich, so folge ich ihm auch im Predigtamte! Taufet mich, und lasset mich „Paulus“ heißen, dieß ist mein Name, der mich erfreut!““ —

Sein Begleiter fragte nun, ob Paulus keinen Gefährten hatte? Und da man ihm sagte, daß Barnabas dieser Gefährte gewesen sei, bat er, diesen Namen tragen zu dürfen. —

Wie Ludwig Froes (so hieß der Missionär), berichtete, lebte der neue Paulus von nun an äußerst mäßig, betete Nächte hindurch, ruhte auf einem Kopfpolster von Stein, durchlief Flecken und Dörfer, um das Evangelium zu predigen, und bekehrte viele Irrende; der Herr aber wirkte mit ihm und bekräftigte seine Lehre durch mitfolgende Zeichen. —

434. Die Todespforte.

Zu Cochinchina hatten, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Christengemeinden eine grausame Verfolgung zu dulden, die vorzüglich darauf abzielte, sowohl die europäischen und einheimischen Priester, als auch die dem Stande der Laien angehörigen Religionslehrer oder Katechisten auszurotten. Hie und da suchte man diese letzteren durch Drohungen und verfängliche Künste zum Abfalle vom Glauben zu bewegen; und so wurden einmal zwei und dreißig dieser landesgeborenen Christen in ein Haus geführt, das mit zwei Pforten oder Ausgängen versehen war. Der einen gaben die Talapoinen (die Götzenpriester jener Länder) den Namen der „Lebenspforte,“ weil Jedem, der sich entschloß, durch diese heraus zu gehen, das Leben und die Freiheit verbürgt ward; quer über die Schwelle jedoch hatte man ein Bild des Gekreuzigten gelegt, so daß Niemand hinüber schreiten konnte, ohne auf dieses zu treten. Die andere Pforte, die offen blieb, hieß die „Pforte

des Todes," weil außerhalb derselben die Schergen aufgestellt waren, die Jeden, der diesen Ausgang wählte, mit der augenblicklichen Hinrichtung bedrohten. Zum Staunen der ganzen Volksmenge, die vor dem Hause sich drängte, schritten dreißig dieser Katechisten, einer nach dem anderen, unverzagt durch die offene Pforte hervor, dem Tod entgegen; nur Zwei waren es, welche den erstbeschriebenen Ausweg suchten, dafür aber, als Abtrünnige, von den Heiden selbst mit Schmach und Verachtung belohnt wurden. —

Was die fanatischen Talapoinen nicht ohne Scharfsinn sich ausgedacht, hat immerhin seine volle Geltung, wiewohl in einem entgegengesetzten Sinne. Denn allerdings giebt es für den Erdenpilger nur zwei Pforten: die offene des Todes, und die andere des Lebens, die mit dem Kreuze des Erlösers, auch wohl mit der Inschrift bezeichnet ist: „So du in's Leben eingehen willst, so halte die Gebote! Verleugne dich selbst, nimm dein Kreuz, und folge mir nach!" Mag der Einzelne mit seinen irdischen Bestrebungen es halten, wie es eben sein Geschick oder Beruf mit sich bringt, mag er eine hohe oder untergeordnete Stufe von Bildung und äußerer Wirksamkeit erreichen; in keinem Falle bleibt ihm doch eine andere Wahl, als zwischen geistigem Leben und geistigem Tod; für Alle ohne Ausnahme gilt das Gesetz: daß Diejenigen nur Christo angehören, welche die sinnliche und selbstsüchtige Richtung ihres Lebens bezwingen und an's Kreuz heften, und daß der zügellose Mensch, der das Joch der Entsagung und Selbstbeherrschung verabscheut, damit nur, so viel an ihm ist, die traurige Macht gewinnt, sich selbst und seine Umgebung zu Grunde zu richten. Ueberdieß wird es nirgends an solchen Anlässen fehlen, wo es unausweichlich darauf ankommt, entweder, und zwar mit Hintansetzung des Gewissens, und folglich des inneren Friedens, nach einem lockenden Scheinglück zu haschen, oder diesem letztern zu entsagen, und um jedes Opfer den Frieden des guten Gewissens zu retten, der über alles heillose und darum nur beklagenswerthe Glück so unendlich erhaben ist, daß er mit demselben in gar keine Vergleichung gebracht werden kann. —

---

435. Die heilige Liebe ist stark, wie der Tod.

Während der Admiral des französischen Schiffes le Taureau, das im Jahr 1665 in einer Bai nahe bei Cap Verd, auf der westlichen Küste von Afrika, geankert, dem Alcade (Vorsteher) eines Dorfes an der Küste einen Besuch abstattete, waren die an Bord

gebliebenen Franzosen Zeugen eines höchst traurigen Ereignisses, aber auch der That eines katholischen Priesters, die uns lehrt: daß die Liebe, welche nicht das Ihrige sucht, stark ist wie der Tod.

Einige Matrosen des Schiffes le Taureau und verschiedene Passagiere, zusammen dreißig Personen, stiegen in die Schaluppe, um an's Land zu rudern, und dort ihr Verlangen nach einer genauern Bekanntschaft mit dem Innern zu befriedigen. Der Missionär Bossorden wollte sie begleiten, sowohl um durch die Erinnerung an die Wichtigkeit und Heiligkeit dieses und des folgenden Tags (es war am 4. März, dem Gründonnerstage) das oft ausgelassene junge Volk in Schranken zu halten, als auch, um ihnen nöthigenfalls geistliche Hilfe angedeihen zu lassen. — Während der Ueberfahrt geriethen einige Matrosen aneinander, die Schaluppe bekam das Uebergewicht, wurde an der Seite von einer Welle gefaßt und umgeworfen. Das Ufer an der einen und die Schiffe auf der anderen Seite waren zu weit entfernt, als daß diese Unglücklichen eine schleunige Hilfe hätten erwarten können. Der Missionär entschloß sich, sein Leben daran zu wagen, um das seiner Gefährten zu retten, oder, wenn dieß unmöglich sei, ihnen wenigstens mit christlichem Muthe beizustehen. Als ein kraftvoller Mann und geschickter Schwimmer warf er sich mitten unter sie, und ermahnte sie mit rührenden Worten, sich zu erinnern, daß um eben diese Zeit einst unser Herr und unser Heiland Jesus Christus für die Sünden der Menschen am Kreuz auf Golgatha gestorben wäre, und daß auch sie die letzten Augenblicke ihres Lebens zur aufrichtigen Reue über ihre begangenen Sünden und zum gläubigen trost- und hoffnungsvollen Aufblick zu der unbegrenzten Barmherzigkeit und Gnade Gottes anwenden sollten. Hierauf, seinem Amte gemäß, ertheilte er ihnen auf eine so liebevolle und herzergreifende Weise die Absolution, daß Alle davon innigst durchdrungen wurden. Ueber zwei Stunden brachte der edle Priester in diesem seinem heiligen Berufe zu. Als seine Kräfte immer schwächer und schwächer wurden, ertheilte er Allen, die in seinem Bereich waren, noch den Segen und verschwand, indem er ein kleines Crucifix, das er immer auf der Brust zu tragen pflegte, an den Mund drückte, plötzlich in den Wogen. —

Achtzehn Franzosen, die, durch ihn gerettet, dem Schiffbruch entkamen, erzählten der tief erschütterten Schiffsmannschaft das traurige, aber höchst ruhmvolle Ende dieses treuen Apostels Jesu Christi. —

436. Der gerettete Martyrer.

Der Abbé von Chayla war ein jüngerer Sohn des Hauses Langloda in Frankreich, und hatte sich, ungeachtet des ihm angeborenen kriegerischen Sinnes, für die Kirche entschieden; da aber diese Feuerseele der Gefahren, denen sie trotzen, der Hindernisse, die sie überwinden konnte, bedurfte, und er mit theilnehmendem Herzen der bedrängten Lage der Christen unter den Heiden gedachte, und die Bekehrung der Letzteren auch sein Gemüth um Gottes willen mit heißester Sehnsucht erfüllte: so war es die streitende Kirche, der er seine Dienste, seine ganze Thatkraft widmete, war es Indien, das er zum Boden seines Wirkens auserseheu, war es das Martyrthum, das er jenseit des Meeres suchte.

Der junge Missionär langte in demselben Augenblicke zu Pondychery an, wo der König von Siam, der später eine Gesandtschaft an den König von Frankreich Ludwig XIV. schickte, mehrere Missionäre, die seiner Meinung nach die christliche Religion mit zu vielem Eifer in seinen Staaten zu verbreiten gesucht, unter den schrecklichsten Martern hatte hinrichten lassen. Es war nun den französischen Missionären untersagt, in Cochinchina einzudringen, ein Verbot, welches zu übertreten der Abbé von Chayla sich beeilte, indem er die Grenze des verbotenen Reiches, das Crucifix in der Hand, gottesfroh überschritt.

Drei Monate später ward er gefangen und vor den Gouverneur von Bankan geführt, der ihm die Wahl zwischen Abschwörung des katholischen Glaubens und Martyrthum ließ; aber der tapfere Streiter Jesu Christi verherrlichte den Namen des Herrn, indem er mit mehr als heldenmüthiger Fassung Alles erduldete, was ein Mensch, ohne zu sterben, ertragen kann. Seine Geduld und Ergebung ermüdete den Zorn seiner fanatischen Henker, die ihn, als er mit verstümmelten Händen, zerfleischter Brust, zerschlagenen Beinen ohnmächtig umsank, für todt hielten und ihn mit zusammengebundenen Händen an einen Baum am Weg aufhängten: zum warnenden Beispiele der schrecklichen Rache des Königs für die Vorübergehenden. Ein armer Paria, mitleidig wie Jeder, der selbst schon gelitten hat, nahm ihn am Abend ab und rief ihn in's Leben zurück.

Dieses Martyrthum wurde allum mit Schaudern vernommen und war Aufsehen erregend; der französische Gesandte hatte, davon in Kenntniß gesetzt, Rechenschaft über den Tod des Missionärs verlangt; und der König von Siam hatte, jetzt nur zu erfreut, daß die Henker so bald ermüdet waren, dem Gesandten, der nur einen

Leichnam zurückverlangte, einen zwar verstümmelten, aber doch noch lebenden Mann zugeschickt.

Ludwig XIV. ließ diesen Heldenpriester, den Abbé von Chayla, aus Indien nach Frankreich zurückberufen, und sandte denselben mit dem Titel eines Erzpriesters und Inspectors der katholischen Mission in den Cevennen nach Mende. Und dort war es, wo er durch die Gluth seiner Beredsamkeit und durch seinen Gebetseifer Tausende der im Glauben verirrten Hugenotten in den Schooß der wahren Kirche Gottes zurückführte. —

---

437. Sieben Heilsworte an Leidende.

(Vom Bischofe Dr. Johann Michael von Sailer.)

1. Nöthiges Zugehör zur Oekonomie dieses Lebens. — „Die Leiden gehören in dieses Leben herein, wie das Salzgefäß auf den Tisch. Ja es wird eine höhere Hand unser hiesiges Wohlsein mit der passenden Zugabe von Uebelsein würzen müssen, wenn uns der Geschmack an der rechten Heimath des Geistes nicht verdorben werden soll!" —

2. Ernst und Milde. — „Wenn dir Gott eine schwere Bürde auflegt, so legt er seine Hand unter, damit die Bürde nicht zu schwer drücke!" —

3. Die göttliche Heilart. — „Wen der große Arzt in die Kur nehmen will, den weiß er auch zu heilen — Widersteh' du nur nicht dem peinlichen Schnitte, der nur das Faule wegschneidet, um das Gesunde zu retten und das Kranke zu heilen!" —

4. Nicht mein Wille, dein Wille geschehe! — „Die Ergebung Christi in dem Christen sich erneuernd und an dem Christen wiederglänzend, ist groß, schön und beseligend; groß durch Selbstaufopferung, schön durch Demuth, beseligend durch Zuversicht!" —

5. Trost des Christen in seinen letzten Tagen hienieden. — „Demuth und Zuversicht in guten Thaten ausgeprägt und von uns vorausgesandt, sind die freundlichsten Pförtnerinnen, die an dem Thore der Ewigkeit harren, um es uns aufzuthun. Aber unser Trost ruht doch nicht so eigentlich auf den Pförtnerinnen, sondern vielmehr auf der Erbarmung des Herrn!" —

6. Die Thränen. — „Die Thränen werden im Lande der Vergänglichkeit geboren; aber wenn uns die Sonne der Unvergäng-

lichkeit in's Auge blitzet: dann entwickelt sich himmlische Süße aus der irdischen Thräne!“ —

7. Der rechte Morgen. — „Nie geht die Sonne mit einer Sonnenfinsterniß auf, sondern mit dem Siege über die Finsterniß!“ —

438. Der Hauptinhalt eines Krankenbüchleins.

Der heilige Bernardinus von Feltri, gefragt, welches Buch für Kranke und Pfleger derselben die nützlichsten Anleitungen gebe, damit man es in dem Spitale gut anwenden könne, antwortete:

In einem Spitale muß man allerdings einem Jeden, der in seinen Räumen sich befindet, ein Büchlein geben, in welchem deutlich zu lesen ist, was ein Jeder zu thun hat.

In dem Büchlein der Kranken braucht einzig nur zu stehen: „Geduld! Geduld! Geduld!“ und in dem der Wärter: „Liebe! Liebe! Liebe!“ — und so muß Jeder sorgfältig thun, was in seinem Büchlein steht, so daß er nicht in dem Büchlein des Anderen lese.

Denn will der Kranke mit Ungestüm zu dem Wärter sagen: „„Wo ist deine Liebe?““ und vergißt er dabei selbst der Geduld um Christi willen; oder will der Wärter dem unmuthigen Kranken vorhalten: „„Wo ist deine Geduld?““ und denkt er nicht dabei an die Liebe um Christi willen, die er dem Kranken erweisen soll, so werden Beide wie Kinder sein, die, anstatt ihre Lektion im eigenen Büchlein zu lernen, einander in die Büchlein schauen, nichts lernen und dann vom Schulmeister ihre Schläge bekommen.

Jeder soll daher nur in seinem Büchlein lesen, damit der Kranke die Mängel des Wärters mit Geduld trage, und der Wärter gegen den Kranken alle Liebe erzeige, damit der Tröster aller Mühseligen und Beladenen, Jesus Christus, immer unter ihnen bleibe mit seinem süßen, himmelvollen Gruße: „Der Friede sei mit Euch!“ und Beiden dereinst das Kränzlein der ewigen Belohnung erblühen könne!“ —

439. Ein Trostreimlein.

Im Hospitale zu Fulda lag ein armer Mann, den die entsetzlichsten Schmerzen der Brustwassersucht peinigten, so daß er alle Fassung der christlichen Geduld zu verlieren schien.

Die barmherzige Schwester, die ihn pflegte, neigte sich wie mit Engelsmilde zu ihm nieder, und rief ihm das Sprüchlein zu:

„Mit Jesus hier vom Kreuz gedrückt,
Mit Jesus ewig dort erquickt!"

Der Arme lauschte diesem Glockentone des heiligen Glaubens, und es kehrte ihm wieder die Kraft der Gottergebenheit zum christlichen Ausharren. —

---

440. Ein Trostbrief an eine Leidende.

Der gottseligen Elisabetha von Baylon, genannt „vom Kinde Jesu" (geboren zu Paris am 22. Juli 1613), Hauptgrundsatz bezüglich der Nächstenliebe war stets: „Die Liebe muß unermeßlich, lauter, herzlich, großmüthig und unüberwindlich sein!"

Sie liebte besonders die Armen. Jeden Menschen, mit dem sie in Verkehr gelangte, ermahnte sie zur Wohlthätigkeit gegen Arme. Viele legten die Almosen, welche sie spendeten, in ihre Hände. Alle theilte sie mit Umsicht und Klugheit aus, so daß der Aermste stets das Meiste erhielt. Sie erkundigte sich jedesmal nach den besonderen Bedürfnissen der Armen, gab ihnen Kleider, Leinwand und Schuhe, bezahlte ihnen die Hausmiethe; auch übergab sie ihnen Arbeiten, der sie selbst gar nicht bedurfte, aber sie that es, um die Dürftigen vor Müßiggang und Sünde zu bewahren. Sie besaß ein eigenes Sammelkästlein für die Armen; und wenn sie zuweilen eben nicht Vieles mehr darin fand, dann sagte sie: „Könnte ich mein Blut zu Thalern umwandeln, das Kästlein würde immer voll sein!" Auch kaufte sie eine Menge gottseliger Bücher, die sie in den Hütten des Elends und an Kranke verschenkte.

Wo sie nicht mündlich trösten konnte, da that sie es schriftlich. — Ein rührender Beweis hievon ist der folgende Brief an eine Leidende:

„Der Friede, den Jesus Christus den Seelen giebt, die guten Willens sind, vertreibe die Unruhe aus Deinem Herzen, verscheuche die unordentliche Furcht, welche nicht von Gottes Geist herkommt, sondern vielmehr seine Wirkungen in Dir hemmt, die auch dann Zuversicht einflößen, wenn Alles verloren und das Schifflein unseres Herzen bereits von den Wellen und dem Sturme verschlungen zu sein scheint. Aber, o Gott! was wäre das, wenn man allzeit unterliegen müßte, so oft man angefochten wird, wenn die Empfindung schon eine Einwilligung wäre? Unser Herr ist so

strenge nicht, als Du Dir einbildest, und auch nicht so ferne, als Du glaubst. Er ist Dir näher, als Du Dir selbst bist! Er sieht Deine Leiden und Deinen Streit; er ist nicht nur droben, zur Rechten des himmlischen Vaters, wie ihn Stephanus sah, er ist auch mitten in Deinem Herzen, um Dir zum herrlichen Siege zu verhelfen! Du darfst ihn nur walten, Alles ordnen und fügen lassen, wie er es will; Du darfst nur allein zu seiner Ehre leiden wollen! Er kennt Deine Schwachheit; seine Güte läßt Dich nicht über sein Vermögen versucht werden! Er fordert nichts von Dir, als daß Du immer entschlossen bleibest, lieber tausendmal zu sterben, als in eine Sünde zu willigen, jede Gelegenheit meidest, die Dich in solch Unglück stürzen könnte und Deine kleinen Uebungen in der Geduld mit Treue fortsetzest, so sauer es Dich ankommen mag! Peinigen Dich Sünden — wirf sie reuevoll in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit! — Wenn der reiche und barmherzige Gott gegen Dich mit Kreuz so freigebig ist, so zweifle nicht: er werde mit der Kraft seines heiligen Geistes noch freigebiger sein, wodurch er Dir die Fülle seiner göttlichen Gaben mittheilt! — Du wähnst, Du seiest dir selbst überlassen; es ist aber nicht so. Gott verläßt Dich, oder vielmehr, Gott verbirgt sich nur, damit Du desto begieriger nach ihm werdest, und desto ernstlicher und zuversichtlicher auf seine unendliche Güte hoffest! — Es lebe das Kreuz in Deinem Herzen!" —

441. Der unerwartete Besuch.

Zu Rom befindet sich eine Wohlthätigkeitsanstalt, genannt: „das große Heilig-Geisthospital," in dessen ungeheueren Räumen eine Unsumme von Kranken Pflege erhält; denn auch vom Lande her werden sie da aufgenommen.

Im Jahr 1825 geschah es, daß dem damals so glorreich regierenden Papste Leo XII. eines Tages von irgend einer glaubwürdigen Seite Mißtrauen gegen die ordentliche Verpflegung der Kranken in diesem Spital eingeflößt wurde.

Was thut er?

Um halb drei Uhr nach Mitternacht läßt er die Wache rufen, eine Sänfte bringen, und erst auf der Straße erhalten die Träger den unvermutheten Auftrag — nach San Spirito!

Auf diese Art nicht einmal durch das Geräusch eines Wagens verrathen, nur zwei Schweizer zum Geleite, langt der unvermuthete Besuch an. — Man kann sich denken, wie man bestürzt ist! — Es

wird verboten, zu wecken, wer da von den Wächtern, denen das Haus befohlen ist, schläft, oder Wärter zu holen, die eben nicht gegenwärtig sind.

Nun wandelte der Papst, obgleich selbst immer gar kränklich und das Leiden der Kranken aus eigener Erfahrung kennend, von Bett zu Bett, auch zu den ekelhaftesten Kranken; untersucht dann Alles: Lager, Geräthe, Getränke, kostet von eines Jeden Suppe, untersucht Brod und Nahrungsmittel, spricht allen Kranken freundlich zu; bei Einem sogar, der dem Sterben nah', verweilt er länger, betet für ihn, giebt ihm geistlichen Trost, und verläßt ihn erquickt und gesegnet. —

Den Tag darauf verlautete es, daß der Papst gar nicht zufrieden gewesen wäre; mehrere Wächter und Wärter, die in dieser Nacht sich nicht an dem ihnen zugewiesenen Platze befanden, wurden gänzlich aus dem Dienst entlassen; und nach wenigen Monaten erschien eine ganz neue Organisation sämmtlicher Spitäler, die mit der gründlichsten Kenntniß der Verhältnisse und mit der väterlichsten Sorgfalt für das wahre Wohl der Kranken abgefaßt ist, und zugleich an die Oeffentlichkeit den Aufruf enthielt: weitere Verbesserungen vorzuschlagen! —

442. Die unermüdliche Krankenpflegerin.

Andrea, eine Schwester aus der Gesellschaft des Dominikaner-Ordens, war mit einem offenen Krebsschaden behaftet, der einen unausstehlichen Geruch um sich her verbreitete, so daß sie von Jedermann verlassen wurde.

Die heilige Katharina von Siena erbot sich, ihr zu dienen, besuchte sie, pflegte sie liebevoll, öffnete, reinigte und verband ihre Geschwüre, ohne irgend eine Spur des Ekels merken zu lassen, so groß und unerträglich der üble Geruch auch gewesen. Im Aufblick zu dem blutenden Lamm Gottes am Kreuz that sie Alles mit fröhlichem Herzen, und weder die Beschwerlichkeit, noch die Langwierigkeit der Krankheit vermochte ihre Liebe und Geduld zu ermüden. — Sie mußte zwar nach einiger Zeit den mühsam unterdrückten Ekel hart fühlen und schmerzlich mit ihm kämpfen; sie überwand aber ihre Natur mit Heldenmuth und fuhr fort, getreulich ihren Liebesdienst auszuüben.

Nun versuchte es der Feind alles Guten, in der kranken Andrea eine Abneigung und einen Haß gegen die heilige Jungfrau zu erwecken. — Aus diesem Haß entstand dann der Argwohn

und die Einbildung, daß Katharina, so oft sie sich von ihr entfernte, irgendwo ihre böse Lust befriedige. — Sie konnte auch diesen Argwohn nicht lange geheim halten, sie erzählte ihre Einbildung Anderen als Wahrheit, und sagte geradezu: Katharina führe ein unzüchtiges Leben.

Diese so entehrende Verleumdung lief von Mund zu Mund und wurde endlich der Katharina von den älteren Schwestern mitleidsvoll vorgehalten. Sie indessen antwortete mit Sanftmuth und unter mildem Verzeihen: „Wahrlich, liebe Schwestern, ich bin durch die Gnade Jesu Christi eine Jungfrau!" — Weiter sagte sie kein Wort zu ihrer Entschuldigung und auch keines gegen die Kranke, sondern fuhr fort, ihr mit fast noch größerer Sorgfalt und Emsigkeit als seither zu dienen. —

Die Verleumdung war in der Zwischenzeit auch sogar zu den Ohren ihrer Verwandten und ihrer Mutter gedrungen, welche ihr ernstlich untersagte, je wieder zu dieser so undankbaren Kranken hinzugehen. Katharina warf sich aber der Mutter zu Füßen und redete ihr mit den heißesten Bitten so beweglich zu, daß sie ihr wieder den Besuch der Kranken erlaubte.

Katharina eilte mit wahrer Sehnsucht zu der Leidenden und zeigte in ihrem Dienst eine solche Heiterkeit und Bereitwilligkeit, als wenn nie etwas vorgefallen wäre.

Dadurch wurde die kranke Andrea recht fühlbar betroffen und in ihrem Innern erweicht, bekannte ihr Unrecht und bat unter den schmerzlichsten Thränen der Reue die fromme Jungfrau um Verzeihung. — Katharina fiel ihr um den Hals, tröstete sie und sprach: „Ich weiß, meine liebe Schwester, daß der Feind des menschlichen Geschlechts die Ursache dieser Aergernisse ist, der dein Gemüth betrogen hat; ich schreibe es daher nicht dir, sondern ihm zu; dir aber muß ich danken, daß du dich — für die Bewahrung meiner Ehre so beeifert hast!" —

Und Katharina blieb bei ihr, wachend, pflegend und betend, bis sie, mit innigster Hingebung in die heiligen Wunden des Erlösers, in ihren Armen sanft verschied. —

---

443. Der Missionär als Krankenpfleger.

Nach der österlichen Zeit war es des Jesuiten-Paters Claver, dieses heilig gesprochenen Apostels der Neger, erste Sorge, von Karthargena aus seine Wanderung zu den kranken Negern ringsum und weit hinaus anzutreten, die nicht in der Kirche selbst die heiligen

Sakramente empfangen konnten; wie denn überhaupt das ganze Jahr hindurch der Besuch der kranken Neger eine seiner Hauptbeschäftigungen war. Er hatte bestimmte Leute, die ihm von jedem, der erkrankte, sogleich Nachricht geben mußten; und damit er bei der großen Anzahl der Kranken keinen vergäße, hielt er ein genaues Verzeichniß derselben. Der Regel seines, des Jesuiten-Ordens gemäß, konnte er keine Besuche ohne einen Begleiter machen; da aber die Brüder, welche den Priestern diesen Dienst zu leisten pflegten, nicht selten gar zu beschäftigt waren, so half ihnen Claver die Handarbeiten verrichten, um früher mit ihnen ausgehen zu können. Weder die glühendste Hitze, noch Stürme und Regen konnten ihn abhalten, von einer Straße in die andere zu eilen, um den Trost der Religion zu den in ihren Leiden nur gar zu oft ganz verlassenen Sclaven zu tragen. Die meisten derselben lagen entweder in größeren Krankenzimmern dicht neben einander, oder in elenden Hütten, in Dachstuben oder finsteren Winkeln, die eher einem Kerker als einer Wohnung glichen; und wenn gleich manche fromme Christen ihnen gern einige Erleichterung verschafft hätten, so war doch die Nähe dieser Kranken so unausstehlich, daß sie bei ihnen nicht lange verweilen konnten. Der üble Geruch, den die Neger wegen ihrer Unreinlichkeit immer verbreiteten, wurde durch die Natur ihrer Krankheit im höchsten Grade vermehrt. Die meisten waren mit Geschwüren bedeckt, viele litten am Krebs, und selbst die Blattern waren unter ihnen sehr gewöhnlich. Man erinnere sich bei all' Diesem an die Hitze und Feuchte des Klimas, und man wird begreifen, daß mehr als zartes Mitleid dazu gehörte, bei solchen Kranken auszudauern. Gerade also die Tiefe des Elends, welche sie der Hilfe so sehr bedürftig machte, verscheuchte Diejenigen, welche sie ihnen hätten leisten können; selbst die Priester mußten sich, wenn sie zwei oder drei dieser Kranken mit den heiligen Sakramenten versehen hatten, entfernen: nicht, weil sie ohne Eifer waren, sondern weil ihre Natur erlag. Nur Claver, dessen Kräfte eine wunderbare Wirkung der Gnade Gottes unterstützte, brachte ganze Stunden unter ihnen zu. Er machte ihre Betten, reinigte ihre Wunden, kurz, er leistete ihnen alle Dienste, deren sie bedurften, so ekelhaft sie auch sein mochten. Ja, er umarmte die Kranken und küßte sie herzlich um Jesu willen.

Indessen sträubte sich auch in Claver die Natur nicht selten wider die heldenmüthigen Werke, zu denen ihn die Gnade antrieb. — Eines Tages wurde er zu einem Neger gerufen, den man ob des Gestankes seiner Geschwüre in einen Winkel des Hauses entfernt hatte. Der Herr dieses Sclaven und vier andere Spanier beobach-

teten Claver von Weitem, um sich von der Wahrheit dessen, was sie oft gehört, zu überzeugen. Claver wurde beim ersten Anblick des unglücklichen Sclaven, der einer verwesenden Leiche glich, von so großem Widerwillen ergriffen, daß er zurückschauderte. Aber schnell faßte er sich, trat bei Seite, und sich ohne Zeugen glaubend, warf er sich vor Gott im Gebete nieder und züchtigte sich für die unwillkürliche Regung der Natur mit einer heftigen Geißelung. Jetzt kehrte er zum Kranken zurück, näherte sich ihm auf den Knieen, küßte alle seine Wunden, und nicht zufrieden, seine Beichte gehört zu haben, blieb er noch lange Zeit bei ihm, um ihn zu pflegen und zu trösten. — Die Spanier, die ihm gefolgt waren, standen außer sich vor Erstaunen und Ehrfurcht. Sie hatten einen Heiligen in seiner Schwäche gesehen, um seine Größe desto mehr zu bewundern! — —

Mit derselben Barmherzigkeit besorgte aber Claver auch die Kranken und Aussätzigen in dem außer den Mauern der Stadt liegenden Spitale zum heiligen Lazarus. Alle Zeit, die er seinen Negern entziehen konnte, schenkte er diesen Hilfsbedürftigen; ja dieses Spital machte er zu seinem Lieblingsorte, den er wenigstens Zwei= bis Dreimal die Woche besuchte.

Ein Offizier sah ihn eines Morgens mit fröhlichem Antlitz aus der Stadt eilen, und folgte ihm mit frommer Neugierde nach. Claver ging zum Spitale der Aussätzigen, und mit welcher Rührung betrachtete der Offizier das Schauspiel, in dem sich ihm die ganze Zartheit und der ganze Heldenmuth der christlichen Liebe offenbarte! Zuerst versammelte der Missionär Alle, die nicht bettlägerig waren, in der Kirche, betete in ihrer Mitte kniend mit lauter Stimme, und hielt dann einen Vortrag, worin er sie ihre Leiden mit christlicher Ergebung und im Geiste der Buße zu ertragen ermahnte. Dann hörte er Beichte, und hüllte nicht nur während derselben Diejenigen, welchen die Luft zu scharf war, in seinen Mantel ein, sondern ließ sogar die Schwächeren, die aber zugleich die ekelhaftesten gewesen, auf seinen Knieen sitzen. Nach der Beichte las er die heilige Messe, und begab sich sodann in die Krankenzimmer, um dort, wie im Spital zum heiligen Sebastian, nicht nur sein priesterliches Amt, sondern auch alle anderen Arbeiten, durch die er den Kranken Erleichterung verschaffen konnte zu verrichten. Solche Liebeswerke waren aber von um so größerem Werthe, als die Pflege der Kranken in diesem Spital sehr viel zu wünschen übrig ließ. Der unermüdliche Missionär suchte jedem Mangel abzuhelfen. Er sammelte für „die Kranken im Spital des heiligen Lazarus“ in der ganzen Stadt nicht nur jene Erfrischungen,

die er ihnen bei jedem Besuche selber zutrug, sondern auch Leinwand, Charpie, Arzneien, wohlriechendes Wasser ꝛc. Er versah ihre Betten mit dichten Vorhängen, um sie gegen die Mosquitos zu schützen; es gelang ihm sogar, die Kirche des Spitals, die eingefallen war, aus Almosen wieder aufbauen zu lassen; für die größeren Feiertage suchte er Wohlthäter, die den armen Kranken ein kleines Festessen bereiteten, und sorgte sogar dafür, daß sie während desselben durch Musik erheitert wurden. —

So mild, so theilnehmend, so opferwillig, so erfinderisch ist die wahre Liebe aus der Schule des Gekreuzigten! —

---

444. Der Besuch bei einem kranken Beamten.

Der um Bayerns Geschichte und Landeskunde hochverdiente Lorenz von Westenrieder [geboren zu München am 1. August 1748 und daselbst als Domkapitular, Scholastikus und Hofkaplan am 15. März 1829 gestorben *)], hat in dem von ihm im Jahr 1792 herausgegebenen Werke: „Beiträge zur vaterländischen Historie“ auch unter Anderem den Besuch, den er einem kranken Beamten machte, beschrieben:

Er sagt:

Noch etwas fand ich zu Dachau, das mir eben so schätzbar, als das schätzbarste Denkmal war, einen allgemein geehrten und

---

*) Westenrieder, von Geburt an scheinbar nicht sehr begabt, ward er Bayern, ja Deutschland, einer der achtbarsten Geschichtschreiber seiner Zeit, und sein durchdringender Geist ermangelte nie der Grundlage der edelsten Herzensgesinnung. Unermüdlich war er in seiner Thätigkeit; um vier Uhr Morgens begann er im Winter und im Sommer sein Tagewerk damit, daß er die heilige Messe las; dann arbeitete er ohne Aufhören, bis er sich des Abends frühe zu Bett legte, um in den qualvollsten Schmerzen des Trismus (Gesichtsschmerz) Jahre hindurch seine Nächte zuzubringen. Nichts aber hemmte seine Thätigkeit, und selbst in den martervollsten Augenblicken kam kein Schmerzenslaut über seine Lippen.

Beinahe hundert Bände, — kleineren oder größeren Inhalts — sind das Ergebniß des rastlosen Schaffens dieses merkwürdigen Mannes.

Seiner rauhen Außenseite wegen oft verkannt, bethätigte er sein wohlwollendes inneres Leben wohl am Schlagendsten dadurch, daß er — nach einem wahrhaft anachoretisch geführten Leben — an milde Stiftungen die Totalsumme von 41,500 Gulden als Vermächtniß hinterließ. —

geliebten Beamten, den kurfürstlichen Secretär und Gerichtschreiber, Herrn Sebastian Knorr. Da ich hörte, daß er sehr krank sei, war mir diese traurige Nachricht doppelt unangenehm, weil ich mit einer Menge Anstände und Zweifel, wo seine Kenntniß der Verfassung von Dachau und seine Erfahrung mich leiten konnte, versehen war. Da ich wußte, daß ich die Grenzen der strengsten Bescheidenheit nicht überschreiten würde, ging ich gleichwohl hin, ihn zu sprechen.

Ich fand ihn in einer unbeschreiblichen, dem Hinsinken in Ohnmacht ähnlichen und dem Lebensende zueilenden Entkräftung, von deren Möglichkeit, wie er sich mit matter Stimme ausdrückte, er bei gesunden Tagen nie eine Vorstellung gehabt hätte. Wie er die Absicht meiner Reise vernahm, kam ein belebender Glanz in seine Augen, und That und Leben in sein ganzes Wesen. Er machte mich nicht nur auf das Vorzüglichste, was ich beobachten sollte, aufmerksam, theilte mir nicht nur seine Bemerkungen mit, sondern erbot sich, die Reise selbst mitzumachen, sobald er im Stande sein würde, sein Lager zu verlassen.

Hier bemerkte ich den Unterschied zwischen einem Manne, der von seinem Berufe bloß den Mechanismus kennt, und dabei verdrießlich und mißmuthig, bei Zeiten träg und faul, und nicht selten auch hart und verschlagen und ein Feind alles Guten wird, und — einem Anderen, der in der Vervollkommnung seines Berufes seine Pflicht und Glückseligkeit sucht und darin lebt und schwebt. Ich fand hier nicht nur einen Aufseher oder Einnehmer, sondern (was jedem Landesherrn höchst erwünscht und erfreulich sein muß) einen warmen Freund und beherzten Sachwalter der Bauern, deren Wohlsein sein Wohlsein war. „Die Bauern sind," sagte er, „wenn man sie zu behandeln weiß, weder die so harten, noch so unbeugsamen Leute, wofür man sie hält; und wenn sie sehen," setzte er hinzu, „daß man es gut mit ihnen meint: so geht nichts über die Aufrichtigkeit, mit der sie's hinwieder gut meinen."

So, wie unsere Unterredung das Gebiet verschiedener Kenntnisse durchkreuzte, fand ich an ihm auch einen Mann, der in allen Fächern gründlich bewandert und mit den Meisterstücken alter und neuer Literatur vortrefflich bekannt war. Was er anfaßte, beurtheilte er mit scharfem Sinn und mit Kühnheit, ohne je etwas bloß Gewagtes oder Unbescheidenes zu sagen; und was ich für das erste Merkmal eines edelmüthigen Geistes und Herzens halte, und allen Einsichten, denen diese Gabe fehlt, unendlich vorziehe: so entfiel ihm nie ein hartes Wort, noch eine bittere Bemerkung, indem es der Faden des Gespräches gab, daß Fehler oder Schwach-

heiten eines Dritten bemerkt werden mußten; sondern stets hatte er ein linderndes Wort in Bereitschaft, und schloß mit Glimpf und Entschuldigung.

Die Entkräftung seines Körpers unterbrach ihn von Zeit zu Zeit, und auch bei diesen Vorfällen sah und erbaute ich mich über ihn, als einen seltnen Mann. Keine Klage, dergleichen oft Kranken der Schmerz der Entkräftung auspreßt, entfuhr ihm; wohl aber hörte ich ihn ein über das andere Mal sagen: „Gott wird es gut machen!“ Dieser war sein lebendigster Trost, bei dessen Erwähnung ein Glanz von Freude und ein Lächeln voll Liebe und Zuversicht in seinem Gesicht erschien. Er wiederholte die Worte mehr als einmal, als seine Kinder hereintraten, und gab mir diese hohen und geheiligten Worte zum Abschiede mit. — —

Ich ging (nach Trost aufseufzend und getröstet) mit nach dem Herzen gesenktem Haupte nach dem Kirchhof außer dem Markt. Es war Sonntag Der Gottesdienst war eben vollendet und die Weiber mit ihren trippelnden Kindern schritten bedächtlich und einzeln nach den Gräbern ihrer Anverwandten, jede mit einem Krüglein Weihwassers in der freundschaftlichen Hand. Sie gossen das Wasser mit einer Art Sorgfalt und Ahnung auf's Grab, als wollten sie linderndes Oel auf das Haupt ihres Angehörigen, dem sie wohlwollten, gießen; dann drückten sie ihre bittweis zusammengefalteten Hände an ihr Herz und sahen gen Himmel. —

Ich sah mehr als einmal nach der Gegend, wo der Mann mit seinem Körper kämpfte, zurück. Ich erwähnte seiner, wo ich nachher hinkam, und erhielt, wo ich seiner erwähnte, von Priestern und Laien eine einhellige Stimme. Jeder bedauerte seinen Freund, kümmerte sich um den Mann, der ihm Gutes gethan hatte mit That und Rath. Welches schöne, stolze Vermächtniß für seine Angehörigen! Für seine Kinder!

Und was meine Beschreibung betrifft: so ist hier ein Mann dieser Art eben so gut, und mehr noch einer Erwähnung werth, als ein Gemälde von Correggio, oder eine Ara Jovis. Aber was mich betrifft — Andere, die für einander gemacht sind (so will es die allgütige Vorsicht), lernen in diesem Leben sich gar nicht, Andere zu spät sich kennen. Unsere Freundschaft fing von dem Augenblick an, da sie sich schließen mußte.

Knorr entschlummerte wenige Tage nach meinem Besuche, den 13. August 1791, im neun und dreißigsten Jahre seines Alters. —

---

445 — 449. Fromme Kreuzträger.

1. Trostwort an einen Blinden.

Auf die Gebete des heiligen Ubaldus, Bischofs zu Gubio in Umbrien, wurden mehrere Kranke von ihren Krankheiten geheilt. Ein Blinder jedoch, der sich an ihn wandte, in der Hoffnung, sein Gesicht wieder zu erhalten, ward nicht geheilt.

„Das Gesicht des Körpers," sagte Ubaldus zu ihm, „wäre deiner Seele nachtheilig; deßhalb schenkte der liebe Gott unserem Flehen keine Gewährung. Dulde nur diese zeitliche Blindheit mit kindlichem Vertrauen, sie wird dann in dem Himmel mit der Anschauung Gottes belohnt werden!"

Der Blinde war mit dieser Antwort zufrieden. —

2. Eine Erblindete.

Die heilige Jungfrau Lutgardis giebt uns ein schönes Beispiel, wie man mit Geduld und Ergebung in Gottes heiligen Willen die Prüfungen und Leiden, die der Herr zu unserem Heile sendet, ertragen müsse. — Sie trat noch sehr jung in den Orden des heiligen Benediktus und führte darin bis zu ihrem Ende ein der Welt abgestorbenes Leben. Elf Jahre vor ihrem Tode wurde sie — gewiß eine harte Prüfung! — des Gebrauchs ihrer Augen beraubt. Lutgardis, die vielleicht von Jugend auf keine schwere Sünde begangen hatte, für welche sie dieses Leiden als Strafe hätte ansehen können, nahm es nicht nur mit Geduld, sondern sogar mit Freude von der Hand Gottes, und dankte ihm, daß er sie so der Betrachtung himmlischer Schönheiten näher brächte, da er sie der Anschauung erschaffener Dinge beraubt hätte.

Nachdem sie so elf Jahre lang diese Prüfung des Himmels geduldig ertragen hatte und ihr Ende nahte, ließ sie sich mit den heiligen Sakramenten versehen, und übergab dann, unter Gebet und Weinen ihrer Mitschwestern, die Seele ihrem Bräutigam Jesu Christo am 16. Juni 1246, in einem Alter von vier und sechzig Jahren. —

3. Eine hehre Vorsorge.

Der heilige Theodosius, der Erzvater der Mönche, lebte bis an sein Ende in gleich großer Heiligkeit, und wurde hundert und fünf Jahre alt. Er war ein Jahr lang krank und duldete sehr große Schmerzen.

Da rieth ihm einmal ein Greis: „Bete zu Gott, damit er dir Linderung schicke!"

Der heilige Theodosius aber gab zur Antwort: „„„Sage mir nichts von der Art; ich habe in meinem Leben viel Gutes genossen; wenn ich jetzt mein Leiden nicht tragen wollte, so hätte ich nicht das Verdienst der Geduld, und Gott könnte zu mir sprechen: „„Du hast dein Gutes schon auf Erden gehabt!“‘“ —

So stark war seine Seele im Christenthum geworden, während sein Leib durch Alter und Krankheit kaum noch zusammenhielt. Gott aber bezeugte durch manche Wunder vor und nach seinem Tode, wie wohlgefällig ihm des Heiligen Sinn und Wandel gewesen sei. —

4. Die Verehrung der schmerzhaften Mutter Gottes.

Man weiß von der frommen deutschen Fürstin Magdalena, Herzogin von Bayern, die im Jahr 1628 aus dieser Welt in Jesus Christus, ihrem Gott-Heiland, selig geschieden, — daß sie in ihrer letzten überaus schmerzlichen Krankheit, welche dreizehn Monate gedauert, nicht das leiseste Zeichen von Kleinmuth oder Ungeduld an sich bemerken ließ; und mit gutem Grunde schrieb man diese ausgezeichnete, heitere Geistesruhe dem Schutze Maria's, der „Mater Dolorosa“ zu, deren kindliche Verehrung die Herzogin an ihrem Hofe eingeführt hatte. —

5. Zwei leidende Schwestern.

(Ein Gespräch.)

Anna: „Wie ist dir, liebe Schwester! in deinem Leid zu Muthe?“

Dorothea: „„„Es ist mir, als wenn mir Christus einen Partikel von seinem heiligen Kreuze hätte zu küssen gegeben . . . und der Kuß stärkt gar sehr!“‘“

Anna: „Und mir ist bei meinem Leid zu Muthe, als wenn der Herr den Kelch, welchen er am Kreuz ausgetrunken hatte, für mich frisch gefüllt, und mir zum Trinken dargereicht hätte . . . und der Trank stärkt gar sehr!“

Dorothea: „„„Also sind wir nicht nur leibliche, sondern auch — geistliche Kreuz-Schwestern?“‘“

Anna: „Ja, Gott sei Dank dafür!“ —

450 — 462. Blicke in verschiedene Sterbekammern.

1. Der Tod eines Verführers.

Berengar von Tours, Lehrer der philosophischen Schule daselbst und im Jahr 1040 Archidiakonus zu Angers, hat dadurch in der Kirche einen überaus traurigen Namen sich erworben, daß er seit dem Jahr 1050 schwere Irrthümer in der Lehre vom allerheiligsten Altarssakramente verbreitete und viele katholische Christen von der Mutterkirche losriß und sie der höchsten Gnade, des Genusses des Gott-Menschen Jesu Christi — in der heiligen Eucharistie beraubte.

Später widerrief er seine Irrthümer und zog sich im Jahr 1080 auf die Insel Saint Cosmas bei Tours zurück, wo er unter strengen Bußübungen für seine heillosen Verirrungen in einem hohen Alter (1088) sein Leben beschloß.

Aus seinen letzten Augenblicken hat nun Spondanus, sein Zeitgenosse, die letzten Worte, die er sprach, aufbewahrt und berichtet:

Als Berengar in seiner Krankheit bereits nahe daran war, den Geist aufzugeben, redete er die Umstehenden nochmals an mit den so ernsten Worten: „Die Zeit ist erschienen, in der ich vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen muß. Was meine Sünden betrifft, so erhoffe ich von Gott Barmherzigkeit; denn ich habe solche von Herzen bereut und gebüßt. Hinsichtlich **fremder** Sünden aber und derjenigen Christen, die durch meine falsche Lehre verführt wurden, fürchte ich und zittere — ewig verworfen zu werden; da ich kein Mittel sehe, dafür genug zu thun!“ — —

Wahrlich sehr geeignet sind diese Worte, jeden Verführer zu erschrecken und vom Aergernißgeben zurückzuhalten! Denn wie werden wir je die Seelen ersetzen, die wir durch böse Reden und Beispiele verführten?! Und wenn dieser sterbende Berengar, selbst nach einer gar streng geübten Buße, also noch erbebt: was dürfen denn wir uns verheißen, die wir unsere sündlichen Vergehungen nicht nur nicht büßten, sondern uns derselben vielleicht noch rühmen? — —

2. Der Tod eines Gelehrten.

Zu M. lebte ein Mann, der so gelehrt war, daß er selbst nicht mehr wußte, wie gelehrt er war. Der rühmte auch von sich, daß er alle seine Bücher, und deren hatte er wahrhaftig nicht

wenige! — im Kopfe habe, und daß er in allen Wissenschaften wohl erfahren und bewandert sei.

Als es aber mit ihm zum Sterben kam, so fand sich, daß er Eine Wissenschaft nicht inne hatte, nämlich die wichtigste — ruhig und getrost zu sterben. Denn er geberdete sich ganz jämmerlich und sah wohl seine Bücher, die in derselben Stube standen, an, aber sie — schwiegen still und ließen ihn in seiner Noth trostlos liegen.

Das sah ein frommer Mann, der sich öfters Bücher von ihm geliehen hatte, um am Feierabend darin zu lesen, und dachte: „Sieht's **so** aus? Halt! diese **Eine** Wissenschaft will ich doch lernen; dann lange ich weiter hinaus, als **er** — mit allen seinen vielen Büchern!“ —

Meine du auch so, guter Freund, der du dieses hier liesest! Und wir wollen zusammen noch rechtzeitig zu dem rechten Lehrmeister gehen. Ich weiß Einen. Zu Dessen Füßen haben schon Viele gut leben und gut sterben gelernt — es ist der gute Hirt, der Osterfürst Jesus Christus!“ —

3. Der Tod eines Fürsten.

Ein junger Fürst von Lothringen lag auf dem Sterbebett; er warf noch einen Blick auf seinen Palast und dessen Prunkzimmer, seufzte dann und rief:

„O Herr, mein Gott, wie eitel und vergänglich ist doch diese Welt! Ich, der ich so viele Paläste und Burgen besaß, weiß nun nicht — **wo** ich diese Nacht herbergen werde, oder wer jenseits mich aufnehmen wird!“ —

4. Der Tod eines christlichen Philosophen.

Beda Weber erzählt in: „Das Thal Passeyer und seine Bewohner.“ Innsbruck 1822. Seite 218:

„Ein armer Krachsenträger hatte sich durch lebenslange Arbeit einige hundert Gulden erspart, und lag sterbend auf einem fast verfaulten Bett.

Man machte ihn aufmerksam, daß er sich mit seinem Gelde wohl ein besseres anschaffen könnte. „Ja das könnt' ich, wenn ich ein Narr wäre,“ sagte er lächelnd; „meine blutarmen Verwandten sollen sich eines anschaffen, für mich ist es zu spät, ich bin nichts als Stroh gewohnt.“

Man muthete ihm an, Fleischsuppe kaufen zu lassen. Er weigerte sich dessen, weil es ihm doch nichts helfe gegen den Tod

und das letzte Gericht; er habe mit der Mehlsuppe gelebt und wolle mit ihr auch sterben.

Auf die Anregung eines schriftlichen Vermächtnisses erwiederte er lebhaft: „Sie verschreiben beim Landgerichte ohnehin Papier genug! Ich verlasse mich auf den Kaiser, der läßt es gewiß in keinen falschen Sack fallen!“

Sein zurückgelassenes Vermögen von fünfhundert Gulden machte eine arme Familie im Gebirge ganz glücklich.“ —

5. Der Tod einiger Soldaten im Hospitale.

Der hochwürdige Herr M. Séve, Geistlicher beim Militär-hospital zu Lyon, Ehrendomherr von Lyon und Nancy, ehemaliger Almosenier bei der Armee des Königs von Frankreich Carl X., Ritter des Kreuzes der Ehrenlegion, hat ein sehr interessantes Büchlein unter dem Titel:

„Erinnerungen eines Militärgeistlichen“ *) herausgegeben, in welchem er unter Anderem auch den Tod einiger Offiziere schildert.

Er erzählt:

1. A . . . ., Lieutenant im neunzehnten leichten Infanterie-regimente, wanderte im Jahr 1840 in's andere Leben hinüber.

„Herr Abbé,“ sagte er zu mir, „ich bin ein Christ und will als ein Christ sterben. Haben die Wilden nicht auch einen Gott, den sie anbeten, den sie anrufen, und an den sie sich in ihrer Noth wenden? Reichen Sie mir das heilige Sakrament . . . . .“

Als er das heilige Sakrament sah, zeigte er vor demselben die größte Ehrfurcht; er nahm das Crucifix in seine Hände, und drückte es dreimal an seine Lippen.

Als der Priester die heilige Hostie in die Höhe hob und die Worte sprach: „„Sehet das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt!““ sprach A . . . . noch diese Worte: „Dich, König der Könige und meinen Herrn, dich bete ich an und glaube so fest, daß du gegenwärtig bist im heiligen Sakramente, als wenn ich dich mit eigenen Augen sähe!“

Der oberste Chirurg und einer seiner Gehilfen wohnten dieser Ceremonie bei, sie knieten unter den Anwesenden.

---

*) Dieses Werk, das man in jeder Kaserne verbreiten sollte, weil es daselbst unfehlbar sehr viel Gutes stiften dürfte, erschien in einer deutschen Uebersetzung von F. A. Baumgart in dem G. J. Manz'schen Verlage zu Regensburg.

Ein Krankenwärter hörte den Lieutenant in seiner Sterbestunde noch folgende Worte sprechen:

„Ich werde nun bald meinen Herrn und Vater sehen!" —

2. Der Exlieutenant des Kaiserreiches B . . . . ., welcher zugleich Besitzer eines Kaffehauses in dem Straßenviertel der Cölestiner war, kam im Februar 1841 in's Hospital.

Dieses alte Ueberbleibsel von der großen Armee hatte einst an der Spitze von fünf und zwanzig Mann eine Stadt in Deutschland zur Capitulation gebracht und mehrere Tausend Oesterreicher zur Niederlegung der Waffen bei einer anderen Gelegenheit gezwungen. Der Almosenier naht sich ihm, der Offizier richtet an ihn ohne weitere Umschweife mehrere barsche Fragen, die folgendes Gespräch herbeiführten:

„Herr Abbé, haben Sie die Jahrbücher des Ruhmes gelesen?"

„„Ja.""

„Dort befindet sich auch mein Name im ersten Bande. Haben Sie die Siege und Eroberungen gelesen?"

„„Ja.""

„Dort wird auch mein Name auf zehn Seiten genannt."

„„Ich könnte sie beneiden um den Antheil, den sie an den glänzenden Thaten des Kaiserreichs genommen haben.""

„Ich stand damals unter den Befehlen Junot's, Herzogs von Abrantès."

„„Ihr hattet da einen berühmten Haudegen.""

„Und einen großen Wildfang. Denken Sie Sich, Herr Abbé, er ließ uns einmal versammeln, und indem er sich in die Mitte seines Offiziercorps stellt, wirft er ein Geldstück in die Luft, das wir mit einem Pistolenschuß treffen sollten. . . . . . Sehen Sie hier, meine Wunden, alle Narben, die meine Brust durchfurchen . . ? Herr Abbé, Sie haben den Feldzug nach Algier mitgemacht, besuchen Sie mich, wir wollen vom Krieg, von Schlachten sprechen."

„„Und von dem Gott der Schlachten wollten wir nicht sprechen?""

„Ja, aber nicht vor einigen Tagen."

Der alte Soldat des Kaisers beichtete nach dem Beispiele seines Kaisers, gegen den er hohe Achtung bewies; er bereute sein verflossenes Leben, das er in Gottesvergessenheit verbracht hatte, und nannte einen frommen Tod stets „die Regel des Weisen."

In seinem Todeskampfe sprach er ähnliche Worte, wie Napoleon: „„Vorwärts, vorwärts! Greifet an, greifet an!"" Im Irrsinne schweifte seine Einbildungskraft immer auf den Schlachtfeldern umher. —

3. C . . ., Capitän im acht und dreißigsten Regimente, kam aus dem Hospital von Romans in das zu Lyon (1846). Einer seiner alten Freunde, ein Capitän bei den Grenadieren im acht und sechzigsten Regimente, besuchte ihn öfter. Als er ihn in Todesgefahr sah, sagte er zu ihm:

„Man hält uns im Allgemeinen für irreligiöse Leute und hat hierin Unrecht; es ist wahr, wir entfernen uns oft von heiligen Grundsätzen, aber wir besitzen Liebe zur Religion und wir beweisen dieß in wichtigen Augenblicken. Ich bin krank gewesen und habe meine Pflichten als Christ erfüllt; du wirst doch deßgleichen thun?“

„„Das ist bereits geschehen!““ antwortete der kranke Capitän und drückte seinem Waffenbruder die Hand. —

4. D . . . . kam aus der Schule von Saint Cyr, nachdem er sich daselbst durch seinen Fleiß und sein Betragen ausgezeichnet hatte; er wolle nun zum neun und vierzigsten Regimente gehen, dem er einverleibt wurde. Als seine Mutter beim Abschied ihn umarmte, sprach sie zu ihm folgende Worte:

„Bete zu Gott jeden Tag. Wenn du nach Afrika gehst, wenn du daselbst krank wirst, laß einen Priester kommen und nimm ihn an!“

Vor zwei Jahren brachte eine Krankheit D . . . . in's Hospital. Sein Vater kam bis von Anjou eilends zu ihm und suchte bald nach seiner Ankunft in Lyon mich zu sprechen. „„Sie haben meinen Sohn gesehen,““ sprach er zu mir, „„er hat bereits angefangen, sich zur heiligen Beicht vorzubereiten. Ich bitte Gott nur um das Eine, daß er sie vollende und die heiligen Sterbesakramente empfange; bald, ach! wird er mir entrissen werden, ich verhehle mir nicht mein Unglück. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich und meine Frau ihn erzogen haben!““

Als der Kranke die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, erzählte er uns, daß er ein großes Vertrauen zur heiligen Jungfrau Maria habe, daß seine Mutter ihm vor seiner Abreise eine Medaille gegeben, daß er jeden Abend ein kleines Gebet verrichtet und jene Medaille verloren habe, was ihn sehr betrübt hätte.

Bis dahin war der Vater ein stummer Zuschauer geblieben. Bei diesen Worten vergoß er Thränen, nimmt von seinem Halse eine ähnliche Medaille und hängt sie seinem lieben Sohn um.

Unterdessen machte eine starke Beklemmung dem Kranken das Athmen immer schwerer. „Mein Vater, mein guter Vater, was muß ich leiden!“ rief der Sterbende, und der Vater antwortete unter Thränen: „„Mein Sohn, mein guter Sohn, fasse Muth! Du hast ihn auf dem Schlachtfelde bewiesen, dein Herz ist auf

Alles vorbereitet! Nun wohl! du befindest dich auf einem anderen Schlachtfelde.'' ''

Kann es eine passendere Anrede in diesem feierlichen Augenblicke geben? —

Der Tod des Unterlieutenants D . . . . verursachte im neun und vierzigsten Regiment allgemeine Trauer. — Der Tod ist sehr bitter, wenn er den Menschen in der Blüthe seiner Jugend und in der Kraft seiner Gesundheit dahinreißt. Vorzüglich zeigten die Soldaten von der Compagnie des Verstorbenen ihre Betrübniß und ihre Trauer. Einer von ihnen, Lesne mit Namen (er war aus Lyon gebürtig und erst unlängst in den Dienst getreten), hatte zu dem Verstorbenen, seinem Vorgesetzten, eine große Zuneigung. Er bewies jetzt seine Dankbarkeit für die Güte, die der Verstorbene ihm erwiesen hatte, daß er ihn mit den Anfangsgründen der Militärwissenschaft bekannt machte. Mit feinem Zartgefühl nämlich bot er seine Familiengruft zu Loyasse für Denjenigen an, der sein so wohlwollender Oberer gewesen war. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Auf dem Kirchhofe wollte der Vater ein letztes Lebewohl der irdischen Hülle seines Sohnes zurufen; dann wandte er sich zu den Offizieren und sprach zu ihnen folgende Worte:

,,,,Meine Herren vom guten und achtungswerthen Regimente! Empfangen Sie meinen Dank für den brüderlichen Empfang und die liebevolle Theilnahme, die Sie meinem Sohne seit seinem Eintritt in's Regiment haben angedeihen lassen. Empfangen Sie meinen ferneren Dank für den Trost, den Sie seinem unglücklichen Vater bereitet haben!'' ''

Der Obrist umarmte ihn und sprach:

,,,Sie verlieren einen guten Sohn, wir verlieren einen ausgezeichneten Offizier, einen edlen Freund; wir fühlen und theilen allen Ihren Kummer in diesem schmerzhaften Augenblicke!''' —

6. Der Tod eines Familienvaters.

Der fromme und gottesfürchtige Handwerker Ludwig fühlte sein Ende herannahen, und er erhob sehnsüchtig seine von den geleisteten vielen und schweren Arbeiten mit Schwielen bedeckten Hände im Gebete zu seinem Gott-Heiland Jesus Christus, den er nochmals in der heiligen Kommunion als Wegzehrung zu seinem Gang in die Ewigkeit empfing

Um ihn her knieten unter Weinen und Beten seine Kinder und Enkel; sie fühlten Alle den Schmerz der so nahen Trennungsstunde.

Da sprach der Greis mit heiterm Antlitze: „Kindlein, jetzt ruft mich der liebe Gott, an welchen ich geglaubt habe!“ — und er segnete sie Alle.

Seine Kinder und Kindeskinder aber schluchzten laut und riefen: „„Ach, daß diese Stunde nur noch einmal vorüberginge!““

Da antwortete Ludwig, schon in den Blicken den Strahl der himmlischen Verklärung tragend: „Nein, meine Lieben! Möge diese Stunde nicht noch einmal vorübergehen! Gott, mein Erlöser, ruft, und ich folge gern dem guten Hirten auf die Weide des ewig-seligen Lebens! Ich habe alle Tage meiner Pilgerschaft hienieden vor Ihm gewandelt in Liebe — wie sollte ich denn nun, da er ruft, zögern, zu Ihm zu gehen!“ —

Und nachdem er dieß gesagt hatte, neigte er sein Haupt, das müde, und verschied im Frieden.

Und die Gestalt des Todten war die eines sanft Schlummernden.

7. Der Tod einer Mutter.

Wir sind im Geist in die Sterbekammer einer guten Mutter aus dem Bauernstande gesetzt.

Margaretha N., eine vom heiligen Glauben beseelte Frau, rüstet sich zum Abschied. Sie fühlt's, daß sie sterben muß. Ihr Beichtvater befindet sich bei ihr. Man liest auf seinem Antlitze die fromme Rührung eines befriedigten Richters. Er selbst nennt die Sterbende — „eine Heilige, eine zur Seligkeit bestimmte, eine Schwester der Engel, eine reine Seele!“ — Es ist ja eine Mutter, die so zu sagen nur sündigte durch zu große Verleugnung gegen sich selber! Mit Leib und Seele der Sorge für das Hauswesen ergeben, hatte sie sich nur Vorwürfe zu machen, um ihrer Kinder willen manchmal dem lieben Gott nicht genug gedient zu haben!

Indessen wird die Kammer der armen Mutter schnell ausgeziert und mit Blumen geschmückt. Ein schneeweißes Tuch bedeckt das weiße Wandgestell, auf dem das Crucifixbild und die Leuchter mit den geweihten Kerzen stehen. — Man bereitet also ein Fest vor? — Ja es ist wirklich ein Fest des ewigen Lebens bei diesen guten christlichen Leuten! Die Spende des Allerheiligsten ist für sie ein feierliches, trostvolles Gnadenfest, die anderswo, nämlich bei Weltsüchtigen, als so schrecklich erscheint!

Es erklingt indessen schon das Geläute, das langsam hehre, des Dorfkirchleins. Das heilige Viaticum wird sogleich erscheinen und das Gefolge Jesu wird aus den theilnehmenden Nachbarn bestehen, die bereits im Gebete die Fürsprache Maria's und der

lieben Heiligen um ein gutes Sterbestündlein für die so allgeachtete Hausfrau und Mutter angefleht und den Gatten derselben und die schluchzenden Kinder liebevoll getröstet haben.

Wie rührend ist's mit den Blicken dem Priester zu folgen in die Sterbekammer; in ihr sieht man nichts, als einen schlichten Altar und ein hölzernes mit Stroh gefülltes Paradebett, auf dem eine Tochter des Himmels die letzten Trostworte und Segnungen des Priesters und in der heiligen Wegzehrung ihren Heiland und Seligmacher erwartet.

Das große Mysterium wird nun vollbracht: Ein einziger Mensch, mit der hochheiligen Hostie in der Hand, steht aufrecht unter der Familie und den eingedrungenen frommen Nachbarn, welche Alle, von dem Rande des Bettes der Kranken bis auf die letzten Stufen des Hauses hinab, andächtig auf den Knieen liegen. Die Kranke erhebt die dürren Hände und streckt sie gefaltet dem Lamme Gottes entgegen. Die Sterbegebete werden wechselseitig gesprochen im feierlichen Chor und der im Todeskampfe Liegenden wird die heilige Oelung und General-Absolution ertheilt. —

Nach der heiligen Handlung erhebt sich Margaretha nochmals, ihre eingesunkenen Wangen blühen, ihre Blicke leuchten, ihre blauen Lippen werden zitternd belebt: die fromme Mutter und Gattin sagt Lebewohl den lieben Ihrigen, giebt ihnen die letzten Ermahnungen zur Gottesfurcht und zum Festhalten an der Religion ihrer Väter, und dann segnet sie Alle; und die fromme Christin verlangt nun, daß man ihr das von ihr selbst zugeschnittene und genähte und mit ihrem Namenszug bezeichnete Leichenhemd anlege, bestellt ihr Leichenbegängniß, begehrt eine heilige Messe und bittet um fünf Vaterunser und Ave Maria zu Ehren der heiligen fünf Wunden Jesu Christi für ihre Seelenruhe.

Und unter der gesalbten Hand des Priesters, die wie ein Schutz gegen die bösen Geister auf ihrem müden Haupte liegt, haucht sie ihre Seele aus, die von Allen nochmals der Barmherzigkeit Gottes empfohlen wird. — —

Nach zwei Tagen — und die Beerdigung wird vorgenommen.

Alles drängt sich herbei, um die gute Mutter und Christin zum letzen Male hienieden zu sehen.

Wie sie da ruht, die Mutter Margaretha, so still, so friedlich im Leichenhemde, das Crucifix in ihren weißen Händen, und auf der kalten Stirne die heißen Thränentropfen der Ihrigen! Auf den erstarrten Zügen der Entschlafenen nichts Trauriges, nichts Erschreckendes, nichts Schmerzliches; es liegt auf ihnen die Klarheit der Himmelshoffnung ausgebreitet, ein Symbol des Friedens

der Auserwählten, eine Vision der Ewigkeit — und ihrer glückseligmachenden Freuden.

Da bewegt sich denn der einfache Leichenzug hin nach dem Gottesacker! — Man höre nun auch auf die Worte, die eine jede Gruppe ausspricht, die bei dem Zuge still stehen bleibt. Das Lob der Verstorbenen ist in jedem Munde, der sich nur öffnet, um sie zu preisen; Niemand sagt ihr etwas Böses nach. Und wer, als Fremder, sich nach der Abgeschiedenen erkundigt, hört die Ausrufe: „Eine fromme Frau! Eine treue Gattin! Eine gute Mutter! Eine Freundin der Armen!“ — —

Ja, ja, so ist's! Bei den Leichenbegängnissen kann man große Wahrheiten einsammeln: hier ist die Stimme des Volkes wahre Gottesstimme! —

8. Der Tod einer Großmutter.

(Johannes Laicus erzählt in — der Katholischen Trösteinsamkeit):

Die Großmutter wohnte in einem kleinen Haus; da lebte sie ihre alten, wie ihre jungen Tage in Gebet und Arbeit und Arbeit und Gebet.

Eines Tages kam sie zu uns und nahm mich auf den Schooß und sprach viel Schönes und Liebes, und sagte: „Aber, Kind, meinen Garten hast du noch nicht gesehen, das heißt den schönen großen mit den vielen Blumen und Bäumen!“

Da ich der Großmutter Haus und Gärtchen genau kannte, erwiederte ich: „„Du hast ja nur ein winzig kleines Gärtchen, wo liegt denn der — große?““

Sie entgegnete: „Nun, wenn du kommst, zeige ich ihn dir. Ach, da ist es so schön und da schläft es sich so gut! Der Herr Christus steht darin und bewacht einem; und wenn man sich da niederlegt, da läuten alle Glocken!“

Ich wollte sogleich mit ihr fort; aber sie vertröstete mich: der Vater werde mich nächstens zu ihr bringen. — —

Ich kam mit ihm zu ihr, und da lag sie — in ihrem weißen Todtenhemde, Kreuz und Rosenkranz in den gefalteten welken Händen, da.

„„Großmutter! gehen wir in den Garten?““ fragte ich an das Sterbebett, denn was — Tod sei, wußte ich noch nicht.

Da sprach der Großvater: „„Warte nur, Kind! sie hat mir, bevor sie einschlief, anbefohlen, dir zu sagen — übermorgen solltest du mit ihr in ihren großen schönen Garten gehen, wo der Herr Jesus am Kreuz über sie wache und alle Glocken läuten, sobald sie komme.““ —

Da ging mir ein Licht auf, denn ich erkannte den Garten neben der Kirche wieder, darauf das lebensgroße Kreuzbild und Hügel an Hügel sich erhob. Auf dem Hügel, der damals hinzukam zu den vielen, hab' ich oft gekniet und gedacht:

Wer doch auch so von dem schönen Garten sprechen könnte! Ruhe im heiligen Frieden, du fromme Seele! —

9. Der Tod eines Erzbischofs.

Der heilige Malachias, Erzbischof von Armakan in Irland, ging im Jahr 1139, geistlichen Berufsgeschäften obliegend, durch Frankreich nach Rom. Unterwegs kehrte er ein zu Clara=Valle, einem Cistercienserkloster in Burgund, dem als Abt der heilige Bernardus vorstand. Da Beide eine gleich warme Liebe zu ihrem Herrn und Heiland in ihrem frommen Herzen trugen, so wurden sie bald die innigsten Freunde, Brüder Christi im Kreuz, — und Malachias wünschte nichts sehnlicher, als hier in diesem friedlichen Heiligthume dem Herrn leben zu dürfen. Der Papst Innocenz II. jedoch versagte ihm die Bitte, seine bischöfliche Würde niederzulegen. Er schied deßhalb von den geliebten Mauern, ließ aber in denselben sein Herz mit all' seiner Sehnsucht zurück.

Nach zwei Jahren nöthigten ihn auf's Neue die Angelegenheiten seiner Kirche zu einer Reise nach Rom, auf der er zu Clara=Valle an einem Fieber schwer erkrankte.

Man wandte alle Mittel an, seine Genesung zu befördern. Allein Malachias sagte: „Meine Kinder! ihr bemühet euch vergeblich, mir das Leben noch länger zu erhalten. Ich will zwar die Arzneien nehmen, sie werden aber nichts fruchten. Ich bat täglich den Herrn, mich in euerem Kloster und am Allerseelentage sterben zu lassen. Ich lege meine Seele in Gottes Vaterhände, der Jene, die auf ihn hoffen, nicht zu Schanden werden läßt, und erwarte nach meinem Tode große Hilfe von dem Gebete, das die Lebenden am Allerseelentage für die Verstorbenen zu verrichten pflegen!" —

Nach einigen Tagen erholte sich der ehrwürdige Kranke so sehr, daß er an dem Festtag Allerheiligen in den Chor ging. Alle Brüder sangen weinend die Psalmen; nur er stand mit trockenen Augen da und wartete mit Sehnsucht auf die himmlischen Freuden.

Der Gottesdienst ging zu Ende und das Fieber ergriff den frommen Dulder mit vernichtender Heftigkeit. Er berief alle Brüder in seine Zelle und sprach: „Mir fehlt nun zur Reise in die Ewigkeit nichts mehr, als die heilige Wegzehrung und die heilige Oelung!"

Er empfing alsbald die heiligen Sterbesakramente, und zwar, nach seinem Verlangen, in der Kirche selbst, wo er Thränen der heißesten Andacht vergoß und die bebenden Arme zum Himmel hoch emporgestreckt hielt — als Ausdruck seiner Sehnsucht nach der bessern Heimath.

Die Abendschauer vermehrten sein Leiden. Noch im Todesröcheln sprach er an die Mönche die Worte: „Freuet euch meiner, ihr Brüder! und betet für mich, wenn ich gestorben sein werde! Auch ich werde bei Gott für euch beten! Ich habe an Gott geglaubt und habe Gott geliebt, und auch euch habe ich geliebt; die Liebe aber stirbt ewig nicht!“

Schluchzend in Schmerz empfahlen die Brüder seine Seele in die heiligen Wunden des Gekreuzigten, und er entschlief sanft nach Mitternacht am 2. November 1148. —

Und so ist das Kloster Clara-Valle sein Sterbekämmerlein und der Allerseelentag — sein Sterbetag geworden! Gott gewährte dem Frommen seinen Wunsch; Gott widersteht ja nur dem Stolzen und dem Demüthigen giebt er seine Gnade! —

10. Der jähe Tod einer Nonne.

Der „Magdeburger Correspondent“ vom Jahr 1850 erzählte:

Eine alte Nonne hat seit der Aufhebung ihres Klosters, des Sanct Martinsklosters, welches jetzt eine Kaserne ist, in dem Hause des Herrn Pfarrers Liebherr an der Sanct Martinskirche als Haushälterin gelebt.

Vor einigen Wochen geht sie, wie gewöhnlich, früh um acht Uhr in die Frühmesse der Martinskirche.

Als der Gottesdienst anfangen soll, wird gemeldet, daß der Organist krank sei und nicht kommen könne.

Die Nonne, die ehemals in ihrem Kloster Orgelspielerin gewesen und schon früher ausgeholfen, eilt zur Orgel hinauf, welche sie seit zwölf Jahren nicht mehr berührt hatte, und spielt mit herrlichem Schwung, den die Gemeinde bewundert, bis zum — Gloria.

Da fährt sie mit der Hand über die ganze Claviatur hin, so daß sich der Klang einer Aeolsharfe bildet; die Orgel verstummt und die Nonne liegt todt vor dem heiligen Instrumente. —

Das Wochenblatt meldete hierüber:

„Jungfrau Luidgardis Trapp, gebürtig aus Weißbach in Franken, Conventualin und Organistin des vormaligen Sanct Martinsklosters und Lehrerin der damit verbundenen Mädchenschule, drei und siebzig Jahre alt, starb am Nervenschlag, Brühler Vorstadt.“ —

11. Der Tod eines Waldbruders.

Der heilige Godrik, früher Handelsmann in der englischen Grafschaft Norfolk, hatte die Welt verlassen und lebte nur Gott und seinem Seelenheil in einer schauerlichen Wildniß. —

Nachdem er drei und sechzig Jahre lang ein so frommes Stillleben geführt hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit. Eine Geschwulst spannte die Haut des Körpers an und benahm ihm die Beweglichkeit der Glieder. Sein Uebel wurde so groß, daß selbst Würmer aus dem Leibe hervorbrachen.

Zwei Brüder aus einem benachbarten Kloster wurden vom Prior beauftragt, den todtkranken Waldbruder zu verpflegen.

Da es mit dem Kranken immer schlimmer wurde und das Ende heranzunahen schien, wurde auf einmal sein Gesicht ganz heiter und er fing an zu singen.

Später fragten ihn die Brüder, was ihn angekommen sei? Und Godrik antwortete: „Ich habe mich nicht vom Singen zurückhalten können; denn eine unendliche Klarheit leuchtete durch das Fenster meiner Hütte gegen Morgen herein und mein Lager wurde erfüllt mit dem süßesten Wohlgeruch! Es schien mir, ich sei an der Pforte des himmlischen Jerusalems angelangt und habe die Glückseligkeit der Engel geschmeckt; die himmlischen Einwohner sangen aber: „„Kyrie eleyson! Christe eleyson!““ und ich habe fröhlich meine Stimme mit der ihrigen vereinigt!“ — —

Godrik starb dann in der Oktav von Christi Himmelfahrt 1170, wie er es vorausgesagt. — Und so hat denn dieser Kaufmann die rechte Perle gefunden, für die er Alles hingegeben, und wahrhaftig den allerbesten Handel abgeschlossen! —

12. Der Tod eines Generals aus dem Serviten-Orden.

Der selige Bonajunta, zweiter General des Serviten-Ordens, ein Mann von großer Heiligkeit, hatte eine ganz besondere Freude, wenn er an seine Ordensgenossen eine Ansprache über das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi halten konnte.

Da man nun im Tode gern Dessen gedenkt, was man im Leben vorzüglich geliebt und wovon man am liebsten gesprochen hat: so feierte er, als er wahrnahm, daß sein Ende herannahe, noch einmal mit der innigsten Andacht das heilige Meßopfer, ließ dann seine Ordensbrüder zusammen berufen, gab ihnen Kunde von seiner nahe bevorstehenden Auflösung und ermahnte sie herzlich, eine besondere Andacht zu dem heiligsten Leiden Jesu Christi stets im Herzen zu tragen. Und hierauf fing er an, mit außerordentlicher

Begeisterung und Salbung über die wesentlichsten Theile dieses göttlichen Geheimnisses zu sprechen.

Als er aber zu der Station der Kreuzigung kam, da vergoß er so reichliche Thränen, als sollte er selbst mit seinem geliebten Gott-Heiland gekreuzigt werden, streckte endlich die Arme in der Form des Kreuzes aus und gab in dieser ehrfurchtgebietenden und thränenweckenden Stellung seinen seligen Geist in die Hände seines Schöpfers, sein irdisches Dasein mit denselben Worten schließend, mit welchen der Gott-Mensch Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha verschieden ist: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ —

13. Der Tod eines Mönchs.

Ein wahrhaft frommer Cistercienser Mönch, dessen ganzes Leben eine unausgesetzte Pilgerung auf dem Kreuzwege des Erlösers gewesen, und der gegen die so strenge Ordensregel nie sich verfehlt hatte, und dessen Herz stets einem andachtsvollen Kirchlein glich, lag, nachdem eine langwierige und peinliche Krankheit ihm jede Lebenskraft ausgesogen hatte, mit über die Brust gekreuzten Armen im Sterben.

Siehe, während dieser gottgetreue Bruder in den letzten Zügen kämpfte, da fiel der Abt in einen tiefen Schlummer; und im Traum erschaute er zwei Jünglinge von wunderbarer Anmuth, mit leuchtendem Antlitz und glänzenden Kleidern, die, so dünkte es ihm, Lilien, Rosen, Veilchen und sonst noch verschiedene Blumen im Chore des Stiftes Clairvaux zierlich ausstreuten, so daß der ganze Fußboden wie bemalt und von den verschiedenartigsten Farben wie verklärt aussah.

Als der Träumer dieß bemerkte, verwunderte er sich, und im Eifer für die schmucklose Einfachheit, die doch der Grundton des ganzen Ordenswesen sein soll, sprach er: „Warum, ihr guten Jünglinge, bestreuet ihr, so ganz gegen unsere Gewohnheit und Sitte, diesen Boden mit so anmuthigen und süßduftigen Blumen und bringet dadurch eine gar ungewohnte Pracht in unser Kloster?“

Jene aber, umwebt von Huld und Güte, erwiederten ihm: „„Wundere dich nicht, und stör' uns auch nicht in der Erfüllung unserer Pflicht; denn alsbald wird in diesen Betstühlen eine neue Feier, die Einem euerer Heiligen gilt, über welche sich die Engel Gottes freuen, begangen werden, und dem Herrn wird ein Lobgesang in Sion erschallen!““

Noch redeten die Jünglinge, da weckte den Träumenden ein Geräusch; ein Laienbruder meldete ihm den letzten Kampf des

frommen Mönchs; der Abt läßt, um die Festlichkeit, die er im Geiste geschaut hatte, alsbald auch wirklich zu begehen, schnell das gewöhnliche Zeichen geben, und er eilte mit den übrigen Brüdern zu dem Sterbenden, der in tiefer Andacht und Ergebung in den Willen Gottes den Geist aufgab.

Da ward es dem Abte zur Ueberzeugung, daß der Abgeschiedene der neue Heilige sei, über dessen Aufnahme in die Glorie des Himmels die heiligen Engel ein hehres Fest mit großem Jubel alsogleich begehen werden. —

---

463 — 467. Ehrwürdige Sterbebilder.

1. Der Klosterbruder Lorenz von der Auferstehung. *)

„Die Liebe versüßt alles Bittere, auch das Sterben!“ — Dieß Wort hat sich als wahrhaft bewährt an dem frommen Klosterbruder Lorenz von der Auferstehung, (geboren zu Hermini in Lothringen; und im elterlichen Hause genannt Nikolas Hermann.)

In seiner ersten Krankheit sehnte er sich nach dem Tod, und sagte deßwegen zum Arzte, da sich's mit ihm wieder besserte: „Ach, mein Herr, ihre Arzneien schlagen gar zu gut an für mich! Meine Glückseligkeit wird dadurch nur aufgehalten!“

In seiner zweiten Krankheit zeigte er eine vollkommene Bereitwilligkeit zum Leben wie zum Sterben. Ganz eins mit dem Willen Gottes, verlangte er nichts, als was Gottes Vorsehung fügen würde.

In seiner letzten Krankheit aber bemerkte man an ihm Spuren außerordentlicher Standhaftigkeit, Gelassenheit und Freude. Denn da er sich schon lange nach diesem seligen Augenblick gesehnt hatte, in dem er zum Herrn heimgehen dürfte, so freute er sich jetzt desto mehr, als er sah, daß er jetzt nahe sei. Der Anblick des Todes, der oft Helden erschreckt, konnte ihn nicht zaghaft machen; er trat ihm unerschrocken unter die Augen, und freute sich seiner.

Als man ihm das Todtenbett bereitete, und einer seiner Freunde sagte: „„Es ist um dich geschehen, Bruder Lorenz, man

---

*) Das hier Erzählte ist aus der Schrift gezogen, die im Jahr 1691 und 1694 auf Befehl des Bischofs von Challon (des bekannten Cardinals de Noailles), von seinem Großvicar Mr. de Beaufort zu Paris herausgegeben worden.

muß davon!‟‟ antwortete er: „Es ist wohl wahr, seht da mein Todtenbett; es wird mir aber bald Einer nachfolgen, der wohl gar nicht daran denkt!‟ — Und das geschah auch, wie es Lorenz sagte. — Dieser Bruder, der vollkommen gesund war, wurde den Tag darauf krank; und an dem Tage, an welchem die Hülle des Bruder Lorenz begraben wurde, starb er, und mußte in dasselbe Grab gelegt werden, weil kein anderer Platz mehr übrig war. —

Die Gemüthsfassung, mit welcher Bruder Lorenz dem Tod und der Ewigkeit entgegen sah, kann man dem Brief abfühlen, den er am Abend vor seiner Krankheit, und nur sechs Tage vor seinem Ende an eine vertraute Freundin geschrieben hat.

„M. L. M.

Gott weiß am besten, was wir nöthig haben, und Alles, was er thut, ist zu unserem Heile gethan. Wüßten wir, wie sehr Er uns liebt, so würden wir allzeit bereit sein, Süßes und Saueres von seiner Hand gleichmüthig anzunehmen. Das Widerlichste würde uns lieblich, das Schwerste angenehm sein.

Nur die Seite, von der wir die schweren Leiden anzusehen pflegen, macht sie uns so unerträglich.

Glaubten wir, daß es die Hand Gottes sei, die mit uns schaltet; glaubten wir, daß Der, welcher uns in den Stand der Erniedrigung, des Schmerzes und Leidens setzt, ein Vater voll Liebe ist: so wäre den Leiden alle ihre Bitterkeit genommen, und sie hätten nichts als Süßigkeit für uns.

Lassen wir es doch unser einziges Bemühen sein, Gott kennen zu lernen! Je mehr wir ihn kennen, desto größer wird unser Verlangen, Ihn noch mehr kennen zu lernen. Und weil das Maaß der Erkenntniß gewöhnlich auch das Maaß der Liebe bestimmt: so wird auch unsere Liebe zu Ihm an Innigkeit und Ausbreitung zunehmen, wie die Erkenntniß.

Und wenn die Liebe recht groß ist: so werden wir Ihn im Leiden wie in Tröstungen gleichmüthig lieben.

Wir wollen aber Gott nicht suchen, oder lieben um seiner Gaben willen, die er uns schon gegeben hat und noch geben kann, sie seien gleich so groß, als sie wollen. Die höchsten Tröstungen werden uns nicht so nahe zu ihm bringen, als der Glaube durch sein einfältiges Leben in uns.

Mit dieser Einfalt wollen wir ihn suchen, er ist mitten in uns; wir wollen ihn nicht anderswo suchen! Sind wir nicht unartige und wohl auch strafbare Menschen, daß wir ihn in uns allein lassen, und uns indeß mit tausend und tausend Albernheiten

beschäftigen? Zwar duldet er dieß Alles an uns, aber es ist zu fürchten, es möchte uns einst theuer zu stehen kommen.

Wir wollen doch einmal anfangen, ganz sein zu werden, und alles Das, was nicht er ist, aus Herz und Sinn zu schaffen.

Er will in uns allein sein!

Um diese Gnade wollen wir ihn bitten, und thun, was wir können: dann werden wir die selige Veränderung, die wir hoffen, an uns bald sehen.

Ich kann ihm nicht genug danken für die Linderung, die er ihnen geschafft hat.

Ich hoffe von seiner Barmherzigkeit die Gnade, ihn in wenig Tagen zu sehen. Lasset uns für einander beten.

Ich bin in unserem Herrn Ihr —

Den 6. Hornung 1691.“ — —

Schon einige Monate vorher hat Lorenz seinen Brüdern vorausgesagt, daß er im Monat Februar heim gehen werde. Und in seinem letzten Briefe hat er, wie wir gelesen haben, diese frohe Hoffnung, bald den Herrn zu sehen, nicht verbergen können. Da er sich zu Bett legen mußte, sagte er einem Vertrauten ganz bestimmt, daß seine Krankheit nicht lange dauern und sogar, daß er den nächsten Montag sterben werde, welches auch geschah.

Er hatte nun keinen anderen Wunsch mehr, als um der Liebe Gottes willen etwas leiden zu können. Daher er denn auch jetzt wiederholte, was er in seinem Leben öfters zu sagen pflegte: „Ich habe nur Ein Leiden, und dieses besteht darin, daß ich nichts zu leiden habe!“

Ein Bruder, der bei ihm wachte, wollte ihm ein wenig Erleichterung verschaffen; er sagte ihm aber wiederholt: „Ich bedanke mich, mein lieber Bruder; ich bitte dich, laß mich um der Liebe Gottes willen ein wenig leiden!“

In seinen schmerzlichen Anfällen wiederholte er auch öfters den Gebetsseufzer: „Schaffe in mir, o Gott, ein reines Herz, verwirf mich nicht von deinem Angesichte; tröste mich wieder mit deiner Hilfe!“ (Psalm 51.)

Da man in seiner ganzen Krankheit nie eine Spur von Ungeduld oder Unzufriedenheit an ihm bemerkte; da ihm vielmehr die Freude und Begierde, noch mehr zu leiden, aus seinem Gesichte leuchtete, und er seinen Trost darein setzte, so fragten ihn besuchende Freunde, ob er denn wirklich nichts zu leiden habe? und er antwortete: „Vergebt mir, ich leide wohl: das Seitenstechen verursacht mir große Schmerzen, aber mein Geist ist vergnügt!“ — Als sie nun weiter fragten: wie, aber lieber

Bruder! wenn es Gottes Wille wäre, daß du diese Schmerzen noch zehn Jahre leiden solltest? wärest du dann auch zufrieden? Da versetzte der Gott vertrauende Bruder: „Ja, nicht nur so lange, sondern wenn's Gott gefällt, daß ich diese Schmerzen bis an den jüngsten Tag ertragen sollte, würde ich mich ihm gern unterwerfen; in der gewissen Hoffnung, daß mir der Herr durch seine Gnade innere Zufriedenheit und Freude dazu schenken würde!" —

Je näher die Stunde seines Abschieds von dieser Erde rückte, desto lebendiger wurde sein Glaube, desto inbrünstiger seine Liebe und sein Eifer. Er konnte seine Hochschätzung des lebendigen Glaubens nicht genug ausdrücken: „O der Glaube, der Glaube!" rief er öfters aus. „Ich glaube fast nicht mehr, daß Gott in meiner Seele wohnt, sondern ich bin dessen durch diesen Glauben so gewiß, daß ich bereits etwas von dieser innigen Gegenwart des Herrn in mir sehe. Ich fürchte daher weder Tod noch Hölle, weder das Gericht Gottes noch die Gewalt des Satans! Dessen Bemühungen sind mir zwar nicht unbekannt, ich habe sie aber verachten gelernt!" —

Wie sehr Lorenz sich selbst vergessen hatte und nur Gott und seinem Willen ergeben war, zeigt folgende Aeußerung: „Wenn's möglich wäre," sagte er, „daß ich Gott in der Hölle lieben könnte und er mich in dieselbe versetzen wollte, so wäre ich auch damit zufrieden; denn er wäre doch bei mir und seine Nähe würde mir die Hölle in ein Paradies verwandeln! Ich habe mich aber ihm ergeben; er wird mit mir machen, was **Ihm** gefällt!" —

Auf die Frage: ob er Gott von ganzem Herzen liebe? antwortete er: „Ach, wenn ich wüßte, daß mein Herz meinen Gott nicht liebte, so würde ich es gleich aus meiner Brust heraus reißen!" —

Als er nach dem Genusse des heiligen Abendmahls lange ruhig und stille da lag, fragte ihn ein Geistlicher: was er jetzt thue, womit er sich beschäftige? „Ich thue jetzt," versetzte er, „was ich in alle Ewigkeit thun werde! Ich preise Gott, ich lobe ihn und bete ihn an; ich liebe ihn von meinem ganzen Herzen! Dieß ist unser ganzes Berufswerk, meine Brüder, daß wir Gott anbeten,

ihn lieben und um alles Uebrige unbekümmert bleiben!" —

Ein Geistlicher, der sich in sein Gebet empfohlen und ihn ersucht hatte, ihm von Gott den Geist des Gebets zu erbitten, erhielt die Antwort: „Sie müssen das Ihrige auch dazu beitragen und sich mit allem Fleiße bestreben, daß Sie sich desselben auch empfänglich machen!"

Dieß waren seine letzten Worte. —

Den folgenden Tag, es war der 12. Februar 1691, Morgens um neun Uhr, stand sein Athem still, und er schlummerte sanft und stille hinüber unter den Umarmungen des Heilandes, ohne Todeskampf und ohne die geringste Bewegung oder Zuckung seiner Glieder, wie ein Kind in den Armen der Mutter einschläft. Er war ungefähr achtzig Jahre alt, da er in die Freude seines Herrn einging; wo nun sein Glaube in das Schauen und seine Hoffnung in Besitz verwandelt ist. Seine Liebe aber wandelte sich nicht, sondern wird ewig, ewig Liebe bleiben, und lieben Den, der die Liebe selbst ist und ewig nie genug geliebt werden kann! —

2. Franz de Salignac de Lamothe-Fenelon, Erzbischof von Cambrai.

Wenige Wochen vor seiner letzten Krankheit nahm Fenelon eine kurze bischöfliche Visitation vor. Auf der Reise stürzte der Wagen an einer gefährlichen Stelle um; Niemand wurde verwundet, aber Fenelon fühlte sogleich die ganze Gefahr. Seinem schwächlichen Körper hatte sich die ganze Erschütterung dieses Falles mitgetheilt. Schon unwohl langte er in Cambrai an, ein Fieber kam dazu, und er sah, daß seine Stunde gekommen sei. Er schien gefühllos für Alles, was er verließ, und einzig mit Dem beschäftigt zu sein, was er bald finden würde; und dieß Alles geschah mit so vieler Ruhe und innerem Frieden, daß nicht die geringste Verwirrung, sondern nur der Geist der Buße und der gänzlichen Losreißung von der Erde, und der einzige Wunsch für das geistige Wohl seiner Diöcese, und endlich ein kindlich-frommes Vertrauen sichtbar ward, das ihn vor dem Gang in die Ewigkeit nicht erzittern, sondern demselben sogar entgegenfrohlocken ließ.

Am Abend des 1. Januar 1715 ward Fenelon von der Krankheit befallen, an der er starb. Diese Krankheit bestand in einem anhaltenden Fieber, und dauerte unter sehr heftigen Schmerzen nur sechs und einen halben Tag lang. Während dieser sechs vollen Tage wollte er mit nichts Anderem unterhalten sein, als mit dem Vorlesen der heiligen Schrift. Man las ihm anfangs nur das

Buch Tobias vor, und zwar wenig auf Einmal. Gelegentlich mischte man einige Texte mit ein über die Hinfälligkeit der irdischen Güter, und über die Aussicht auf die ewigdauernden. Oefter las man ihm auch die letzten Verse aus dem vierten Abschnitt, und die neun ersten des dritten Abschnitts aus dem zweiten Briefe des heiligen Paulus an die Korinther vor. Er schien davon herzlich getröstet und himmlisch erhoben zu sein, und ließ sich bei zwei Gelegenheiten diese Stelle wiederholen.

In den zwei letzten Tagen und Nächten seiner Krankheit bat er seine Umgebung inständig, man möchte ihm solche Texte aus der heiligen Schrift vorlesen, die auf seine dermalige Lage die passendsten seien. „Noch einmal, noch einmal,“ sagte er von Zeit zu Zeit, „diese göttlichen Worte!“ Er sprach sie dem Vorlesenden nach, so lang es seine Kräfte erlaubten. Oefter ließ er sich die Worte des heiligen Bischofs Martinus wiederholen: „„Herr, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, so weigere ich mich nicht der Beschwerde des Lebens! Dein Wille geschehe!““ — Und gleich den Jüngern des heiligen Martinus, fragte man ihn auch: „„Aber warum verlassen Sie uns denn? In welche Hände werden wir Verlassenen gerathen? Vielleicht werden reißende Wölfe ihre Heerde anfallen?!““ — Er antwortete nur mit Seufzern. —

Ob er gleich erst am Vorabend vor Weihnachten gebeichtet hatte, um zur Mitternachtsstunde das heilige Meßopfer zu verrichten, so beichtete er doch auf's Neue am zweiten Tage seiner Krankheit. Am dritten Tag in der Frühe ließ er sich die heilige Wegzehrung reichen. Als man ihm vorstellte, die Gefahr sei nicht so dringend, erwiederte er: „Wie ich mich jetzt fühle, ist für mich nichts dringender!“ — Er empfing die heilige Wegzehrung in der Gegenwart aller Mitglieder seines Domkapitels und sprach vorher noch einige erbauliche Worte zu den Umstehenden.

So tief gerührt man ihn bei dem Tode seines Freundes, des Abbé von Langeron, und bei jenem seines Zöglings, des Herzogs von Burgund, *) gesehen hatte, so sah er doch in seiner Krankheit die Thränen und den Kummer all' der Personen, die ihn zärtlich liebten, ohne selbst eine Thräne zu vergießen.

---

*) Als Fenelon gehört hatte, daß am 18. Februar 1712 der Herzog von Burgund (der zum künftigen Herrscher Frankreichs durch Ludwig XIV. bestimmt war), gestorben sei, sagte er mit zerrissenem Herzen die wenigen Worte: „Alle meine Bande sind gesprengt! Nichts fesselt mich mehr an diese Erde!“ — Und an einen Freund schrieb er: „Gott hat uns alle unsere Hoffnungen für Kirche und Staat genommen!“ —

Früh am Tage des Festes der heiligen drei Könige bezeigte er gegen seinen Beichtvater seinen Schmerz darüber, daß er nicht selbst das heilige Meßopfer verrichten könne. Dieser ging also auf Fenelon's Weisung hin, um es selbst nach seiner Intension zu verrichten; während dieser kurzen Zeit schien er wirklich schwächer zu werden, und man reichte ihm die letzte Oelung.

Diesen Tag hindurch und während seiner letzten Nacht hatte er sehr viel zu leiden; er freute sich aber, unserem leidenden Heiland ähnlich zu werden. „Ich bin," sprach er, „mit Jesus an das Kreuz geschlagen!"

Als seine Schmerzen sich verdoppelten, erinnerte man ihn, daß unser Herr und Heiland in solchen Augenblicken auch sein Gebet verdoppelte. Er setzte hinzu: „Jesus Christus wiederholte das nämliche Gebet dreimal!"

Weil aber der allzuheftige Schmerz ihm nicht erlaubte, diese Stelle ganz herzusagen, so sagte man ihm die Worte vor: „„Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Leidenskelch an mir vorüber; doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!""

„Ja, Herr!" seufzte er selbst wieder, indem er seine geschwächte Stimme so laut als möglich erhob, „dein Wille, nicht mein Wille geschehe!"

Sein Fieber nahm von Zeit zu Zeit zu, und verursachte ihm Geistesverwirrungen. Er bemerkte sie selbst und betrübte sich darüber, ob ihm gleich nie ein Ausdruck des Unwillens entschlüpft war.

Als endlich die Fieberhitze nachgelassen hatte, sah man ihn sogleich seine Hände falten, seine Augen zum Himmel erheben, und sich gänzlich dem Willen Gottes unterwerfen und sich mit Gott in der größten Seelenruhe vereinigen. Diese innigste Vereinigung mit Gott war ja von Jugend auf die Lieblingsnahrung seiner Seele gewesen und blieb es auch bis zu ihrem seligen Abscheiden aus diesem Thale der Zähren.

In dieser letzten Nacht ertheilte er noch allen seinen gegenwärtigen Freunden, einigen Personen aus der Stadt und der ganzen Hausdienerschaft seinen letzten Segen, und entschlief, nachdem er ungefähr eine halbe Stunde bewußtlos dagelegen hatte, sanft unter den Gebeten für die Sterbenden — am 7. Januar früh um ein viertel auf sechs Uhr im Jahr 1715 — in einem Alter von vier und sechzig Jahren und fünf Monaten.

Ganz Frankreich trauerte um ihn, der Papst Clemens XI. vergoß Thränen und beklagte es, ihn nicht zum Cardinal erhoben zu haben. —

3. Zacharias Werner, der berühmte deutsche Dichter. *)

Wenn es überhaupt wünschenswerth und erfreulich ist, mitten in den Arbeiten eines rühmlichen Berufes zu sterben, so wird ein solcher Tod noch schöner und tröstlicher sein, wenn dieser Beruf gänzlich auf das Reich und die Ehre Gottes sich bezogen hat. Einen solchen Tod starb zu Enzersdorf bei Wien Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Schon seit dem Spätherbst 1821 hatte er mit allen Beschwerden eines auf vielfältige Weise kränkelnden Leibes zu kämpfen; und da er dennoch, mit wahrhaft peinlicher Anstrengung, seine Predigten fortsetzte, seine Fastenvorträge, dreimal wöchentlich, bis zum Schlusse durchführte, und dabei auch noch seinem zahlreich besuchten Beichtstuhle sich widmete, so war er, in Folge dieser Bemühungen, schon zu Ostern des verflossenen Jahres zu einer solchen Entkräftung herabgekommen, daß er ganz eigentlich schon am Rande des Grabes schwebte. Zwar half ihm der Aufenthalt in Baden und nachher in Enzersdorf am Gebirge, nächst Wien, allwo er der freundschaftlichsten Fürsorge genoß, wieder in kurzer Zeit zu einer gewissen Stufe des Wohlseins hinan, auf welcher für die Fortdauer seines nützlichen Lebens und Wirkens die beste Aussicht sich zu erschließen schien. Allein schon im Herbst, als er den ländlichen Aufenthalt verlassen, kamen mehrere, einzig der Rückkehr wegen, schon bedenkliche Spuren seiner alten Beschwerden wieder zum Vorschein. Der Leidende begab sich demungeachtet, und mit fast jugendlicher Rüstigkeit, zu seinem Predigtamte, das er mit ganzem Herzen, mit uneigennütziger Liebe, und folglich auch mit mächtiger Wirksamkeit zu umfassen geübt war, und welchem er, — seinem christlich = theosophischen Dichtertalente kaum mehr eine Muse gönnend — allen Eifer und alle Lebhaftigkeit seines reichbegabten Geistes zuwendete, als Einer, auf den die Worte eine Anwendung finden: „Wenn ich das Evangelium verkündige, so gereicht mir dieses nicht zur Glorie; Nothwendigkeit ist's, die mir's gebeut, denn wehe mir, wenn ich es nicht verkündige!" (1. Kor. 9, 16.) Denn auch Er konnte, in Beziehung auf die Wahrheit, die sein Herz neu entflammt hatte, in demüthiger Anerkennung des ihm vom Himmel angewiesenen

*) Er, der Protestant, kehrte am 19. April 1811 zu Rom in die katholische Kirche zurück; am 16. Juli 1814 wurde er zu Aschaffenburg zum Priester geweiht, worauf er sich nach Wien begab und daselbst als Priester und Redemptorist lebte und viele Gastpredigten hielt, die von einer außerordentlichen Theilnahme von Leuten aus allen Ständen begleitet waren.

Berufes sagen: „Der Mindeste und Letzte bin ich unter den Lehrern des Evangeliums, ja selbst ein Gegner der heiligen Kirche war ich; aber durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und die Gnade ist in mir nicht fruchtlos geblieben!" (1. Kor. 15, 9.) Dieser Beruf, diese Gnade, die in ihm wahrlich nicht fruchtlos geblieben, sondern die so reichliche Früchte getragen hat, diese waren es, welche, das Gefühl einer theuern und heiligen Pflicht stets neu belebend, den schon verglimmenden Funken des Lebens zur verwunderlichen Flamme anfachten, so daß er auf der Kanzel noch eine Fülle und hinreißende Energie des Vortrags entwickelte, während er in der übrigen Zeit schon ermattet und schmerzlich umher wankte. Am auffallendsten gab dieses sich bei den, nahe vor seinem Tode gehaltenen Vorträgen zu erkennen, von welchen der letzte auf den Festtag der Erscheinung des Herrn fiel. Allein noch an diesem Festtage erreichte die Krankheit einen solchen Grad, daß er von nun an nimmermehr das Lager verlassen konnte Es zeigte sich bald, daß die Kräfte der gänzlichen Erschöpfung nahe waren, und daß die Vereiterung seiner Lunge, die bereits mehrere Jahre hindurch ihren langsamen Fortgang genommen, nunmehr, und zwar allerdings in Folge der letzt gemachten Anstrengungen, rasch ihrem Ende zueilte.

Der Kranke behielt nichts desto weniger, und obschon er eine so nahe und schnelle Wendung kaum vermuthet hatte, alle jene Ruhe und Fassung bei, womit Gott ein Herz, das Ihn treulich gesucht hat, zu belohnen pflegt; mit völliger Ergebung und großer Andacht empfing er schon am Sonntage den 12. Januar die heiligen Sterbesakramente; und mit gleicher Ruhe verfügte er noch diejenigen Veränderungen, die er an seinen bereits im Sommer 1822 getroffenen, letztwilligen Anordnungen nöthig fand. Seine liebste Beschäftigung war das Gebet, und wenn er eben, was oft Stunden lang geschah, sich vorbeten ließ, vermochte weder ein Besuch noch irgend ein anderer Gegenstand ihn hierin zu stören. So heiter war und blieb dabei sein Geist, daß er, obgleich von Todesschwäche niedergedrückt, und unfähig irgend einer Labung und Erquickung, dennoch Witz und Laune genug übrig behielt, um mit manchem Scherze die Herrschaft seines Geistes über alles leibliche Elend und, was unendlich mehr ist, die Gnade zu beurkunden, womit der Herr und Vater der Erbarmungen seine Seele bekräftigte; daß sie in Zuversicht der starken, christlichen Hoffnung, festiglich vertrauend auf die Huld und Macht des göttlichen Erlösers, für dessen Namen und Glorie er seinen letzten Lebenshauch angewendet, kindlich hoffend auf die seligste Jungfrau Maria, deren Schutz er stets sich anempfohlen und auf Sanct Augustinus, dessen flammendem Geist er so ehrfurchts-

voll gefolgt, unverzagt, in demüthiger und stiller Sanftmuth, dem Augenblick des Scheidens entgegen sah.

Gott sendete ihm einen überaus sanften Tod.

Er befand sich am elften Tage seiner letzten Krankheit, gegen Abend zumal, ganz besonders leicht und wohl, also, daß er nur mit Mühe zuließ, daß man bei ihm wachte. Sein Diener, an welchem eben die Reihe des Wachens war, saß zwischen ein und zwei Uhr Morgens am 17. Januar 1823, nichts Uebles besorgend, eine geraume Weile neben seinem Bett, keiner anderen Meinung, als daß der Kranke in einem sanften Schlummer läge, aus welchem er ihn nicht stören wollte. Da es ihm jedoch alsbald befremdend vorkam, daß er keinen Athemzug mehr vernahm, so rief er eiligst mehrere Personen herbei: allein es zeigte sich, daß jener vermeintliche Schlummer schon derjenige gewesen war, aus welchem die Seele zu einem anderen Leben erwacht. —

Die Leiche des Verschiedenen, in einem Zimmer seines ehrwürdigen und innigen Freundes, des hochwürdigen Herrn Pfarrers an der Hofkirche zum heiligen Augustin, feierlich ausgesetzt, ward von den Verehrern und Freunden des treuherzigen, eifrigen, in Worten mächtigen, in Belehrung und Bekehrung vielverdienten, im gesellschaftlichen Umgang und selbst in seinen Eigenheiten liebenswürdigen Mannes, zahlreich und ununterbrochen heimgesucht. Viele Thränen flossen bei diesen letzten Besuchen; Vornehme und Niedere, Feingebildete und Menschen aus den Arbeiter-Classen drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, ja nicht durch dieses Benehmen allein, sondern mit lauten Worten auch, vor allen Anwesenden, freimüthig zu bekennen, daß sie durch ihn wieder auf den Weg des Heils und zur Erkenntniß der christlich-katholischen Wahrheit geleitet worden seien. Jeder erbaute und erfreute sich an der ruhigen friedlichen Miene des wohlbekannten Angesichts, das ohne mindeste Verunstaltung oder Entstellung vielmehr ein frisches und heiteres Ansehen gewonnen hatte; bedeutsam genug, um in seinem ruhigen Ernste nach dem Tode noch ein nachdrucksvoller Prediger derselben Wahrheiten zu sein, die der Verblichene im Leben verkündet und erklärt.

Gleich groß erwies sich die Theilnahme eines zahlreichen und ansehnlichen Publikums bei der feierlichen Einsegnung der Leiche, welche Sonntags den 19. Januar in der genannten Kirche durch den Hochwürdigen Fürsten Alexander von Hohenlohe vorgenommen wurde.

Eine zahlreiche Geistlichkeit, worunter die Mitglieder der höhern Priesterbildungsanstalt, mehrerer Klöster und der Congre-

gation der Redemptoristen sich befanden, begleiteten den stattlichen Zug.

Am nächstfolgenden Tage wurde der Leichnam, den letztwilligen Verfügungen gemäß, in Enzersdorf am Gebirge, nach den feierlichen Exequien, von seinen Freunden und Schülern zu Grabe getragen, und neben dem Grabe seines geistlichen Vaters, Führers und Freundes, des seligen Paters Clemens Hofbauer zur Erde bestattet.

Die Inschrift, die er für seinen einfachen Grabstein sich erwählt hat, ist in dem beigedruckten Testamente des selig Verblichenen zu finden. — Er ruhe in Frieden; und seiner liebevollen Seele werde die Fülle der göttlichen Verheißungen zu Theil, die auf dieser Inschrift, nicht wörtlich angesetzt, sondern als Citat nur mit einem demüthigen Fragezeichen, ausgedrückt ist: Luk. 7, 47?!

Aus seinem Testamente folge hier im Auszuge Dasjenige, was den frommen Sinn des Abgeschiedenen so rührend kennzeichnet. Es lautet:

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes! Amen.

Erkläre ich Endesunterzeichneter beim vollen Gebrauche meiner Geisteskräfte, nach feierlicher Widerrufung meines zu Berlin im Jahr 1808 errichteten, bei einer öffentlichen Behörde daselbst hinterlegten Testaments, meinen letzten Willen dahin:

1. Empfehle ich meine arme Seele der unendlichen Barmherzigkeit ihres Schöpfers, Erlösers und Heiligmachers, und der mächtigen Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, und allen Heiligen Gottes, und hoffe von Gott die Gnade, in dem Glauben unserer Väter (dem christlich-katholischen nämlich), zu dem ich aus voller und wohlbegründeter Ueberzeugung, daß er der allein wahre sei, und ohne alle Nebenabsicht zurückgekehrt bin, getreu zu leben und zu sterben.

2. Wegen Beerdigung meines entseelten Leichnams stelle ich Alles der ehrwürdigen Versammlung zum allerheiligsten Erlöser anheim, deren Mitglied zu sein ich die Ehre habe, und setze dabei, außer dem Wunsche, daß mein Begräbniß möglichst einfach geschehen möge, nur noch Folgendes fest: ich will nämlich, daß ich

a) auf dem Friedhofe zu Maria Enzersdorf an der Seite meines hochverehrten väterlichen Freundes, des hochseligen Paters Clemens Maria Hofbauer, weiland Generalvicars des Redemptoristen-Ordens, beerdigt werde.

b) Daß das Oelgemälde meiner seligen Mutter, Louise Henriette Werner, aus dem weißlackirten Rahmen, worin es

befindlich, genommen, und nebst den drei Schattenrissen meines Vaters, meiner Mutter und meiner Cousine, zu meinem Leichname mit in den Sarg gelegt werden soll.

c) Auf meinem Grabe wünschte ich einen einfachen Stein, mit folgender Inschrift:

† Friedrich Ludwig Zacharias Werner,

Priester aus der Versammlung zum allerheiligsten Erlöser, geboren zu Königsberg in Preußen den 18. November 1768, zu Rom zum allein wahren allgemeinen Väterglauben zurückgekehrt den 19. April 1811, gestorben zu — — den — —

Gott sei dem armen Sünder gnädig!
Wanderer! bitte gütigst für seine arme Seele!
Lukas 7, 47. ?! —
(Unten eine zerbrochene Leyer.)

3. Sollen zum Troste meiner armen Seele in der Kirche bei Maria am Gestade (vulgo Maria Stiegen) zu Wien, fünfzig heilige Messen, wozu ich fünf und zwanzig, sage Zwanzig Fünf Gulden Silbermünze legire, gelesen werden. Außerdem soll auch noch Jahr aus Jahr ein, alle Woche einmal, in dieser oder irgend einer anderen der Redemptoristen-Versammlung noch etwa künftig anzuweisenden Kirche, für meine arme Seele eine stille, heilige Messe gelesen werden.

4. Dem Normalschulfond, dem Armenfond und dem Alumnatsfond vermache ich, und zwar jedem dieser Fonds, zehn Gulden in Silbermünze.

5. Sollen am Tage meines Leichenbegängnisses in den acht Pfarren der Stadt, und in den zwanzig Pfarren der Vorstädte Wiens, und zwar in jeder der acht Stadtpfarren dreißig Gulden und in jeder der zwanzig Vorstadtpfarren vierzig Gulden in Silbermünze unter die hilfsbedürftigsten Armen derselben, von den resp. Herren Pfarrern, mit Zuziehung ihrer Herren Armenväter, und zwar an jeden Armen gleich auf die Hand vertheilt werden, unter der jedem Empfänger aufzulegenden Verbindlichkeit, für meine arme Seele fünf Vaterunser und fünf Ave Maria zu beten.

6. Hat mein Erbe in den ersten Tagen nach meiner Beerdigung an zwanzig, der in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien befindlichen hilfsbedürftigsten Kranken und Krüppel hundert Gulden in Silbermünze auf folgende Art zu vertheilen, daß Jeder dieser zwanzig Kranken fünf Gulden baar zu eigner Verwendung auf die Hand erhalte, mit der Verbindlichkeit, für meine arme Seele fünf Vaterunser, fünf Ave Maria und den Glauben zu beten. — Eben

so soll auch mein Erbe einen gleichen Betrag von hundert Gulden Silbergeld an wahrhaft dürftige Hausarme, besonders an hilflose Wittwen, in Beiträgen der mehr oder mindern Armuth angemessen, baar auf die Hand vertheilen, wobei ich es jedoch seinem Gewissen anheimstelle, durch eigene Ueberzeugung sich die Gewißheit von der wahren Armuth der zu Betheilenden zu verschaffen.

7. Den Klosterfrauen zur heiligen Ursula in Wien vermache ich dreihundert Gulden Silbermünze, den Elisabethinerinnen in Wien dreihundert Gulden, den barmherzigen Brüdern in Wien dreihundert Gulden, dem Priesterkrankenhause hundert Gulden und den ehrwürdigen P. P. Kapuzinern in Wien hundert Gulden, und zwar alle diese Beträge in Silbermünze. — —

19. In die Schatzkammer der heiligsten Mutter Gottes zu Mariazell, der Mutter aller, und auch der vielen mir Unwürdigen, im Oesterreichischen zu Theil gewordenen geistlichen Gnaden, lege ich (wie weiland Justus Lipsius zu Loretto that, aber mit innigster, tiefster, dankvollster Beschämung, und mit der heißesten Bitte, daß die Mutter der Barmherzigkeit sich meiner vor dem strengen, unentrinnbaren, Alles entscheidenden Gerichtsmomente des Todes gnädigst annehmen möge meiner durch Schuld verwüsteten Seele) ein Hauptwerkzeug meiner Verirrungen, meiner Sünden und meiner Reue, meine Schreibfeder nämlich, symbolisch dadurch nieder, daß ich vorerwähnter Schatzkammer zu Mariazell, die mir von meines hochseligen Wohlthäters Königlichen Hoheit, dem verstorbenen Fürsten Primas v. Dalberg verehrte goldene Schreibfeder, nebst dem zu deren Behältniß dienenden, mit einem Solitär oben verzierten, unter aber mit den blau emaillirten Monatstagen und dem Buchstaben W. bezeichneten, und in einem abgenutzten, weiß gefütterten Futteral von rothem Maroquin befindlichen goldenen Crajon vermache. Zugleich bitte ich um Jesu Willen alle Christgläubigen, welche dieß mein Votivgeschenk künftig etwa beschauen sollten, auf's flehendlichste, gütigst für meine höchst hilfsbedürftige Seele zu beten, und beauftrage ich des Behufs meinen Erben ausdrücklichst und auf's gemessenste, sofort nach meinem Tode vorerwähntes goldenes Crajon, und darin steckende Feder, zugleich nebst einer wohlgeschriebenen, und leicht leserlichen vidimirten Abschrift dieses ganzen, obigen Gegenstand betreffenden Artikels neunzehn meines gegenwärtigen Testaments, der Hochwürdigen geistlichen Behörde zu Mariazell, mit dem ganz gehorsamsten Ersuchen zu übermachen, in der dortigen Schatzkammer, dem ihr legirten Votivgeschenke, die solches betreffende letzterwähnte Abschrift beiheften zu lassen, und, um Jesu Willen, diese meine dringende

Aufforderung an die Liebe und Barmherzigkeit meiner geliebten Mitchristen, den respectiven frommen Wallfahrern nach mehrbesagtem Gnadenorte, bei jeder sich ereignenden Gelegenheit gütigst vorzuzeigen.

22. Zu meinem Erben ernenne ich den Hochwürdigen Herrn Generalvicar der Versammlung zum allerheiligsten Erlöser, Pater Joseph Passerat, oder sollte er mein Erbe nicht sein können, oder wollen, den Hochwürdigen Herrn Rector eben dieser Versammlung, Pater Martin Stark, und sollte auch er mein Erbe nicht sein können, oder wollen, so soll die dermalen in Wien bestehende Congregation zum allerheiligsten Erlöser mein Erbe sein.

Ich schließe diesen meinen letzten Willen im Namen des Dreieinigen Gottes, und habe zur Bestätigung dessen diese Urkunde eigenhändig geschrieben, unterschrieben und untersiegelt.

Enzersdorf bei Wien, den 24. Juli 1822.

(L. S.) Friedrich Ludwig Zacharias Werner,
Priester und Redemptorist.

4. Dr. Alois Schlör, ein apostolischer Priester-Erzieher.

Am 2. November des Jahrs 1852 starb der ausgezeichnete Schriftsteller und hochwürdige Priester Alois Schlör, weiland Doctor der Theologie, fürstbischöflicher Consistorialrath und Spiritual des Priesterhauses zu Gratz. (Er war geboren zu Wien am 17. Juni 1805.)

In dem dritten Hefte der Predigten des Verstorbenen „Samenkörner des katholischen Glaubens“ schildert Dr. Joseph Büchinger in rührender Weise die letzten Stunden des Entschlafenen, die jeden Leser gewiß erbauen werden. — Der Berichterstatter erzählt:

Dr. Alois Schlör schien zu ahnen, daß das Jahr 1852 das letzte seines Lebens sein würde. Er hatte die Gewohnheit, die er schon im Wiener Alumnate Jemanden abgelernt hatte, wie er sein neues Directorium (Kirchenkalender) bekam, einen Wahlspruch, gleichsam als Leitgedanke für das ganze Jahr, auf das erste weiße Blatt zu schreiben.

So schrieb er in's Directorium 1850 den Spruch: „Jesus et Maria, sint mihi duces in via!“ (Jesus und Maria seien meine Führer auf dem Lebenswege!)

In jenem vom Jahr 1851 steht ein kleines Kreuz und die Umschrift: „Mein Herz an's Kreuz und das Kreuz in mein Herz!“ und unter dem Kreuze: „Ave crux, spes unica!“ (Sei gegrüßt, o Kreuz, du einzige Hoffnung!)

In dem vom Jahr 1852 steht der Name Jesus gezeichnet und A. M. (Ave Maria) — dann: „Statutum est hominibus semel mori!" Die 1. Jan. 1852. Al. Schlör. (Es ist den Menschen bestimmt, einmal zu sterben!)

Er sprach auch davon, daß er heute diesen Spruch sich gewählt; und als sein Freund meinte, es werde wohl noch nicht zum Sterben sein, blieb er in einem augenblicklichen Ernste etwas in sich gekehrt. *) —

Mit Anfang October klagte er öfters über Unwohlsein; doch da dieß nichts Ungewöhnliches war, achtete man nicht viel darauf. In der Woche zwischen dem 10ten bis 17ten jedoch fiel es auf, daß bei ihm nach der Bewegung im Freien, die ihn bisher immer gestärkt hatte und sehr wohlthätig auf seine Leberzustände wirkte, ein Uebelbefinden eintrat; er konnte auch nicht lange gehen. In der Nacht zwischen dem 17. und 18. October trat die erste gewaltige Störung des körperlichen Organismus ein; er fühlte einen ungewöhnlichen starken Andrang des Blutes zum Herzen, große Beängstigung, und konnte nicht schlafen, hielt jedoch Morgens noch die Betrachtung mit den Alumnen, und las die heilige Messe. In der Nacht zwischen dem 18ten und 19ten wiederholte sich noch heftiger der Anfall; mit vieler Mühe vollendete er Früh das heiligste Opfer. Wie sein Freund ihn besuchte, sagte er ihm gleich in ernster doch auch gefaßter Gemüthsstimmung: „Nun ist's Ernst, es kommt zum Sterben, der Wille des Herrn geschehe! Ich verlasse mich gar nicht auf meine Verdienste, sondern nur auf die Barmherzigkeit Gottes!" — Er erinnerte sich auch alsogleich, daß eine besonders fromme erleuchtete Seele, deren Gewissensrath er durch viele Jahre gewesen, vor ihrem Heimgang in's himmlische Vaterland vor zehn Jahren ihm gesagt habe: „„Er werde ihr in zehn Jahren nachfolgen."" — Noch an demselben Abend verlangte er die heiligen Sterbesakramente; „denn man müsse trachten," sprach er, „noch bei vollem Bewußtsein diese Heilsmittel der Kirche zum Troste und zur Erleichterung der Seele und des Leibes zu empfangen." — Im feierlichen Zuge aller Alumnen ward ihm das Allerheiligste aus der Domkirche gebracht. Mit innigster Andacht und tiefer Sammlung des Geistes empfing

---

*) Als er im Jahr 1852 auf den Wunsch des Hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Joseph Othmar die Exercitien für die Priester aus der Seckauer und Leobner Diöcese hielt, lud er nach der Betrachtung — „vom Tode" — die Versammelten ein: Ein Vaterunser zu beten für Denjenigen, der von den Anwesenden der Erste — sterben werde. — Er war es selbst, für den gebetet wurde!

er die Wegzehrung, darauf die letzte Oelung, und bemühte sich mit dem Priester die vorgeschriebenen Gebete mitzubeten. Am Schlusse hielt er noch eine herzliche Ansprache an die Alumnen, die unter lautem Schluchzen die letzten Worte ihres geliebten geistlichen Vaters vernahmen, und gewiß durch ihr ganzes Leben bewahren werden. Einige schrieben sich dieselbe nach ihrem Gedächtnisse auf, und sie lautet: „Ich danke Ihnen herzlich für den letzten Liebesdienst, den Sie mir erwiesen; es war ja der größte, denn Sie haben mir Jesum Christum im Sakramente gebracht. Eines freut mich, besonders jetzt, daß ich ein Kind der katholischen Kirche bin, welche die einzig wahre ist, und daß mir Gott die Gnade giebt, in dieser Kirche zu sterben. Auch freut es mich, und hat mich immer gefreut, daß mich der Herr zum Priester dieser Kirche gemacht; denn das Priesterthum ist eine große Würde, ein schöner Beruf. Auch Sie, ehrwürdige Brüder! sind schon Priester oder wollen Priester werden; trachten Sie nur gute Priester zu sein, oder zu werden, denn es ist wohl Niemand unglücklicher, als ein schlechter Priester. Beherzigen Sie Alle meine gut gemeinten Worte und Lehren, die ich als Spiritual Ihnen vorgetragen, und die ich jetzt gleichsam alle noch einmal wiederhole. Ich habe immer aus Ueberzeugung gesprochen; ich habe nie geheuchelt, das können Sie mir wohl jetzt in diesem ernsten Momente des Sterbens glauben. Wenn gleich die Rechenschaft, die ich als Priester werde geben müssen, schwer sein wird, da ich auf kein einziges gutes Werk, das ich zu verrichten glaubte, vertrauen kann, indem ich sehe, daß Alles nur unvollkommen ist, so ist doch mein einziger Trost, weil Derjenige, der mein Richter sein wird, auch mein Erlöser ist. Und von der Barmherzigkeit Gottes hoffe ich zuversichtlich Verzeihung meiner begangenen Sünden. Beten Sie, geliebte Brüder! für mich nur um dieses Einzige, daß ich meinen Willen ganz dem Willen Gottes unterwerfe.“ — Noch ermahnte er sie zur wechselseitigen Liebe und zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten. — Man erkennt aus dieser längeren Ansprache, wie stark sein Geist noch mitten in der körperlichen Schwäche und Beklemmung war. Diese Klarheit und Stärke des Geistes zeigte sich auch fortwährend bis zu den letzten paar Tagen, wo er in übergroßer Erschöpfung mehr schlummernd dahinlag, jedoch wie er etwas Religiöses vernahm, sogleich wieder zu sich kam und klar beantwortete. Sein Sterbebett war uns eine wahre Schule der Erbauung. Er ließ seinem Oberhirten Joseph Othmar, der gerade in Wien war, den innigsten Dank melden für alle ihm erwiesene Liebe, eben so seinem ersten Führer im geistlichen Leben, dem Wiener Weihbischof Franz Zenner, und

seinem Freunde dem Domherrn Joseph Columbus. Für den edlen Beförderer des geistigen Aufschwungs in Ungarn, den Fürst-Primas Johann von Scitovßky, fühlte er gleichfalls zum kindlichen Danke noch in seinen letzten Augenblicken sich verpflichtet. Auch ließ er allen Beichtvätern, die ihm während seines Spiritualamts im Priesterhause treulich und mit Aufopferung in seiner Pflichterfüllung ausgeholfen haben, den herzlichsten Dank sagen, und dem gesammten Clerus, für den er so gern gearbeitet, seinen liebevollen Abschiedsgruß melden und für sich um das Gebet bitten; er habe immer die vielen wahrhaft frommen Priester geschätzt und geliebt, die es mit ihrem heiligen Stande redlich meinen. —

Während seines ganzen Krankenlagers war ihm das Tröstlichste die tägliche Kommunion und das Beten. Sein Brevier betete er bis zwei Tage vor seinem Tode, theils selbst, theils ließ er sich's vorbeten, und man sah es ihm an, welche Stärke er für seinen Geist daraus schöpfte. Dann waren es die Bußpsalmen, in denen er mit David um Erbarmen rief; den 117. Psalm: „Danket dem Herrn, denn er ist gut!“ u. s. w. hörte er besonders gern; die Litaneien vom heiligsten Namen Jesus, von der seligsten Jungfrau, von der schmerzhaften Mutter, von allen Heiligen, ließ er sich oft vorbeten. Sonst betete er in der Stille für sich seine Gebete und alle Tage den Rosenkranz, und sagte auch: „Ich danke Gott, wenn ich zuweilen von Schmerzen mehr frei bin, weil ich da klaren Geistes mich zum Sterben besser bereiten kann — vor mir mein Crucifix und meinen Rosenkranz, womit ich auch begraben werden will!“ — „In den Schmerzen ist es schwerer beisammen zu sein; ich kann wohl da sagen: Mein Gott! mein Jesus! aber ich kann weniger dabei denken; jedoch,“ fügte er hinzu, „im Himmel wird's gut sein!“ — Er litt viel, und wenn die Schmerzen ihn mehr überfielen und er aufseufzen mußte, so fürchtete er, daß er Gott durch Ungeduld beleidigt habe. Einmal seufzte er: „Ach weh!“ doch corrigirte er sich gleich, und sagte: „Ich sollte vielmehr sprechen: o ja! wie eine Heilige es gesagt und sich in Gottes Willen ergeben hat.“ — Oefters betete er im Schmerz: „Herr, komme bald!“ doch auch dieß rechnete er sich zu einem Fehler, als wollte er Gott drängen, ihn bald zu sich zu nehmen; er müsse ja noch leiden. — Ein anderes Mal sagte er: „Er hätte es noch nicht so weit gebracht, Gott um mehr Leiden bitten zu können; das Leiden thue weh, und die Natur sträube sich dagegen, aber man müsse bereit sein, Alles aus der Hand Gottes anzunehmen, wie er es schickt; es ist besser, durch Leiden noch etwas abzubüßen.“ — Einmal lag

er in großer Hitze dahin; er äußerte sich: „es komme ihm vor, es sei keine gewöhnliche Hitze, als sei's das Fegefeuer. Uebrigens," fügte er bei, „die Palmen gedeihen am besten in der Schwüle, und Palmen kann der Geistliche in der Schwüle des Beichtstuhles, der Kanzel, der Krankenstube erringen; und der kranke Geistliche kann sich die Palme auf seinem heißen Krankenlager verdienen." — Wie er so hart gelegen, tröstete er sich: „Mein Jesus ist noch härter gelegen; ich habe doch einen weichen Polster, mein Heiland mit der Dornenkrone konnte nirgends sein Haupt ohne den größten Schmerz anlehnen!" — Als man ihm sagte, daß viele Menschen von allen Ständen sich um sein Befinden erkundigen und die innigste Theilnahme zeigen und für ihn beten, sagte er: „Es freue ihn dieß nur deßwegen, weil von vielen frommen Seelen Gott dabei geehrt und gepriesen werde; — Gott führe verschiedene Gelegenheiten herbei, wo der Mensch in allerlei kleinen Dingen Gottes= und Nächstenliebe üben könne." — Und wie verklärt redete er noch weiter für sich hin: „wie gerade diese Tugenden, in scheinbar kleinen Dingen geübt, dem Herrn so wohlgefällig sind; diese Blümlein und Röslein, die am Fuße des Kreuzes wachsen, haben vor Gott, der nur auf das Herz schaut, großen Werth; wie viele Verdienste könnte sich der Mensch sammeln, wenn er alle die täglichen Kleinigkeiten mit dem aufopfernden Blicke gegen Gott heiligen würde." — Man sieht, wie sein Geist auch während der körperlichen Leiden mitten in den Betrachtungen gleichsam gefangen lag.

Er fürchtete sich vor einer längeren Agonie und bat, man möge ihm da Akte des Glaubens, der Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, der Liebe vorbeten, besonders aber Akte der Demuth; denn er habe selbst Nichts aufzuweisen, er sei nur ein armer Sünder und vertraue allein auf die Barmherzigkeit Gottes. Diese Demuth zeigte er in seinem ganzen Leben, so auch auf seinem Krankenbett; als ein Priester, den er als sein Beichtkind liebte, eigens vom Land in die Stadt kam, um seinen geistlichen Vater noch einmal zu sehen und dessen Segen zu empfangen, wollte der demüthige Kranke ihn nicht früher segnen, bis der Priester ihn zuvor auf dessen Bitte gesegnet hatte. (Aehnliches fällt mir von dem frommen in Gott ruhenden Wiener Prälaten an der Stephanskirche, Franz Schmid ein, der, wenn er von einem Priester, auch von einem jungen — um den Segen gebeten wurde, zuerst als Greis demüthig sich niederkniete und um den Segen bat, dann erst dem geistlichen Mitbruder seinen Segen gab.) —

Am Sonntage, den 24. October Nachmittags, als man ihn erinnerte, daß jetzt die braven katholischen Männer, die zur

Befestigung des wahren Glaubens und der Liebe sich enger aneinander geschlossen, heute sich in der Pauluskirche versammeln und für ihn beten würden, war er sogleich erheitert und ließ ihnen danken und sagen: „es habe ihn immer gefreut, in der Mitte so vieler guter und frommer Katholiken, die ihren Glauben so entschieden bekennen, sich einzufinden; sie mögen nur standhaft ausharren bis an's Ende. Er sehe den Paulus-Verein als ein schönes Pflänzchen an im Garten Gottes, woran der Herr gewiß sein Wohlgefallen habe, so lange sie ihrem ernsten Zwecke treu bleiben, das gläubige Familienleben festhalten und zu verbreiten suchen; und wenn sie auch nicht mit glänzenden Werken nach Außen der Welt imponiren, so mache es nichts in den Augen Gottes; denn Gott werde geehrt im Kleinen wie im Großen." — Er empfahl ihnen noch die Sorge für die Waisenkinder im Paulinum, auf welchem Institute der Segen Gottes, wie er sagte, ruhe. —

Noch in den zwei letzten Tagen der gänzlichen Erschöpfung war sein Geist stets in Gott versenkt. — In der vorletzten Nacht fing er wie im Traum an, eine Betrachtung über die Priesterwürde zuerst deutsch, dann lateinisch zu halten; es kam ihm vor, als habe er eine Schaar Priester vor sich. — In der Nacht seines Hinscheidens, wo ein Karmeliter-Priester bei ihm wachte, begehrte er auf einmal um drei Uhr Morgens seinen guten Freund zu sehen; als dieser kam, hieß er leise ihn neben sich setzen, konnte jedoch kaum einige Worte vorbringen; der liebende Blick der brechenden Augen als letzter Abschiedsblick sollte die Sprache ersetzen. „Keine Ruhe hier! keine Ruhe!" — sprach er noch leise, nachdem er kurz vorher sein demüthiges Gottvertrauen ganz deutlich in lateinischer Sprache bekannte: „Mea merita vereor, sed confido in merita Christi — ich fürchte meine Verdienste, vertraue aber auf die Verdienste Christi!" — Er legte sich sodann auf die rechte Seite, wo vor ihm auf der Wand sein Crucifix hing, und schien einzuschlummern; bald wurde das Athmen immer leiser und leiser, man gab ihm die brennende Sterbekerze in die Hand, betete die Sterbegebete nach dem Rituale, — zweimaliges tieferes Athmen, und am 2. November, am Allerseelentage, gegen halb vier Uhr Morgens kehrte seine edle gottbegeisterte Seele zu ihrem Schöpfer zurück, um den ewigen Lohn der Treue im Himmel zu empfangen. — —

Wie hochgeehrt der Verstorbene, obgleich er immer ein mehr zurückgezogenes Leben führte, in der Stadt war, zeigte die allgemeine Theilnahme bei der Todeskunde, und die langen Reihen von Priestern und Laien, von Männern und Frauen aller Stände, die

dessen sterbliche Hülle zur Ruhestätte in den Friedhof von Sanct Peter im andächtigen Gebete begleiteten, gaben offenes Zeugniß, welchen Werth die Gläubigen auf das gesegnete, weit ausgedehnte Wirken des ausgezeichneten Geistesmannes legten. Unseren Augen entrückt, wird er unter uns fortleben in seinen vielen, mit würdevoller Klarheit und Salbung verfaßten Schriften, und die Erneuerung des Geistes im Clerus, und durch diesen im katholischen Volke, wird mit der Gnade des Herrn die reichlichsten Früchte noch für unsere Nachkommen tragen. „Morimur tempori, vivimus aeternitati! Sterben wir der Zeit, leben wir der Ewigkeit!" —

Zum Schlusse führen wir aus der Sammlung seiner Gedichte Eines als den vollkommenen Ausdruck seiner schönen Seele an:

Mein Trisagion.

Heilig, heilig, heilig,
Heilig, dreimal heilig:
Demuth, Unschuld, Liebe!
Grad führt meine Bahn
Zu dem Himmel 'nan,
Wenn ich diese übe.

Tiefer muß ich graben,
Soll ich einst erhaben
Meine Tugend schauen;
Drum will ich, recht klein,
Meine Größ' allein
Auf die Demuth bauen.

Rein sei meine Seele,
Daß sie Gott erwähle,
Für des Himmels Räume;
Frei von schnöder Lust,
Nähre meine Brust
Nur der Unschuld Keime.

Gott mein Herz muß schlagen,
And'rer Fehler tragen,
Soll es ihm gefallen;
Drum will ich voll Gluth,
Doch gen And're gut,
In der Liebe wallen.

Heilig, heilig, heilig,
Heilig, dreimal heilig:
Demuth, Unschuld, Liebe!
Grad führt meine Bahn
Zu dem Himmel 'nan,
Wenn ich diese übe. —

5. Pater Bonaventura, Guardian des Kapuziner-Klosters zu Mainz.

Richard Freiherr von Ketteler, aus dem ehrwürdigen Hause wahrhaft frommer und gottesfürchtiger Eltern stammend, und im heiligen katholischen Glauben gründlich unterrichtet, verließ, von der innigsten Liebe zum Heiland und dessen heiliger Kirche gezogen, gleichzeitig und gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Wilhelm Emanuel *) den Dienst der Welt, um zu dem heiligsten Kriegsdienst überzutreten. Er wurde Priester. Und der Priester trat später in den Kapuziner-Orden.

*) Wilhelm Emanuel wurde am 25. Juli 1850 zum Bischofe von Mainz im Dome daselbst geweiht und inthronisirt.

Ueber dieses Ereigniß berichtete damals unter'm 14. Juni aus Münster die zu Köln erscheinende „Deutsche Volkshalle“: Vor einigen Tagen nahm der bisherige Pfarrer von Hopsten, Richard Freiherr von Ketteler, Abschied von Westphalen, um seine Reise nach Tirol zu den Kapuzinern anzutreten. Vor ungefähr zwölf Jahren stand er noch als Offizier bei den blauen Husaren in Düsseldorf; er nahm seinen Abschied, studirte, trat in das Priesterseminar zu Münster, ward Kaplan, dann Pfarrer, ging mit den Soldaten aus Westphalen als Seelsorger nach Holstein und Jütland, ritt kühn mitten im Kugelregen mit der Stola bekleidet an ihrer Seite, half auf dem Schlachtfelde den Verwundeten und Sterbenden, ward Ritter des Königlich preußischen rothen Adlerordens, sollte zum Propste zu Berlin ernannt werden und gab zur Antwort: „Ich werde ein armer Kapuziner!“ — Bei seinem Abschied als Offizier ließ Einer seiner Vorgesetzten die bittere Bemerkung fallen: „„Ihre Aussicht im geistlichen Stande ist nicht günstig, denn der Erzbischof von Köln ist noch jung!““ und er gab zur Antwort: „Sie haben meine Beförderung nicht zu fürchten, denn ich will **so** katholisch leben, daß ich bei dem jetzigen System niemals eine *Persona grata* werde; — ich verlange nichts, als den Himmel von der Barmherzigkeit Gottes!“ — Durch seinen Eintritt in das Noviziat der Kapuziner hat er seine damalige Aussage bestätigt. In der letzten Zeit las er fleißig das Leben des heiligen Gottfried, Grafen von Kappenberg, der mit seinem Bruder Otto zur Zeit des heiligen Norbertus so viel für Westphalen gewirkt. Nach ihrem Beispiele verlangte er alles Besitzthum der Welt abzustreifen. — In unserer materiellen und durchaus selbstsüchtigen Zeit gereicht uns ein solcher Entschluß und seine feste Ausführung zu desto größerer Freude. — Gott wird's lohnen! —

Ueber die zu Klausen in Tirol am 27. Juli 1852 geschehene Profeßablegung des ehrwürdigen Paters Bonaventura berichtete die „Tiroler Zeitung“ das Folgende: Zuerst erschienen im Presbyterium die Verwandten des Hochwürdigsten Bischofs, edle Herrn und Grafen, zarte Jünglinge und Männer, Rittern der Vorzeit an Gestalt und Haltung gleich, und knieten in den Betstühlen nieder. Andere namhafte Gäste waren der Kreispräsident und zwei Kanoniker von Brixen. Es kam der Bischof von Mainz, Alle überragend, mit seinem Ceremoniarius, dem jungen Grafen von Galen; hinter ihnen Mönche in Levitentracht, der eine von ihnen Pater Bonaventura. Im Chor waren die Musi-

kanten und Sänger, unter ihnen viele edle Damen und Jungfrauen, voll Eifer, Gott mit ihren lieblichen Stimmen zu loben. Der Hochwürdigste Bischof sah unbeschreiblich ernst, fast wehmüthig aus und so durchdrungen von der Gewalt mächtiger Gefühle, daß Freud' wie Leid erschien. Pater Bonaventura dagegen trug das Haupt fröhlich erhoben, die Augen blickten klar und Alles übersehend; sein Ausdruck war wie Eines, der in Gefahr und ernstem Wagspiel gewohnt ist, Herz und Miene in strenger Hut zu halten, so daß er nicht die Hauptperson, sondern nur ein unbefangener Zuschauer schien. Mit kindlicher Aufmerksamkeit beachtete er jede Bewegung seines erhabenen Bruders, und half ihm die Meßgewande anlegen. Es war ein wunderbarer Contrast: der Bischof, von gewaltigen Empfindungen tief innerst erregt, so daß er betend beinahe einem Sterbenden glich, und die fröhliche Leichtigkeit und anscheinende Ruhe des Anderen, der Alles überschaute, und mit Zeichen und Winken das Nöthige ordnen half. Der Hochwürdigste Bischof sang, auf den Thron sich niederlassend, das pax vobis, ertheilte dann vom Altar aus den sakramentalischen Segen, und begann das heilige Meßopfer. Das Evangelium sang der Pater Bonaventura, so laut er irgend konnte, während draußen die Böller krachten. Nach dem Amt fand die Profeß Statt, welche er vor dem Exprovinzial, Pater Ignatius, ablegte. Darnach näherte er sich dem Sitze, auf welchem der Hochwürdigste Bischof in vollem Ornate thronte, und drückte niederkniend einen langen Kuß auf die theuere, mit dem Kreuz bezeichnete und mit Handschuhen bekleidete brüderliche Rechte. Die dann folgende Predigt des Bischofs begann mit den Worten des Magnificats: „Der Herr hat Großes an mir gethan!" Man sah und hörte einen durch Christum wiedergeborenen Mann, der in der ganzen Macht göttlicher Gnade mit natürlicher Hoheit und Anmuth wieder gab, was sein edles Herz durchströmte und bewegte. —

Die zu Mainz erscheinende religiöse Zeitschrift „der Katholik" (im Januarheft 1855) bemerkt über das weitere strebsame und segensreiche Wirken des Paters Bonaventura, der indessen Klausen verlassen: „Nach kurzem Aufenthalt im Kapuzinerkloster zu Werne in Westphalen gründete er in Mainz, von einer Bestimmung seiner Ordensregel Gebrauch machend, mit einer kleinen Zahl gleichgesinnter Brüder ein Kapuzinerkloster, worin die Regel des heiligen Franz in ihrer ursprünglichen Strenge, ohne Benutzuug der dem Orden ertheilten kirchlichen Dispensen, gehalten werden sollte. Mit großem Seeleneifer und Geisteskraft und mit den letzten Kräften seines von unheilbarer Krankheit ergriffenen Lebens wirkte

er in diesen letzten Jahren in Westphalen und am Niederrhein, vorzüglich aber in der Diöcese Mainz durch Predigten, Missionen und im Beichtstuhle, gleichsam um auch nicht den kleinsten Theil von der kurzen Zeit zu verlieren, wo es für ihn noch Tag war zu wirken. Mit vollkommener Geduld ertrug er die Schmerzen seiner qualvollen Krankheit — Halsschwindsucht; — nie legte er das arme Bußkleid des heiligen Franz ab; er bereitete sich auf's Gründlichste auf den Eintritt in die Ewigkeit vor. Als die letzten Kräfte seines starken und stattlichen Körpers aufgezehrt, war sein Geist noch so fest und heiter, wie immer im Leben. So starb er, nachdem er erst einige Tage zu Bett gelegen, als ein echter Jünger des heiligen Franz auch gar erbaulich." —

Die Mainzer „Katholischen Sonntagsblätter" theilten den hier folgenden Brief eines nahen Angehörigen dieses wahren Ordensmannes mit, der die letzten Augenblicke desselben mit den Worten schildert:

Assen, am 3. Januar 1855.

„Der liebe Gott hat der Krankheit des guten Paters ein Ende gemacht und ihn heute Morgen durch einen sanften und seligen Tod zu sich genommen. Bereits gestern Abend fingen die Beängstigungen an, sich stärker einzustellen, waren jedoch nur von kurzer Dauer und schon hofften wir, die Nacht würde ohne Störung vergehen, als heute Morgen gegen fünf Uhr der herannahende Tod sich immer entschiedener ankündigte. Der liebe Kranke fing nämlich stark an zu röcheln, das Athmen wurde immer beschwerlicher. Wir wurden nun Alle zusammengerufen und knieten uns um sein Bett und in die Nebenzimmer. Als ich kam (nämlich der Schreiber dieses Briefes), kniete ich mich vor ihm nieder und er gab mir die Hand, um für dieses zeitliche Leben Abschied zu nehmen. Bald darauf wurde die Sterbekerze angezündet und Pater Bonifazius begann die Commendatio animae zu beten, während die Agonie fortdauerte. Es schien, als wollte die kräftige Natur des Paters sich noch einmal mit aller Stärke geltend machen. Leise und kaum verständlich sprach er noch ein paar Worte, in denen er von meinem Vater und von seinem ältesten Bruder Abschied nahm und seinen Segen gab. Einigemal bat er auch, daß man seine Lippen und seinen Mund etwas befeuchten möge, sonst lag er ruhig und betete mit, was Pater Bonifazius ihm vorsagte, und neigte mehrmals das Haupt zum Zeichen des Einverständnisses, wenn Pater Bonifazius ihn zur Ergebung und Geduld im Leiden mahnte. Auch küßte er wiederholt das ihm vorgehaltene Kreuz. Einmal auch äußerte er: „„Mir scheint, es will gar nicht voran!"" — Weil

der Todeskampf so lange dauerte, wurde in der Kapelle zweimal das heilige Meßopfer dargebracht. Ungefähr eine Stunde vor seinem Tode sagte er: „„Jetzt wird's Ernst!““ — Bald darauf wurde der Athem viel leiser, das heftige Röcheln hörte auf, der liebe Heiland nahte, um seinen treuen Diener zu den ewigen Freuden abzuholen. — Das Kreuz wurde ihm in die Hand gegeben, in der er auch schon den Rosenkranz hielt; und während wir auf den Knieen lagen und die Barmherzigkeit Gottes für ihn anriefen und Pater Bonifazius, nachdem er ihn mit Weihwasser besprengt und die Absolution ertheilt, den Namen Jesus mehrmals über ihn ausgesprochen, entschlief er sanft und ruhig gegen halb neun Uhr; so sanft, daß Viele der Umherknienden es gar nicht merkten; und erst, als Pater Bonifazius das: „„Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!““ betete, erkannten, daß seine Seele den Leib verlassen und vor das Angesicht Gottes getreten sei. — Möge sie einen gnädigen und barmherzigen Richter gefunden haben und die liebe Mutter Gottes ihn in die ewigen Freuden einführen! — — So gnädig und liebevoll hat der liebe Gott den guten Pater seinem Ende zugeführt! — Gleich nach seinem Tode brachte auch der Pater Bonifazius das heilige Opfer für den lieben Todten dar, und hoffen wir, daß dieses ihn von den ihm vielleicht noch anklebenden Makeln gereinigt und in die Anschauung Gottes und in die Freuden des Himmels ohne Zögern eingelassen hat! — Aus dem Gesagten erhellt, daß der liebe Pater das volle Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke behalten und mit klarer Erkenntniß und freudiger Ergebung sein so liebevoll von Gott geleitetes Leben beschlossen hat!“ — —

In der Kapelle des Kapuzinerklosters zu Mainz haben alsbald die feierlichen Exequien für dessen verstorbenenen Guardian, den Pater Bonaventura, Statt gefunden.

Auch die Nachbargemeinde Kostheim hat in einer sie höchlichst ehrenden Weise die Gelegenheit wahrgenommen, gegen den Verstorbenen ihre Dankbarkeit für die im Frühjahr 1854 dort abgehaltene, gar segensreich nachwirkende Mission abzustatten, indem sie mit allem ihr zu Gebot stehenden Pomp ein Seelenamt für ihren verstorbenen Wohlthäter veranstaltete. Zahlreich, wie an den höchsten Festtagen, versammelten sich am 8. Januar um sieben Uhr Morgens die Bewohner in der sinnreich verzierten Kirche. Der trefflich eingeübte Kirchengesangverein sang das Requiem. Der Katafalk, nebst den priesterlichen Insignien, Kelch und Stola, mit einer Lilie geschmückt, war mit grünen Bäumen und großen Kerzen umstellt, und weißgekleidete Kinder mit Kerzen standen um denselben

her. — Möge der Verstorbene bei Gott bitten, daß der gute Same, den er in dieser trefflichen Gemeinde ausgestreut, für alle Zeiten ausdauernde Früchte tragen möge! —

---

468. Das Todtenhemdchen.

(Ein altes deutsches Hausmährchen.)

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß Niemand es ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als Alles auf der Welt.

Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde, und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten, und weinte Tag und Nacht.

Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind Nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden.

Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett, und sprach: „Ach, hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen!“

Da erschrack die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr.

Und in der anderen Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen, und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruh' in meinem Grabe!“

Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid, und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen. —

Alles zur größern Ehre Gottes!

Hungari, Anton,

Katholischer Anekdoten-Schatz zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stä
nde

Bd.: 2

Frankfurt am Main 1855